
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817



ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. ERNST HÖPFNER
PROVINZIALSCHULRAT IN KOBLENZ

UND

DR. JULIUS ZACHER
PROF. A. D. UNIVERSITÄT ZU HALLE

FÜNFTER BAND

HALLE

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES

1874

VERZEICHNIS DER BISHERIGEN MITARBEITER.

Prof. dr. Arthur Amelung in Freiburg. †
Prof. dr. G. Andresen in Bonn.
Prof. dr. Aug. Anschütz in Halle.
Director prof. dr. J. Arnoldt in Gumbinnen.
Gymnasiallehrer dr. Richard Arnoldt in Elbing.
Professor Bauer in Freiburg i. B.
Gymnasiallehrer dr. E. Bernhardt in Erfurt.
Schulrat dr. H. E. Bezzenberger in Merseburg.
Dr. A. Bezzenberger, privatdocent in Göttingen.
Director dr. Ludw. Bossler in Weissenburg.
Realschullehrer dr. Boxberger in Erfurt.
Dr. J. Brakelmann in Paris. †
Prof. dr. H. Brandes in Leipzig.
Franz Branky, lehrer an der k. k. lehrerausbildungsanstalt in Wien.
Dr. W. Braune in Leipzig.
Prof. dr. Sophus Bugge in Christiania.
Prof. dr. W. Crecelius in Elberfeld.
Prof. dr. Berthold Delbrück in Jena.
Dr. Dittmar in Magdeburg.
Dr. B. Döring in Dresden.
Oberlehrer Friedr. Drosihn in Neustettin. †
Gymnasiallehrer dr. Osk. Erdmann in Graudenz.
Archivar dr. E. Friedländer in Aurich.
Dr. Hugo Gering in Halle.
Professor dr. Ge. Gerland in Halle.
Gymnasiallehrer dr. Gombert in Königsberg i. d. Neum.
Redakteur H. Gradl in Eger.
Dr. Justus Grion, director des lyceums in Verona.
Oberlehrer dr. Haag in Berlin.
Pfarrer dr. Th. Hansen in Lunden i. Dithmarschen.
Dr. Ignaz Harczyk in Breslau.
Director prof. dr. W. Hertzberg in Bremen.
Prof. dr. Moriz Heyne in Basel.
Dr. Karl Hildebrand, privatdocent in Halle.
Prof. dr. Rud. Hildebrand in Leipzig.
Prof. Val. Hintner in Wien.
Schulrat dr. Ernst Höpfner in Koblenz.
Dr. R. Holtheuer in Delitzsch.
Oberlehrer dr. Oskar Jänicke in Berlin. †
Dr. E. Jessen in Kopenhagen.
Dr. F. Jonas in Arolsen.
Dr. Friedr. Keinz, k. staatsbibliothek-secretär in München.
Prof. dr. Adalbert von Keller in Tübingen.
Buchhändler Alb. Kirchhoff in Leipzig.
Dr. Karl Kinzel in Berlin.
Prof. dr. C. Fr. Koch in Eisenach. †
Gymnasiallehrer dr. Artur Köhler in Dresden. †

Bibliothekar dr. Reinhold Köhler in Weimar.
Dr. Eugen Kölbing, privatdocent in Breslau.
Director prof. dr. Adalbert Kuhn in Berlin.
Dr. Ernst Kuhn, privatdocent in Leipzig.
Geh. reg. r. prof. dr. Heinrich Leo in Halle.
Staatsrat dr. Leverkus in Oldenburg. †
Prof. dr. Felix Liebrecht in Lüttich.
Oberlehrer dr. Aug. Lübben in Oldenburg.
Prof. dr. J. Mähly in Basel.
Prof. dr. Ernst Martin in Prag.
Prof. dr. Konrad Maurer in München.
Dr. Elard Hugo Meyer, lehrer an der handelsschule in Bremen.
Prof. dr. Leo Meyer in Dorpat.
Prof. dr. Theodor Möbius in Kiel.
Prof. dr. G. H. F. Nesselmann in Königsberg.
Oberlehrer dr. J. Opel in Halle.
Pastor Otte in Fröhden.
Prof. dr. H. Palm in Breslau.
Prof. dr. H. Paul in Freiburg.
Gymnasiall. dr. R. Peiper in Breslau.
Director dr. C. Redlich in Hamburg.
Prof. dr. Karl Regel in Gotha.
Dr. Al. Reifferscheid, privatdoc. in Bonn.
Dr. Max Rieger in Darmstadt.
Prof. dr. Ernst Ludw. Rochholz in Aarau.
Prof. dr. Heinr. Rückert in Breslau.
Staatsrat dr. A. v. Schiefner in Petersburg.
Prof. dr. A. Schoenbach in Graz.
Prof. dr. Richard Schröder in Würzburg.
Gymnasiallehrer dr. J. W. Schulte in Sagan.
Prof. dr. Schweizer Sidler in Zürich.
Prof. dr. E. Steinmeyer in Strassburg.
Prof. dr. A. Stern in Bern.
Gymnasiallehrer dr. B. Suphan in Berlin.
Gymnasiallehrer dr. R. Thiele in Halle.
Prof. dr. Ludwig Tobler in Bern.
Prof. dr. S. Vögelin in Zürich.
Prof. dr. Wilhelm Wackernagel in Basel. †
Gymnasiallehrer dr. Wegener in Treptow a. d. Rega.
Prof. dr. Karl Weinhold in Kiel.
Franz Wieser in Innsbruck.
Dr. E. Wilken, privatdocent in Göttingen.
Oberlehrer dr. E. Wörner in St. Afra bei Meissen.
F. Woeste in Iserlohn.
Dr. R. Wülcker, privatdocent in Leipzig.
Prof. dr. Julius Zacher in Halle.
Prof. dr. J. V. Zingerle in Innsbruck.
Prof. dr. J. Zupitza in Wien.

INHALT.

Vermischtes:

Litteratur:

ZUR CHARAKTERISTIK DES WOLFRAMSCHEN STILS.

Wolfram von Eschenbach war ein dichter von der grösten geistigen begabung. Keines der muster, die er kante, reizte ihn zur nachahmung, weil keins an sein dichterisches talent heran reichte. Daher wurde er ein original im vollsten sinne des worts. Er kante keine schranken, denn es war niemand, der sie ihm setzte; er kante keine rücksicht, denn es gab keinen, der sie ihm abzwang.

Und doch erkent er Heinrich von Veldecke als seinen meister an (Wh. 76, 22). Der war es denn auch in der tat, die wurzel der höfischen epik (Gottfr. 120, 6 fgg.), welcher ausser Gottfried von Strassburg unsre beiden bedeutendsten mittelhochdeutschen dichter, Wolfram und Hartmann entsprossten. Aus seiner Eneit haben sie ihre erste kraft gezogen, durch sie ihre erste anregung erhalten, um sich alsbald, ihre abstammung verleugnend, zur höchsten blüte zu entfalten.

Aber wie verschieden! Freilich waren ja auch die persönlichkeiten einander im höchsten grade ungleich. Während daher der eine, nachdem er seine kräfte an einer jugendarbeit gestählt, in seinem letzten grossen werke zu einer eleganz in darstellung und sprache gelangt, wie sie das mittelalter nie mehr gesehen, erringt der andre „durch seine tiefe des sinnes und dichterischen denkens“ [1] und durch die geistvolle ausführung den preis. „Allein wenn auch in Wolfram von Eschenbach durch die schärfste eigentümlichkeit und die höchste poetische gabe unter den gleichzeitigen die idee der kunstmässigen erzählenden poesie dieser zeit am herrlichsten erschienen ist, so kann es uns doch nicht erstaunen, dass Hartmann von Aue neben ihm zwar nicht mehr bewundert, aber offenbar mehr geliebt worden ist, weil er die allgemeine anschauungsweise der zeit nur mit der leisen färbung einer höchst anmutigen poetischen individualität darstellte.“ [2] Es muste schon den zeitgenossen nicht leicht sein oder ihrem geschmacke nicht entsprechen, „dem rascheren gange des gewanten und vielseitigen dichtergeistes“ zu folgen. Man denke an Gottfrieds urteil (117, 21 fgg.), der den Hartmann lobt, wäh-

1) Wackernagel Literaturgesch. p. 197.
2) Lachmann über den Eingang des Parzival.

rend er für die schwierige und ruhelose darstellung im Parzival nur spott hat. Wolfram sagt ja selbst Wh. 237, 11:

mîn tiutsch ist etswâ doch sô krump,
er mac mir lîhte sîn ze tump,
den ichś niht gâhs bescheide.

Und er hat recht, wenn er sagt: *mîn tiutsch.* Denn es ist wirklich nicht nur seine art zu erzählen ungewöhnlich, „wie er es liebt, zwischensätze und bemerkungen einzuschieben, später zu erzählendes schon vorweg andeutend hineinzuwerfen und die gedanken so zu verschlingen, dass mitunter seitenlang ihrer zwei wechselnd durch einander gehen,“ [1] während Hartmanns rede wie ein strom in der ebene dahin fliesst. Es ist auch vor allem seine eigentümliche ausdrucksweise, in der er so vielfach von seinem rivalen abweicht. Darüber schweigen litteraturgeschichten und aufsätze, und nur hin und wieder begegnet man einigen bemerkungen zu den Nibelungen, zum Iwein usw., häufiger zum Erec, dessen anmerkungen mit ihren schätzen von wissen auf Wolfram besonders rücksicht nehmen. Es wurde ja auch eine erstlingsarbeit auf diesem gebiete [2] mit einem ausfall gegen die „beschränkte ansicht“ Lachmanns und mit einem hohngelächter über die ganze kritische schule begrüsst. [3] Und doch müssen sich fast alle untersuchungen namentlich darüber, ob und wie weit ein dichter der folgezeit Hartmann oder Wolfram nachgeahmt habe, auf das gebiet der phraseologie einlassen.[4]

Die folgende arbeit nun soll versuchen, einige charakteristische eigentümlichkeiten der Wolframschen ausdrucksweise unter vergleichung Hartmanns zu verzeichnen. Ich habe aus der ungeheuren masse von stoff, die sich mir bot, das ausgewählt, was mir am auffallendsten und bezeichnendsten zu sein schien. Erschöpfend oder auch nur umfassend konte die arbeit nicht werden, wenn sie sich nicht mit allgemeinen phrasen, andeutungen oder blossen zahlen begnügen wollte. Sie enthält eine darstellung des gebrauchs

I. der negation
II. gewisser metaphern
III. der personal-umschreibung und personification
IV. von *zil site kraft name.*

1) Schulz, Germ. II 85. Lachmann a. a. o.
2) Jänicke, de dicendi usu Wolframi de Eschenbach, Diss. inaug. Hal. 1860
3) Pfeiffer in seiner Germ. VI. 239 fgg.
4) Vergl. Lachm. z. Iw. 1328. 4533 usw. Haupt z. Er. oft. Haupt zeitschr XV 159 fgg. usw.

Ich habe mich im wesentlichen auf Parzival und Titurel beschränkt und den Willehalm nur gelegentlich zur vergleichung herangezogen. Doch will ich auch für diese beiden gedichte nicht auf absolute vollständigkeit anspruch machen, da sich leicht selbst bei widerholtem lesen einzelnes der aufmerksamkeit entzieht.

Auf die ausgabe von Bartsch ist meist in abweisenden bemerkungen rücksicht genommen. Wenn man auch in diesem „ersten versuch, den ganzen Parzival fortlaufend zu commentieren,“ gewis nicht erwartet hat, „alle rätsel gelöst, alle pfade geebnet“ zu finden, so hätte man doch gern manches vermieden, vieles schärfer gefasst gesehen.

I.

Ein besonders klares beispiel von der eigentümlichen manier Wolframs gewährt der gebrauch der negation. Wie ihm überall grade das ungewöhnliche behagt, so dass er es sich aneignet, wo ers findet und ihm eine ganz ausserordentliche ausdehnung verschafft, so hat er an der im mittelhochdeutschen gebräuchlichen umschreibung der verneinung sein besonderes wolgefallen gefunden. Auch Hartmann braucht „nach der bekanten mittelhochdeutschen ironie“ diese umschreibung, aber im vergleich zu Wolfram höchst selten. Es findet sich bei ihm nur *tiure*, *lützel* und *selten*, die ersteren häufig, das letztere seltener (Er. 345. 773. 9328. Iw. 2330. 5471. *selten ie* a. Heinr. 270). Bei Wolfram ist dieser ironische ausdruck fast zur regel geworden. Ausser den angeführten, von denen im Tit. nur 18, 4 *selten*, 117, 3 *ze selten* und 154, 3 *vil selten*, 121, 1 *alze tiure* vorkomt, hat er an zahllosen stellen *wênic* wie Parz. 20, 26. 21, 14. 22, 27 usw. usw., seltener *kleine* wie 167, 22. 512, 12 und

529, 13. *durch die frouwen eine*
unt durch iuch harte kleine.

ferner *krank:*

193, 2. *si heten beidiu kranken sin*
an bî ligender minne.
Tit. 67, 2. *an fröuden diu kranke*
115, 3. *ich fröuden kranke*
Pz. 304, 2. 290, 29. *kranken prîs*
202, 20. *kranc was sîn vreise*
487, 26. *mit kranker freuden schalle.*
661, 18. *er fürht sîn helfe werde kranc.*
759, 13. *dô tet er kranker vorhte schîn*
790, 24. *an freuden kranken teil.*

801, 12. *mîn trûren wirdet kranc.*

und in dem gegensatz:

270, 26. *grôz liep und krankez leit.*

Man vergleiche 248, 22. *sô wære ir rinc mit mir niht verkrenket.* 269, 14. *al mîn prîs verkrenket.* 87, 5. 119, 1. *si wolt ir schal verkrenken.* 684, 1. *die (werdekeit) welt ir im verkrenken* [vergl. 415. 18. *bekrenket*]. Tit. 62, 4. *dîn minne die fröude verkrenke.* 87, 2. *alle valscheit verkrenken.* 140, 2. *niht mit stein verkrenket* sondern *wol gezieret.*

Unserem dichter allein gehören die übertragenen ausdrücke an:

sîhte blôz ellende lam weise.

Von ähnlichen constructionen finden sich im Hartmann nur einzelne spuren, wie Iw. 3359. *er lief nû nacket beider der sinne unde der kleider.* Iw. 4920. *in wâren aller hande kleit ze den zîten vremde.* Er. 9799. *die ahzic frouwen die dâ gar ir freude verweiset wâren.*

Parz. 107, 28. *der valsch was an im sîhte* vergl. 213, 14—16.
437, 17. *aller schimpfe blôz*
320, 11. *der freuden ellende* 262, 28. 788, 1. Wh. 13, 28. vergl. Tit. 61, 4. *lands und liute ellende.*
125, 14. *freuden lam.* 505, 10. *an freuden lam*
237, 8. *an hôhem muote lam.*
167, 9. *witze ein weise.* 335, 8. *der werdekeit ein weise.*
Wh. 102, 27. *der hôhen freude ein weise.*

Sehr häufig bedient sich Wolfram der ausdrücke *laz lære* in der bedeutung „ohne“ und construiert sie mit dem gen. oder (*laz*) mit den praep. *an* und *gein*, analog dem allgemein gebräuchlichen adj. *vrî*, das er verbindet mit:

valsches 271, 6. 274, 30. 147, 17. 221, 12. 255, 8. 457. 8. 765, 14. *unfuoge* 342, 11. *trûrens* 310, 12. *missewende* 504, 2. *vor witzen* 296, 4. *vor missewende* 234, 28. 62, 10. 87, 18. *vor tadel* 228, 7 (*tadel* komt bei Hartmann nicht vor). 672, 23. *ich pin des mærs noch vrî, wer diu frouwe sî.* — *vor valscheit* 413, 2. 427, 8. 439, 20. *vor zageheit* 27, 26. *vor zorne niht diu vrîe* 353, 24. *vor gâbe* 785, 11. *vor solhem pfelle* 736, 18.

Bei Hartmann Iw. 2510. *vrî valscher rede.* 5270. *aller untriuwen vrî.* Er. 9888. *der valsches vrîe.* — *vrî* bedeutet „ohne,“ nicht wie Bartsch zum Parz. 27, 26 angibt „geschützt vor.“

laz findet sich nur im Iw. und zwar in eigentlicher bedeutung, sonst nicht. Parz. *vrâgens laz* 256, 1. *trûrens* 270, 22. *frouwen lônes* 334, 10. *der witze* 416, 29. *an witzen laz* 144, 11. *valsches laz*

128, 20. 310, 8. *valscheite* 236, 10. 337, 9. *gein valsche* 217, 12. *an prîse* 533, 19. *an freuden* 562, 8.

lære bei Hart. Er. 8305. *daz lâst dû freuden lære.* Parz. *valsches lære* 110, 9. 116, 9. *freuden lære* 178, 14. 252, 1. 219, 14. 437, 16. 531, 18. 539, 20. 556, 24. Tit. 92, 2. vergl. *der freuden âne* 221, 1. 805, 5.

aller güete lære 142, 18. *der armüete lære* 674, 30.

valscheit erlæret 345, 4. *diu freuden kunden læren* 503, 2 (letzteres ohne object). [vergl. Parz. 136, 7. *fröude entêren.* Tit. 93, 4. *an fröuden pfenden.* Parz. 150, 8. *ich darbe sîner hulde.* Tit. 134, 2. *fröude verkoufen.* 145, 2. *prîs veile tragen*].

Sehr umfangreich ist bei Wolfram der gebrauch der antiphasis. Durch gewisse stereotyp gewordene negative verben mit *niht* wird der in einem abhängigen satze folgende gedanke hervorgehoben. Auch Hartmann hat dergleichen, wenn auch selten, und schon Benecke bemerkt zu Iw. 1100. *daz ez niht enmeit ezn schriete:* „dergleichen ausdrücke hat die alte sprache mehrere. Sie verdienen gesammelt zu werden.“ Der nebensatz muss natürlich negativ sein. Doch finden sich schon im Erec beispiele dafür, dass die partikel *ne* fehlt, und sie sind in Wolframs leichterer construction nicht eben selten. Bei ihm wird die ganze manier alsbald formelhaft; er wendet sie oft ohne jede bedeutung an (vergl. Parz. 490, 21). In den bruchstücken seines Titurel findet sich keine spur davon.

verbir.

Parz. 32, 2. *ein ritter nimmer daz verbirt,*
ern kom durch tjostieren für.
29, 27. *der burcgrâve sîn wirt*
nu vil wênic des verbirt,
ern kürze im sîne stunde.
393, 24. *männeglîch nu niht verbirt,*
sine füern.
397, 24. *Scherules niht verbirt, ern rîte.*
604, 26. *die daz niht verbæren, sine holten.*
371, 11. *daz iwer ellen niht verbirt,*
irn wert iuch (für *ezn wert sich*).

mit folgendem hauptsatze:

362, 20. *Obîe nu daz niht verbirt,*
ein spilwîp si sande.

Im Iw. 633. *obe ich dô daz verbære ichn versuochte waz daz wære* steht das wort ohne negation mit nachfolgendem negativen satze. Hier „verstärkt es die verneinung.“ (Benecke W. B. z. Iwein.)

verdriuze.

Parz. 10, 6. *den künec wênec des verdrôz,*
er enfultes im vier soumschrîn.
233, 16. *die andern viere niht verdrôz,*
sine trüegen einen tiuren stein.
801, 18. *Parzivâln des niht verdrôz, ern kuste.*

Ohne folgende negation:

440, 23. *den helt dô wênec des verdrôz, er macht.*
486, 1. *die zwêne gesellen niht verdrôz,*
si giengen dâ der brunne flôz.
513, 10. *man unt wîp des niht verdrôz,*
genuoge sprâchen.
vergl. 18, 10. *ze sehen in wênic dar verdrôz.*

vermîde.

237, 18. *die andern zwêne niht vermiten,*
sine trüegen trinkn und ezzen dar.
298, 19. *sone hât mîn hant daz niht vermiten,*
sine habe vil durch iuch gestriten.
394, 22. *nune was ze hove niht vermiten,*
dane wære. vergl. 401, 6.
642, 4. *diu herzogîn daz niht vermeit,*
dane wære ir helfe nâhe bî.
670, 12. *der andern keiniu dâ vermeit,*
sine habten sus alumbe.

Ohne nebensatz findet sich eine stelle im Er. 4589. *niht langer daz vermiten sîne junkherren, sî liefen.* Im Parz.:

786, 15. *si hetenz ungern vermiten : si riten.*
551, 3. *diu juncfrouwe niht vermeit, si sneit.*
721, 20. *nu het Artûs niht vermitn, -- sand er.*
125, 4. *sine kunden niht vermîden,*
swes er vrâgt daz wart gesagt.

Merkwürdig ist die stelle

490, 21. *der worht zwei mezzer, diu ez sniten,*
ûz silber, diu ez niht vermiten.

Bartsch sagt ohne ein wort der rechtfertigung „*vermîden*, st. v. unwirksam bleiben auf etwas (acc.)," vermutlich nach W. B. II[1] 166, wo Nib. 896, 2 *ein wâphen so scherpfe, daz ez nie vermeit, swâ manz sluoc ûf helme* so erklärt wird. Der begriff, den *vermiten* hier verstärkt, ist *sniten.* Auffallend ist nur die stellung.

vergizze.

Beispiele sind auch bei Hartmann nicht selten. Mit folgender negation Er. 8361. *ouch enwart dâ niht vergezzen, wirn heten.* Derselbe vers Iw. 364. — Iw. 3655. *diu vrouwe ouch des niht vergaz, sîne wolte wizzen.* Ohne abhängigen satz Er. 9075. Iw. 6546. Der vergleich dieser mit den folgenden stellen zeigt, wie sehr bei Wolfram schon der wert der manier gesunken war.

Parz. 279, 16. *Artûs der künec niht vergaz,*
ern kœm dâ diu zwei sâzen.

513, 8. *die vergâzen des vil selten, sine klageten.* 44, 6. *sîne knappen niht vergâzen sîne kêrten.*

565, 22. *dine heten niht vergezzen,*
sine wæren dan gegangen.

114, 29. *inc hân des niht vergezzen,*
inc künne wol gemezzen.

54, 24. *der frouwen herze nie vergaz*
im enfüere mite.

697, 14. *dane wart des niht vergezzen*
Gâwân dern befülhe in ir.

697, 28. *Itonjê des doch niht vergaz,*
sine warte.

702, 4. *Gâwâne schenke niht vergaz, dar entrüegen.* 750, 12. *die bêde des niht vergâzen, sine büten.* 754, 22. *Parzivâl des niht vergaz, erne holte.* 766, 20. *ir deweder dô vergaz sine tæten.*

666, 28. *und daz der vierde niht vergæze,*
ern wære marschalc.

Ohne negation:

406, 24. *die och des niht vergâzen, si giengn.*

34, 7. *dar nâch diu frouwe niht vergaz,*
sie gieng. vergl. 699, 20. 621, 26.

669, 16. *done wart dâ niht vergezzen,*
Gâwân schuof.

277, 14. *Artûs niht vergaz, — si enpfiengen.*

lâze, erlâze

werden bei Wolfram seltener gebraucht als bei Hartmann. Er. 8043. *er enwirt des niht erlân, ezn werde an im versuocht.* vergl. Er. 8574. *er enwirt des niht erlân, ich enwelle in bestân.* Iw. 1296. *daz bette wart des niht erlân, sîne ersuochtenz.* — Er. 352. *diu juncfrowe des niht enliez, sine tæte.* Iw. 4156. 6599. 7225. 7904. 2228. 226.

Parz. 405, 4. *diu künegin dô niht enliez, sine spræche.*

416, 22. *den sîn kunst des niht erliez, er ensunge.*

586, 30. *die wolt ir niht erlân, sine müesen.*

Ohne negation:

710, 4. *seht daz ir des niht enlât, gebt den brief.*

Dieselben verba und noch einige andre werden auch anstatt mit einem nebensatze mit substantiven verbunden; der gedanke wird durch das verneinte gegenteil besonders hervorgehoben. Das ist bei Wolfram noch meist fühlbar. Allein auch hier wird ihm schon oft der ungewöhnliche ausdruck zur gewohnheit. Bei Hartmann ist diese construction selten.

erlâze, lâze.

170, 5. *sînen gast des namn er niht erliez,*
den rôten ritter er in hiez.

395, 20. *Gâwann man kuss ouch niht erliez.*

384, 11. *sicherheit er niht erliez den herzogen.*

397, 5. *sît got der êrn in niht erliez.*

283, 8. *dem glîchet sich dîn bêâ curs:*
des enbistu niht erlâzen.

d. h. davon bist du nicht frei, das ist wirklich so, während Bartsch wunderbar umschreibt: „dagegen kannst du nichts einwenden.“

360, 24. *Gâwân die rede ouch niht enliez*

518, 17. *den rât er selten gein in liez.*

verbir.

Das subject ist ein lebendes wesen:

42, 7. *Gaschier sîn kumn ouch niht verbirt.*

20, 21. *daz er niht verbære al daz.*

556, 21. *kunnt ir vrâgen niht verbern.*

647, 12. *der gein dir grüezen niht verbirt.*

386, 2. *Lyppaut sîn manlîch ellen niht verbirt.* In dieser stelle hält Bartsch wahrscheinlich *Lyppaut der fürste* für den ausser der construction vorangestellten nominativ, wie ihn Wolfram häufig hat. Denn er erklärt: „*verbern* absolut: sich enthalten, sich zurückhalten.“ Von einem *verbir* ohne object findet sich aber bei Wolfram kein beispiel (das WB. gibt nur eins aus dem Wartburgkriege und eins aus Stricker), und ausserdem ist man ja zu solcher künstelei nicht gezwungen.

472, 11. *mîn hant dâ strîtes niht verbirt.*

Das subject ist eine sache:

119, 26. *untriwe in niht verbirt.*

240, 8. *den ungenande niht verbirt.*

vergl. 251, 20, wo L. auch *ungenande* vermutet.

149, 18. *ob werdekeit mich niht verbirt.*

109, 12. *ob in sterben hie verbirt.*
148, 7. *dar an ein kunst mich verbirt.*

vergizze.

In folgenden beispielen wird derselbe gedanke nach dem negativen *niht vergaz* noch einmal positiv ausgedrückt:

516, 28. *diu frouwe ir rede niht vergaz, si sprach.*
430, 18. *die merkens niht vergâzen, die prüeveten.* vergl. 762, 26. 763, 2.

In eigentlicher bedeutung steht das wort: 438, 17. *der helt ir râtes niht vergaz.* vergl. 485, 23. 188, 8. 323, 14. 554, 1.

Dagegen muss man den verbalbegriff ergänzen:

197, 10. *ir swert si niht vergâzen.* vergl. 263, 12.
257, 28. *wîplîcher güete se nie vergaz.* vergl. 244, 23. 675, 30. 655, 10. 723, 20. 757, 30. 779, 10.
543, 27. *grôzer müede se niht vergâzen,*

Das letzte ist das merkwürdigste beispiel vom freien gebrauch des wortes.

738, 29. *si pflâgens unvergezzen.*

vermîde.

74, 20. *dâ wart grôz hurten niht vermiten.*

vergl. 93, 28. *ir bete.* 10, 12. 127, 10. *grôz jâmer.* 190, 19. *ir grôzer danc,* 178, 22. *sîn sterben.* 207, 7. *grôz stürmen.* 262, 24. *ein sölch tjoste.* 615, 22. *ir weinen.* 624, 18. *diu kunst.*

130, 22. *an ir was künste niht vermiten.*

vergl. 168, 10. *furrieren.* 234, 23. *solch scherpfen.* 668, 15. *dem gezelt was koste niht vermiten.* 819, 26. *mîn orden wird hie niht vermiten.*

537, 17. *die schilde wâren unvermiten.*

Der verbalbegriff, den diese worte allgemein umschreiben, modificiert sich natürlich nach dem substantivum oder dem zusammenhange. So ist auch in der stelle:

189, 22. *hets anders iemen mir gesagt,*
der volge wurde im niht verjehn,
deiz eines tages wære geschehn:
wan swelch mîn bote ie baldest reit,
die reise er zwêne tage vermeit

aus vers 24 zu ergänzen: die reise zu vollenden. So komt der sinn heraus, den das W. B. angibt: „er brauchte zu dieser reise zwei tage."

260, 17. *ez (daz ors) schrîen niht vermeit.*
363, 11. *die nâchreiser niht vermeit.*
vergl. 550, 13. *eine bete er niht vermeit.*
820, 30. *manc magt dâ weinen niht vermeit.*

In folgenden beispielen ist das subject eine sache:

71, 15. *sîn glast die blicke niht vermeit.*

175, 18. *nu hât in sælde niht vermiten.*

vergl. 165, 17. *grôz hunger.* 27, 28. *grôz schade.*

128, 22. *sô daz se ein sterben niht vermeit.*

vergl. 134, 30. *mich sîn strîten* und

13, 8. *der lôse wille in gar vermeit.*

verdriuze.

508, 18. *dâ vander, des in niht verdrôz,* d. i. was ihm sehr angenehm war. vergl. 590, 6.

725, 27. *daz die rîter wênec dâ verdrôz.*

553, 16. *die frouwen niht verdrôz ir wachens.*

740, 7. *den heiden minne nie verdrôz.*

783, 1. *Parzivâln ir mæres niht verdrôz.*

Ausserdem gehören noch hierher:

liuge.

37, 25. *der tjost einander si niht lugen.*

41, 12. *sîn geslehte im des niht louc.*

27, 30. *ein tjost im sterben niht erlouc.*

Hierzu kann man vergleichen das bei Hartmann auffallende beispiel:

Er. 372. *dem (bette) daz golt was unerlogen.*

betriuge.

356, 29. *die burgære ellens unbetrogn.* vergl. 686, 10.

656, 21. *an prîse was er unbetrogen.*

825, 2. *si was an im vil unbetrogn.*

605, 17. *(ein pfärt) an pfärdes schœne niht betrogn.* 348, 12. *gein werder fuore niht betrogen.* 226, 14. *diu burc an veste niht betrogen.* vergl. Haupt zeitschr. XV, 160.

84, 22. *dar an grôz rîcheit niemen trouc.*

spar.

Der gebrauch dieses wortes ist auch bei Hartmann nicht selten.

8, 6. *vor den wirt nimmer niht gespart.*

21, 24. *avoy wie wênic wirt gespart sîn lîp.* vergl. 27, 20. Iw. 5407.

272, 1. *daz wart niht langer dô gespart.* vergl. Iw. 5436. Ben. erklärt: „unterblieb nicht.“ Parz. 497, 16.

204, 16. *der ouch daz ors niht kunde sparn.* vergl. 25, 1. *vînde.* Iw. 7130. *diu swert.*

181, 8. *diu (kint) man schockes niht wil sparn.*

Diese construction mit dem acc. der person und gen. der sache ist im höchsten grade auffällig. Sie documentiert die freiheit, mit der sich Wolfram bewegt.

100, 27. *sîn habe was vil ungespart.* vergl. 102, 9. *ir lîp, ir guot.* 199, 30. *ir dienst.* 331, 25. *dîn vart.* Iw. 4398. *der wille.* Parz. 100, 16. *die munde wâren ungespart.*

verswîge.

196, 4. *ir grôzen danc si niht versweic.* vergl. 375, 25. 551, 18. 451, 2. *ir klage.* 505, 17. *sîn grüezen.* 636, 14. *daz er si trœsten niht versweic.*

562, 10. *al die dâ wâren klageten:*
wénc si des verdageten.

692, 15. *ir weinens wénec wart verdagt.*

Hier lässt sich gleich bemerken, dass auch *unverzagt,* das bei Hartmann nur in ursprünglicher bedeutung vorkomt, bei Wolfram anders nüanciert gebraucht wird.

389, 17. *wir sîn gewinnes unverzagt.*
502, 28. *belîp des willen unverzagt.*
526, 17. *nemt fürsprechen unde klagt.*
diu frouwe was des unverzagt.
703, 16. *der was er diens unverzagt.*

Es lässt sich noch eine ganze anzahl vereinzelter beispiele von andern ähnlich gebrauchten verben anführen.

In dies capitel über die antiphasis gehören auch die zahllosen

adverbialen bestimmungen,

die durch *âne* und *sunder* umschrieben werden. Bei Hartmann ist ihr gebrauch beschränkter, namentlich im Iwein, während sich im Erec eine der Wolframischen ähnliche verwendung findet.

âne haz 114, 6. 218, 2. 338, 5. 486, 26. 372, 20. 564, 18. 638, 30. 652, 9. 724, 28. 728, 17. 749, 4. In derselben weise nur Iw. 338. 2393. 2621.

âne spot 119, 18. 326, 21. 449, 20.

sunder spot 120, 27. 122, 25. 259, 6. 107, 19.

sunder spotten 52, 24. vergl. Iw. 2612. *sunder spot* als beteurung, wie „im ernst."

âne strît 753, 16. 773, 27. 774, 14. 779, 4. 258, 14 usw., als beteurung wie Iw. 3027. Er. 7078. 1283. 1619. 2475 und 688. *wâr âne strît* 4329.

âne vâre 267, 27. 630, 14. 633, 22. 699, 7. 716, 2. *ân alle vâre* 369, 2. *ân wankes vâre* 279, 23. 476, 21. *sunder vâr* 146, 4. Das wort fehlt bei Hartmann.

âne bâgen 430, 28. 500, 1. *ân allen bâc* 548, 18.

[*mit triuwen âne schranz* 189, 17. 239, 12.]

sunder valsch 357, 8.

âne vride 357, 9. Nach Bartsch heisst „*vride* st. m. ruhe.“ Er erklärt: „ihr tun, ihr kämpfen war ohne ruhe; sie kämpften unaufhörlich.“ Haupt z. Er. 2773 sagt aber: „*der fride* besteht wesentlich darin, dass es auf das gefangennehmen ankomt und dass die ritter, die man gefangen nimt, durch lösegeld sich ledigen können.“ Hier wird nun *âne vride* gekämpft, d. h. also *ze ernste, niht ze schimpfe.*

sunder wân 6, 6. 9, 16. 67, 8. — *sunder wanc* 62, 15. 737, 30. — *âne nît* 722, 8. — *âne zart* 342, 15. — *âne valschen list* 751, 11. — *âne liegen* 221, 24. vergl. *âne triegen* Er. 9081. — *tiwer ân aller slaht getroc* 333, 5. vergl. 735, 20.

Im Tit. 65, 4. *âne wenken.* 131, 2. *âne wanc.* 74, 2. *âne lougen.*

Oft fügt Wolfram derartige negative ausdrücke zu den positiven hinzu, ursprünglich zu besonderem nachdrucke; doch wird ihm auch dies formelhaft.

Er gibt den gegensatz durch „*niht*“: 43, 14. *den jungen niht den alten.* (52, 4. *mit grôzer fuore niht ze krank* 339, 23. —) Tit. 28, 4. *die jungen zwuo gespilen, niht die alten.* 118, 4. *die alten niht die jungen.* 63, 18. *der was dicke und niht ze dünne.* 84, 26. *wît niht ze kleine.* 70, 24. *grôz niht ze kleine.* 519, 16. — 211, 24. 216, 5. *ensamt niht besunder.* — 188, 22. *nâhe aldâ, niht verre dort.* — 381, 18. *enge und niht ze wît.* — 382, 14. *die herten, niht die weichen.* — 509, 29. *verre ûzerhalp, niht drinne.* — 779, 7. *diu wîse, niht diu tumbe.* — 491, 18. 257, 5. *der trûrege, niht der geile.* — 318, 25. *trûrec niht gemeit.* — 274, 26 und 201, 18. *der unlôse, niht ze hêr.* — 446, 27. *mit senften siten, niht ze hêr.*

272, 9. *vor liebe und doch vor leide niht.*
522, 23. *sanfte unt doch niht drâte* und
Tit. 83, 1. *mit wârheit ninder nâch wâne.*

âne.

13, 30. *âne krümbe sleht.* 257, 2. *smal ân alle breite.* 711, 25. 738, 8. *sô lûter âne truopheit.* 336, 22. *mit êren âne schande.* 557, 29. *für wâr und âne liegen.* 560, 10. *liep âne leit.* 753, 8. *mit wârheit âne triegens guft.* 780, 1. *mit triuwen âne vâre.* 221, 24. *âne liegen mit wârheit.*

Hierzu finden sich im Hartmann wenige beispiele, sonst ist ihm diese form fremd. vergl. Er. 6780. *rehte âne wân.* Er. 8349. *gwis âne wân.*

sunder.

131, 6. *mit schame al sunder lachen.*

68, 18. 372, 14. *mit grôzen freuden sunder leit.*

137, 20. *al weinde sunder lachen.* 5, 3. *mit wârheit sunder wân.* 67, 8. 291, 14. 455, 14. —

108, 23. *sunder liegen daz ist wâr.*

Tit. 33, 3. *lûter valsches eine.* (*eine* c. gen. findet sich im Tit. noch 80, 2. *sîn schilt ander schilte gar eine.*)

Ich merke hier die Wolfram eigentümlichen beteurungen an:

für ungelogen 5, 18. 593, 10. *ungelogen* sonst als adj. wie 626, 11. Er. 7392.

für unbetrogen 64, 1. 385, 12. 667, 22. Wh. 26, 19 und 88, 10. *unbetrogen* als adj. auch bei Hartmann öfter. vergl. Er. 2737. Haupt zeitschr. XV, 161.

Bei Hartmann finden sich, jedoch sehr selten adj. und adv. mit *niht ze* verbunden (wie Er. 7954. *diu freise ist niht ze ringe.* 2247. *niht ze fruo.* 5139. *niht ze sêre.* a. Heinr. 600. *niht ze wol.*), in der bedeutung: durchaus nicht so wie das adj. besagt, sondern im gegenteil. Dies ist bei Wolfram ausserordentlich häufig. So steht *niht ze* vor: *leit* 6, 22. 59, 20. *gâch* 19, 13. *hôch* 151, 2. *lieht* 314, 7. 553, 18. *wol* 314, 22. *krank* 547, 2. 688, 1. *lanc* 553, 10. *wê* 631, 5. *laz* 636, 3. *dünne* 760, 14. *fruo* 743, 24. *spæte* Tit. 46, 2.

Mit dem gegenteil verbunden:

10, 3. *küene, stark, niht ze laz.*

174, 18. *einen starken rîter niht ze krank.*

201, 18. *der unlôse niht ze hêr.* 274, 26. 446, 27.

203, 11. *in was wol und niht ze wê.*

243, 14. *snel und niht ze laz.* 257, 5. *trûrec niht ze geil.* 313, 19. *swarz, herte und niht ze clâr.* 339, 23. *mit grôzer fuore niht ze krank.* 381, 18. *enge und niht ze wît.* 519, 16. *grôz niht ze kleine.*

II.

Phantasie und verstand wollen beide ernährt sein. Das gilt für die prosa, das gilt in noch viel höherem masse für die poesie. Die phantasie ärgert sich, wenn sie mit den brosamen zufrieden sein soll, die vom tische des bevorzugten verstandes fallen, oder wenn sie gar ganz

vernachlässigt wird; und mit unserem vergnügen ists aus. Aber auch der verstand wird unwillig, wenn er dem masslosen tändeln der phantasie unbeschäftigt zusehen muss.

Beides zu vermeiden ist Wolfram gelungen. Daher unser immer neues wolgefallen an seiner poesie. Während uns seine bald ernsten, bald scherzhaften gedanken beschäftigen, ist die phantasie nicht untätig; im gegenteil, sie hat mühe den reichtum an bildern und metaphern zu bewältigen, die ihr in immer neuen formen zufliessen.

Es würde uns unmöglich sein, der vielbeschäftigten phantasie in unsrer darstellung nachzueifern, weil es die verhältnisse dieser abhandlung bei weitem überstiege. Wir beschränken uns hier auf eine art von metaphern: die übertragung von substantivis, adjectivis und verbis concretis auf abstracta, die bei Hartmann ebenso selten, als bei Wolfram häufig ist.

Von substantiven sind anzuführen:

1, 1. *Ist zwîfel herzen nâchgebûr.*
332, 17. *ir scheiden gab in trûren*
ze strengen nâchgebûren.
3, 5. *scham ist ein slôz ob allen siten.*

Zu dieser stelle sagt Bartsch: „*slôz* st. n. schloss, das über etwas gelegt wird, es also einschliesst: schamhaftigkeit schliesst alle tugend eines weibes in sich, ist ihre höchste tugend.“ Dagegen wird mit hinweis auf diese worte zu 440, 15. *daz (vingerlîn) ist ob mîner triwe ein slôz* erklärt: „der schlussstein über meiner treue, das siegel und unterpfand derselben.“ Den zusammenhang zwischen beiden erklärungen kann man nicht erkennen. Ein schloss hat den zweck etwas durch abschliessen zu sichern. Man vergleiche:

76, 26. *dîn minne ist slôz unde bant mînes herzen.* 648, 8. *zuht sî dez slôz ob minne site.* 815, 29. *sîns herzen slôz truoc dan den grâl.*

114, 4. *ir schimph ertranc in riwen furt.* vergl. Wh. 177, 14.
195, 10. *sîn hôher muot kom in ein tal.*
429, 24. *sîn munt, sîn ougen unt sîn nase*
was reht der minne kerne.
2, 20. *sîn triwe hât so kurzen zagel.*
vergl. Haupt zeitschr. XV, 262. Parz. 177, 25. 26.
90. 11. *wan jâmer ist ein schärpher gart.*
140, 8. *grôz liebe ier solch herzen furch.*
103, 18. *dô brast ir freuden klinge mitten ime hefte enzwei.*
91, 8. *si ist ein bukel ob der werdekeit.*

339. 5. *sîn herze was ze velde ein burc.*
56, 2. *diu minne wirt sîn frouwe.*
80, 8. *diu riwe was sîn frouwe.*
437, 26. *grôz jâmer was ir sundertrût.*
326, 4. *reht werdekeit was sîn gewete.*
113, 27. *sich begôz des landes frouwe.*
mit ir herzen jâmers touwe.
191, 29. *liehter ougen herzen regen.*
319, 16. *herzen jâmer ougen saf.*
319, 10. *scham ist der sêle krône.*
654, 13. *treit iwer prîs die krône.*
692, 5. *zir hôhsten freuden krône.*
vergl. 350, 20. Iw. 10. *der êren krône.* vergl. 6952 und Er. 9891.
260, 8. *wîplîcher kiusche lobes kranz.*
343, 25. *er treit der unfuoge kranz.*
394, 12. *kranz aller wîplîchen güete.*
418, 18. *der sorgen zeime kranze.*
632, 28. *der der werdekeite kranz treit.* vergl. 436, 20—22.
678, 20. *den wir wol möhten heizen flins der manlîchen krefte.*
vergl. Iw. 3257. *der ie ein rehter adamas rîterlîcher tugende was.* A. Heinr. 62. *stæter triuwe ein adamas.*
185, 12. *dâ gap diu diet von freuden zol.*
248, 8. *dem der nu zins von freuden gît.*
2, 19. *valsch gesellecîcher muot*
ist hôher werdekeit ein hagel. vergl. Iw. 3204. *der slac sîner êren.* 4141. 6505.
371. 7. *für ungelückes schûr ein dach*
587, 13. *daz in bestuont der minnen schûr.*
613, 22. *der triuwe ein monîzirus.*
649, 28. *unz ûzerhalp der riwe tor.*
687, 20. *dâ was ir minne für ein schilt.*
693, 18. *lasters pfat.* 694, 13. *jâmers ruoder.*
715, 6. *wurzel mîner freuden kraft.*
740, 6. *der geliutrten triwe fundamint.* vergl. Wh. 162, 27.
811, 4. *minnen stric.*
275, 28. *mir wære ûf den triwen mat.*
347, 30. *dem tet der zorn ûf freuden mat.* vergl. Wh. 255, 26.

Folgende stelle zeigt, wie Wolfram die metaphern bisweilen häuft, ohne auch nur eine durch das wörtchen *als* als eine solche zu bezeichnen:

461, 9. *ouch trage ich hazzes vil gein gote:*
10. *wand er ist mîner sorgen tote.*
die hât er alze hôhe erhabn:
mîn freude ist lebendec begrabn.
kunde gotes kraft mit helfe sîn,
waz ankers wær diu freude mîn?
15. *diu sinket durch der riwe grunt.*
ist mîn manlîch herze wunt,
od mag ez dâ vor wesen ganz,
daz diu riuwe ir scharpfen kranz
mir setzet ûf werdekeit usw.

Adjectiva.

Analog den ausdrücken *hôher muot, hôhiu minne, hôhiu êre,* die im Parz. sehr häufig sind, findet sich
hôhez laster 135, 6. 136, 14. 158, 22.
hôhen pîn 136, 14. 23, 23. 198, 16. 435, 29.

Im Iwein findet sich nur 4206. *ze hôheren werde.*

breit; das von Wolfram sehr häufig mit abstractis verbunden wird (3, 11. 29, 22. 84, 17. 109, 21. 104, 23. 114, 7. 141, 26. 161, 30. 321, 4. 322, 24 usw.), hat der Iw. nicht in dieser verwendung, der Er. nur 8543. *des ist sîn êre vil breit* und 1228. *des ist mîn riuwe worden breit.* Dazu nimt Wolfram von grössenbestimmungen noch *lanc, kurz, smal, wît, sîhte.*

104, 23. *ir schade wirt lanc unde breit.*
433, 19. *ob sîn ganziu werdekeit*
sî beidiu lang unde breit,
oder ist si kurz oder smal. vergl. 640, 9.
328, 5. *des kraft ist wît unde breit.*
43, 5. *des lop war virręc unde wît.*
123, 18. *des wart sîn lob von wîben wît.*
107, 28. *der valsch was an im sîhte.*
213, 14. *mîn gewalt ist sîhter,*
reht manlîchiu wünne
ist worden an mir dünne.

Der folgenden vier adjectiva, die eigentlich der volkspoesie angehören,[1] bedient sich Wolfram mit der grösten freiheit. *dürkel,* das bei Hartmann ganz fehlt und sonst nur durchlöchert vom schilde heisst (aber nie hohl wie Bartsch z. 281, 18 meint), braucht er übertragen auf geistiges.

1) Jänicke de dicendi usu Wolframi de Eschenbach. Diss. inaug. Hal. 1860 und Schilling de usu dicendi Ulrici de Zatzikhofen, Diss. inaug. Hal. 1866.

178, 4. *des ist mir dürkel als ein zûn*
mîn herze von jâmers sniten
291, 18. *anders wær vil dürkel iwer kraft.*
404, 14. *mit dürkeln riuwen* (oder nach Lachmanns vermutung *triuwen*).
601, 16. *des mîn dürkel freude werde ganz.*
680, 7. *gein ein ander stuont ir triwe,*
der enweder alt noch niwe
dürkel scharten nie enpfienc.

Tit. 89, 4. *dürkelz wenken.* z. vergl. Wh. 22, 1.
veige, das sich in seiner eigentlichen bedeutung „dem tode verfallen“ bei allen dichtern findet (bei Hartmann nur Iw. 1299), steht bei Wolfram einmal in übertragener bedeutung:

355, 2. *mîn bestiu zuht ist veige.*

wo Bartsch für *veige* die bedeutung „todt“ angibt. Dagegen ist solcher gebrauch im Tristan und später bei Konrad von Würzburg häufig. Haupt z. Engelh. 3238.

Auch die adj. *balt* und *snel* begnügt sich Wolfram nicht nach ihrer eigentlichen verwendung im volksepos als epitheta ornantia der helden zu gebrauchen. *balt,* das Hartmann meidet, steht c. gen.:

117, 7. *diu frouwe jâmers balt.* 461, 24. *ist sîn helfe helfe balt.* 533, 9. *ist minne ir unfuoge balt.* z. vergl. Wh. 326, 6.

Mit der praep. *gein:*

364, 3. *sîn lîp gein valsche nie wart palt.*
365, 17. *daz ir kiusche wart gein zorne balt.* z. vergl. Wh. 216, 26.

snel bei Hartmann nur Er. 1642. *ze allen êren snel* in der aufzählung der ritter. Im Parz. c. gen.:

324, 22. *ist hêr Gâwân lobes snel.* 809, 24. *der kürze snel.*

Mit *gein:* 66, 12. *gein valscheit der træge und der snelle gein dem prîse.* 122, 10. *gein prîse snel.* 116, 8. *gein valsche snel.* 412, 2. *gein elln.* z. vergl. 417, 12.

Zu *dürkel* gehört dem sinne nach *enzwei:*

138, 14. *ir was diu wâre freude enzwei.*
160, 4. *Artûss werdekeit enzwei*
sol brechen noch diz wunder.

und zu *veige tôt:*

255, 20. *an sælden tôt.* 609, 15. *tôt gein valsche.*
416, 12. *hân ich prîs, derst denne tôt.*
625, 21. *der (prîs) wære an werdekeite tôt.*

Die folgenden metaphern sind der menschlichen gebrechlichkeit entlehnt und geben vorzügliche beispiele von der lebendigen phantasie des dichters. Sie sind zum teil wie die mit *lam* schon oben (p. 4) unter der negation aufgezählt.

316, 13. *ir sît manlîcher êren schiech*
und an der werdekeit sô siech.

531, 28. *unt des siechiu freude wol genas.*

237, 8. *der was an hôhem muote lam.*

10, 20. *ist got an sîner helfe blint.*

518, 24. *nû sît an sælekeit niht blint.*

475, 6. *sô was ich an den witzen toup.*

108, 20. *schärpfen pîn,* z. vergl. 420, 21.

789, 21. *diu scharphe sûre nôt,* wie *scharpfer strît* und *scharpfe tjoste.*

Verba.

54, 25. *im enfüere ein werdiu volge mite,*
an rehter kiusche wîplich site.

175, 9. *dâ füere kunst und ellen bî.*

4, 1. *fröud und angest vert tâ bî.*

329, 10. *kraft mit jugende vert dâ mite.*

116, 13. *wîpheit, dîn ordentlîcher site,*
dem vert und fuor ie triwe mite.

28, 8. *ûf mîner triwe jâmer blüet.*

92, 20. *der wâren milte fruht ûz dîme herzen blüete.*
z. vergl. 435, 16. *wîplîcher sorgen urhap ûz ir herzen blüete al niuwe.* Tit. 32, 3. *ûz ir herze blüete sælde und êre.*

128, 21. *aldâ si jâmer sneit.*

8, 30. *mîn ganzez herze hâst versniten.*
z. vergl. 321, 3. 591, 25. 710, 29. *mînes herzen verch versnîden.*

571, 4. *sîn vester muot der ganze,*
den diu wâre zageheit
nie verscherte noch versneit.
z. vergl. Wh. 24, 4. 30, 25. Hartmann hat das wort nicht. — An das letzte beispiel schliessen sich an:

3, 24. *so ist werder prîs dâ niht verschart.*

141, 4. *sîne triwe er nie verscherte.*

625, 19. *mit triwen unverschertet.*

Tit. 70, 4. *mit unverscharter friuntschaft.*

141, 22. *des hât der sorgen urhap*
mir freude verschrôten.

Das wort komt nur hier übertragen, im eigentlichen sinne Er. 8848 und 7229 vor.

533, 3. *daz sich dürkelt freuden stat.*

Das verbum ist von Wolfram nach dem adj. *dürkel* gebildet und findet sich nur hier.[1]

317, 12. *des herze ie valsches was erjeten.*
150, 10. *der trûren mir durch freude stiez.*
155, 16. *durch die freude ir was gerant.*
699, 3. *dô wart ûf d'êre mir gerant.*
299, 13. *sus was der wol gelobte man gerant zer blôzen sîten an mit rede.*
160, 14. *er was vor wildem valsche zam:*
der was vil gar von im geschabn.
293, 27. *daz minne witze von im spielt.*
177, 27. *ein tôt mich lemt an freuden gar.*
315, 7. *tavelrunder prîses kraft*
hât erlemt ein geselleschaft.
441, 26. *nu muoz dîn freude sîn verzagt*
unt al dîn hôher muot erlemt.
Tit. 51, 4. *diu starke minne erlamet an ir krefte.*
Tit. 86, 3. *minne in lêrte an stæten fröuden siechen.*
315, 4. *dîn snelliu wirde hinket.*
115, 5. *sîn lop hinket ame spat.*
622, 26. *sîn riwe begunde hinken.*
217, 2. *daz in ir minne stæche*
und im die freude blante.
10, 20. *ist got an sîner helfe blint*
oder ist er dran betoubet.
10, 24. *ich hân mîns herzen kraft begraben.*
461, 12. *mîn freude ist lebendec begrabn.*
652, 22. *dâ von sîns hêrren sorge erstarp.*
Tit. 31, 3. *mîn sorge slâfet, sô dîn sælde wachet.*
254, 18. *sô wehset unde kernet*
immer sælden kraft bî dir.
350, 10. *sîn nôt sich in ein ander klampf.*[2]

1) *Verdürkeln* komt nur zweimal (vom schilde gebraucht) vor und stamt gleichfalls aus seiner erfindung, wie *zerhurtiert* 702, 19, das ich seiner merkwürdigen bildung wegen hier anmerke.

2) Über das verbum handelt L. z. Nib. 13.

Dies kühne bild: seine not zog sich gleichsam krampfhaft zusammen wie ein igel wenn gefahr naht (vergl. W. B. I. 882 *krimpfe*), fasst Bartsch schief: „klammern, krampfhaft packen: die nöte und verlegenheiten, in denen er sich befand, packten einander krampfhaft, so dass er sie nicht lösen, sich nicht vom zweifel befreien konnte."

365, 21. *sus flaht ir kiusche sich in zorn.*
427, 10. *daz ninder was underriten*
ir prîs mit valschen worten.
z. vergl. Wh. 5, 12.
428, 4. *dich dunket daz mir missetât*
werdekeit habe underswungen.
440, 10. *sô trag ich niender den geberc*
der underswinge mir mîn ê.
662, 2. *daz si (ir triuwe) nie valsch underswanc.*
678, 23. *sîn herze valsch nie underswanc.*
726, 21. *swâ haz die minne undervert.*
810, 20. *unzuht mir zuht undervienc.*
1, 4. *swâ sich parrieret*
unverzaget mannes muot,
als agelstern varwe tuot.
201, 24. *daz si durch arbeitlîchen muot*
ir zuht sus parrierent.
281, 21. *diz mære ist hie vast undersniten,*
ez parriert sich mit snêwes siten.
326, 7. *ein solch geparriertez lebn.*
458, 8. *etswenne ich sündebæren gedanc*
gein der kiusche parrierte.

Das wort *parrieren* (im mittelhochd. W. B. II[1] 466 sind die beispiele um der construction willen unter einander geworfen) wird zunächst von kleiderstoffen gebraucht. So Er. 2342 *grüener samît phelle rîch, zesamne geparrieret* (die handschrift hat: *und phelle rîch*) und Er. 1955. *samît unde sigelât zesamne geparrieret.* Man schnitt streifen aus dem zeuge heraus (*undersnîden*) und setzte andere dafür ein.[1] Das beispiel Parz. 281, 21. beschreibt dies ganz genau. Im Iwein fehlt das verbum, im Erec steht es eigentümlich gebraucht nur an einer stelle Er. 7291. von der doppelten farbe des so langatmig beschriebenen pferdes. Wolfram braucht es für mischen, unter einander mengen, wie Wh. 326, 20. und Parz. 639, 18. *wol underparrieret die rîter underz frouwen her.* Wh. 247, 27. und zuletzt, wie die oben angeführten beispiele lehren,

1) Zu vergl. Wilm. z. Walth. 89, 128.

auf geistiges übertragen,[1] doch nicht über das IX. buch hinaus. Im Tit. findet sich hieran erinnernd:

Tit. 138, 2. *gefurrierten kumber mit arbeit.*

Von der bedeutung „gleich stellen," die Bartsch z. 1, 4. angibt und auf die er sich in den folgenden stellen beruft, kann ich im mittelhochdeutschen sprachgebrauche nichts entdecken. Z. 201, 24. erklärt er: „mit dem gegenteil (*der unzuht*) zusammenstellen: ihre wolanständigkeit trüben" z. 281, 21. „er verbindet sich mit der natur des schnees." Das gibt verwirrung, aber keine erklärung.

„Die vergleichung des kampfes und spieles ist sehr gebräuchlich." Haupt gibt (zeitschr. XI. 53 fgg.) zur erklärung von Parz. 82, 13 fgg. eine eingehende erörterung über das verhältnis der spielenden zum *„pfantner"* und über „das zählen und die zähler beim spiele, die Wolfram zweimal zu bildlichen ausdrücken verwendet":[2] Parz. 88, 2 und Wh. 110, 2. Ausser der stelle Parz. 537, 20. *wan der schilt ist immer strîtes pfant* verglichen mit Iw. 7219 fgg. gehört hierher:

Parz. 597, 1. *Gâwân vriesch diu mære*
von der tjoste pfandære.
Plippalinôt nam alsô pfant:
swelch tjoste wart aldâ bekant,
daz einer viel, der ander saz,
sô enpfienger ân ir beider haz
dises flust unt jens gewin:
ich mein daz ors; daz zôher hin.

Doch nicht allein auf den kampf, sondern auch sonst übertragen werden die vom würfelspiel entlehnten ausdrücke bei Wolfram gebraucht. Ausser den gewöhnlichsten führe ich an:

115, 19. *vil hôhes topels er doch spilt,*
der an ritterschaft nâch minnen zilt.
179, 10. *des fürsten jâmers drîe*
was riwic an daz quater komn:
die vierden flust het er genomn.
248, 10. *umbe den wurf der sorgen*
wart getoppelt, do er den grâl vant,
mit sînen ougen, âne hant
und âne würfels ecke.[3]

1) Zu vergl. Wackernagel, Litteraturgesch. p. 107 anm. 41.
2) Abgedruckt ist dies z. Er. 875, vergl. z. Er. 867. 869. 872.
3) Auch das ist echt Wolframsche manier, den specifischen unterschied in seinen bildern und metaphern am ende folgen zu lassen. Zu vergl. 597, 8. 299, 15.

112, 9. *hiest der âventiure wurf gespilt.*
289, 24. *rîterschaft ist topelspil.*
292, 9. *ir habt mir mangel vorgezilt*
und mîner ougen ecke alsô verspilt
daz ich iu niht getrûwen mac.

Der ausdruck im letzten beispiel ist kühn. Der dichter ist auf *mîner ougen ecke* („acies oculorum“ W. B.) wol nur durch den tropus *verspilt* gekommen. Er meint: dass er sich eine so schöne frouwe ersehen hat, diese partie habe frou Minne schlecht geführt. Zu vergleichen ist das oben angeführte beispiel 248, 10. Doch mit dieser erklärung sind keineswegs die schwierigkeiten der stelle gehoben. Denn wenn man bei *ougen ecke* an den würfel denkt, so ist einmal wunderbar, dass die *ougen* des würfels *ecke* haben, dann aber selbst wenn *ecke* gleich würfel steht, *verspilt* man den würfel? Vielleicht ist *ougen ecke* in der tat tropus vom schwert, und man muss die im W. B. II² 507 als erste angeführte bedeutung für *verspiln* in anspruch nehmen. Bartsch verwischt die schwierigkeiten.

Sehr häufig ist der gebrauch des wortes *schanze*. In bezug auf die obigen beispiele ziehe ich herbei:

Wh. 415, 16. *manec unsüeze schanze*
wart getoppelt dâ der heidenschaft.
368, 13. *sîn hant, sîn swert, sîn lanze*
het im die drî schanze
dicke ertoppelt sêre.

vergl. Parz. 320, 2. 60, 21. 747, 18. 13, 5. 494, 3 usw.

III.

„Den mittelhochdeutschen dichtern ist eine durch das possessiv bewirkte verstärkende umschreibung des persönlichen pronomens geläufig. Das substantivum *lîp* wird zu dem possessiv gefügt. Einigemal dürfte man dem subst. *hant* verwanten sinn beilegen, obgleich hier ausser der sinnlichen bedeutung die von gewalt in anschlag komt.“ [1]

Auch Hartmann schliesst sich diesem gebrauch an. Aber bei ihm findet sich diese umschreibung (namentlich was *hant* anbetrifft) im vergleich zu Wolfram in geringem masse. Dieser begnügt sich natürlich nicht mit dem gewöhnlichen, sondern dehnt den kreis der umschreibung bis ins wunderbare aus. Wenn Grimm daher sagt: „die sinnliche alte sprache verwendet gern die subst. leib, hand, fuss zu einem verstärkten

1) Grimm Gr. IV 296. 297. Myth. 835 fgg.

und lebendigeren pronominalausdruck,"[1] so gilt das letztere nicht mehr für Wolfram. Denn er meidet fast das pron. pers. zu gunsten dieser manier, macht sie dadurch zur stehenden formel und schwächt ihren wert ab.

Ausser *lîp* und *hant* in zahllosen stellen (wenigstens im Parz., im Tit. ist ihr gebrauch beschränkter) setzt er an statt des persönlichen pronomens das tätige organ:

40, 16. *mîn ouge ersiht.* z. vergl. 60, 5. 138, 5. 172, 6 usw. Tit. 145, 4. Ebenso Greg. 2112. Iw. 329 und sonst.
29, 1. *dô verjach ir ougen dem herzen.*
34, 18. *des ir herze unde ir ouge jach.*
104, 17. *die vorhte muose ir ougen sehen.*
164, 13. *erkôs nie mîner ougen sehe.*
295, 14. *als im der ougen mez gedâhte.*
160, 12. *dechein ôre vernam.*
50, 17. *dîn munt mir lobs ze vil vergiht.*
sprach 136, 10. 138, 27. z. vergl. Iwein 194. *ezn sprichet niemannes munt, wan als in sîn herze lêret.* Er. 3207. *und daz mir erloube iuwer beider munt.*
99, 27. *die bete warb ir beider munt.*
114, 1. *beidiu siufzen unde lachen*
kunde ir munt vil wol gemachen.
509, 15. *ichn wil niht daz ieslîch munt*
gein mir tuo sîn prüeven kunt.
595, 10. *sîn munt begunde gern harnasch.*
627, 15. *daz ir munt des niht gewuoc.*
135, 16. *ir munt kan niht gebâren*
mit lachen. z. vergl. 151, 19.
220, 23. *Artûs vil getriwer munt*
verkôs die schulde sâ zestunt.
315, 14. *wan munt von rîter nie gelas*
vergl. 326, 24.
337, 28. *wolt ez gebieten mir ein munt,*
den doch ander füeze tragent.
272, 12. *weindiu ougn hânt süezen munt.*
85, 16. *des jehent hie gar die zungen*
vergl. Iw. 196. 837.
34, 16. *des herze truoc ir minnen last*
z. vergl. 117, 6. 9, 23. 7, 17. 54, 24. 606, 21. oft im Er. und Iw. a. Heinr. 50. Tit. 129, 1. *dîn herze erlache.*

1) Grimm Gr. IV p. 350.

Parz. 136, 7. *ich sol iu fröude entêren,*
iwer herze siuften lêren.
195, 2. *des herze truoc manegen rîterlîchen prîs.* vergl. 112, 29.
633, 14. *nâch der sîn herze weinet.*

An die stelle der person tritt der zustand, in welchem, oder die eigenschaft, durch welche etwas bewirkt wird. Beispiele dafür fehlen im Iwein gänzlich. Aber noch im Gregor findet sich Gr. 1312. *mîn tumpheit ist erbolgen*, im Er. 5533. *sîn snelheit kunde in ûz tragen*, und Er. 2788. *sîn ernest des gedâhte.* Zu der letzten stelle hat Haupt aus Wolfram und seinen nachahmern beispiele gesammelt. Er gibt aus dem Parz. 42, 13. 120, 1. 132, 8. 339, 2. 541, 3. 557, 10. 15. Wh. 75, 20, 282, 13. 299, 13.

Es lässt sich noch folgendes hinzufügen:

15, 15. *sîn manlîchiu kraft behielt den prîs in heidenschaft.* vgl. 126, 12.
16, 1. *sîn ellen strebte sunder wanc.*
108, 25. *sîn ellen sô nâch prîse warp.*
108, 16. *zuo dem sîn ellen habe gesworn.*
574, 20. *op dîn getriwiu manheit*
dîn werdez leben hât verlorn.
750, 20. *sîn manheit dâ niemen trouc.*
174, 22. *sîn jugent het ellen unde kraft.* vgl. Wh. 23, 19.
Tit. 123, 3. *sîn jugent spræche.*
Tit. 57, 2. *sîn gesellekeit in gemante.*
Tit. 123, 2. *sîn edelkeit, sîn kiusche törst.*

Wie deutlich die person unserm dichter im hintergrunde stand, zeigt die stelle Parz. 371, 11. *daz iwer ellen niht verbirt, irn wert iuch*, wo im nebensatze das personalpronomen für die vorhergehende umschreibung eintritt.

31, 12. *ir triwe an jâmer hât gewin.*
15, 25. *sîn herzen gir nâch prîse greif.*
75, 21. *mîn gir kan sölcher wünsche doln.*
518, 28. *des ir herzen gir gedâhte.*
27, 9. *nu hât mîn schamndiu wîpheit*
sîn lôn erlenget und mîn leit.
137, 8. *ir kiusche unde ir wîpheit*
sîn hazzen lîden muosten.
452, 28. *sîn kiusche gein den*[1] *tievel streit.*

1) *gein* c. acc. alle hss. vergl. W. B. I. 492. — Bartsch: „*gein dem.*“

27, 11. *dem helde erwarp mîn magetuom*
an rîterschefte manegen ruom.

68, 5. *swaz dir mîn dienst hie zêren tuot.*

90, 2. *mîn dienst gelebet noch die zît,*
daz ir mich zeinem friwende nemt.

288, 1. *iwer vallen rüert den snê.*

606, 24. *iwer strît hât iu den prîs behalden.*

611, 27. *iwer arbeit füeget sölich herzeleit.*

Tit. 168, 3. *dîn wille krieget.*

Tit. 169, 1. *dar nâch sol mîn dienst ringen.*

Zu den merkwürdigsten eigentümlichkeiten Wolframs gehört, dass er oft den namen einer person durch einen ganzen satz umschreibt, sei es dass er uns aufmerksam und durch die vorhergehende beschreibung auf den namen neugierig machen, sei es dass er auf diese weise eine ganze reihe früher erzählter ereignisse in das gedächtnis zurückrufen will. Es documentiert dies die grosse lebendigkeit seines stils und zeigt, wie der dichter in seinem stoff stand und ihn beherschte.

Ein grosser teil dieser umschreibungen verherlicht natürlich den helden des epos, Parzival:

148, 30. *an dem got wunsches het erdâht.*

181, 25. *den rehtiu zageheit ie flôch.*

157, 30. *dem man noch snelheite giht.*

168, 6. *an in dem ellen nie gesweich.*

221, 24. *der âne liegen ist gezelt*
mit wârheit für den hôhsten prîs.

Das V. buch begint:

224, 1. *Swer ruochet hœren war nu kumt*
den âventiur hât ûz gefrumt.

An früher erzähltes erinnert:

230, 24. *der (Parzivâl) dâ wart wol enpfangen*
von im der in sante dar.

Bei den folgenden wird der name bald genant:

260, 18. *der vor Parzivâl dâ reit.*

275, 12. *nâch ir durch die er komen was.*

606, 1. *unt daz ich gein ir krieges pflige,*
diu den wâren minnen sige
mit clârheit hât behalden.

Dagegen wird eine neue person eingeführt mit den worten:

312, 2. *hie kom von der ich sprechen wil*

(vergl. 132, 28.) Erst 24 verse später erfahren wir den namen. vergl. 688, 19.

824, 29. *von Munsalvæsche wart gesant*
der den der swane brâhte usw. Der name des schwanritters wird erst 826, 20 genant.

Auf bekante tatsachen wird angespielt:

276, 10. *von im der truoc den serpant.*
387, 13. *wer dâ hinterm orse læge?*
den der von Norwæge
gevellet hete ûf de ouwe.
425, 6. *der man giht der krôn ze Pelrapeire.*

„Junger mann" wird umschrieben:

357, 15. *der nie gediende an wîbe kleinœt.*

und ein esel:

294, 18. *der den sac von der müle treit.*

Ziemlich zahlreich sind die umschreibungen für gott. Die eigentümlichsten sind folgende:

264, 26. *der beidiu krump unde sleht geschuof.*
7, 9. *der gît unde nimt.*
442, 10. *dem aller kumber ist bekant.*
454, 8. *dem elliu wunder sint bekant.*
43, 8. *der aller wunder hât gewalt.*
465, 4. *den ieslîch engel ob ìm siht.*
466, 15. *die treit der durch gedanke vert.*
514, 15. *des hant dez mer gesalzen hât.*
568, 2. *den der helfe hât behalten,*
und den der helfe nie verdrôz.
659, 20. *der die sterne hât gezalt.*
105, 22. *den man noch mâlet für das lamp,*
und ouchz kriuze in sine klân.

Eine personification gewisser abstracta findet sich bei allen mittelhochd. dichtern. Wolfram bleibt auch hier wider nicht bei dem gewöhnlichen stehen, sondern zeigt sich ganz frei in anwendung dieser manier. So findet sich als subject für das verbum *lêren* im Iwein *sîn herze, diu gewonheit,* sogar *der wec* usw., im Er. 4381. *ellen,* 5310. *wille,* 3449. *güete,* 3453. *diemuot.* Im Parz. ausser *triuwe* 317, 20. 451, 26. 318, 9. 362, 10 usw. *zwîvel* 349, 30. *sælde* 322, 12. *stolzheit* 261, 12. *jâmer* 320, 4. *ellen* 564, 23. *trûren* 92, 4. *kranker sin* 338, 28. *minne* 195, 11. 372, 11. Tit. 86, 3 usw.

106, 14. *des tjost in sterben lêrte.*
197, 14. *disiu tjost in lêrte flust.*

166, 17. *grôz müede und slâf in lêrte.*
217, 16. *lêrt in strît dâ kumber grôz.*
146, 25. *underwinden*[1] *mich daz lêrte.*
385, 5. *dô lêrte Meljanzen pîn*
der starke rœrîne schaft.
415, 6. *iurs gastes vluht*
lêrt iwern prîs noch lasters nôt.
792, 1. *etslîcher (stein) lêrte hôhen muot.*
597, 23. *als ez der zoum gelêrte.*

Ich verzeichne hier zugleich einen Wolfram eigentümlichen gebrauch. Er umschreibt nämlich durch *lêren* c. inf. oder c. acc. eines substantivs einen verbalbegriff. Die bedeutung von *lêren* hat sich dabei ganz verflüchtigt. So sagt er:

schaden lêren = schaden 21, 18. *helfe lêren* = helfen 648, 30. 659, 21. *niuwe kraft lêren* = neu kräftigen 690, 15. Ferner *sterben lêren* 106, 14. *siuften* 136, 8. *flust* 197, 14. *kumber* 217, 16. *herzeleit* 320, 4. *pîn* 385, 5. 317, 20. 349, 30. 365, 26. 696. 8. 730, 1. *nôt* 415, 6. 574, 16.

Der gebrauch von *manen* ist seltener. Im Gregor finde ich 1782 *daz ermant si ir leide.* Er. 528. *sîn herze wart ermant.* Im Parz.:

81, 27. *nu manet mich diu fuoge mîn.*
90, 22. *ir werdiu kiusche mir den lîp*
nâch ir minne jâmers mant.

Bei *râten* findet sich:

195, 10. *sîn hôher muot kom in ein tal:*
daz riet Lîâzen minne,
293, 7. *Parzivâl von sînen witzen schiet,*
als im sîn triwe dô geriet.
vergl. Er. 3675. *untriuwe riet sînen sinnen.*
Parz. 348, 6. *als im sîn kranker sin geriet.*
vergl. Iw. 635. *riet mir mîn unwîser muot.* 1486. *den sin der iu ditz geriet.* Gr. 3060. *als in ir gemüete riet.*
320, 3. *hôchvart riet sîn manheit,*
jâmer lêrt in herzenleit.
451, 4. *manlîchiu zuht.* 487, 12. *unfuoge.*
518, 26. *etslîcher riet ir brœder lîp.*
vergl. 751, 16. *herzen stæte im gap den rât.*

1) Über den subst. infinitiv reflexiver verba, bei denen *sich* ausgelassen wird, ist zu vergl. z. Nib. 1462, 2. Gram. IV, 259.

Als subject zu *gebieten* steht:

Iw. 6292. *ir zuht.* Er. 3993. *ir triuwe.*

Parz. 353, 18. *unfuoge.* 344, 18. *minne.* 585, 9. *hulde.* 621, 9. *freude.* 297, 20. *wâriu milte.* 185, 15. *wariu manheit.* vergl. 296, 14.

178, 26. *grôz jâmer irz nâch im gebôt.* vergl. 232, 2.

Allein nach Wolframs manier:

47, 18. *nu wil kunst unde sin*
der schade an in kêren.

49, 6. *des strît hât kraft unde sin.*

91, 5. *daz mich ir swerze jagte dane.*

105, 11. *swie den knappen jâmer jagte.*

105, 16. *gunêrtiu heidensch witze*
hât uns verstoln den helt guot.

349, 1. *sus hât der zorn sich für genomn.*

615, 30. *des muoz mir jâmer tasten inz herze.* vergl. 616, 10.

120, 22. *ir ellen sî verzagt.* vergl. 414, 17. 415, 3.

460, 30. *freuden helfe mich verkôs.*

327, 12. *mich der freuden zil verkôs.*

An beiden stellen erklärt Bartsch *verkôs* einmal „achtlos," das andre mal „verachtend an mir vorübergehn," während „mich übersah" richtig wäre.

184, 16. *der hunger het inz fleisch vertriben.*

191, 28. *unz im der wâre jâmer rief*
und lichter ougen herzen regen:
die wacten schiere den werden degen.

194, 8. *der zadel hüener abe in schôz.*

412, 18. *werltlîch prîs iu sînen haz*
teilt, erslaht ir iwern gast.

230, 18. *ez was worden wette*
zwischen im und der vröude.

245, 2. *geselleclîche unz an den tac*
was bî im strengiu arbeit.

53, 6. *der helm ame strîte ein guot geverte.* vergl. 739, 18.
ez moht der helm dar under klagen.

142, 13. *der tumpheit genôz.* 296, 20. *der werdekeit genôz.* vergl. Haupt z. Er. 2402.

219, 22. *mir ist freude gestîn, hôhmuot gast.*

278, 25. *des rôten rîters ellen*
næm den prîs zeime gesellen.

Tit. 51, 4. *ist zwîfel mit wanke ir geselle.*

Auch *diu burc* wird zur person:

399, 23. *decheinen sturm si widersaz*
noch grôzen ungefüegen haz.

508, 7. *si forhte wênec selhe nôt*
swâ man hazzen gein ir bôt,

wie er schon von seinem meister gehört hatte Eneit 27, 15: *da enmitten stunt diu borch sô vast, daz si niene vorhte ein bast allez erdische here.* Eine solche einwirkung Veldekes tritt öfter zu tage.

564, 30. *für allen sturm niht ein ber*
gæb si ze drîzec jâren,
ob man ir wolte vâren.

226, 14. *diu burc an veste niht betrogen.*
si stuont reht als si wære gedræt.
ez enflüge od hete der wint gewæt,
mit sturme ir niht geschadet was.
vil türne, manec palas
dâ stuont mit wunderlîcher wer.

20. *op si suochten elliu her,*
sine gæben für die selben nôt
ze drîzec jâren niht ein brôt.

Ich vermerke hier im anschluss eine eigentümliche art von metapher. Wolfram verbindet das zur vergleichung herangezogene wort unmittelbar ohne ein bezeichendes *als ein* mit der person. Ähnliches findet sich wol bei Hartmann, aber sehr selten.

Vom verwüstenden unwetter sind folgende hergenommen:

56, 3. *sô wirt ab er an strîte ein schûr.*

313, 6. (Cundrie heisst) *der freuden schûr.*

678, 22. *er schûr der rîterschefte,*

514, 19. *wan diu (schœne) ist bî der süeze al sûr,*
reht als ein sunnenblicker schûr.

Tit. 45, 2. *ein schûr ûf die schande.*

72, 22. *daz hinder teil* (das sind die ritter, welche „*daz hinderteil des grîfen,*“ d. h. „*eins grîfen zagel*“ als wappen tragen) *was ouch ein hagel an rîterschaft.* vergl. Gr. 1825. *er was der vîende hagel, an jagen ein houpt, an fluht ein zagel.*

297, 11. *er was ir fuore ein strenger hagel,* vergl. Wh. 54, 24. 332, 4 und Parz. 2, 19.

Vom fischfang entlehnt:

40, 26. *er was vor in ein netze.*

152, 4. *ich pin sîn vængec netze.*

317, 28. *er was riuse und vengec vach.*

Von der schönheit der blumen:

39, 22. *er bluome an mannes schœne.*
109, 11. *der aller ritter bluome wirt.*
252, 16. *wîplîcher kiusche ein bluome ist si.*
598, 7. *der man, der werdekeit ein bluome ie was.*
122, 13. *aller manne schœne ein bluomen kranz,*
den vrâgte Karnahkarnanz.
394, 12. *Obilôt wirt kranz aller wîplîchen güete.*
508, 21. *aller wîbes varwe ein bêâ flurs.*
732, 14. *diu geflôrierte bêâ flûrs.*
531, 24. *si was im reht ein meien zît*
vor allem blicke ein flôrî. vergl. 796, 5. 809, 14.
Tit. 32, 2. *er kôs si für des meien blic,*
swer si sach, bî tounazzen bluomen.
195, 4. *er mannes schœne ein blüende rîs.*

Damit sind zu vergleichen die einzigen stellen bei Hartmann, welche eine derartige fülle von metaphern enthalten:

a. Heinr. 653. *jâ soltu, liebiu tochter mîn,*
unser beider freude sîn,
ein bluome in dîme künne,
unsers alters ein stap.
a. Heinr. 60. *er was ein bluome der jugent,*
der werlte fröude ein spiegelglas,
stæter triuwe ein adamas,
ein ganziu krône der zuht.

Ausserdem folgende:

4, 15. *er stahel, swa er ze strîte quam.*
128, 27. *sus fuor die lônes bernden vart*
ein wurzel der güete
und ein stam der diemüete.

In der von Lachmann für echt gehaltenen strophe des Tit. J VII 56, 2. wird Gachmuret genant: *der triwen ein bernder stam.*

371, 7. *für ungelückes schûr ein dach*
bin ich iu senfteclîch gemach.
740, 6. (*si wârn*) *der geliutrten triwe fundamint.*
160, 16. *nu muoz ich alze fruo begrabn*
ein slôz ob dem prîse.
292, 28. *ir* (*frou Minne*) *sît slôz ob dem sinne.* vergl. 76, 26 und oben p. 21.
715, 9. *du bist slôz ob mîner triuwe.*

748, 30. *minnen slüzzel kurteis.* (Parzival.)
476, 2. *er balsem ob der triuwe.*
508, 28. *si wære ein reizel minnen gir*
unt ein spansenwe des herzen.
über *reizel* vergl. z. Engelh. 1926. *spansenwe* nur hier.
146, 9. *du bist der wâren minne blic.*
ir schumpfentiure unde ir sic. vergl. 164, 16.
143, 26. *ern ist gîge noch diu rotte.*
565, 24. *von in wart niht enpfangen*
ir freuden kunft, ir sælden tac.
613, 9. *er was ein quecprunne der tugent.*
600, 9. *unser trôst (Gâwân) hât im erkorn*
sîner ougen senfte, sherzen dorn.
314, 12. *sus kom geriten in den rinc*
trûrens urhap, freuden twinc.
141, 22. *des hât der sorgen urhap*
mir freude verschrôten.
318, 5. *Cundrî was selbe sorgens pfant.*
4, 20. *er wîbes ougen süeze*
unt dâ bî wîbes herzen suht,
vor missewende ein wâriu fluht.
23, 7. *dô saz der minnen geltes lôn.*

In der anrede:
316, 11. *ir heiles pan, ir sælden fluoch,*
des ganzen prîses reht unruoch.
316, 20. *ir vederangl* (Tit. 154, 1), *ir nâtern zan.*
316, 28. *ir freuden letze, ir trûrens wer.*
vergl. 319, 19. *Cundrîe was ir trûrens wer.*
781, 14. *du krône menschen heiles!*
Tit. 96, 1. *du minnen ursprinc, berndez saf minnen blüete.*
vergl. Tit. 34, 3. *si ursprinc aller wîplîcher êren.*

IV.

Ich schliesse hieran einen eigentümlichen sprachgebrauch, den „Wolfram zuerst recht gangbar gemacht zu haben scheint,“ der dann aber „im mittelhochdeutschen je länger je mehr zunimt.“ (WB. III, 883.) Es ist das die verbindung des wortes *zil* (*site kraft*) mit einem genitiv. Bei Hartmann findet sich das wort nur in eigentlicher bedeutung und selbst wenn es wie Er. 9588 *kumbers zil* c. gen. verbunden wird, heisst es nur „ende.“

Bei unserm dichter dagegen wird *zil* c. gen. eine art superlative bestimmung, indem es den höhepunkt seines im gen. vorhergehenden subst. bezeichnet.

190, 18. *dô saz diu magt an vreuden zil.*
477, 27. *ez ist im komen an riwen zil.*
316, 23. *da erwarb iu swîgen sünden zil.*
310, 19. *da ist des kusses hôhstez zil.*
378, 4. *man sach dâ wâpenroche vil*
hôher an der koste zil.

Man kann über das *zil* hinausgehen und damit noch mehr steigern:

102, 30. *si was gar ob dem wunsches zil.* vergl. Wh. 15, 7.

Bei diesem und jenem der beispiele ist eine bedeutung von *zil* weniger stark fühlbar. Bei den folgenden hat sich die bedeutuag vollkommen oder doch fast ganz verflüchtigt. Solche finden sich nur in der ersten hälfte des Parzival.

12, 21. *mit deheiner slahte günste zil.*
105, 4. *dâ giengez ûz der freuden zil.*
si sagten klagende ir hérren tôt.
111, 9. *du wærest wol mîns toufes zil.*
205, 2. *und bringenz ûz ir freuden zil.*
318, 29. *ay Munsalvæsche, jâmers zil.*
582, 20. *ir sît unser freuden zil.*
327, 12. *dâ mich der freuden zil verkôs.*
519, 8. *mit verkêrtem antlützes zil.*
223, 23. *dar wil ich durch âventiure zil.*
159, 15. *er stiez den galylôtes stil*
zuo zim nâch der marter zil.

vergl. 107, 10. Simrock vergisst ganz, *nâch der marter zil* zu übertragen. Bartsch aber erklärt: „*zil* st. n. art; *marter,* passion Christi, kreuz Christi (vergl. Wh. 332, 21): nach art von Christi kreuze." Es sieht fast aus als sei die interpretation der wörter aus der übersetzung geflossen. Denn diese ist richtig. Man erkent nur nicht, wie in jener *zil* zu der bedeutung „art" komt. Der begriff der beschaffenheit liegt natürlich in *nâch*. WB. II[1] 292.

Auffallend ist *site* c. gen. in folgenden verbindungen: 180, 29. *nâch polze siten.* 107, 10. *nâch der marter site.* 83, 10. *nâch zühte site.* 459, 23. *nâch des tages site.*

Auch dies wort dient oft nur zur umschreibung eines substantivbegriffs und ist uns nicht übersetzbar. vergl. Jänicke in Haupts zeitschr. XV, 160.

133, 15. *iedoch sprach si mit forhten siten.*
250, 1. *si danct im ûz jâmers siten.*
795, 1. *vrœlîche unt doch mit jâmers siten.* vergl. Wh. 8, 17.
260, 22. *daz ors warf er mit zornes site.* vergl. 521, 17.
281, 22. *ez (diz mære) parriert sich mit snêwes siten.*

Ebenso: 583, 22. *durch ellens site.* 362, 3. *gein diens siten.* 368, 18. *nâch lônes siten.* 191, 6. *âne bâgens site.* 615, 21. *mit freude siten.* 755, 15. 756, 20. 793, 30. 796, 30,

Der gebrauch des wortes *kraft* c. gen., „wo das wort zur verstärkung des regierten begriffes dient“ (WB. I, 871), ist bei Wolfram sehr häufig: 10, 24. 12, 5. 65, 18. 70, 6. 78, 8. 82, 6. 91, 2, 92, 6. 93, 22. 96, 27. usw. usw. Auch hier ist eine verflüchtigung der bedeutung fühlbar, namentlich in folgenden stellen: 78, 8. 82, 6. *mit zornes kraft.* 91, 2. *ungemüetes kraft.* 112, 20. *sîner witze kraft.* vergl. 117, 27. — 105, 28. *mit ellens kraft* (eine wie es scheint sehr alte verbindung. vergl. Beov. 418. *mägenes cräft*).

Zum schluss lässt sich hier noch *name* anmerken in der stelle:

230, 10. *dar ûffe was des fiwers name.*

vergl. 269, 8. *des namen (rîterschaft) ordenlîchiu kraft hât dicke hôhen prîs bejagt.* Und 173, 3. *als diu sunn diu hiute schein, und ouch der name der heizet tac.*

Aus dieser zusammenstellung ergibt sich, wie Wolfram in seinem ausdruck von Hartmann abweicht. Diesem ist auch hier, wie in der darstellung, „die *mâze* eigen.“ [1] Was er noch für unebenheiten in bezug auf höfischen stil in der jugend seiner dichtkunst gehabt, im Iwein sind sie verschwunden: [2] hier erreicht er den gipfelpunkt eleganter gemessenheit. Wolfram dagegen, „der tiefsinnigste, planvollste und sittlich wie künstlerisch grossartigste unter allen mittelhochdeutschen dichtern,“ [3] zugleich sprudelnd von geistreichem witz und humor, „springt fort und fort in das überungewöhnliche ab“; [4] er sucht nach dem seltenen worte, er hascht nach dem ungebräuchlichen bilde, ja er macht das aussergewöhnliche für sich zur regel.

Und doch sind beide dichter in ihren anfängen nicht durchaus divergierend. Wenn man den Erec neben den Parzival stellt, so kann man eine gewisse ähnlichkeit nicht verkennen. Wir finden in beiden die gedrungene gestalt der erzählung, das kargen mit worten und satzver-

1) Wackernagel, Litteraturgesch. p. 198.
2) Vergl. Haupt z. Er. 27. 214. 354 usw. usw.
3) Koberstein, Grundriss I. 208. 4. ausg.
4) Wackernagel, Litteraturgesch. a. a. o.

bindungen. Aber noch mehr: es begegnet uns auch auf dem gebiete der phraseologie manches beiden eigentümliche, das der Iwein geflissentlich vermeidet. Dies denke ich geht aus vorstehender untersuchung mit klarheit hervor.

Über die entwicklung des Hartmannschen stils sind wir seit der ausgabe des Erec von Haupt im klaren. Sie beweist zur genüge, dass Bartsch nicht ganz recht hat, wenn er sagt: „eine dichterische manier, einmal angenommen, setzt sich fest und fester,“[1] man müste denn darüber streiten wollen, was manier sei. Eine gleiche entwicklung ist in den Wolframschen gedichten vorhanden. Schon im Parzival ist sie sichtbar (vergl. oben p. 21. 32), und sie lässt sich durch den Titurel und Willehalm hindurch nachweisen; wenngleich man in bezug auf den Titurel in vergleich mit den beiden andern epen gewiss vorsichtig sein muss, da der lyrische ton, welchen Wolfram hier anschlug, vieles von selbst verbot.

Diesen nachweis zu führen muss einer späteren arbeit aufbehalten bleiben. Nur einiges will ich namentlich in bezug auf den Willehalm hinzufügen.

Schon Jänicke[2] machte widerholt auf die unterschiede der Wolframischen diction in beiden grossen epen aufmerksam und wies mehrmals verschiedenheiten in den teilen des Parzival selbst nach. Auch unser dichter, wie der des Erec und Iwein, bemühte sich, so weit es ihm bei seiner stark ausgeprägten individualität möglich war, seine härten abzuschleifen und eine eleganz zu erreichen, die das streben aller höfischen dichter des 13. jahrhunderts ist. Wir vermissen daher im Willehalm viel von der gedrängten kürze und dem barocken ausdruck, der den Parzival beherscht. Ich stelle hier kurz folgendes zusammen.

Ad. I. *laz*, das in eigentlicher bedeutung oft im Willehalm steht, finde ich übertragen nur zweimal, wie Parz. 416, 29:

Wh. 76, 26. *der wære der witze ouch niht sô laz* und 66, 24. *des willen laz.*

lære steht einmal im Tit. 92, 2 (p. 5) und einmal im anfang des Wh. 61, 26. *aller freuden lære.*

Der formelhafte gebrauch der Antiphasis (p. 5 fgg.) ist im Willehalm seltener, die beispiele sind weit weniger auffallend. Man merkt das bestreben nach grösserer durchsichtigkeit und eleganz. Ich verzeichne bei folgendem negativen satze für das verbum:

verbir (p. 5) 68, 6. 273, 22. 279, 2. 460, 14.
verdriuze 212, 3. 225, 26. 245, 20. 309, 14.
vermîde 397, 20. Das simplex 30, 26.

1) Bartsch, vorrede zum Parz. p. XVI.
2) De dicendi usu Wolframi.

lâze 48, 20. 441, 1.

vergizze, das im Parz. so häufig ist, nur eine stelle 259, 14.

Ein hauptsatz folgt nach

verdriuze 274, 11. 378, 19.

vermîde 31, 23. 84, 17.

vergizze 231, 29. 251, 2.

Nach *lâze* und *verbir* nie. Auch mit substantivis sind diese verba seltener verbunden (p. 8 fgg.).

verbir 260, 24. 38, 5.

vergizze 48, 2. 72, 30. 349, 30. 437, 13.

vermîde 24, 3. 262, 24. 333, 18. 365, 16. 394, 19.

verdriuze 22, 14. 187, 18. 208, 2. 230, 4.

verdagen 372, 5.

liuge 392, 18.

Die adverbialen bestimmungen (p. 11 fgg.), wie wir sie so häufig im Parzival finden, sind im Willehalm selten. Es sind zu nennen:

âne vâr 387, 9. *âne nît* 100, 1.

âne strît 1, 20. 64, 12. 159, 28.

âne lougen 189, 16.

âne vride (vergl. p. 12) 228, 15, d. h. ohne dass *vride* angesagt war. Man vergleiche 385, 23. *dâ was gemezzen niht der vride.* 391, 4. 424, 18. Ich führe zur erklärung des ausdruckes noch an: Wartburgkrieg (ed. Ettmüller) VIII, 1. *nû wirt gesungen âne vride,* das Joh. Rote in seiner h. Elisabeth (Ettmüller, anhang zum Wartburgkrieg p. 181) 75. erklärt durch: *dô wart ûz dem schimpf ein ernest grôs.* vergl. Grimm, altd. Meistergesang p. 78.

stæte ân allen valschen list 100, 30.

Die verbindung des negativen mit dem positiven ausdrucke (p. 12) zur verstärkung findet sich im Willehalm nur 190, 13. 270, 25. 347, 28. 352, 8. Eigentümlich ist 455, 18. *mîn tôtiu vreude niht diu lame,* wo *lam*, das doch Wolfram sonst als negation braucht (p. 4), im gegensatz zu *tôt* steht.

Für unbetrogen ungelogen finden sich, wie schon angedeutet (p. 13), öfter; ebenso die adj. mit *niht ze* verbunden.

Ad II. Was die Metaphern anbetrifft, so lassen sich für die (p. 14 fgg.) angeführten aus dem Willehalm einige belege und auch manche eigentümlichkeiten beibringen. Alle aber atmen einen geist. Jedoch ist eine veränderung nicht zu verkennen. Die sprudelnde gedankenfülle unsres dichters war allmählich in ein ruhigeres bette geleitet. Nur hin und wider bekundet ein aufwallen die alte lebhaftigkeit.

Dass sich *parrieren* auf geistiges übertragen nicht über das XI. buch des Parzival hinaus findet, hatte ich schon (p. 20 f.) erwähnt. Im Titurel

5) *Bëra bëora bëara, scëara, heara hearo* eorum, *suira suire* hals, *swegir sweger suægir suer* schwiegermutter, *wer wær wær wear* Pl. *weoras wearas waras, weorod; feolo; nima nioma, hiona heona, meolo meolwe mealo, wæla, wælig welig weolig* reich, *giosterdæg, suæster, cliopia clioppia, swippe swioppe swoppe, bifia bibgia beofa beafa, gefe gefo geofo geafo geafa* gabe, *heofon heafon heafen, sefo siofu seofo, widiwa widuwa widwa, suetol, frid* Durh. — *swir-ban*, 128, 4. *feor, weor, weol, cleopian cleapian, gefe, seofen, heofon hiefen* 32, 15. Ps. — *nim, til, synoghe* sinew, *swipp, to clepe, heven, yhisterday.* Consc. — *fele, ghistreday* usw. OEPs. — *wedowe* MArthure. — *airnest, yisterday* Teesd. *to bair, to shear, yesday, yestreen, feil fiel* Sc. — *cleaped feather, yellow* und *yollow, yuster-neet* Cr.

6) *Niwe niue niowe, þiowa þio þiua þiuwa* ancilla = *þiuen, trew trio tre, cnew cneow cneou cneu cnei cne* Durh. — *niwe þeow, þiowa, trew treo tre, hiow heaw* gestalt 44, 5. Ps. — *new, tre, kne, hew.* Consc. — *newe, þeowie, tree tre, kne.* OEPs. — *new, tre, kne, to kneill* Lyndesay. — *newe, trewe, knee.* MArthure.

III. Anglisch.

1) *riht, rihtan, cniht; cild wild, mildë, hild.* — *Rihht, rihhtenn, cnihht, sihhþe; child, milde, wilde* Orm. — *ryght ryth, ryghteyn rythyn, knyghte knyte knyth, syght; chylde, myylde, wylde* PParv. — NHampt.: *right, sight, child, mild* usw.

2) *Bërstan, hëlm, hëlpan, swëltan,* aber auch *dælfan.* — Orm.: *hellpe hellpenn, dellfenn, swellteun, swellghenn, bellghenn. feld, þresshenn.* — PParv.: *brestyn, þreschyn, helme, delvyn, helpyn, melte* usw.

3) Angl. in mannigfachen schwankungen. — Orm.: *irre yrre, hirrde hirde, brihhte, sillferr, skildenn, mille; sellf, mële; ernenn eornenn, gerrne georrne, gernenn geornenn, werre weorre.* — Gen.-Ex.: *hirde* (hirt und heerde), *brigt brictest* 2569, *silden, milche, gernen* usw. — Allit. Po.: *renne to gerne, werk, swyre, syluer, sylueren, scheld* und *to schylde* usw. — PParv.: *fer, ernyn eerne* und *rennyn, brenne, querne, stert, heerde heerd-man, swerd, werk, byrche; cyluer, cylueryn* (versilbern), *mylke* usw. — Dial. Lanc.: *burn, run, churn charn, herd, mexn* (to cleanse a stable), *seln.*

4) *Fëoh, fëoht, fëohtan; ëorde, cëorfan, feor(h)* leben, nur *wurcan* und *sole solcen.* — Orm.: *fehh fe fihhtenn; berrme, feorr ferr, steorrne sterrne, werrpenn, deorrflike derrflike* (kühn), *heorrte herrte* herz, *corþe erþe, wirrkenn, berrghenn.* — Gen.-Ex.: *figt, figti, figten; erneste, sterre, werpen, sterfen, werchen, berg* (schutz), *bergen, cherl, erde, fer.* — Allit. Po.: *fee, fegt fegte; ernestly, kerue, sterue, sterne sterre*

stare B. 583, *werpe warpe; worche, chorle, burne* (mann) A. 397, *bourne* 616. — PParv.: *fee, feyghte, feyghtyn; fer, a-ferre, sterre, berm, bermyn, ernest, erthe erde, hert, herth, cherle carle charle churle.* In den dialecten abweichend: *y-erth, fudda* (farther), *yelk yulk* Suff.; *far fur, farther further furder, barm, hearth* (to bake), *churl* NHampt.; *mexn, feyght, far, charn, wark worch, hart, carve, up-warpe, yearth, yearnist yearnot, yawk yolk* Lanc.

5) Im Angl. wol das gleiche schwanken, aber schon im Orm. fast nur einfache laute, wie *berenn, wĕre, fĕle; nimenn, semenn, mele, wel, susstre, clepenn, swepe, gifenn ꝫifenn, ꝫife, sutel, widdwe, friþþ,* und nur *hĕre heŏre, heoffne heffne, seofen sefen seffne.* — *to bibber, seben seven* NHampt.

6) *Niwe nëowe* usw. — *new neow, þeww þeoww, þewwtenn, trigg* und *trowe, treoww treo tre, cneww cne, hew heowe* O. — Gen.-Ex.: *newe, trewe trew-đe* (truth), *trewen* (to trust), *trew tree, hewe.* — Allit. Po.: *nw nwe, trwe, tre, hwe hue huee* A. 841. — RB.: *new trewe true, tre, kne, hue.* — PParv.: *nwe, knee, tree.*

Fasst man obiges zusammen, so ergibt sich folgendes:

1) Westsächs. *i* in *iht* und *ild* wird gedehnt oder gesteigert und die consonantische lautung gemindert, indem *h* allmählich verklingt und *ld* bisweilen den auslaut verliert (*child chile cheel*). — Das altnordhumbrische *iht* entwickelt sich zu schottischem *icht* und nordenglischem (Cumb. Westmorel.) *ee.* Jenes ist der starke guttural, wahrscheinlich durch das Gälische gestützt und gefordert; dieses dehnung des *i* an sich oder durch altnordisches *rêtt-r* = *riht* veranlasst, mit unterdrückung der gutturale. Auch *ild* entwickelt sich verschieden: *child wild* Cr. *cheil* WCumb. *chield cheild chiel cheel will* Sc. — Im Anglischen schwindet *h* (durch *ꝫ, g, gh*) allmählich, *i* wird wol erst gedehnt, dann gesteigert. Diesem entspricht die schriftsprache: *sight, right, knight, child, wild, mild.*

Die steigerung des *i* (zu *ei*) überhaupt tritt erst im 16. jahrhundert ein. Palsgrave (1530) scheint nur einen laut in verschiedener quantität zu kennen, aber Salesbury (1547) bezeichnet die aussprache des gedehnten *i* mit *ei* in *I, wyne, thyne,* und Smith (1568) stellt *I* (ich), *eye* (auge) und *aye* (auch) gleich. — Salesbury stellt (*h*) *gh* dem walisischen *ch* ziemlich gleich, letzteres erscheint ihm *deeper in the throat and more harshly.* Smith, Hart (1569) und Bullokar (1580) behalten *h* und Wallis *gh* und nennt dies aspirata mollior. Gegen 1630 verschwindet es im süden, denn Butler (1633) bemerkt ausdrücklich, dass *gh* noch in den nördlichen dialecten gesprochen und richtig gesprochen werde.

Wilkins (1668) und Cooper (1685) bezeichnen *gh* als stumm. Die consonantische minderung veranlasst vocalische mehrung.

2) Westsächsisches, altnordhumbrisches und englisches *ĕ* vor *r* und *l* mit nachfolgendem consonanten erhält sich fast überall, oder findet in dem trüben *u* seinen ausdruck; nur in *vield* Dors., *veel* Som. wie im nordh. *a-field* Teesd. *a-fiel* Ps. dehnt es sich und wird zu *ee, ie.* Der grund liegt wol in *-ld*, das dehnung und steigerung (= *wild*) zulässt; dem entspricht ne. *thresh thrash, helm, delve, help, melt, swelt; burst; field.*

3) Die *ëo* neben *i* und *ë* gehen fast überall nach *e* (*burn*) oder *i* zurück und jenes wird vor *r* bisweilen zu *a*; nur im süden scheint ein dunkler nachschlag sich erhalten zu haben, wie *steert* Som., *stëart* Wilts. Auch in Teesdale muss das stattfinden, weil ursprüngliches *e* bisweilen consonantiert und doppelformen neben einander stehen: *earn yirn, earning yirning.* — Ne. trübes *e* (*u i*): *burn run, yearnful, birch herd; shep-herd, self* und dunkler in *hearth, start; i* in *silver silvery, milk,* gedehnt in *shield,* aber in folge eingetretener consonantenminderung gesteigert in *bright.* Die dunklere färbung in *sword, worth* (*woe worth the day!* Weh werde dem tage!) ist durch *w* entstanden.

4) Auch die *ëo,* die allein stehen, entwickeln sich verschieden, mannigfaltiger im süden. Die entwickelung ist bedingt durch die nachfolgenden consonanten. Vor *r* bleibt *e* oder verdunkelt sich zu *a*; vor schwindendem *h* dehnt es sich zu älterem *i* (*ee*) oder steigert sich (*ei*), aber schott. *fecht.* Selten consonantiert *e* auch hier, wie *e'th* und *yarth* Som. *yearth yarth yar* Cr. *yerth* Teesd. *yird yerth* Sc. (= *earth*), *yearth yearneot yawk* Lanc. — Ne. *earnest, earth; far, star, barm, carve, starve, heart, hart, hearth; fee, fight; silk, seal, yolk* (ags. *geolca*).

5) Die *ëo* vor dunklem vocale nächster silbe schwinden mit diesem; sie entwickeln sich wie die einfachen laute, die zu grunde liegen.

6) Das aus *w* hervortretende *o* gewint durch *w* ein besonderes gewicht, so dass *e* vor demselben consonantiert, daher *new, hue,* und hier graphisch und in *true* auch lautlich schwindet; in *knee* und *tree* ist es abgefallen und *e* in folge davon gesteigert.

Ags. **eo.**

1) Wie hinter *i* oder *ë* vor *w* aus letzterem ein *o* hervortritt und *io ëo* entsteht, so auch hinter *e.* Dieses *eo* besteht aus *e*, dem umlaute von *a*, und *o*, dem vocalischen anlaute oder product von *w.* Got. *avi* (schaf, skrt. *avi,* lat. *ovi-s,* ahd. *awi,* altn. *â,* altndl. *ouwe oie*) wird, regelmässig entwickelt, ags. *ewe.* Wenn aber nicht dieses vorliegt, son-

dern *eowu eawu eow eaw*, so erscheint hier *o* (*a*) eingedrungen oder vielmehr aus *w* hervorgetreten. Dieses *eowu* wird zu *yow* Ess. *yeo* Exm. *yow* Suff. *yow* Chester und zu *awe* Ritson, *yowe* Teesd. Cl. *yew* Hlm., *yow yaa eawe* Cr. Lonsd. — Ebenso got. *avêþi* (heerde, ahd. *ewiti ewit owiti*), ags. *eowod eowed eowde eowd;* ferner *eowi-stre* (schafstall, ahd. *ewist owist aust*). — Auch *meowle* gehört hierher, (Grein: *meówle,* Grimm: *meawle* oder *meáwle*). Got. *mavi-lô* ist das deminutiv von *mavi,* letzteres würde ags. *mewë* sein und daher *mewilo mewile mewele mewle* und daraus *meowle.* Vielleicht ist das enthalten in *moll* (a whore), *mol-hern* (a female heron) Warw. *mol-kit* (an effeminate boy) West. und auch in *mal-kin* (a slattern Dev. a scarecrow Som.), das man gewöhnlich für das demin. von *Mary* hält.

2) Ein anderes *eo* entsteht dadurch, dass *e* als aussprachezeichen zu *g* und *c* tritt und zwar vor *o* (neben *a*): ags. *gang gong ge-ong* (= *jong* gang), *gangan gongan geongan* (gehen), *scanca sconca sceanca sceonca* (bein, schenkel), *scand scond sceand sceond* (schande), *scamu scomu sceamu sceomu* (scham). Solche erhalten sich bei Laȝ. *ȝeonge, gangon ȝeongen ȝongen, sconke sonke, sconde sonde, scame scome sceome same* und in den OEHom. *sceandian, scame scome, sceamian* 35. *scheome* Ar. 60. *scheomen* 312. — *schanke, schonde, schame ssame* RG. *schanke, schame* usw. Ch. Mit der weicheren aussprache *sh* scheint es zu verschwinden: *shank,* doch auch *sheame asheamed* Cornw. Auch *g* schwankt nach *ȝ*, aber es befestigt sich wider: *gong ȝong* Laȝ. — Im Altnordhumbr. tritt sogar *i* neben *e* auf: *geong, gonga gionga geonga, sconca sceonca, sceondlic, scomu sceomu, sceomia* Durh. und diese werden *gang gong, schame* usw. OEPs. Consc. MArthure, *gang, schame, aschamit, schank* Lynds. und *gang, shanks, sham* Teesd. — Im Angl. hat schon Orm. *shande, shannkes, shamenn,* und NHampt. *gang, gangling, shank* (sensengriff), *shanni* (verschämt); E. A. *gang, shank* usw.

3) Hierher gehören auch die wörter, in denen got. *j* im angelsächsischen seinen ausdruck vor *o* gefunden hat in *gi ge*; es tritt also hier *gio geo* ein für *jo*: got. *ju* (schon, alts. *iu giu,* ahd. *iu ju giu* einst), ags. *iu ju gi-u gi-o ge-o,* ferner in *iu-dæ̂d* tat alter zeit), *iu-meowle* (die einst jungfrau war, greisin) B. 5857. *iu-man* (mann der vorzeit) B. 3052. *gio-man* Met. 1, 23. Die bedeutung kann sein: ein mann aus alten zeiten; einer, der so ist, wie sie in alten zeiten waren; und auch: einer, der alt ist. Aus jenem kann sich ne. *yeoman* entwickelt haben. RG. hat *þu-man* und *yu-man, þ* vielleicht nur orthogr. zeichen für *y,* oder *þu* hängt mit ags. *þeowian* dienen zusammen, *þu-man* dienstmann S. 470 und bezeichnet einen dienstmann im zustand der hörigkeit: *Uf a thuman hath a sone to clergie idrawe, He ne sal, withoute is louer-*

de's wille, icrouned nouzt be: Vor thuman ne may nouzt be imad azen is louerde's wille fre (denn ein *yeoman* kann nicht gegen seines hern willen frei gemacht werden). Mand. nent sein reisegefolge *yomen* 220. Nach Courtasyue schläft der *gomon ussher* vor der tür zum schlafgemach seines hern im vorzimmer und der *yeoman of chambre* hat die betten zu machen, fackeln zu halten oder zu tragen, tische zu setzen, überhaupt den weisungen der *usshers of chambre* zu folgen. 316. 313 (H. Ord. p. 39). Allit. P. A. 534 heissen die arbeiter im weinberge *gemen*. MArthure 2629 gibt sich Gawayne für einen *gomane* aus, dem sein herr 100 pfund, ein pferd und rüstung geschenkt habe, nachdem er ihm früher kriegsgewande bereitet habe. Levins (1570) übersetzt es mit *libertus*.

Vielleicht steckt dieses *iu* auch in *ye-mmouth* (aftermath) Glouc., wenn sich *ye-* nicht aus *ëd-* (widerum, vergl. *ed-grow ed-graw,* aftermath, *eddgrew eddgrow eddgrouth* Chesh., *edgrew* Shrops usw.) entwickelt hat.

Got. *juk* (joch, ahd. *joh*) ags. *ioc gi-oc* Met. 10, 20. *ge-oc* und *jucian ge-ocian* (jochen) *geoc* Durh. *iocc* R. — *geoken gogen* jochen Lag. *gocc* O. *yok* Ch. usw. *yok* NHampt. Lonsd. ne. *yoke*.

Got. *iugg(a)s* (jung, alts. ahd. afrs. altn. *jung,* altn. *ung-r*), ags. *iung jung gi-ung* Sat. 511. Met. 26, 27. *gi-ong ge-ong* und auch *ging* El. 353. Dan. 211. *geng* 102. Letztere formen wahrscheinlich aus dem Comp. *gyngra gingra*. Lag. *gunge geonge genge* A. *gonge* B., *gung gong* OEHom., *yong gung* usw. Dev. — Altnordh. *gi-ung* R. *ging gingra* Durh. *yhung yhong* Consc. *ging* Isumbr. *young* Sc. Cr. — *gung* Orm. usw., ne. *young*.

Got. *junda* (für *juh-nda* jugend, ahd. *jungu-nd jugu-nd,* alts. *jugud*), ags. *iogod* oder *iôgod* (aus *iongodd*) B. 1674. *côgod* An. 1124. *gi-ôgod* B. 2426. *gi-ôgud* Cri. 1654. *ge-ôgud* El. 1265. Es wird zu *guhede* O. E. Hom. *gugede geogede* Lag. *goupe* Ch. Barkl. *yuth* Dev., auch *gungpe* Hall. = *gongpe* Wicl. Neubildungen, *gigod* Durh. *iugud guiud* Ps. *gud yhouthe* Consc. *youthede* OEPs. *youthe yowthede* Isumbre. — ne. *youth*.

Hierher gehört auch ags. *gi-ond ge-ond*. Zu grunde liegt got. **jain-a-d jaind* (dorthin, dahin, von *jain(a)s* jener, ahd. *genér,* altn. *inn enn hinn*). Man mag got. *jain-s* zerlegen in das relativ *ja,* das demonstrativ *i* und die negation *na* (*ja-i-na-s, gr. κε-ι-νο-ς*) oder in das relativ *ja* und das numerale *ain-s,* die entsprechende ags. form ist immer *jând*. Doppelte consonanz bewirkt vocalkürze (*from geande* deorsum Durh. Marc. 14, 66) und vor *n* tritt der gewöhnliche lautwechsel von *a* nach *o* ein, daher ags. *gi-ond ge-ond giondan geondan*. Daraus *gond*

geond guond (über), *geond-ward* (darüber), *bi-geonde bigende bigeonden*, Laȝ. *yon yond* PP. *cander* Som. — Altnordh. *geande, geond, gind* R.; *gone* Perc. 1249. *gonder* (jener) 838. (dort) Isumbr. *yondur* Eglam. *yon ayont be-yont* Lonsd. *yonderly* (ernst, verdriesslich) Cr. *yonner* (dort), *jont* (jenseits) Sc. — *gonnd* (jener) O. usw., *yon yeander* NHampt. — ne. *yon yond yonder*.

Fast überall wird *gi ge* zu *y*, selten wird es wieder *g*; *sc* wird *sh*. Die weichere lautung hat sich befestigt und den entsprechenden ausdruck gefunden.

Ags. iô, eô.

Zu grunde liegt got. *iu* (aus *au*) und das liegt noch im Altnordh. vor, es wird zuerst *iò*, dann gewöhnlich *eò*, selten *ie*.

Westsächsisch: *breòwan* (brauen, ahd. *briuwan*), *ceòwan* (kauen, ahd. *kiuwan*), *biòm beòm* (bin, alts. *bium biun*, ahd. *pim*), *reòma* (riemen, ahd. *riuma*), *streòn* (kraft) *striònan streònan* (zeugen, ahd. *striunan* thesaurizare), *teòna* (übeltat, alts. *tiono*, altn. *tjon*), *ciòl ceòl* (kiel, ahd. *kiol*, altn. *kjöl-r*), *stiòr* ,*steòr* (stier, got. *stiur-s*, ahd. *stior*, *diòr deòr* (tier, got. *dius*, ahd. *tior*), *deòrë dýrë* (teuer, ahd. *tiuri*), *biòr beòr* (bier, ahd. *bior*, altn. *bjôr-r*), *hleòr* (wange, alts. *hlior*), *eòrod eòred* (reiterei, alts. *eorid ierid*), *breòst brost* B. 2176 (brust, alts. *briost*, afrs. *briast brust*, altn. *brjost*, ahd. *brust*, also zwei verschiedene formen *u*, *eò*), *beòst* (erste milch, ahd. *piost*), *reòst* (pflugschaar, riester, ahd. *riostar*), *þeòstor* (finsternis, alts. *þiustri*), *ciòsan ceòsan* (erkiesen, alts. *kiosan keosan*, ahd. *chiosan*, afrs. *kiasa*, altn. *kjosa*), *freòsan* (frieren, ahd. *friusan*, altn. *frjosa*), *hreòsan* (fallen, ?ahd. *hriusan*), *for-leòsan* (verlieren, got. *fra-liusan*, alts. *far-liosan*, ahd. *far-liusan*), *dreòsan* (fallen, vergl. ahd. *trôrjan* regnen), *neòsan* erforschen (alts. *niusan*), *be-greòsan* (erschrecken, vergl. ahd. *grûên* grauen, *griusic* gräulich); — *diòp deòp* (tief, got. *diup(a)s*, alts. *diop*, afrs. *diap*, ahd. *tiof*, altn. *djup-r*), *deòpë dýpë* (tiefe, got. *diupei*, ahd. *tiufî*), *creòpan* (kriechen, altn. *krjupa*), *heòp* (hundsrose, alts. *hiopo*, ahd. *hiufo* dornstrauch), *þiòf þeòf* (dieb, got. *þiub(a)s*, alts. *þiof*, afrs. *þiaf*, altn. *þjof-r*), *þeòfđ þýfđ* (diebstahl), *liòf leòf* (lieb, got. *liub(a)s*, alts. *liof*, afrs. *liaf*, ahd. *liop*, altn. *ljufr*), *deòful* (teufel, alts. *diubal*, afrs. *deovel*, ahd. *tiufal*), *reòfan* (zerreissen, altn. *rjufa*), *cleòfan* (spalten, ahd. *kliuban*, altn. *kljufa*), *heòfan* (wehklagen, alts. *hioban*, ahd. *hiufan*), *sceòfan scûfan* (schieben, ahd. *skiuban*), *greòt* (gries, sand, alts. *griot*, ahd. *grioz*, altn. *grjot*), *spreòt* (spiess, altn. *spjot*), *biòtul* (hammer, ahd. *stein-pôzil* latomus), *breòtan* (brechen, altn. *brjota*), *greòtan* (weinen, alts. *griotan*), *geòtan* (giessen, alts. *giotan*, afrs. *iata*, ahd. *giozan*, altn. *gjota*), *hleòtan* (loosen, alts. *hliotan*, ahd. *hliozan*, altn. *hljuta*), *neòtan* (sich

erfreuen, geniessen, got. *niutan*, alts. *niotan*, afrs. *niata*, altn. *njota*, ahd. *niuzan*), *sceótan* (werfen, schiessen, got. *skiutan*, ahd. *sciozan*, altn. *skjota*), *fleótan* (fliessen, alts. *fliotan*, ahd. *fliozan*, afrs. *fliata*), *reótan* (weinen, ahd. *riuzan*), *þeótan* (heulen, ahd. *diuzan* rauschen, altn. *þjota*), *wiód weód* (unkraut, alts. *wiod*), *neód* (verlangen, alts. *niud*, afrs. *niod*, ahd. *niot*), *beód* (tisch, got. *biud(a)s*, ahd. *piut*), *þeód* (volk, alts. *þiod*, ahd. *diot*, altn. *þjođ*), *þeóden* (volksherr, got. *þiudan-s*, alts. *þiodan*), *hreód* (rohr, ried, ahd. *hriod*), *biódan beódan* (bieten, got. *biudan*, alts. *biodan*, afrs. *biada*, ahd. *piotan*, altn. *bjođa*), *leódan* (wachsen, alts. *liodan*, ahd. *liutan*), *reódan* (röten, altn. *rjođa*, vergl. ahd. *rôtjan*), *seóđan* (sieden, ahd. *siudan*, altn. *sjođa*); — *sióc seóc* (siech, got. *siuk(a)s*, alts. *siok*, afrs. *siak*, ahd. *siuh*, altn. *sjuk-r*), *reócan* (rauchen, ahd. *riuhhan*, altn. *rjuka*); *fleóge* (fliege, ahd. *fliuga*, altn. *fluga*), *dreógan* (handeln, ahd. *triugan* trügen), *leógan* (lügen, alts. ahd. *liogan*, altn. *ljuga*), *fleógan* (fliegen, ahd. *fliugan*, altn. *fljuga*), *fleóhan* (fliehen, alts. ahd. *fliohan*, afrs. *flîa*), *teó[h]ma* (gespann, von got. *tiuhan*), *leó[h]ma* (licht, alts. *liomo*), *leóht* (licht, alts. ahd. *lioht*, got. *liuhaþ(a-m)*, afrs. *liacht*), *leóht* (licht, alts. ahd. *lioht*, afrs. *liacht*), *þeóh þeó* (oberschenkel, ahd. *dioh*, altn. *þjo* sitzteil), *teóhan teôn* (ziehen, alts. *tiohan*, ahd. *ziohan*, altn. *tjoa tjâ*).

Beachten wir zuerst die entwicklung des *eo* an sich!

OEHom. bewahren viele *eó*, aber manche schwanken auch nach *e* oder nach *o* oder nach beiden: *creópan crepan*, *þeófđe þefđe*, *leoger* l i h g e r, *streonan istrone*, *beon bon beo bo*, *deor dor*, *þeosterness posterness*, *deofle dofle*, *neod nod*, *beođ bođ*; *þeof þeuc þouc*, *preost prest prost*. — Lag. A. hat meist *eo*: *reouwen*, *beon*, *istreon*, *streonen*, *teone*, *beor*, *leor*; *cheosen*; *þeofe*, *þeofđe*, *deouel*, *cleouien*, *geoten*, *ileoten*, *uleoten*, *reođen* (reue), *þeode*, *reode*, *beoden*, *fleon*; aber daneben auch *e*: *deor der*, *reosen resen*, *creopen crepen*, *deop depe*, *leof lef*, *neod nede*, *leoden leden*, *seoc sec*; *þeh þih* (in folge des *h*); selten *u*: *deor dur*, *sceouen scuuen*, oder *o*: *breost brest brost*. Lag. B. hat neben und für *eo*, *e* auch *ea*. — Bei RG. werden *eo* schon selten, wie *leom*, gewöhnlich ist *e*: *brewe*, *dere*, *to chese*, *to frese*, *breste*, *prest*, *depe*, *lef leue*, *þefe*, *þeft*, *deuel*, *to flete*, *to ghete*, *to schete*, *nede*, *þede*, *to bede*, *seknesse* neben *sik*. Ebenso Mand. Ch. PP. Und so läuft es auch in den dialecten aus. Dorset.: *vlee*, *beer*, *deep*, *creep*, *reed*, *weed*, *meck*; *sickness* usw. — Som. *lidden* (lied). Glouc. *to crip*, *liff liever*.

Eine ganz andere entwickelung zeigt Ayenbite (Kent 1400): *dicre dyere*, *þierne*, *chiese chise chyese*, *þiestre þyestre*, *þiefđe*; *cheowe chyewe*, *tyene*, *tyeni* (matt werden), *bryest*, *uor-lyese*, *dyep dyepe*, *cryepe*, *þyef*,

lyef, dyeud, ssyetere (shooter). Also entwicklung: *io ie* und consonantierung des *i*, wie im Altnordischen, *ye*.

Altnordhumbrisch. Durham-Book zeigt sehr schwankende formen, aber in schöner, lehrreicher entwicklung: *iu iò eò ea e* (*æ*): *hreowian, bium biòm beòm, striòn striòna, deòr dear, beor bear bær, eòrod-monn, briòst breòst brest, þiòstur, þiòstrig, ceòsa ge-ceasa, diòp, þeòf þeaf þiofonto* (diebstahl, altn. *þjofnað-r*), *leòf leaf, diabul deaful* usw., *reòfia reafia, cleafa, beòd bead, þiòd þeòd, be-biòda be-beada, flege flæge, flia flea, gi-teò gi-tea.* Die altnordh. Ps. haben ebenfalls grosse schwankungen: *þiòd þied þeòd, biòd, breòst, ceòsa, fleòs* (vlies), *hreowsia; þeostru, â-þeastria.* Aber in Consc. werden alle, *shote* ausgenommen, zu *e*: *tene, whele, der dere* (teuer), *frese, forlese, chese cheese, brest, crepe, þef, lef leve, reve, clefe, devel, grete, ghete, bede, seke, meke.* Ebenso bei ungestörter entwicklung des lautes MArthure. Auch in den dialecten: *a-tween, teen, neer* (niere, *near inear* Cl. *nurses* Lonsd. *ears* Sc. *ear* NHumbr., wahrscheinlich ags. *niòre*), *lee, lee-ar, neeze* (to sneeze), *beest-lings, leef lever, reef, fleet, need, seek, dree; dip-ness* Cr. — *flee* (to, a fly), *lee* (to, a lie), *lee-ar, thee* (thigh), *neeze, beestins, steer* und *stirk, leet, lieve liever, seek* Teesd. — *Thee, flee, steer, breeast* usw.; *bizlins, sickening, bittle; to chow, shoot* Cleve. — *bee, beest-milk, freeze, beetle, creep* usw., aber *to briw, rue, chaw, looaz, devil dule* usw. Lonsd.

Anglisch. Orm. hat entweder *eo, eo* und *e*, oder *e*: *reowenn, reowwsunnge rewwsinng, beon ben, beoþ beþ, streon stren, streonen strenen, steorenn sterenn, steoress-mann, deor der* (tier), *deore dere* (teuer), *þeossterr-nesse þessterrnesse, deope depe, deofell defell, leof lef lefe, þeod þed, leod led lede, þeo þe; chewwenn, stene, brest, chesenn, forr-lesenn, clefenn, fletenn, getenn, bedenn, ned, leghenn, fleghen.* — Gen.-Ex. überall *e*, um so auffallender sind *dep diep, dere digere* (teuer) und *tgen* (ziehen) 3413. Wenn *diep* noch als die schwächung von *diop* gelten kann, so zeigt *digere* die beginnende und *tgen* die vollendete consonantierung des *i.* — Allit. Poems und PParv. haben, abgesehen von den durch *w* und *gh* beeinflussten lauten *e.* — Auch in den dialecten gewöhnlich *ee*: *beetle, fleet, seethe, sheeting* (stromschnelle), *deep, lief, stear, dreary, atween, freez* NHampt. — *sneeze* (to snuff), *neeze* (to sneeze), *fleeze* und *floose* (the flyings of wool or cotton), *beest, leef, reech* (reek), *theegh* usw. Lanc. — Aber *frize, atwin, niyah ayah ear* (niere) usw. EA.

Schriftsprache: *be, been, keel, steer, deer, beer, freeze, deep, creep, beetle, fleet, weed, need, reed, seeth, reek, flee; biestings, thief, lief; team, dear, cleave:* also überall gedehnter *i*-laut; kurz in *sick;*

kurzes *e* in *breast* und *devil;* aber *choose, lose, shoot; chew, rue; fly, light, thigh.*

Dem ags. *iò eò ie* liegt got. *iu* zu grunde. Wie lautete das? Klangen die beiden vocale in gleicher stärke neben einander, vielleicht durch die aufeinanderfolge etwas modificiert? Klang *i* vor (*í-u*) oder *u* (*i-ú*)? Nach der vergleichenden grammatik erscheint got. *iu* als schwächung von *au*. Eine solche schwächung kann nur eingetreten sein, wenn beide laute hörbar waren, ohne zu verschmelzen, und wenn *u* schwerer war. Diese annahme wird dadurch gestützt, dass got. *iu* zu altn. *ju jo* wird und bisweilen zu ags. *û: slûpan* (schlüpfen, ahd. *sliufan*), *clûfan cleófan* (spalten, alts. *kliofan*, altn. *kljufa*), *bûgan* (beugen, got. *biugan*, altn. *bjuga*), *sûgan* (saugen, ahd. *sûgan*, altn. *sjuga*), *sûcan* (siechen, neben *seóc* siech, ahd. *siuhjan*), ein vorgang, den man für Zachers aus der runenschrift gefolgerte ansicht geltend machen könte, dass got. *iu* nicht als doppellaut gegolten habe, sondern als blosse länge. Jene ansicht wird auch dadurch gestützt, dass überall im Angelsächsischen als umlaut von *iò, eò* der eigentliche umlaut von *û* eintritt, *ŷ*. — Dagegen lässt sich behaupten, dass in dem got. *iu* und dem spätern ags. *eò* ein vorwiegen des *e* stattgefunden habe. Denn (Dietrich, die aussprache des Gotischen. Marburg 1862.) die Römer gaben got. *iu* wider mit *eo* (*Theolaiphus, Theodomir, Theodericus*) und am ende des wortes mit *eu*, sogar mit *aeu* (*Ala-theus, Arinthaeus*) und im verse überwiegt *e* (*Thēŏdŏricus erat*, und *Eorice tuae manus rogantur*, Sidonius Apoll.) Die Griechen geben got. *iu* mit *ευ* und *ευ* wider. Jenes bezeugt den doppellaut, dieses entweder das zusammenfliessen beider laute zu einem oder ein vorwiegen des *e* (*ev*). Für ein vorklingen des *i* sprechen auch afrs. *iu io ia*, ferner ahd. *iu io*, altnordh. *iu io ia*, denn dies beharrende *i* verrät ein schwereres gewicht als die wechselnden nachfolgenden laute. — Für die lautung des got. *iu* als getrübter *u*-laut (*ü*) lässt sich nichts sagen, als dass der bekante Wiener codex (9. jahrh.) es mit ahd. *y* widergibt.

Demnach scheinen in got. *iu* beide laute hörbar gewesen zu sein, aber nicht immer gleichmässig.

Auch ags. *iò eò* mag gleichmässig gesprochen worden sein. Jenes findet sich hauptsächlich in Aelfreds Metra: *ciòl* 26, 23. *diòr* 27, 24. *diòre* 8, 11. *diòrling* 15, 8. *iòw* 10, 65. *fliòn* 7, 10. *hriòh* 5, 10. *liòd* lied 14. *þiòd* 26, 7. *þiòden* 11, 80. *þiòstro* 21, 41. *wiòd* 12, 4 usw., ferner im Beowulf: *biòr beòr, ciòsan ceòsan, diòpe deòpe, diòr, hiòfan, þiòden þeòd* usw., sonst seltener. Nur eine gleichmässige aussprache beider laute führt zu *eò*. Und diese gleichmässigkeit erklärt, dass ags. *eo* eben so gut zu *e* als zu *o* werden kann in OEHom. (s. o.

þeof þeue þoue, preost prest prost). Aber diese gleichmässige aussprache wird gestört. Darauf deutet schon *ie* hin, wenn dies die schwächung von *io* ist, denn *o* kann sich nur zu *e* schwächen, wenn demselben der ton entzogen wird. Allein die wenigen wörter, in denen es für *io* vorliegt, weisen es nicht zweifellos als aus letzterem entstanden nach. Ags. *sien* (gesicht) Gen. 607. *an-sien* 1261 neben *an-syn* B. 928 ist got. *ana-siu-n(i)-s*. Ableitendes *ni* bewirkt den umlaut. Es ist daher *sien* eher für die umlautform von *siòn* zu halten, als für die schwächung. Eben so steht *iewan* (zeigen) zwischen *cówan* und *ýwan, strienan* zwischen *streónan* und *strýnan*. Die oft zusammengestellten formen ags. *neád neód niód niéd nýd nêd* scheidet Grein mit recht und stellt *niód neód nied nýd nêd* (studium, desiderium) zu alts. *niud*, ahd. *niot niet*, afrs. *niod;* und *neád*, umlautform *nêd* und in schlechter schreibung *nýd* (not) zu got. *nauþ(i)s*, ahd. *nôti nôt*. — Die störung der gleichen aussprache tritt schon deutlicher hervor in der consonantierung des *i*. Schon Gen. Ex. hat *digere* neben *dere* (*diörë diere dijere digere*) und *tgen* (*tiöhan tiehan tijean tijen tgen*); besonders in Ayenbite: *diere dyere* usw.; sowie auch in dem schwanken zwischen *o* und *a*, besonders im Altnordh.: *deór dear, ceósa ceasa*. Und unzweifelhaft wird sie, wenn man die ganze entwicklung beachtet. Denn überall im süden, norden und in den mittleren grafschaften bleibt *e* oder *ee*; und dieser laut verkürzt sich in *breast* und *devil*, oder steigert sich zum gedehnten *i*-laute. Palsgrave gibt dieses *e*, *ee* mit frz. *î* wider, und andere *é* werden schon früher zu *i*, wie ags. *ge-blêtsian* (segnen) in Consc. zu *blisse*. Nachdem *ê* zu *ee* (gedehnt *i*) geworden war, konte dies gewöhnlich unter dem drucke mehrfacher consonanz oder mehrsilbigkeit zu kurzem *i* werden, daher ne. *sick; dipness* Cr. *bizlings, sickening, bittle* Cl. *to briw* Lonsd. *atwin* EA. *lidden* Som. *crip, liff* Glouc.

Dieser regelmässige verlauf wird mehrfach beeinträchtigt, und nicht blos durch die erwähnte veränderte quantität, sondern auch durch den einfluss der nahestehenden consonanten.

1) Die vocalische natur des *w* tritt auch hier hervor und schon bei Lagamon. Das vorstehende *o* gewint entweder an *w* eine besondere stütze, so dass es voller klingt und beharrt oder beide *o* und *w* fliessen zusammen zum schwereren *o*, *ou*, *u*. Ags. *hreówan* (reuen) wird schon bei Lagamon *reouwen*, Gen. Ex. *reu*, PParv. *ruwyn*, ne. *rue*. — Ags. *breówan* (brauen), RG. *brewe,* PParv. *brwyn bruyn browyn browne* und subst. *brow-star, brewere brewestere* PP. ne. *brew, brewer*. — Ags. *ceówan* (kauen), *chewwenn* O., *cheouwe* Ar. 80., *chewyn* PParv., Ch. Mand., *cheowe* Ayenb.; ne. *chew, chow* Lonsd.; *chaw* Glouc. ist nur die dunklere färbung des vorigen, weniger durch *chole chaul chawl* (aus

ags. *ceafl*) gefordert als durch *jowe* PParv. Mand. Wicl. ne. ***jaw.*** Bemerkenswert ist, dass der vorschlag von *u*, der aus *e* oder *i* hervorgeht, hier ganz wegfällt, nicht nur weil er hinter *r*, wie gewöhnlich ausfällt, sondern weil offenbar das *ouw* zu stark überwiegt.

2) *g* erweicht und unterstützt das verwante helle *e* und veranlasst die unterdrückung des dunkeln *o*: ags. *fleóge* (fliege), *floge flege* Lag., *fleye* Wr. ps. *flei* Hick. *vlige vlye* Ar. *flee* Teesd. Cr. ne. *fly*. — Ags. *fleógan* (fliehen), *fleôn flen* Lag. *fleghenn* O. *fleghen* Consc. ***fleen*** Mand. *flee* PP. Eglam. *flyyn* PParv. ne. *fly, flee* Cl. Teesd. — Ags. ***leógan*** (lügen, eig. liegen), *legen ligen lugen* Lag. *leghenn* O. ***lien*** Ar. *lygyn lyyn* PParv. *lee* Cr. Sc. ne. *lie*; ags. *leóger*, *lihger* OEHom. *leigher* Hall. *ligher* Ps. ne. *liar, lee-ar* Cr. — Ags. ***dreógan*** (tuen, erdulden), *dreghen* O. *dregen drigen* Lag. *dreghe drighe* Consc. ***dree*** Isumbr. *drige drie* Gaw. *drie* Ch. *dreghe dry* MArthure. ***dree*** Cr.

3) *h* verklingt oder erweicht: ags. *þeóh þeó* (schenkel), *þeo* O., ***þeh*** *þih* Lag. *þih* Wr 87. *þi* RG. PParv. *thee* Cl. *theegh* Lanc. ***theigh*** Cr. ne. *thigh*. — Ags. *teóhan teôn* (ziehen). *teon* Lag. *ten* Gen. Ex. *tee* RG. *te* M. Arthure. — Ags. *fleóhan fleôn* (fliehen), *fleon flen* Lag. O. *fleen* PP. PParv. *flih* Ar. ne. *flee*. — Ags. *liht* (licht), O. Ar. Lag., *ligt* Ayenb. *leets* (windows) *leits* (light) Hall. *leet* (light, day) Lanc. ne. *light*.

4) In ags. *sceótan* (schiessen), *leósan* (verlieren) und *ceósan* (erkiesen, wählen) wird *eo* zu *e*, *ee* und erst im ne. treten ein ***shoot, lose,*** *choose*. Auf den ersten blick erscheint der wechsel ganz überraschend und man denkt an ein verstecktes *o* hinter *e*, das sich geltend macht und siegt, wie in den OEHom.; oder an daneben liegende substantiven, welche auf die verbalform einfluss üben, wie ags. *scytë* (schuss) *schute* Ar. 62, ags. *lyrë* (verlust) *lure* Lag. 980. ON. 1151. Ar. 58, ags. *cyrë* (kur, wahl) *cure* Lag.; oder an altn. *skjota, kjosa*. In formeller beziehung würden letztere am geeignetsten erscheinen, die ne. bildungen zu erklären, aber gerade sie erscheinen früher nirgends, und treten zuerst in den dialecten auf, wie *chose* Sc. *choose* Lonsd. Das altn. *kjosa* mag durch das aus dem deutschen stammende frz. ***choisir*** (seit dem 12. jahrh.) gefördert worden sein. — Ne. *shoot* aber ist gar nicht die fortbildung von *sceótian*, sondern von dem schwachen ***scotian,*** dessen vocal vor einfacher consonanz sich dehnte (Pr. *schote*), während sich vor verdoppeltem consonanten die kürze erhielt (*scotôd schotte shot*). — Ebenso ist auch *lose* ableitung aus ags. isl. *los* (perditio), *losian* (solvere, evadere, perdere, aus *lose louse losede, losed* und daraus ***loose*** *lost lost*).

Ags. iô eô.

Sie entwickeln sich auf verschiedene weise.

Zu grunde liegt *iö eö* und durch elision des nachfolgenden *h* und verschmelzung des *o* mit *a* wird jenes zu *ô*; *fliohan fleöhan fliôn* Met. 7, 30. *fleôn* B. 830. Ebenso *þiôn þeôn* aus *þiohan*, *teôn* aus *teöhan*. Da aber verkürzte formen, die durch schwächung oder ausfall des *h* entstehen, daneben liegen (*fligþ* Bek. *floþ* O. *fleeþ* PP.), so erhält sich *e* vor dem schwereren laute und *eô* entwickelt sich wie *eö* usw.

Ein anderes *eô* entsteht dadurch, dass hinter *g* und *sc* als zeichen weicherer aussprache vor *ô* ein *e* eingeschoben wird: *gi-ômor* Met. 2, 3. *geômor* Gen. *geômur* (traurig), *geômrian* (klagen, jammern), *geômria* Durh. Marc. 7, 34. (ahd. *âmar jâmar âmarôn*), *ȝeomer ȝemer* Laȝ. Kath. *ȝomer* ON. 418. *ȝamyjr-lij* Gaw. (elend); *ȝameren* (jammern) Gaw. *yammer* (to yearn after) Lanc. (to grumble, to fret) North. — Ags. *ge-ôl iul* (isl. *jôl* weihnachten), *ȝol* O. Perc. Wr. 238. ne. *yule; ȝeol-dæi* Laȝ. *ȝol-daȝ* O. *yol-niht* Met. hom. 101.

Ags. *scôh scô sceô* (schuh, got. *skôh(a)s*, ahd. *scuoh*, isl. *skô-r*), *sceôh sceôc* Durh. *scho* O. Ch. *schoo* PParv. PP. Mand. *scheo(n)* Ar. 362. ne. *shoe*. — Ags. *scôlu sceôlu* (schule, *schola*, haufe, menge, alts. *scôla*, ahd. *scuola scuala*), ne. *schoal* und modernes *school*, *school* (a shoal of fish) Linc. *skull scul* Hall. Sc. — Ags. *scôp sceôp* (dichter, ahd. *scôf*), *scope-s* Laȝ. Ebenso *sceôp* für *scôp* (schuf) von (*scapa-n*) *sceppan*.

Ags. *hweowol* Ps. 82, 12. *hweohl* 76, 17. Ettm. *hweôl* Bo. (altndl. *weel wiel*), Ar. 322. *wheol whel* O. *whowele* Shoreh. *weol* RG. *whel* Ch. Mand. *wheel* Dors. *wheel* (und *weel*, a whirlpool) Lanc. = *wale* Hall. *wheel* (a mill) York. *wells* (the under parts of a waggon) Hall. *weal* (a wicker basket for catching eels) Hall.

Ags. îo êo.

Grimm setzt einige wörter mit *iö eö* an, denen aber kein got. *iu* zu grunde liegt.

An den gotischen stamm *fri* tritt das suffix *ja* und bildet das adj. **fri-ja-s frei-s* (Histor. Gramm. III. 1, § 79), alts. afrs. ahd. *frî* (frei), ags. auch *frî* und die dehnung bezeichnend *frig*, wie *sî sig* (sei). Wie hat nun dies *frî* zu *frîo frêo* werden können? Verschiedene wege lassen sich vermuten. Wie wir eben sahen, so wird ein *o* hinter *i* durch einen dunkeln vocal zweiter silbe veranlasst. Für *frî-ra* konte *frîo-ra* Met. 21, 2 eintreten und daraus *fréo-ra* Gen. 2752, und dieses *frîo frêo*

drang in den nominativ vor. — Ags. *freo* ist auch substantiv und heisst der freie, der herr, die frau. Die got. masc. form *frei-s* erklärt sich, älteres *fri-ja* konte ags. *frî-a* ergeben, wie got. *vil-ja*, alts. *willio*, afrs. ags. *willa*. Wol aber könte das fem. (*-yâ*) *fri-jô* (die freie) nom. *fri-ja*, ags. *friu* werden, wie *vrak-jô vrac-u*, wenn das suffix nicht dazu diente, abstracta zu bilden. Eine vermischung von got. *frei-s* und *frau-ja* (herr) erklärt die bedeutung und nicht die form. Ein sonst nicht ungewöhnlicher wechsel zwischen *g* und *w* würde letztere erklären: ags. *frî frîg frîw* und *w* vocalisiert *frîo*; aber *friw* komt nicht vor. — *fri* erhält sich noch in Shoreh. *uri* Ayenb. und in *fry* Hall. Ags. *frîo fréo* entwickelt sich durch *eo* zu *e*, *ee*; *freo* Laȝ. O. Alis. Ar. *fre* O. Oh. PP. ne. *free*.

Got. *fi-a-n fi-ja-n* (hassen) und *fri-ô-n fri-jô-n* (lieben) haben zwar kurzes *i*, und daher die part. präs. *fi-ja-nd*(*a*)*-s* (hassend, feind) und *fri-jô-nd*(*a*)*-s* (liebend, freund). Aber das ableitende *j* hinter *i* kann dessen dehnung veranlasst haben, wie ahd. *fii-ant fî-ant fî-ent*, alts. *fî-ônd*, afrs. *fi-and fi-ond* und ags. wol *fî-ond fé-ond* und in schlechter schreibung *fŷnd* Gen. 322. Ebenso got. *fri-jô-nd*(*a*)*-s*, ahd. *fri-ont fri-unt fruint frunt* (? *iu*), afrs. *fri-ond*, aber ags. *frŷnd* Gen. 287 spricht für *frî-ond* Durh. *frê-ond*. — Ags. *fîond fêond fŷnd* OEHom. *feond feont*, *feond* Laȝ. *fend* PP. *fend feend* Mand. *uiend uend uyend* Ayenb. ne. *fiend*; *féond* Durh., *fend fende* MArthure. Perc., *fien fient* Sc. *fiond* Angl., *fend* Gen. Ex. — Ags. *frîond frêond frŷnd*, *freond frond* OEHom. Laȝ., *frend* RG. Mand. Ch. *urind* Ayenb. *vrend* Dev. *frend* Ess.; *frîond frêond* Durh., *freind* Linds. *frende* MArthure, *frind* Teesd., *frien* Sc.; *freond frend* O., *frend* Gen. E., Allit. Po. ne. *friend*.

Got. *leiht*(*a*)*s*, alts. *lîht*, afrs. *lîcht*, ahd. *lîhti lîht* (leicht) bedingen ags. *lîht*; aber indem dieses der analogie von *i* vor *ht* folgt, wird es zu *lê-oht*, wie afrs. *lîcht* zu *lîucht* und ahd. *lîht* zu *lîeht*. Es verläuft regelmässig *liht* O. Ar. *ligt* RG. *light* PP. ne.

Wie ahd. *fîla* sich aus *fihala fihila* (feile) bildet, so auch ags. *fêol* aus *fihola fëohola* (ndl. *vijle*), *vile* Ar. 184. *file* PParv. ne. *file*.

EISENACH. FRIEDR. KOCH.

BEMERKUNGEN ZU DER AUSGABE DES REINKE VOS VON K. SCHRÖDER.

Reinke de Vos, herausg. v. Karl Schröder. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1872.

1. Herr Schröder lässt gleich in der überschrift zum ersten capitel und sonst überall *hîr* drucken. Ist herr Schröder der länge des *i* so sicher? In den handschriften, vocabularien und ersten drucken habe ich regelmässig *hir*(*e*) ohne alle quantitätsbezeichnung gefunden; die schreibung *hyr,* die sich auch vielfach findet, beweist keine länge, wie auch ja gleich auf den ersten seiten des alten druckes von Reinke Vos steht: *hyr beghynt* usw. *Dyt is dat bylde des lauwen, eer he konnynck wart* usw.; ferner *pynxtedach, myt, anghynck, grevynk* usw. Meist ist auch im Reinke Vos, wie allgemein üblich, *hir* gedruckt. — Die vorrede begint gleich *hir bevoren* —, ein paar mal steht *hir* mit einem häkchen darüber, dessen bedeutung als längezeichen, nicht als umlautszeichen, zugegeben werden kann, oft aber nicht bedeutender ist als unser tittelchen auf dem *i*; niemals aber steht *hier,* was die länge unzweifelhaft ergeben würde. Da nun zugleich ein anderes hülfsmittel, ein langes *i* zu erkennen, nämlich die umwandlung von *î* in hochdeutsches *ei* — abgesehen davon, dass dies mittel nicht überall verfängt — hier nicht angewant werden kann, so ist die quantität jedesfalls schwankend. Ebenso ist es mit *dar,* das sich im Reinke Vos nie anders als *dar* findet; *hir uñ dar* heisst es gleich v. 7; *dar quemen* v. 13; *desse weren dar* v. 16 und so immer; niemals steht *daer,* während doch sonst die länge des *a* bezeichnet wird, z. b. *staen* v. 7; *daet; quaet* v. 1927; *gaen, gedaen* v. 1929, *klaer* v. 3826. Bezeichnet also herr Schröder diese wörter mit einem circumflex, so obtrudiert er dem leser seine ansicht, die ja richtig sein kann, aber doch nicht über allen zweifel erhaben ist. Dieses obtrudieren ist aber herrn Schröder öfter begegnet.

2. *wô dê.* Diese und andere einsilbige vocalisch auslautende wörter versieht herr Schröder mit einem circumflex. Das mag immerhin geschehen, aber es ist ja rein überflüssig, zumal auch der alte druck alle quantitätsbezeichnung dieser wörter unterlässt. Es wird ja niemand in versuchung kommen diese wörter als kürzen auszusprechen, und meiner meinung nach ist die circumflectierung der langen silben, die sich bekantlich nicht in den handschriften findet, da diese andere längenbezeichnungen haben oder gar keine, nur eine beihülfe für den jetzigen leser, damit er schnell das richtige finden oder vor einem etwaigen irtum sich schützen kann. Wenn aber kein irtum möglich ist, wozu die bezeichnung? Das heisst auf ebnem, gebahntem wege jemand einen wegweiser mitgeben; das kann man freilich tun, aber unnötig bleibt es

immer. Lieber hätte ich gesehen, wenn herr Schröder z. b. v. 720 *bedede* (von *bedôn*) mit einem zeichen versehen hätte, damit der leser nicht stolpere und es als präteritum von *beden* (beten) fasse. Herr Schröder wird vielleicht sagen: „meine leser denke ich mir nicht so einfältig, einen solchen fehler zu machen." Wer aber seinen lesern v. 168 sagt, dass *môt* die erste person sing. praes. von *môten* ist, und ähnliche erklärungen geben zu müssen glaubt, der hat doch von der gelehrsamkeit seiner leser keinen allzu hohen begriff. Übrigens geht es vielen so, und ich nehme mich selbst gar nicht aus, dass sie sich ihre leser oft einfältiger denken als sie in der tat sind.

3. V. 6 schreibt herr Schröder *sproten* ohne längenbezeichnung; das ist mir schon ganz recht, da ich auch bei zweisilbigen wörtern, wenn die erste silbe vocalisch auslautet, eine quantitätsbezeichnung für unnötig halte. Ebenso hält er es mit *sloten* u. a., und mit den participien *gesloten, gestolen* u. a. Er sieht also dieses *o* als kürze oder doch nur als tonlänge an; dagegen lässt sich nichts einwenden. Es ist aber doch zu bedenken, dass im Niederdeutschen tonlänge und wirkliche länge nicht mehr hinlänglich zu unterscheiden ist, und dass wir, wenn wir überall diese ursprüngliche verschiedenheit durch äusserliche bezeichnung angeben wollen, in ein gedränge kommen, dem zu entrinnen wir schliesslich zu allerlei spitzfindigkeiten geführt werden. Eine solche spitzfindigkeit finde ich z. b. in der bezeichnung des *e*. Herr Schröder schreibt: *swegen* (sie schwiegen) v. 124; *reden* (sie ritten) v. 2318; *bleven* (sie blieben) v. 3038, *kregen* v. 345; dagegen aber *rêpen* (sie riefen) v. 1574, 6554; *gêven* (sie gaben) v. 5307; *blêsen* (sie bliesen) v. 6578 u. a. Nun weiss aber herr Schröder so gut wie ich, dass das *e* einen verschiedenen ton hat, je nachdem es im präteritum oder participium steht; und Hoffmann von Fallersleben hatte ganz recht, wenn er einmal die scheidung auch für das auge sichtbar machen wollte, für das präteritum die schreibung mit *ê*, für das participium die mit *ę* zu wählen, die dem wirklichen sachverhalt entspricht. Also *grêpen* (sie griffen), dagegen *grępen* (gegriffen); *schrêven* (sie schrieben), *schręven* (geschrieben); *gêven* (sie gaben), *gęven* (gegeben) usw. Da mir nun doch die accente angeben, wie ich sprechen soll, so muss ich also v. 124 *swęgen* lesen v. 345 *kręgen*, v. 3038 *blęven* (denn das nicht weiter bezeichnete *e* ist doch dieser ton auch nach herrn Schröder, der, ganz richtig, *beden* (beten) und *bêden* (bieten) auf diese weise scheidet); das sind aber ja, so ausgesprochen, participien, nicht präterita; diese aber werden an den stellen verlangt. Der leser ist also irre geführt. Ebenso irre geführt wird er, wenn herr Schröder *slêpen* (sie schliefen), und *slêpen* v. 2281 (schleppen) beide circumflectiert, also beide in der aussprache gleich

setzt, da sie doch verschieden sind. Genug, diese art der längenbezeichnung hat etwas irreführendes und willkürliches.

4. V. 15 schreibt herr Schröder *Marquârt;* ebenso werden von ihm circumflectiert *Lupârt, mârschalk, Mârten; Mârtinet,* sogar *swârt* (schwarz), *hârt, mârket* (v. 807). Gegen diese längenbezeichnung muss auf das aller entschiedenste protestiert werden; im alten drucke des Reinke ist auch nicht die geringste spur vorhanden, dass diese wörter langes *a* haben. Der jetzige standpunkt des meklenburgischen dialectes oder vielleicht auch individuelle aussprache mag sie zu längen machen, aber die nordwestlichen Niederdeutschen sprechen diese wörter entschieden kurz aus wie im hochdeutschen; *art* und *bart* werden dagegen wie im hochdeutschen lang ausgesprochen, auch andere wie *kart(e), schart(e), wart(e).* Es müssen daher die wörter auf *-ar* und *-art* nicht über einen kamm geschoren werden, oder wenn es doch geschehen soll, so sieht man nicht ein, warum nicht auch *start* (als wechselform von *stêrt*) mit geschoren wird. Nötigte uns der alte druck zwingend, sie so oder so zu sprechen, hätte man sich zu fügen. Da das aber nicht der fall ist, warum will uns herr Schröder obige wörter als längen octroyieren oder besser obtrudieren? Ebenso mutet uns herr Schröder zu, *pêrt, stêrt, swêrt, gêrne, vêrne, bêrnde, vênk* u. a. lang zu sprechen, (obwol keine contraction obwaltet, wie in *vorvêrt, wêr* (weder), *vordênt,* wo trotzdem die bezeichnung *ê* ihr misliches hat, weil die laute des *e* verschieden sind), d. h. doch, wie ich es verstehe, die genanten wörter sollen mit langem *ê*, wie im heutigen „gehn, sehn, stehn“ gesprochen werden. Diese aussprache aber, zu der uns ebenfalls der alte druck in keiner weise zwingt, weise ich mit aller bestimtheit zurück. Soll das *ê* aber wie das *e* in „sehr, mehr“ gesprochen werden, so hätte, um eine irrung zu vermeiden, eine andere bezeichnung gewählt werden müssen, etwa *ę*. Und so sprechen wir im nordwesten diese wörter aus, und wir bilden doch eine sehr respectable anzahl echter Niederdeutscher. Wir könten sogar mit demselben rechte, mit dem herr Schröder uns *pêrt* aufdrängt, verlangen, dass nach unserer weise *ôld, behôlden* usw. geschrieben würde, da dies, wie ich aus eigener erfahrung weiss, im grösten teile des herzogtums Oldenburg die herschende aussprache ist, wie im Englischen, und, wie ich aus der schreibung *auld* ersehe, auch bis zum niederrhein gilt. Schreibt herr Schröder doch auch *wôrt,* obwol im Reinke es nicht mit irgend welchen längenzeichen versehen ist. Besser aber wäre es, die bezeichnung ganz zu unterlassen, damit jeder es so aussprechen kann, wie ihm sein dialectischer schnabel gewachsen ist.

Herr Schröder hat aber ein ausserordentlich feines gefühl für längen und kürzen. Er schreibt *vrâgen,* aber *klagen; betalet,* aber *vormâ-*

let, dôden (tödten) aber *dogen* (taugen); *dede* als indic., aber *dêde* als conj.; *vârt* als subst., aber *varen* als verbum; *lôve* als subst., aber *loven* als verbum u. a. Ich muss gestehen, in diese subtilitäten, für die ich ein niederdeutsches ohr, auch schon im 15. und 16. jahrhundert, unempfänglich halte, kann ich ihm nicht folgen; für eine grammatische darstellung will ich die berechtigung dieser unterscheidung nicht in abrede stellen; aber die aussprache darnach zu regeln, halte ich für verkehrt. — Beiläufig will ich bemerken, dass ich nicht einsehe, warum er *dwas, bevol* als kürzen betrachtet, da das erste wort regelmässig in den handschriften *dwaes* und das zweite sehr häufig *bevoel* geschrieben wird.

5. Herr Schröder sagt in der vorrede s. XVII: „Es kann wol nicht zweifelhaft sein, dass damit (dem *e* über *o* und *u*) der umlaut bezeichnet werden solte.“ Ich leugne es vielmehr mit der grösten entschiedenheit; ich bleibe bei der überzeugung, die ich in meiner ausgabe s. XI fgg. und in der vorrede zu den mittelniederdeutschen gedichten zu begründen versucht habe, und je mehr ich seit dieser zeit manuscripte gelesen habe, um so fester ist in mir die überzeugung geworden, dass in den niederdeutschen kernlanden bis zur reformation hin kein umlaut von *o* und *u* zu finden ist, dass er um diese zeit — ein bestimtes jahr lässt sich selbstverständlich nicht angeben, — von den grenzländern aus, hauptsächlich durch hochdeutsche einwirkung, das ganze gebiet der niederdeutschen sprache ergriffen hat, ohne es bis jetzt völlig bezwungen zu haben. Es würde mich hier zu weit führen, dies hier des breiteren darzulegen; vielleicht findet sich später gelegenheit dazu. Da nun aber herr Schröder den umlaut annimt, so stehen in seiner für die gegenwart bestimten ausgabe im bunten wechsel nach der alten ausgabe, die den vermeintlichen umlaut bald mit einem häkchen, bald mit übergesetztem *e* bezeichnen soll, bald aber das wort ohne umlaut hat, *hovet* und *hoevet, vlokeden* und *vloekeden, duvel* und *düvel, vote* und *voete* und wie sie weiter heissen, neben einander. Das war in der alten ausgabe ganz erlaubt, denn da wuste jeder leser sicher, wie er ein wort auszusprechen hatte, mochte der vocal bezeichnet sein oder nicht. Und mehr als eine aussprache hatte ein wort doch nicht. Denn zu glauben, dass von ein und demselben verfasser (oder schreiber), in ein und demselben buche, ja oft auf ein und derselben seite, zu ein und derselben zeit *hovet* und *hoevet* (= *hövet*) usw. in heiterem durcheinander ad libitum gesprochen sei, ist ein äusserst hartes ding; das erfordert eine glaubenskraft, die mir fehlt. Einer solchen orthodoxie gegenüber bekenne ich mich als ketzer und zwar als hartnäckigen ketzer, und lasse wegen solcher ketzerei sowol die kleine als die grosse excommunication willig über mich ergehen. Ich müste sonst alle meine paläographischen kentnisse, so viel oder so wenig ich

deren besitze, die ich mir durch das lesen niederdeutscher handschriften erworben habe, opfern und zu einem solchen opfer meiner überzeugung verspüre ich vor der hand gar keine neigung. Einmal komt herr Schröder selbst in einiges gedränge. Die form *doen* (tun) nemlich, „die gegen das ende des gedichtes mehrfach erscheint" (sie ist aber meiner ansicht nach eine ganz gewöhnliche längenbezeichnung) erscheint ihm doch befremdend. Er hilft sich aus der befremdung durch die behauptung, dass „die mundart dem keine weitere folge gegeben hat — dass die form *doen* verschwunden sei." Keine weitere folge gegeben? Verschwunden? Ist denn die form überhaupt jemals da gewesen? Ist das eine ausgemachte sache? Und ferner: bei einem so gebräuchlichen worte wie *don* solte daran gedacht werden können, dass, wenn der umlaut einmal bestand, er verschwunden sei, da doch die geschichte des umlauts lehrt, dass er die einmal von ihm ergriffenen wörter fest hält? An das verschwinden des umlautes von *doen* mag glauben, wer will; ich habe nicht diesen starken (oder leichten?) glauben. — Auf derselben seite bemerkt herr Schröder, die bezeichnung der vocalischen länge durch *ae, oe* und *ue* sei aus dem Niederländischen entlehnt; dagegen ist zu erwidern, dass sie sich auch, wenn auch nicht durchgehends, in den echtesten niederdeutschen handschriften findet, wo schwerlich eine einwirkung des Niederländischen stattgefunden hat.

6. Herr Schröder schreibt *blodde, hodde, stotte, grotte* usw., was synkopierte formen sind aus *blodede, hodede, stotede* usw., mit kurzem *o*. Vollkommen einverstanden. Gilt aber dies nicht auch für synkopen auf *u*? Herr Schröder schreibt *slût* = *slutet*, *bût* = *butet*, *behût* = *behudet*. So weit meine beobachtungen reichen, sind diese ebenfalls als kürzen anzusehen; die endung auf ein blosses *t* begründet keinen unterschied, da es auch *gestot* heisst = *gestotet*, u. a.

7. V. 200 lässt herr Schröder nach der alten ausgabe drucken: *Reinke wuste eins ein geslachtz vet swîn.* Ist dieses *z* gleich *s*, wie es auch Hackmann fasst, so entsteht eine vollständige unform *geslachts*. Es ist aber dieses *ȝ* die aus lateinischen wie deutschen handschriften wol bekante abbreviatur für *et*; auch sonst im Reinke komt sie vor, z. b. v. 807 steht *uppȝ*, d. i. *uppet;* v. 994 *bryngȝ*, d. i. *bringet;* in der glosse zu I, 17 steht: *hir myt wart he belastȝ*, d. i. *belastet*.

8. V. 1245 und 1405 schreibt herr Schröder: *unde was eines oges quît.* Der Lübecker druck hat beidemal *ogen* und gegen diese schwache form war durchaus nichts zu erinnern, da sie auch sonst belegt ist. Z. b. *were ok, dat jemand den anderen berovede sines ogen* usw. Cassel, Brem. Urk. s. 225; *de appel dines ogen.* Klagel. Jerem. 2, 18 (Halberst.

Bibelübers.); *markgreve Wilhelm mit dem enen ogen.* Lüb. Chr. 2, 461; *lemet he't* (das vieh) *in enem ogen.* Sachsensp. III, 48, 2 und so öfter.

9. V. 1632 schreibt herr Schröder *genze* mit *z*, da er doch v. 1674 *gansen* drucken lässt und sonst auch das *z* (z. b. in *alzo* und anderen wörtern) durch *s* widergibt. Liegt hier ein unbekanter tieferer grund vor? oder soll blos dem verdacht vorgebeugt werden, als werde nach der „leidigen schablone" gearbeitet? Ebenso *soldie* v. 2293 und 7; dagegen *zoldenêr* v. 2308 (im alten druck *tzoldener*).

10. V. 2982 liest herr Schröder: *hadde ik ôk tein eide gesworen,* wo der alte druck *teyn eyd* hat; ebenso hat er v. 3661 die lesart *uff myn eyd* geändert in *ûff mînen eit.* Und diese änderung mag wol berechtigt sein. Indessen findet sich auch Flos und Bl. 1106, 1151, 1273 *up myn eit*, wo entweder *eit* neutrum ist oder *myn* gleich *minen; eit* als neutrum ist mir nur begegnet Wiechmanns Meckl. altnieders. Lit. 2, 51, wo es heisst: *dat eedt vnd de thosage.* Bei sachen tritt manchmal wechsel des genus ein. Ich habe auch öfters bei substantiven ein bestimtes genus angesetzt und doch später gefunden, dass es wechselte. Um nur ein beispiel aus R. V. anzuführen, so habe ich *panter* und *los* als masculinum angesetzt, weil ich bei tiernamen an keinen wechsel dachte, (auch herr Schröder setzt beide als masculina an) und doch liest man in den biblischen erzählungen aus dem kloster Loccum *dat panther* und *dat los*. Und so in manchen fällen.

11. V. 5949 heisst es im alten text: *seet, do ik alsodanes horde, dat vordenede ik myt eyneme worde, darumme dat ik* usw. Herr Schröder ändert *do* in *dat;* warum? „Als ich solches zu hören bekam, verdiente ich solches, weil usw." gibt einen guten, vollständigen sinn.

12. V. 331. *Klokehôn* schreibt herr Schröder als ein wort und erklärt es: „kluckhuhn." Mir ist diese form nicht bekant. Wozu aber diese den sinn jedesfalls abschwächende erklärung? Ist es hier nicht viel angemessener, dass der hahn die verständigkeit seiner gemordeten gattin preist, um so die grösse seines verlustes noch mehr hervorzuheben?

13. V. 939. „*rechter,* ein auffälliger comparativ." Diese form *rechtere hant* ist vielmehr die gewöhnliche und bis auf den heutigen tag im volksmunde noch sehr übliche form, analog dem griechischen δεξιτερὸς und lateinischen *dexterior.*

14. V. 1733 nent herr Schröder die form *datte* für *dat* etwas vulgär. Das ist auch scheinbar ganz richtig. Aber doch auch in schriftstücken, die nichts vulgäres an sich haben, finden sich diese durch *e* verlängerten formen *datte*, *watte, bette*, *wolle* und ähnliche. Diese anhängung von *e* an einsilbige wörter ist so gebräuchlich, dass sie, wenn man

nicht acht gibt, zu allerlei falschen schlüssen verführen kann. Um nur einige beispiele zu wählen, so heisst es: *ene jar,* Lüb. Chr. 1, 63; *se bleve dot* (in directer erzählung) das. 1, 76; *rofhus, dar sine sone Hinric do vore lag* das. 1, 173; *dar warde slaghen de greve* das. 1, 261; *nicht to kolde, noch to warme, noch to nate scal he enne setten.* Gosl. Stat. 54, 34; *eyn man, de hete* (hiess) *her Arnd* Brem. Gesch. Qu. 83; *Zegefridus was eine greven sonne* Münst. Chr. 1, 103; *se scededen dat also, na des dat de wundende man eine gerende was.* Brem. Stat. s. 169; *eyne provest to Walesrode .. eyne kerkhere to Hermensborch* (1493) Lüneb. Urkb. 15. abt. s. 220; *He sach in einer visionen, wo wt Franciscus monde ene schone cruce ghenck alſo grote, dat et em den hemel roren duchte.* Leben des h. Franzisc. p. 14 und so vielfach.

15. V. 1873 heisst es: *entqueme he wech uth desser noet, sus wroke wy uns nummer mere.* Dazu herr Schröder: „*wrôken* nebenform zu *wrêken,* 1. pl. praet. conj. von *wreken.* Oder druckfehler?“ Die form ist ja durchaus richtig. *wreken* macht im präteritum *wrôk* (*wruk*), z. b. *dit wroc de junghe koning.* Lüb. Chr. 1, 59 u. ö.; also im conjunctiv *wroke.* Oder meint herr Schröder etwa, es sei ein umlaut nötig?

16. V. 2862. „*Lampe is gewêrt grôter pîne;* das erklärt herr Schröder: „Lampen wird grosse pein widerfahren,“ und v. 3143: *wat is doch dyt ghewerd, dat gy yw sus sere vorverd?* „was hat das doch zu bedeuten? was ist hier geschehen?“ Im glossar findet sich bei ihm unter *geweren:* „schw. v. mit acc. der person und gen. der sache, einem etwas zusammen lassen, antun.“ Was das heissen soll: „einem etwas zusammen lassen“ verstehe ich nicht, und namentlich nicht als synonym mit „antun.“ In der letzteren bedeutung (*afficere*) ist es mir bis jetzt noch nicht im Niederdeutschen begegnet, so gebräuchlich es auch mittelhochdeutsch ist. Ich glaube aber, die sache erledigt sich einfach dadurch, dass *gewert* nichts weiter ist als *wert,* „würdig, *dignus,*“ so dass also die erste stelle heisst: „Lampe verdient grosse strafe, muss hart bestraft werden,“ und die zweite: „Verdient die sache, dass ihr so erschreckt seid? sie ist ja unbedeutend.“ Beispiele von *gewert* gibt es ziemlich viele, unter anderen: *o alder zoteste avent* (der osterabend) *wes ghegrotet, du bist alles loves wol ghewert.* Brem. nieders. betbuch f. 144; (verglichen mit: *o aller schoneste nacht, wes ghegrotet, du bist alles loves wol wert.* Das. fol. 149); *desse vruwen de zint alles loues ghewert.* Locc. bibl. erzähl. fol. 8; *des lones sint gi wol gewert* Zeno v. 776; *is it auer, dat en went kumpt in de stat, vnde vorkoft, dat enes schillinges wert is, he ghift enen penning. Is id enes verdinges ghewert, he ghift ver penninge.* (Hier tritt die gleichstellung von *wert* und *gewert* auf das augenfälligste hervor). Lüb. Recht. ed. Hach. s. 224 u. ö.

17. V. 3734 hielt ich *hornscheit* für einen druckfehler; ich bin eines besseren belehrt durch Schiller. Es findet sich nemlich auch Braunschw. Chron. 109, 25, s. Schiller in Pf. Germania 13, 160. Herr Schröder hat dies übersehen, sonst würde er wol nicht gesagt haben, dass es ein sonst nicht belegtes wort sei.

18. V. 3825. *It is myslyk, wo yt my nu gaet to houe, wente nu byn ick sunder vaer.* — *Wente* als causalpartikel gefasst, gibt gar keinen oder doch nur einen gezwungenen sinn. Herr Schröder ändert deshalb *wente* in *men.* Ich hatte in meiner ausgabe gesagt: „liesse sich *wente* als adversativpartikel fassen, „aber, sondern," so wäre der ausdruck zulässig." Was ich damals nur hypothetisch sagte, bin ich jetzt im stande zu belegen. *Wente* heisst allerdings öfter „aber, sondern," z. b. *se was schone unde lovesam, wente* (so die hs. H; *wen* D) (aber) *io nein vrucht van or en quam.* Zeno v. 16; *vnde de ghest des heren was recht an deme daghe an Davite wente* (bis) *in den anderen* (*et deinceps*). *Wente* (aber) *Samuel de stoet vp vnde ghink in de stad* usw. Merzd. B. d. Kön. 32, 21; *dat wyste de vader* (Eli) *wol vnde en straffede ene darumme, alse he billechliken scolde* (strafte nicht so, wie er hätte tun sollen), *wente* (sondern) *he straffede alto weckliken, so dat se* (die söhne) *van den sunden nicht en leten.* Seelentrost 150ª; *des en wolde ek nu* (nie) *gelovich sîn, wante* (sondern) *ek slôch dar van de ogen mîn* Brandan v. 42; *Frederic unde Hans behelden dat stant, wante* (aber) *to lesten mosten se ock de flucht nemen.* Bothos Chron. fol. 249; *hievan stunde vele to schriven, wente* (aber) *dat vint me enkede in der Meydeb. kroneken.* das. z. J. 1353. *were id sake, dat se* (die bürger) *den olden rat nicht nemen wolden wedder yn unde sik mit em vordroghen, wente denne* (dann aber) *scholden se* (die einstweilen losgegebenen gefangenen) *wedder in kamen up enen gesetten dach.* Lüb. Chron. 2, 12. Die formen *wan*, *wande*, *wante*, *wen*, *wenne*, *wente* mischen sich vielfach mit einander, wie es auch im Mittelhochdeutschen häufiger der fall ist. Vgl. Mhd. WB. 3, 479.

19. v. 6492. *De ik van di hebbe schande unde schade, nicht mi allene, men ok myn wyf* . . So der druck. Herr Schröder hat dafür *ik* gesetzt; ich habe es auch getan. Ich werde aber doch bedenklich, wenn ich finde: *ik wil, dat alle minschen sin alse my sulven.* 1. Cor. 7, 7 (Halberst. Bibelübers.) Die neigung, den accusativ auch als nominativ zu verwenden, liegt ja bekantlich dem Niederdeutschen nicht fern; solte es nicht auch bei den pronomen pers. der fall sein? Die sache wäre weiterer aufmerksamkeit wert.

OLDENBURG, NOVEMBER 1872. A. LÜBBEN.

ANZELN.

Nachträge zu 4, 320.

Zu dem im 4. bande dieser zeitschrift s. 320—322 von Crecelius besprochenen *anzeln* (ahd. *anazeljan*) = „um eine schuld ansprechen, anklagen“ lassen sich aus altniederdeutschen und altniederländischen urkunden noch weitere belege nachweisen. Man vergleiche Die zwei Cölner Eidbücher ed. A. Fahne (= Forschungen II. bandes 2. heft) s. 71—72: *Wir richtere scheffin raid inde die burgere gemeine der stede van Kolne doyn kunt alle den genen die desin brief ain seint inde horint lesin, dat Symon van Suilge — — Goitschalck van Munstere inde Goitschalk syn neve* cett. — — *haint uns gebessert inde genoich gedain, inde wille wir dat achtermailtz neiman — — — die vursprochine juden noch ire vrunt noch ire mage sementligen of sunderligen, heimeligen of offenbair, occasûnen befwerin noch ainzalin insal* [a. 1329]. Dazu s. 74: *Wir der enge rait der ftede van Kolne dun kunt — — dat wir geloift hain — — dat wir dar umbe die gemeinde der joitschaf neit ainspreghen nogh ainzalen insulen dan die geine oue den genen de hantdedigh is of de an volke oue an verde is geweist* [a. 1330]. Endlich s. 139: *Euer so hain wir in geloift, dat — — — wir dar umbe dy gemeinde der joitschaf noch egeynen juden, de da ain unschuldich is, neyt ainzalen noch ainsprechen infolen* cett. [a. 1331]. In dem Etymologicum teutonicae linguae stud. et opera Corn. Kiliani Dufflaei (curante Gerardo Hasselto) ist *aentaelen j. aenspreken* verzeichnet und in der anmerkung darunter aus G. Dumb. Anal. t. II. p. 271 citiert: *wair dat saecke, dat ons iemant antaelte of beclaegde.* Ebenda: *sonder aentale* (= *aenspraecke*) *van ons.*

ZEITZ, 5. SEPTEMBER 1872. FEDOR BECH.

Bei der zusammenstellung aus den nichthochdeutschen dialecten war mir das Niederländische entgangen, welches bis zum 17. jahrhundert das substantiv *aantaal* und das verbum *aantalen* in der gerichtssprache als allgemein gebräuchlichen juristischen ausdruck gehabt hat. Vgl. de Vries und Winkels Woordenboek der Nederlandsche taal u. d. w. Die beispiele aus der früheren zeit finden sich bei de Vries Middelnederlandsch Woordenboek sp. 99 fgg. unter *aentale* und *aentalen.*

ELBERFELD, MÄRZ 1873. CRECELIUS.

WORTERKLÄRUNGEN.

Swübel und dessen familie.

Prof. V. I. Zingerle in Innsbruck hat in dieser zeitschrift IV, 83 das bisher, wie es scheint, unverstandene wort *swübel* besprochen. Es sei gestattet über das wort und dessen familie noch einiges beizufügen.

Das wort *swübel*, *schwübel* scheint auch sonst noch in Tirol vorzukommen, jedoch zum teil mit anderen bedeutungen. Im unteren Pusterthale wenigstens (speciel in Defereggen) bedeutet *schwübel* (oder *schwöibel*), so weit ich mich bis jetzt erinnern kann, folgendes: 1) das krumme holz oder die gabelförmige spitze an einer stange (*roachstånge* = stange zum hinaufreichen, nämlich der korngarben), womit die korngarben aufgespiesst und auf die *herpfe* (vgl. Schöpf, Tirol. idiot. s. 246; Lexer, Kärnt. w. s. 134; Schmeller, Bair. w. I², s. 1161; Grimm w. IV, 2, 476) hinaufgereicht werden. 2) heisst *swübel* ein krummes holz am pfluge, das ich aber nicht deutlich beschreiben könte, weil die dort gebrauchten alten pflüge (genant *orl*, wahrscheinlich aus dem Slavischen *oralo* = *aratrum* entlehnt; vgl. Haupts zeitschr. II, 88; Grimm, w. I, 551; Fick, indog. w. ² 341; Hintner, Beiträge zur Tirolischen dialektforschung I, s. 14 fg. u. a.) eine eigentümliche structur haben. 3) bedeutet *swübel* die krumme handhabe am sensenstiel. Der grundbegriff unseres wortes, so viel geht aus dem gesagten hervor, ist der des krummen. Darauf hätte schon Stalder führen können, wenn er (Schweiz. idiot. II, 363) die mit unserem *swübel* offenbar identischen formen anführt: „*Schwibel, Schwiebel, Schwiebele*, f. — 1) eine über die quer stehende handhabe, z. b. an einem ruder oder an der mitte eines sensenstieles (U. Z. Freyämt.). 2) Eine art gabel, welche man den ziegen an den hals hängt, damit sie nicht durch die zäune brechen usw.“ — Damit verwant ist unbedingt das von Stalder (II, 361) angeführte *schweifel*, m., zaunring, engl. *swifel*, wirbel, ring an einer kette. Davon das verbum *schweifeln*, zaunringe flechten. Letzteres *schweifeln* findet sich auch noch in Tirol (Defereggen), zwar mit der form *schweifen* (*schwoafen*), aber mit einer bedeutung, welche das neuhochdeutsche *schweifen* sonst nicht hat. „*Da wöiba schwoaft*“ bedeutet: der weber wickelt das garn vermittelst eines haspels (*schwoaf-haspel*) in ringe auf. Vgl. auch Lexer, kärnt. w. 228; Schmeller III, 530; Weigand, Wörtb. II, 659. Andere dialectische wortformen, die hieher zu ziehen sind, findet man in Frommanns zeitschrift in menge, z. b. II, 210, 4; 238; III, 283, 108 usw. Alle diese wörter haben die bedeutung des krummen, des schwankenden, biegsamen. Als wurzel ergibt sich leicht *svap-*,

svab-, im deutschen *svip-* mit der grundbedeutung der drehenden oder krümmenden bewegung; vgl. Fick [2], 416 und 921. Dazu gehört unter andern das griechische *σόβη* schweif, *σό-βο-ς σοβ-έ-ω*; ags. *svâp-ian* vibrare, verrere, ahd. *sweif-an* drehen, winden, *sweib* schwingung, *sweif*, altn. *svipa* schweif, gäl. *siubh-ail* gehen, *siubhal* gang, *siubh-lach* schnell (vgl. Benfey, griech. wzlw. II, 351; Ebrard, handb. d. mittelgäl. spr. s. 289) und viele andere, namentlich slavische wörter bei Fick a. a. o. Dass got. *sveiban* aufhören, ags. *svífan* schweifen, nhd. *schweben*, *schwibbogen* usw. hierher gehören, versteht sich von selbst. Ob auch lat. *supare*, *dissipare*, *prosapia* sippe, sippschaft, nachkommenschaft hierher zu ziehen, wie Fick a. a. o. tut, zweifle ich; vgl. Corssen, ausspr. [2], I, 399 fgg.; Hintner, wörterbuch der lateinischen Etymologie, s. 228. — Auch finde ich nicht wahrscheinlich, dass diesen wörtern eine kürzere wurzel, im griech. *συ-* (*σεύ-ω*) zu grunde liegt, noch weniger, dass sich das *β* in den griechischen wörtern aus *F* solte entwickelt haben, wie Curtius, grundz. [3] s. 355 meint; man müste denn die wurzel *svap-* als compositum fassen; vgl. Benfey, griech. wzll. I, 342 fgg. — Um auf das wort *swübel* zurückzukommen, bleibt es nach meiner ansicht doch noch unentschieden, was an der fraglichen stelle: Übels weib 80 *swübel* bedeutet. Da aber im Fersinatale *swübel* den holzschlüssel bedeutet, zugleich aber auch das nämliche sprüchwort vorkomt, so ist es allerdings wahrscheinlich, dass auch an unserer stelle *swübel* den krummen holzschlüssel bezeichnet; vgl. auch Germania XVII [1872], s. 43.

gethören.

In „Peter Ryedemans Rechenschaft unserer religion,“ abgedruckt in den Antiquarischen mitteilungen von Calvary, bd. I, s. 254—417 (eine in mehreren beziehungen interessante schrift) heisst es s. 260 fgg.: „*Alse versicheret vnns der selbig heilig Geist Gottes ... des das wir Gottes kinder sein, durch den wir jn auch frölich, sicher, vnd wol einen Vatter nennen gethören.*“ Dazu hat jemand, der wenig berufen dazu war, die anmerkung gesetzt: „*gethören*, mittelhochdeutsch nach Benecke, wörterb. III, 51 = zum toren machen. Hier wol nur so zu verstehen, dass wir ihn in unserer menschlichen torheit einen vater nennen.“ Dass diese erklärung falsch ist, liegt auf der hand. Es ist natürlich nicht an das auch von Lexer, mittelhd. wörtb. I, s. 945 angeführte *getören* zu denken, sondern das wort gehört zu *geturren*. Schon die entsprechende bibelstelle hätte darauf weisen müssen; vgl. Rom. 8, 15 und 16 ed. Loch. Gerade diese form *gethören* komt dialectisch auch jetzt noch in Tirol häufig vor. So z. b. wird *geturren* im tale Defereggen im präs. so flectiert: „(*ge*)*tor*, (*ge*)*torst*, (*ge*)*tor*(*t*), (*ge*)*thören*, (*ge*)*thöret*, (*ge*)*thören*;

perf. *gethörst* und *gethorst*; Weinhold, Al. gr. § 382. Auch hier scheinen sich die formen von *dürfen* und *durren* vermischt zu haben, was schon Grimm im wörtb. II, 1722 bemerkt; vgl. auch Frommanns zeitschr. II, 394, 81; VI, 412, 59. Die annahme, dass *dürfen* und *turren* auf die gleiche wurzel zurückgehe, ist sowol wegen des anlautes als auch wegen der ursprünglich verschiedenen bedeutung beider worte zurückzuweisen. Denn für *turren* haben wir als indogermanische wurzel *dhars-* (entstanden aus *dhar-* halten, tragen, fest sein und dies wider auf *dha-* setzen, stellen zurückzuführen nach Fick [2] 1031; vgl. Benfey, griech. wurzell. II, 327), sskrt. *dharsh-*, zend. *daresh-*, gr. *θαρσεῖν*, *θαρρ-εῖν*, lit. *drįs-t-u*, ksl. *drŭz-a-ti*, got. *ga-dars*, *ga-daursan*, ahd. *tar*, *turran* mutig sein, wagen, kymr. *traha* = *trasu* arrogantia, superbia, ir. *tresa*, *tressa* fortior, gael. *treise* fortitudo, mittelgael. *treun* stark, mutig, *treoir* kraft, mut, auch wol ir. *dúr* (= lat. *durus*) firmus, munitus usw. (vgl. Bopp, gloss. comp. [3] p. 199, b; Curtius, grundz. [3] 241; Schleicher, kirchsl. 117; Glück, die bei Caesar vorkommenden kelt. namen s. 6 und 133; Zeuss, gramm. celt. [2] p. 24 und 277; Diefenbach, Celtica I, 159; Ebrard, handbuch der mittelgael. spr. 298). Die grundbedeutung aller dieser wörter ist die des kühnen, mutigen. Das wort *dürfen* jedoch lautet im got. *thaurban*, alts. *thurbhan*, ags. *thurfan*, ahd. *durfan*; ksl. *trěbŭ* nötig. Hintner, Beitr. z. Tirol. dialectf. 17 fg. Hier ist die grundbedeutung nötig haben, brauchen. Das wort scheint nicht indogermanisch zu sein, wenigstens hat man es bis jetzt keiner indogermanischen wurzel zuweisen können (vgl. Grimm, wörtb. II, 1721 und 1743).

Tirolisch geigern.

In einem teile von Tirol (Nieder-Pusterthal, besonders Iselthal) und Oberkärnthen existiert ein wort *geigern*, oder wie es bei Schöpf (168) und Lexer (Kärnth. w. 106) geschrieben steht *gaiggern* = zweifeln. Lexer und nach und mit ihm Hildebrand in Grimms wörterbuche IV, 5, 1144 stellen es zu *gâkern*, *gâgern*. Wer den dialect dieser gegenden, wo das wort vorkomt, genau kennt, wird eine andere erklärung vielleicht vorziehen. Bemerkt mag noch werden, dass bei Schöpf (168) ein druckfehler stehen geblieben; es soll Pust. heissen statt Pass.; vgl. Frommann, zeitschr. V, 341. Ich erkläre das wort so. Es findet sich nämlich im Iselthale (resp. Defereggen) von der von Frommann in seiner zeitschrift (III, 347) so schön aber nicht vollständig erschöpfend besprochenen redensart: *gott geb* ein möglichst ausgedehnter gebrauch. Nicht bloss, dass dort *gott gei* (das (*g*)*ei* wie *ai* gesprochen) geradezu für: „ich zweifle" gebraucht wird, sondern es wird *gott* auch wie im Schweizerischen (Stalder I, 433 fgg.) ganz weggelas-

sen. So heisst z. b. ich zweifle, ob er komt: *gei, ass a kimp* (*ass* = dass = ob; *a* = er). Von *gei* wurde dann ein verbum gebildet mittelst der silbe *-gern*, wie z. b. in *saggern* = *saggra* sagen (Schöpf 576), *pfuiggern* = *pfui* sagen (nicht bei Schöpf), *gluggern* = *gluck* machen (Schöpf 197), *pfnaggern* = *pfnag* machen usw. usw. So, glaube ich, ist auch *geigern* gebildet aus: *gei* sagen. Das substantivum davon lautet *geiger*, m. z. b. *ös isch kå geiger* = es ist kein zweifel. Auch adjective werden gebraucht: *geigerisch, geigerit.*

WIEN, IM JUNI 1872. VAL. HINTNER.

DIE DEUTSCHEN VOLKSBÜCHER VON DER PFALZGRÄFIN GENOVEFA UND VON DER HERZOGIN HIRLANDA.

Die deutschen volksbücher von der pfalzgräfin Genovefa und von der herzogin Hirlanda haben nicht nur insofern einen gemeinsamen ursprung, als beide nach einem werke des jesuiten René de Ceriziers — „Les trois états de l'innocence, affligée dans Jeanne d'Arc, reconnue dans Geneviève de Brabant, couronnée dans Hirlande, duchesse de Brabant“ [1] — bearbeitet sind, sondern sie rühren auch, was bisher noch nicht bemerkt worden ist, von einem und demselben deutschen schriftsteller her und gehörten ursprünglich einem grösseren werke desselben an. Dies werk ist das Auserlesene History-Buch [2] des capucinerpaters Martinus von Cochem, des verfassers vieler erbaulicher schriften, von denen nicht wenige heute noch im katholischen Deutschland immer wider neu gedruckt werden, die beiden volksbücher aber sind nichts anderes als unbedeutend abgeänderte widerholungen zweier dort im ersten buche befindlichen

1) S. über dies werk näheres bei J. Zacher, Die Historie von der Pfalzgräfin Genovefa, Königsberg 1860, s. 10 fgg.

2) Der lange, aber charakteristische titel des buches lautet vollständig: Außerlesenes History-Buch, Oder Außführliche, anmüthige, und bewegliche Beschreibung Geistlicher Geschichten und Historien. Darin neben einigen alten, vil neue, in jetziger hundert-Jährigen Zeit geschehene, und mehrentheils unbekänte, denckwürdige Hundert Historien Von den wunderbarlichen Urtheilen GOTTES, Von dem hochwürdigen Sacrament deß Altars, Von der allerseeligsten Jungfrauen MARIA, Von der grossen Krafft deß heiligen Rosenkrantzes, Von Verehrung der Bildnussen der Heiligen, Von der kräfftigen Fürbitt der Außerwöhlten, Von einigen unschuldig-verfolgten Gerechten, Von underschidlichen Exemplarisch-Gedultigen, Und von vielen sonderbahrer Weiß Freygebigen. Auß bewehrten Geschicht-Schreibern gezogen, beweglich vorgetragen, und anmüthig zu lesen. Es seynd auch zum Dienst deren,

Bibelübers.); *markgreve Wilhelm mit dem enen ogen.* Lüb. Chr. 2, 461; *lemet he't* (das vieh) *in enem ogen.* Sachsensp. III, 48, 2 und so öfter.

9. V. 1632 schreibt herr Schröder *genze* mit *z*, da er doch v. 1674 *gansen* drucken lässt und sonst auch das *z* (z. b. in *alzo* und anderen wörtern) durch *s* widergibt. Liegt hier ein unbekanter tieferer grund vor? oder soll blos dem verdacht vorgebeugt werden, als werde nach der „leidigen schablone" gearbeitet? Ebenso *soldie* v. 2293 und 7; dagegen *zoldenêr* v. 2308 (im alten druck *tzoldener*).

10. V. 2982 liest herr Schröder: *hadde ik ôk tein eide gesworen,* wo der alte druck *teyn eyd* hat; ebenso hat er v. 3661 die lesart *uff myn eyd* geändert in *ûff mînen eit.* Und diese änderung mag wol berechtigt sein. Indessen findet sich auch Flos und Bl. 1106, 1151, 1273 *up myn eit*, wo entweder *eit* neutrum ist oder *myn* gleich *minen; eit* als neutrum ist mir nur begegnet Wiechmanns Meckl. altnieders. Lit. 2, 51, wo es heisst: *dat eedt vnd de thosage.* Bei sachen tritt manchmal wechsel des genus ein. Ich habe auch öfters bei substantiven ein bestimmtes genus angesetzt und doch später gefunden, dass es wechselte. Um nur ein beispiel aus R. V. anzuführen, so habe ich *panter* und *los* als masculinum angesetzt, weil ich bei tiernamen an keinen wechsel dachte, (auch herr Schröder setzt beide als masculina an) und doch liest man in den biblischen erzählungen aus dem kloster Loccum *dat panther* und *dat los.* Und so in manchen fällen.

11. V. 5949 heisst es im alten text: *seet, do ik alsodanes horde, dat vordenede ik myt eyneme worde, darumme dat ik* usw. Herr Schröder ändert *do* in *dat;* warum? „Als ich solches zu hören bekam, verdiente ich solches, weil usw." gibt einen guten, vollständigen sinn.

12. V. 331. *Klokehôn* schreibt herr Schröder als ein wort und erklärt es: „kluckhuhn." Mir ist diese form nicht bekant. Wozu aber diese den sinn jedesfalls abschwächende erklärung? Ist es hier nicht viel angemessener, dass der hahn die verständigkeit seiner gemordeten gattin preist, um so die grösse seines verlustes noch mehr hervorzuheben?

13. V. 939. „*rechter,* ein auffälliger comparativ." Diese form *rechtere hant* ist vielmehr die gewöhnliche und bis auf den heutigen tag im volksmunde noch sehr übliche form, analog dem griechischen δεξιτερὸς und lateinischen *dexterior.*

14. V. 1733 nent herr Schröder die form *datte* für *dat* etwas vulgär. Das ist auch scheinbar ganz richtig. Aber doch auch in schriftstücken, die nichts vulgäres an sich haben, finden sich diese durch *e* verlängerten formen *datte*, *watte, bette, wolle* und ähnliche. Diese anhängung von *e* an einsilbige wörter ist so gebräuchlich, dass sie, wenn man

nicht acht gibt, zu allerlei falschen schlüssen verführen kann. Um nur einige beispiele zu wählen, so heisst es: *ene jar,* Lüb. Chr. 1, 63; *se bleve dot* (in directer erzählung) das. 1, 76; *rofhus, dar sine sone Hinric do vore lag* das. 1, 173; *dar warde slaghen de greve* das. 1, 261; *nicht to kolde, noch to warme, noch to nate scal he enne setten.* Gosl. Stat. 54, 34; *eyn man, de hete* (hiess) *her Arnd* Brem. Gesch. Qu. 83; *Zegefridus was eine greven sonne* Münst. Chr. 1, 103; *se scededen dat also, na des dat de wundende man eine gerende was.* Brem. Stat. s. 169; *eyne provest to Walesrode .. eyne kerkhere to Hermensborch* (1493) Lüneb. Urkb. 15. abt. s. 220; *He sach in einer visionen, wo wt Franciscus monde ene schone cruce ghenck alſo grote, dat et em den hemel roren duchte.* Leben des h. Franzisc. p. 14 und so vielfach.

15. V. 1873 heisst es: *entqueme he wech uth desser noet, sus wroke wy uns nummer mere.* Dazu herr Schröder: „*wrôken* nebenform zu *wrêken,* 1. pl. praet. conj. von *wreken.* Oder druckfehler?" Die form ist ja durchaus richtig. *wreken* macht im präteritum *wrôk* (*wruk*), z. b. *dit wroc de junghe koning.* Lüb. Chr. 1, 59 u. ö.; also im conjunctiv *wroke.* Oder meint herr Schröder etwa, es sei ein umlaut nötig?

16. V. 2862. „*Lampe is gewêrt grôter pîne;* das erklärt herr Schröder: „Lampen wird grosse pein widerfahren," und v. 3143: *wat is doch dyt gheweerd, dat gy yw sus sere vorverd?* „was hat das doch zu bedeuten? was ist hier geschehen?" Im glossar findet sich bei ihm unter *geweren:* „schw. v. mit acc. der person und gen. der sache, einem etwas zusammen lassen, antun." Was das heissen soll: „einem etwas zusammen lassen" verstehe ich nicht, und namentlich nicht als synonym mit „antun." In der letzteren bedeutung (*afficere*) ist es mir bis jetzt noch nicht im Niederdeutschen begegnet, so gebräuchlich es auch mittelhochdeutsch ist. Ich glaube aber, die sache erledigt sich einfach dadurch, dass *gewert* nichts weiter ist als *wert,* „würdig, *dignus,*" so dass also die erste stelle heisst: „Lampe verdient grosse strafe, muss hart bestraft werden," und die zweite: „Verdient die sache, dass ihr so erschreckt seid? sie ist ja unbedeutend." Beispiele von *gewert* gibt es ziemlich viele, unter anderen: *o alder zoteste avent* (der osterabend) *wes ghegrotet, du bist alles loves wol ghewert.* Brem. nieders. betbuch f. 144; (verglichen mit: *o aller schoneste nacht, wes ghegrotet, du bist alles loves wol wert.* Das. fol. 149); *desse vruwen de zint alles loues ghewert.* Locc. bibl. erzähl. fol. 8; *des lones sint gi wol gewert* Zeno v. 776; *is it auer, dat en went kumpt in de stat, vnde vorkoft, dat enes schillinges wert is, he ghift enen penning. Is id enes verdinges ghewert, he ghift ver penninge.* (Hier tritt die gleichstellung von *wert* und *gewert* auf das augenfälligste hervor). Lüb. Recht. ed. Hach. s. 224 u. ö.

17. V. 3734 hielt ich *hornscheit* für einen druckfehler; ich bin eines besseren belehrt durch Schiller. Es findet sich nemlich auch Braunschw. Chron. 109, 25, s. Schiller in Pf. Germania 13, 160. Herr Schröder hat dies übersehen, sonst würde er wol nicht gesagt haben, dass es ein sonst nicht belegtes wort sei.

18. V. 3825. *It is myslyk, wo yt my nu gaet to houe, wente nu byn ick sunder vaer.* — *Wente* als causalpartikel gefasst, gibt gar keinen oder doch nur einen gezwungenen sinn. Herr Schröder ändert deshalb *wente* in *men.* Ich hatte in meiner ausgabe gesagt: „liesse sich *wente* als adversativpartikel fassen, „aber, sondern," so wäre der ausdruck zulässig." Was ich damals nur hypothetisch sagte, bin ich jetzt im stande zu belegen. *Wente* heisst allerdings öfter „aber, sondern," z. b. *se was schone unde lovesam, wente* (so die hs. H; *wen* D) (aber) *io nein vrucht van or en quam.* Zeno v. 16; *vnde de ghest des heren was recht an deme daghe an Davite wente* (bis) *in den anderen* (et deinceps). *Wente* (aber) *Samuel de stoet vp vnde ghink in de stad* usw. Merzd. B. d. Kön. 32, 21; *dat wyste de vader* (Eli) *wol vnde en straffede ene darumme, alse he billechliken scolde* (strafte nicht so, wie er hätte tun sollen), *wente* (sondern) *he straffede alto weckliken, so dat se* (die söhne) *van den sunden nicht en leten.* Seelentrost 150ᵃ; *des en wolde ek nu* (nie) *gelovich sîn, wante* (sondern) *ek slôch dar van de ogen mîn* Brandan v. 42; *Frederic unde Hans behelden dat stant, wante* (aber) *to lesten mosten se ock de flucht nemen.* Bothos Chron. fol. 249; *hievan stunde vele to schriven, wente* (aber) *dat vint me enkede in der Meydeb. kronecken.* das. z. J. 1353. *were id sake, dat se* (die bürger) *den olden rat nicht nemen wolden wedder yn unde sik mit em vordroghen, wente denne* (dann aber) *scholden se* (die einstweilen losgegebenen gefangenen) *wedder in kamen up enen gesetten dach.* Lüb. Chron. 2, 12. Die formen *wan*, *wande*, *wante*, *wen*, *wenne*, *wente* mischen sich vielfach mit einander, wie es auch im Mittelhochdeutschen häufiger der fall ist. Vgl. Mhd. WB. 3, 479.

19. v. 6492. *De ik van di hebbe schande unde schade, nicht mi allene, men ok myn wyf* .. So der druck. Herr Schröder hat dafür *ik* gesetzt; ich habe es auch getan. Ich werde aber doch bedenklich, wenn ich finde: *ik wil, dat alle minschen sin alse my sulven.* 1. Cor. 7, 7 (Halberst. Bibelübers.) Die neigung, den accusativ auch als nominativ zu verwenden, liegt ja bekantlich dem Niederdeutschen nicht fern; solte es nicht auch bei den pronomen pers. der fall sein? Die sache wäre weiterer aufmerksamkeit wert.

OLDENBURG, NOVEMBER 1872. A. LÜBBEN.

ANZELN.

Nachträge zu 4, 320.

Zu dem im 4. bande dieser zeitschrift s. 320—322 von Crecelius besprochenen *anzeln* (ahd. *anazeljan*) = „um eine schuld ansprechen, anklagen“ lassen sich aus altniederdeutschen und altniederländischen urkunden noch weitere belege nachweisen. Man vergleiche Die zwei Cölner Eidbücher ed. A. Fahne (= Forschungen II. bandes 2. heft) s. 71—72: *Wir richtere scheffin raid inde die burgere gemeine der stede van Kolne doyn kunt alle den genen die desin brief ain seint inde horint lesin, dat Symon van Suilge — — Goitschalck van Munstere inde Goitschalk syn neve* cett. — — *haint uns gebessert inde genoich gedain, inde wille wir dat achtermailtz neiman — — — die vursprochine juden noch ire vrunt noch ire mage sementligen of sunderligen, heimeligen of offenbair, occasûnen befwerin noch ainzalin insal* [a. 1329]. Dazu s. 74: *Wir der enge rait der ſtede van Kolne dun kunt — — dat wir geloift hain — — dat wir dar umbe die gemeinde der joitschaf neit ainspreghen nogh ainzalen insulen dan die geine oue den genen de hantdedigh is of de an volke oue an verde is geweist* [a. 1330]. Endlich s. 139: *Euer so hain wir in geloift, dat — — — wir dar umbe dy gemeinde der joitschaf noch egeynen juden, de da ain unschuldich is, neyt ainzalen noch ainsprechen infolen* cett. [a. 1331]. In dem Etymologicum teutonicae linguae stud. et opera Corn. Kiliani Dufflaei (curante Gerardo Hasselto) ist *aentaelen j. aenspreken* verzeichnet und in der anmerkung darunter aus G. Dumb. Anal. t. II. p. 271 citiert: *wair dat saecke, dat ons iemant antaelte of beclaegde.* Ebenda: *sonder aentale* (= *aenspraecke*) *van ons.*

ZEITZ, 5. SEPTEMBER 1872. FEDOR BECH.

Bei der zusammenstellung aus den nichthochdeutschen dialecten war mir das Niederländische entgangen, welches bis zum 17. jahrhundert das substantiv *aantaal* und das verbum *aantalen* in der gerichtssprache als allgemein gebräuchlichen juristischen ausdruck gehabt hat. Vgl. de Vries und Winkels Woordenboek der Nederlandsche taal u. d. w. Die beispiele aus der früheren zeit finden sich bei de Vries Middelnederlandsch Woordenboek sp. 99 fgg. unter *aentale* und *aentalen.*

ELBERFELD, MÄRZ 1873. CRECELIUS.

WORTERKLÄRUNGEN.

Swübel und dessen familie.

Prof. V. I. Zingerle in Innsbruck hat in dieser zeitschrift IV, 83 das bisher, wie es scheint, unverstandene wort *swübel* besprochen. Es sei gestattet über das wort und dessen familie noch einiges beizufügen.

Das wort *swübel*, *schwübel* scheint auch sonst noch in Tirol vorzukommen, jedoch zum teil mit anderen bedeutungen. Im unteren Pusterthale wenigstens (speciel in Defereggen) bedeutet *schwübel* (oder *schwöübel*), so weit ich mich bis jetzt erinnern kann, folgendes: 1) das krumme holz oder die gabelförmige spitze an einer stange (*roachstånge* = stange zum hinaufreichen, nämlich der korngarben), womit die korngarben aufgespiesst und auf die *herpfe* (vgl. Schöpf, Tirol. idiot. s. 246; Lexer, Kärnt. w. s. 134; Schmeller, Bair. w. I², s. 1161; Grimm w. IV, 2, 476) hinaufgereicht werden. 2) heisst *swübel* ein krummes holz am pfluge, das ich aber nicht deutlich beschreiben könte, weil die dort gebrauchten alten pflüge (genant *orl*, wahrscheinlich aus dem Slavischen *oralo* = *aratrum* entlehnt; vgl. Haupts zeitschr. II, 88; Grimm, w. I, 551; Fick, indog. w. ² 341; Hintner, Beiträge zur Tirolischen dialektforschung I, s. 14 fg. u. a.) eine eigentümliche structur haben. 3) bedeutet *swübel* die krumme handhabe am sensenstiel. Der grundbegriff unseres wortes, so viel geht aus dem gesagten hervor, ist der des krummen. Darauf hätte schon Stalder führen können, wenn er (Schweiz. idiot. II, 363) die mit unserem *swübel* offenbar identischen formen anführt: „*Schwibel*, *Schwiebel*, *Schwiebele*, f. — 1) eine über die quer stehende handhabe, z. b. an einem ruder oder an der mitte eines sensenstieles (U. Z. Freyämt.). 2) Eine art gabel, welche man den ziegen an den hals hängt, damit sie nicht durch die zäune brechen usw." — Damit verwant ist unbedingt das von Stalder (II, 361) angeführte *schweifel*, m., zaunring, engl. *swifel*, wirbel, ring an einer kette. Davon das verbum *schweifeln*, zaunringe flechten. Letzteres *schweifeln* findet sich auch noch in Tirol (Defereggen), zwar mit der form *schweifen* (*schwoafen*), aber mit einer bedeutung, welche das neuhochdeutsche *schweifen* sonst nicht hat. „*Da wöiba schwoaft*" bedeutet: der weber wickelt das garn vermittelst eines haspels (*schwoaf-haspel*) in ringe auf. Vgl. auch Lexer, kärnt. w. 228; Schmeller III, 530; Weigand, Wörtb. II, 659. Andere dialectische wortformen, die hieher zu ziehen sind, findet man in Frommanns zeitschrift in menge, z. b. II, 210, 4; 238; III, 283, 108 usw. Alle diese wörter haben die bedeutung des krummen, des schwankenden, biegsamen. Als wurzel ergibt sich leicht *svap-*,

wab-, im deutschen svip- mit der grundbedeutung der drehenden oder krümmenden bewegung; vgl. Fick [2], 416 und 921. Dazu gehört unter andern das griechische *σόβη* schweif, *σό-βο-ς σοβ-έ-ω*; ags. *svâp-an* vibrare, verrere, ahd. *sweif-an* drehen, winden, *sweib* schwingung, *sweif*, altn. *svipa* schweif, gäl. *siubh-ail* gehen, *siubhal* gang, *siubh-lach* schnell (vgl. Benfey, griech. wzlw. II, 351; Ebrard, handb. d. mittelgäl. spr. s. 289) und viele andere, namentlich slavische wörter bei Fick a. a. o. Dass got. *sveiban* aufhören, ags. *svîfan* schweifen, nhd. *schweben, schwibbogen* usw. hierher gehören, versteht sich von selbst. Ob auch lat. *supare, dissipare, prosapia* sippe, sippschaft, nachkommenschaft hierher zu ziehen, wie Fick a. a. o. tut, zweifle ich; vgl. Corssen, ausspr. [2], I, 399 fgg.; Hintner, wörterbuch der lateinischen Etymologie, s. 228. — Auch finde ich nicht wahrscheinlich, dass diesen wörtern eine kürzere wurzel, im griech. *σu-* (*σεί-ω*) zu grunde liegt, noch weniger, dass sich das *β* in den griechischen wörtern aus *F* solte entwickelt haben, wie Curtius, grundz. [3] s. 355 meint; man müste denn die wurzel *swap-* als compositum fassen; vgl. Benfey, griech. wzll. I, 342 fgg. — Um auf das wort *swübel* zurückzukommen, bleibt es nach meiner ansicht doch noch unentschieden, was an der fraglichen stelle: Übels weib 80 *swübel* bedeutet. Da aber im Fersinatale *swübel* den holzschlüssel bedeutet, zugleich aber auch das nämliche sprüchwort vorkomt, so ist es allerdings wahrscheinlich, dass auch an unserer stelle *swübel* den krummen holzschlüssel bezeichnet; vgl. auch Germania XVII [1872], s. 43.

gethören.

In „Peter Ryedemans Rechenschaft unserer religion," abgedruckt in den Antiquarischen mitteilungen von Calvary, bd. I, s. 254—417 (eine in mehreren beziehungen interessante schrift) heisst es s. 260 fgg.: *„Alse versicheret vnns der selbig heilig Geist Gottes ... des das wir Gottes kinder sein, durch den wir jn auch frölich, sicher, vnd wol einen Vatter nennen gethören."* Dazu hat jemand, der wenig berufen dazu war, die anmerkung gesetzt: *„gethören,* mittelhochdeutsch nach Benecke, wörterb. III, 51 = zum toren machen. Hier wol nur so zu verstehen, dass wir ihn in unserer menschlichen torheit einen vater nennen." Dass diese erklärung falsch ist, liegt auf der hand. Es ist natürlich nicht an das auch von Lexer, mittelhd. wörtb. I, s. 945 angeführte *getören* zu denken, sondern das wort gehört zu *geturren.* Schon die entsprechende bibelstelle hätte darauf weisen müssen; vgl. Rom. 8, 15 und 16 ed. Luth. Gerade diese form *gethören* komt dialectisch auch jetzt noch in Tirol häufig vor. So z. b. wird *geturren* im tale Defereggen im präs. so flectiert: *„(ge)tor, (ge)torst, (ge)tor(t), (ge)thören, (ge)thöret, (ge)thören;*

perf. *gethörst* und *gethorst*; Weinhold, Al. gr. § 382. Auch hier scheinen sich die formen von *dürfen* und *durren* vermischt zu haben, was schon Grimm im wörtb. II, 1722 bemerkt; vgl. auch Frommanns zeitschr. II, 394, 81; VI, 412, 59. Die annahme, dass *dürfen* und *turren* auf die gleiche wurzel zurückgehe, ist sowol wegen des anlautes als auch wegen der ursprünglich verschiedenen bedeutung beider worte zurückzuweisen. Denn für *turren* haben wir als indogermanische wurzel *dhars-* (entstanden aus *dhar-* halten, tragen, fest sein und dies wider auf *dha-* setzen, stellen zurückzuführen nach Fick [2] 1031; vgl. Benfey, griech. wurzell. II, 327), sskrt. *dharsh-*, zend. *daresh-*, gr. *θαρσ εῖν*, *θαρρ-εῖν*, lit. *drįs-t-u*, ksl. *drŭz-a-ti*, got. *ga-dars*, *ga-daursan*, ahd. *tar*, *turran* mutig sein, wagen, kymr. *traha* = *trasa* arrogantia, superbia, ir. *tresa*, *tressa* fortior, gael. *treise* fortitudo, mittelgael. *treun* stark, mutig, *treoir* kraft, mut, auch wol ir. *dúr* (= lat. *durus*) firmus, munitus usw. (vgl. Bopp, gloss. comp. [3] p. 199, b; Curtius, grundz. [3] 241; Schleicher, kirchsl. 117; Glück, die bei Caesar vorkommenden kelt. namen s. 6 und 133; Zeuss, gramm. celt. [2] p. 24 und 277; Diefenbach, Celtica I, 159; Ebrard, handbuch der mittelgael. spr. 298). Die grundbedeutung aller dieser wörter ist die des kühnen, mutigen. Das wort *dürfen* jedoch lautet im got. *thaurban*, alts. *thurbhan*, ags. *thurfan*, ahd. *durfan*; ksl. *trĕbŭ* nötig. Hintner, Beitr. z. Tirol. dialectf. 17 fg. Hier ist die grundbedeutung nötig haben, brauchen. Das wort scheint nicht indogermanisch zu sein, wenigstens hat man es bis jetzt keiner indogermanischen wurzel zuweisen können (vgl. Grimm, wörtb. II, 1721 und 1743).

Tirolisch **geigern.**

In einem teile von Tirol (Nieder-Pusterthal, besonders Iselthal) und Oberkärnthen existiert ein wort *geigern*, oder wie es bei Schöpf (168) und Lexer (Kärnth. w. 106) geschrieben steht *gaiggern* = zweifeln. Lexer und nach und mit ihm Hildebrand in Grimms wörterbuche IV, 5, 1144 stellen es zu *gâkern*, *gâgern*. Wer den dialect dieser gegenden, wo das wort vorkomt, genau kennt, wird eine andere erklärung vielleicht vorziehen. Bemerkt mag noch werden, dass bei Schöpf (168) ein druckfehler stehen geblieben; es soll Pust. heissen statt Pass.; vgl. Frommann, zeitschr. V, 341. Ich erkläre das wort so. Es findet sich nämlich im Iselthale (resp. Defereggen) von der von Frommann in seiner zeitschrift (III, 347) so schön aber nicht vollständig erschöpfend besprochenen redensart: *gott geb* ein möglichst ausgedehnter gebrauch. Nicht bloss, dass dort *gott gei* (das *(g)ei* wie *ai* gesprochen) geradezu für: „ich zweifle“ gebraucht wird, sondern es wird *gott* auch wie im Schweizerischen (Stalder I, 433 fgg.) ganz weggelas-

sen. So heisst z. b. ich zweifle, ob er komt: *gei*, *ass a kimp* (*ass* = dass = ob; *a* = er). Von *gei* wurde dann ein verbum gebildet mittelst der silbe *-gern*, wie z. b. in *saggern* = *saggra* sagen (Schöpf 576), *pfuiggern* = *pfui* sagen (nicht bei Schöpf), *gluggern* = *gluck* machen (Schöpf 197), *pfnaggern* = *pfnag* machen usw. usw. So, glaube ich, ist auch *geigern* gebildet aus: *gei* sagen. Das substantivum davon lautet *geiger*, m. z. b. *ös isch kå geiger* = es ist kein zweifel. Auch adjective werden gebraucht: *geigerisch*, *geigerit*.

WIEN, IM JUNI 1872. VAL. HINTNER.

DIE DEUTSCHEN VOLKSBÜCHER VON DER PFALZGRÄFIN GENOVEFA UND VON DER HERZOGIN HIRLANDA.

Die deutschen volksbücher von der pfalzgräfin Genovefa und von der herzogin Hirlanda haben nicht nur insofern einen gemeinsamen ursprung, als beide nach einem werke des jesuiten Réné de Ceriziers — „Les trois états de l'innocence, affligée dans Jeanne d'Arc, reconnue dans Geneviève de Brabant, couronnée dans Hirlande, duchesse de Brabant“[1] — bearbeitet sind, sondern sie rühren auch, was bisher noch nicht bemerkt worden ist, von einem und demselben deutschen schriftsteller her und gehörten ursprünglich einem grösseren werke desselben an. Dies werk ist das Auserlesene History-Buch[2] des capucinerpaters Martinus von Cochem, des verfassers vieler erbaulicher schriften, von denen nicht wenige heute noch im katholischen Deutschland immer wider neu gedruckt werden, die beiden volksbücher aber sind nichts anderes als unbedeutend abgeänderte widerholungen zweier dort im ersten buche befindlichen

1) S. über dies werk näheres bei J. Zacher, Die Historie von der Pfalzgräfin Genovefa, Königsberg 1860, s. 10 fgg.

2) Der lange, aber charakteristische titel des buches lautet vollständig: Außerlesenes History-Buch, Oder Außführliche, anmüthige, und bewegliche Beschreibung Geistlicher Geschichten und Historien. Darin neben einigen alten, vil neue, in jetziger hundert-Jährigen Zeit geschehene, und mehrentheils unbekänte, denckwürdige Hundert Historien Von den wunderbarlichen Urtheilen GOTTES, Von dem hochwürdigen Sacrament deß Altars, Von der allerseeligsten Jungfrauen MARIA, Von der grossen Krafft deß heiligen Rosenkrantzes, Von Verehrung der Bildnussen der Heiligen, Von der kräfftigen Fürbitt der Außerwöhlten, Von einigen unschuldig-verfolgten Gerechten, Von underschidlichen Exemplarisch-Gedultigen, Und von vielen sonderbahrer Weiß Freygebigen, Auß bewehrten Geschicht-Schreibern gezogen, beweglich vorgetragen, und anmüthig zu lesen. Es seynd auch zum Dienst deren,

geschichten, nämlich der 70. history „Von der Verfolgung der unschuldigen Hertzogin Hirlandä“ (s. 523—552) und der 74. „Von der unschuldigen betrangten H. Pfaltz-Gräfinen Genovefa“ (s. 597—629).[1]

Der text des History-Buches hat in den volksbüchern ausser gelegentlichen entstellungen durch druckfehler und versehen kleine sprachliche änderungen erfahren (vertauschung einzelner wörter mit andern, änderungen in formen, im geschlecht der wörter, in der rection der präpositionen, in der wortstellung u. dergl.). Ausserdem ist für das volksbuch von der Genovefa zu erinnern, dass die anrede des P. Martinus an die heilige Genovefa am schluss sowie ein satz in der einleitung weggelassen sind. Für das volksbuch von Hirlanda sind noch folgende abweichungen vom text des History-Buches zu bemerken: es ist in 17 kapitel mit überschriften eingeteilt; die einleitung des 1. kapitels ist etwas verändert; die angabe im 1. kapitel, dass herzog Artus „um das jahr 1220“ gelebt habe, steht nicht im History-Buch; die anfänge von kapitel 2, 3, 4, 9 und 15 sind verändert, zum teil sententiös erwei-

so keine Teutsche Biblen haben, die fürnembste Biblische Historien, auß H. Schrifft genommen, und diesem Buch einverleibt worden. Durch P. MARTINUM von Cochem Capuciner Ordens. Das Erste Buch. Cum Privilegio Sac. Cæs. Majestatis, & facultate Superiorum. Getruckt zu Dillingen, In Verlag und Truckerey Johann Caspar Bencards, Acad. Buchhandlers. Durch Johann Federle. Im Jahr Christi, 1687. 4.

1) Vom Genovefa-volksbuch liegen mir zwei drucke vor: A. Eine schöne, anmuthige und lesens-würdige Historie, von der unschuldig-bedrangten Heiligen Pfalz-Gräfin Genofeva, Wie es ihr in Abwesenheit ihres herzlieben Ehe-Gemahls ergangen. [Holzschnitt.] Gedruckt in diesem Jahr. 8. B. Eine schöne anmuthige und lesenswürdige Historia von der unschuldig bedrängten heiligen Pfalzgräfin Genovefa wie es ihr in Abwesenheit ihres herzlichen Ehegemahls ergangen. [Holzschnitt.] Ganz neue gedruckt. 8. A gehört dem vorigen jahrhundert an, B wol dem laufenden. B ist im allgemeinen in sprache und orthographie moderner als A, stimt aber in einzelnen fällen mit dem text des History-Buches mehr überein als A. Erwähnt sei noch besonders, dass statt „Bischofs Hidulphi“ A hat: Hildusi, B: Hidelfi; statt Abderodam A: Abdarodam; statt Martellus A: Marcellus; statt Avinion A: Arion, B: Avron; statt Droganes und Drogan (einmal steht im History-Buch s. 600 auch Dragonos) A und B: Dragones und Dragon. — Von dem Hirlanda-volksbuch liegt mir ein dem vorigen jahrhundert angehörender druck vor: Die über die Bosheit triumphirende Unschuld, das ist: H i r l a n d a eine gebohrne Herzogin von Britanien, 7 ganzer Jahr als eine Dienstmagd unter dem Vieh, nachmalen wieder nach Hof berufen, doch durch Verläumdung ihres Schwagers zum Scheiterhaufen verdammt, von ihrem Sohn unbekannter Weise errettet. Vorgestellt in einer anmüthigen Historie, gezogen aus einem französischen Geschichtschreiber. [Holzschnitt.] Gedruckt zu Köln am Rhein. 8. Görres, Die teutschen Volksbücher, s. 146, gibt denselben titel, nur heisst es dort: „gezogen aus des Herren Renatus Cericius französischer Geschichte, aufs neue übersehen, vermehrt und zum Druck befördert von einem Liebhaber der Historien. Cöln.“

tert; in kapitel 13 ist die schilderung der beichte ausführlicher geworden; in kapitel 14 sind die anrede an Hirlanda: „Ach! du arme Hirlanda! wer kann usw.“ und die sätze am schluss: „O Gott! was für usw.“ hinzugefügt.

Auf die frage, woher P. Martinus von Cochem die geschichten von Genovefa und Hirlanda geschöpft habe, gibt er uns selbst antwort. Er pflegt am schluss jeder geschichte über die von ihm benutzten quellen rechenschaft zu geben, und so bemerkt er zur Hirlanda: „Hanc Historiam conscripsit D. Renatus Ceriiciers in lingua gallica, in germanicam convertit aliquis Patrum Soc. Jesu, quam consuetis Approbationibus munitam impressit Jo. Caspar. Bencard. Dilingæ Anno 1685. in libro intitulato: Die Unschuld in drey underschiedlichen Ständen. Ex quo eandem desumpsi, plurimum abbreviavi, & hisce meis Historijs inserendam dignissimam judicavi.“ Zur Genovefa lautet die note: „Hanc Historiam desumpsi & abbreviavi ex Renato Cerizerio, cujus liber de triplici Innocentia (in quo vita B. Genovefæ continetur) a Sorbona Parisiensi est approbatus. De hac Sancta scripserunt plures Authores, scilicet Freherus de stemmate palatino part. 2. Broverus in Annalibus Trevirensibus & Molanus de Natalitiis Sanctorum Flandriæ, &c.“

Der vollständige titel der in der ersteren anmerkung[1] von P. Martinus erwähnten deutschen übersetzung des Ceriziersschen werkes ist: Die Unschuld In Drey unterschidlichen Ständen, mit drey weitläuffigen schönen Geschichten als mit lebendigen Farben abgebildet, Wie sie nemlich in der Welt Von den Feinden betranget, Von den Menschen erkennet, Und von GOtt gecrönet wird. In drey Theil abgetheilet. Bey deren jedem etliche Red-Verfassungen angefüget seynd von den Ursachen und Würckungen der Verleumbdung, und mit was Mitteln man sich darwider schützen könne. Alles nicht weniger annehmlich, als nutzlich zu lesen, Sonderbar für das Hochadeliche Frauenzimmer. Erstlich in Frantzösischer Sprach beschriben Durch Herrn RENATUM de CERIZIERS. Jetzund aber Von einem Priester der Societät JESU Zu mehrerem Nutzen in das Hochteutsche übersetzet. Mit Röm. Kayserl. Majest. Gnad und Freyheit, Und Verwilligung der Obern.

1) und in der zur 69. history (s. 497—523), welche betitelt ist: „Wie die Gottseelige Jungfrau, Joanna von Arck, nachdem sie Franckreich erlöst hatte, von den Engelländern unschuldiger Weiß verfolgt worden.“ Die note sagt: 'Hæc Historia desumpta est ex ea quam de hac virgine in lingua Gallica fusius conscripsit D. Renatus de Ceriiciers: à quodam Sacerd. Soc. Jesu in germanicum conversa, atque Dilingæ 1685. per Joannem Casparum Bencard impressa, sub Titulo: Die Unschuld in dreyen Ständen.'

Getruckt zu Dillingen, in Verlag und Truckerey Johann Caspar Bencards Acad. Buchhandlers. Durch Johann Federle. Im Jahr, 1685. 8.[1]

Nach dieser übersetzung, öfters mit mehr oder weniger wörtlicher benutzung derselben,[2] hat P. Martinus die geschichten der Genovefa und Hirlanda in seiner weise bearbeitet, indem er an den begebenheiten selbst nichts wesentliches verändert,[3] dagegen die darstellung stark verkürzt und zusammengezogen, nur selten erweitert, überall aber ihrer rhetorischen zierraten und ihres gelehrten prunkes entkleidet hat. Was P. Martinus in seiner „Vorred" über sein verhältnis zu seinen quellen sagt: „Hierbey hab ich dich, mein lieber Leser, zu erinnern, daß ich gegenwärtige Geschichten nicht auß meinem Haupt, sonder auß bewehrten

1) Für die Genovefa hat der verfasser dieser übersetzung einen vorgänger fleissig benutzt. Es ist dies Michael Staudacher, dessen „Genovefa" mir in folgender ausgabe vorliegt: Genouefa, Das ist: Wunderliches Leben und denckwürdige Geschichten der H. Genouefa, Geborner Hertzogin aus Brabant, etc. Mit eingebrachten sittlichen Lehren und Ermahnungs-Predigen, ein recht Christlich und Tugendsames Leben anzustellen; Beschrieben, Durch P. Michaëlem Staudacher der Societet Jesu Priester. Superiorum permissu. Erstlich gedruckt zu Dillingen. M. DC. LX. 12. (Staudachers „Übereignus-Schreiben" an die gräfin Isabella Eleonora zu Oetingen auf Wallerstein ist datiert: Dillingen, den eilfften Brachmonat 1648, die Druckerlaubnis: Landishuti 16. Aprilis 1647.) Staudacher hat Ceriziers Genovefa seiner arbeit zu grund gelegt, indem er sie teilweis wirklich übersetzt, aber auch viele auslassungen, erweiterungen und zutaten sich gestattet hat. Wo er wirklich übersetzt hat, da hat ihn unser anonymus viel benutzt.

2) Z. b. heisst es in der Dillinger übersetzung der Genovefa s. 238: '*Alle Schmertzen aber, so* die *Gräfin litte auß eigner Betrangnuß waren gering gegen den jenigen, die ihr mütterliches Hertz empfande ab dem Elend ihres Kinds*, fürnemblich da sein kindliches Weinen sich allgemach zu verenderen begunte in ein klägliches Lallen, und dise kleine Unschuld selbst anfieng ihr Unglück zuempfinden. Offtermahl *truckte die mitleydige Mutter disen ihren Schatz an die Brust, seine* vor *Frost* erstarte Glidmassen *zuerwärmen, und wann sie dann sahe, wie das gantze Leiblein bebete, so* trunge der Schmertzen mit solchem Gewalt zu ihrem Hertzen, daß er von dannen in tausend wehmüthige Seufftzer, und gantze Zäherbäch außbrache.' Dem entsprechen bei Cochem die worte s. 611: '*Alle Schmertzen aber, so* diese arme *Gräfin litte auß eigener Betrangnuß, waren gering gegen den jenigen, die ihr Mütterliches Hertz ab dem Elend ihres Kinds empfande.* Sonderlich da es allgemach anfienge etwas zu erwachsen, und sein eigenes Elend zu empfinden. O wie offte *truckte die mitleydige Mutter diesen ihren Schatz an die Brust, seine* für *Frost* erfrorne Gliederlein *zu erwärmen. Und wan sie dan sahe, wie das gantze Leyblein* für Kält *bebete, so* gienge ihr diß so tieff zu Hertzen, daß sie für grossem Daur nit wuste auffzuhören zu wainen.'

3) Wenn bei P. Martinus Golo an der jagd, auf welcher Genovefa wider gefunden wird, teil nimt, während er bei Ceriziers unmittelbar vor der jagd ins gefängnis geworfen wird, so ist P. Martinus hier der alten, ihm aus Frehers Origines Palatinæ bekanten lateinischen erzählung gefolgt.

Authoren und Geschicht-schreibern herauß gezogen, und ohne Veränderung der Substantz treulich hieher gesetzt hab. Weilen ich aber in allen meinen Schrifften die Einfalt, und Klarheit, wie auch einen fliessenden stylum und Schreibens-Manier liebe, als hab ich zu mehrmahlen die Wort der Authoren mit Ab- und Zusetzung (doch ohne wesentliche Veränderung) umbgewendet, und zu mehrerer Klarheit gezogen" — dies trifft hier vollständig zu.

Noch eine dritte historie — die 92. — des ersten buches des History-Buches — die drei übrigen bücher habe ich bisher nicht nachsehen können — erschien im 18. jahrhundert fast unverändert und ebenfalls ohne nennung des verfassers einzeln als volksbuch: es ist die geschichte der Griseldis.[1]

Endlich sei noch erwähnt, dass in den vierziger und funfziger jahren dieses jahrhunderts in Passau mehrere geschichten aus dem History-Buch mit nennung des P. Martinus von Cochem in erneuter sprache einzeln herausgekommen sind, darunter auch die geschichte der Genovefa,[2] nicht aber die der Hirlanda.

Ich schliesse hieran zwei bemerkungen zu zwei stellen in Simrocks erneuungen der Genovefa und der Hirlanda.

In Simrocks Genovefa (Die deutschen Volksbücher I, 418) lesen wir: „Als sie (die verurteilte hexe) nun zum tod ausgeführt und schon a u f i h r e h e x e n h ü r d e war gestellt worden, bat sie usw." Aber das History-Buch (s. 617) hat: 'i n i h r e H e x e n - H ü t t e n', und die beiden mir vorliegenden drucke des volksbuchs: 'i n i h r e H e x e n - H ü t t e'. Simrocks änderung ist jedenfalls unnötig.

In Simrocks Hirlanda (Volksbücher XII, 72) heisst es: 'er stiess dem Pferde den Degen so tief i n d e n V o r d e r b a u c h'. Gustav Schwab, Die Deutschen Volksbücher, 3. aufl., I, 144, hat: 'i n d e n V o r d e r l e i b'. Beide beruhen auf der lesart des volksbuchs: 'i n d e n v o r d e r n B a u c h'. Aber das History-Buch, s. 596, hat: 'i n d e n v o r d e r n B u e g', und ebenso die Dillinger übersetzung der Unschuld in drey Ständen (III, 353): 'i n d e n v o r d e r e n B u e g', entsprechend dem französischen original: *il plongea son estoc si profondement d a n s l' e s p a u l e d u c h e v a l.*

WEIMAR. REINHOLD KÖHLER.

1) Näheres über dieses und die andern deutschen Griseldis-volksbücher siehe in meinem artikel G r i s e l d a in der Ersch und Gruberschen Encyklopädie.

2) Unter dem titel: Die h. Genoveva, Pfalzgräfin am Rhein, geborene Herzogin von Brabant, oder sieben Jahre des äussersten Elendes in öder Wildniss. Passau 1844 und 1853.

EIN BRIEF GEORG ROLLENHAGENS.

Ehrnuester vnd Ehrbar gunstig' schwager vnd freund, wann Gott mir noch eine Zeytlang das leben vnd gesuntheyt gonnet, muß ich mich endlich zu solcher bestallung begeben, da ich mit der vnbendigē Jugent mich nicht biß vffs letzte alter plagen darff, vnd dennoch in Kirchen vnd Schulen Gott, andern, vnd den meynen diene. Wie ich mich aber fur dieser Zeyt nicht habe nach Wittenbergk in der Schloßkirchen, vnd nach Zeytz an Doctor Habermans stath, vff Churfürstliches Sachsisch ansinnen konnen gebrauchen lassen, darumb das der Zeyt Regenten vnd Theologen zu sehr vnd zu gefehrlich vff die eine seyte giengen. Also kann ich mich viel wenig' an bewusten orth beruffen lassen, das dieser Zeyt Regenten vnd die Theologen zu sehr vff die andere seyt fallen. Dann ich habe nach der Heyligen schrifft, vnd Doctoris Martinj Lutheri lehr, durch Gottes segen von Jugent auff gelernet, vnd biß vff diese Zeyt geleret vnd noch, wie Philippus Melanthon, vnd insonderheyt Paulus Eberus in seynē buch vom Heiligen Abendmahl von den streytsachen berichten, als auch alhie in vnsen Magdeburgischen Kirchen, in der Vniversitet Helmsteth, in Pommern, Holsten vnd anderswo gelehret wirdt. Vnd ist zwischen meyner lere, vnd der so Doctor Jacob Andreas vnd seyne nachfolger auß Schwaben in diese lande einzudrängen sich vnterstanden, nicht der streyt von der waren gegenwart vnd mündlichē nießung des leibes vnd blutes vnsres Herren vnd Heylandes Jesu Christi im Abendmahl, vnd von widderlegung der Caluinisten. Sondern von Ihrer Vbiqtet, Omnipraesentia, oder allenthalbenheyt des leibes vnd des Blutes Christj. Dann gleich wie die Sacramentirer sagen, Broth vnd Wein sey im Abendmahl des Herren, sein warer leib vnd blut, nicht nach der that sondern nach dem Namen. So lehren sie gleichsfals der andre Articul vnsers glaubens sey war nach den worten vnd nicht in der that selbst. Als da wir gleuben der Herr Christus sey nach seynem Menschlichen leybe erst im Zehendē Monat von der Jungfrawen Maria geboren vnd in die welt kommen, wie ein and' Mensch. Aber ohne Mann, vnd ohne sünde. Dagegen lehrē sie es sey zwar also wie die wort lauten, aber nach der that sey er in warheyt nicht allein mit seyner vnendlichen Almechtigē Gotheyt, sondern auch mit seynem Menschlichē leibe, für der geburt, bald nach der empfengniß im Himmel, zu Rom, zu Babylon ia an allen orten leibhafftig gegenwertig gewesē. Aber vnsichtlich. Die geburt sey nur zum schein sichtlich geschehē. Also sey er auch zum schein am Creutz gestanden, im grabe versiegelt, durch beschlossene thüren gangē. So er doch, der gecreutzigte, todte, vnd hernach widderlebende leib, eben zu derselben zeyt vnd in dem augen-

soll ein adj. *solig* = schmutzig enthalten. Es widersteht aber, in einem schriftstücke dieser art schweine mit poetischer umschreibung „die schmutzige zucht" genant zu finden. Der ausdruck wäre nicht bloss unschicklich, sondern auch überflüssig, da in dem unmittelbar vorhergehenden die viehart bezeichnet ist. Weistümer und andere urkunden lassen vermuten, dass *solag tuht* eine bestimmung der sogenanten schweinerechte enthalte, nämlich die des selbstgezogenen viehes im gegensatze zu angekauftem oder fremdem. Man vergleiche:

„Porcos cum eorum intucht"; Mös. Osnabr. Urk. p. 73 (a°. 1118).

„Pascat ibi decem porcos sine adjectione porcorum que selftucht dicitur"; Seib. Westf. Urk. nr. 223 (a°. 1242).

„Die swyne die hie op de(r) houe getogen hefft, die sall hie mit dryuen in de wallt, wa dar eckern is"; Rolle des hofes Bransel.

„Schwein, so er zeuhet auf seiner mist"; Gr. R. A. 522.

„dass er bei strafe der schüttung nur [für] seine eigene deelzucht und keine fremde schweine in den distrikt zu treiben befugt bleibe"; Protok. v. 1771 in Giffenig's nachrichten von Iserl. s. 202.

Solag ist nicht adj. = schmutzig, sondern subst. = schmutzige pfütze, schweineschwemme und bildet mit *tuht* ein compositum; vgl. ahd. *solaga* (?) volutabrum. Die schweinepfütze auf südwestfälischen bauerhöfen steht noch heute zuweilen mit der düngerstätte (*miste,* f.) in verbindung, so dass sie den abfluss der mistjauche (südwestf. *souge,* ahd. *soune* l. *souwe*) aufnimt. Seine schwemmenzucht besagt soviel wie zucht auf seiner miste, was dem angeführten *selftucht*, *eigene deelzucht* usw. gleichkomt.

Huôti.

Fortgesetztes sammeln des mundartlichen wörtervorrats zeigt, dass manches wort, welches ausgestorben schien, noch in der gegenwart irgendwo sein leben findet. Hieher gehört auch alts. *huôti* (*hwôti*), infensus, iratus.

Mnd. *hoite* findet sich bei Scheller, Shigtb. 7 und 188 als comparativ *hoiter* = schlimmer.

Südwestf. *haüte*, *haite*, von Holthaus *heute* geschrieben, bedeutet böse, gram. Seine verlautung ist genau die von *suôti* (*swôti*) zu *soite, seute, saüte, saite.*

Bord.

Mchr. I. 134: *„Dessen myshagede de twischedinge der clerke yn eren borden und yn eren cledcren."* Glossar: *„borde* 134. saum, besatz an kleidern." Warum sollte hier der besatz neben den kleidern hervorgehoben sein! *Bord* ist tisch, kost; vgl. Z. II, 327. Sonst hatte *bord*

im mnd., wie noch heute in *„dannen bord"* die bedeutung brett; vgl. Hoffm. findlinge 43: *„bort, dennen bredere."*

Begissen.

Hoffm. findl. 43: *„begisset* werden, verläumdet werden." Das kann es allerdings stellenweise bedeuten; der wahre sinn von *„begissen ênen"* ist aber „vermutungen über jemand haben oder aussprechen."

Bisen.

Hoffm. findl. 43: *„bysen,* schwärmen, sich umhertreiben." Es heisst „wild rennen" und wird hauptsächlich von dem rindviehe gebraucht. Die westfälische form des wortes ist eigentlich *bissen* mit doppeltem weichen *s*, wofür heute südwestf. *biosen* eintritt. Mit der bedeutung des ahd. *bisjôn* (lascivire) hat es Tappe adag. 185[a]: *„Die olde koe will byssenn."*

Panne.

Hoffm. findl. 43: *„Pannen,* imbrices, backsteine." Backsteine sind ziegelsteine zum mauern; *pannen* kann nur dachziegel, dachpfannen bezeichnen.

Dalinge.

Hoffm. findl. 43: *„Dalinge,* täglich." Es heisst „heute"; vgl. MChr. I. 125. 176: *dallynck;* Brem. Qu. (Lappenb.) 96: *daling;* Fahne Dortm. IV. 255: *„op dessen dagh dalling datum dis breiffs."* Sündenf. (Schoenem.) öfter: *dallink, dalink;* Schevecl. (Seifart) 104: *dally;* Liliencr. volksl. II. 166. 276: *dalling.* Ebenda III. 329, 21[4]: *„it is dallien sus, morien so."*

Oesel.

Hoffm. findl. 43: *„Oesel,* tote asche." Ohne die seltene schrift eingesehen zu haben, halten wir die deutung für ungenau. *Oesel,* heute mit angewachsenem *n* des artikels: *nüosel,* bezeichnet die glühende sowol als die tote schnuppe am lichte, ausserdem unreinigkeiten anderer art.

Schantse.

Hoffm. findl. 43: *„Schanze van braken,* korb mit reisern und holzabfall." *Schantse* ist nicht korb, sondern bündel, wie noch heute in berg. mundart: *schantsen,* reisichbündel.

Spehen.

Slüter gesangbuch K 2[a]: *„dat yck de groten wunder spech* (: *see*)." Gloss.: *„Spechen* k2[a] erzählen, verkünden (engl. *to speak*)." *Spech* steht für *speh,* was auf *see* reimt. *Spehen* ist spähen, forschend hinblicken.

swar wart mit der bort und [illegible] *van enem godde.*“ Darnach: doch so zeigt mir eure geburt (euer kind d. i. euren gedanken), ich werde euch davon entbinden mit gründen, die ich bereit halte. *Untbinden*, wie *upbinden*, = auslegen, erklären; vgl. S (Sp. d. l.): *in duetscher tale dar na unbinden.*

Stûke.

Clâws Bûr v. 190. 191 ist zu lesen:

Wille wi des de wârheit sein?
Vele hebben g ê r e n s t û k e n und stein etc.

gêren, gern; *stûke*, *stûken*, baumstumpf, stock.

Sate.

Clâws Bûr v. 270—272 ist zu lesen:

Hebben God unde de rechte nicht tô gelâten,
Dat de pâweste in eren s a t e n[1] (satzungen)
Hebben vor grôte sunde gesereven?

1) Gedruckt ist *saken*.

Urvede.

Was gewöhnlich unter „*urfehde, urfehde schwören, orveyde don* (Brem. qu. 145)“ verstanden wird, ist bekant. Das wort komt aber auch in einer weiteren, seinen bestandteilen (*ur, or* = aus = â privativum und *fehde*) entsprechenden bedeutung vor. Im glossar zu Seib. westf. urk. sind *orveda* (vom jahre 1277) und *urphede* besonders aufgeführt. An einer dritten stelle heisst es: „*V r u e d e, op alle gewonliche slechte vruede* 694; *op eine slechte alde gewonde vruede* 694, sich auf gewohnten alten schlichten f r i e d e n vertragen.“ Offenbar hat der herausgeber in *vruede* kein *urvede* erkant. *V* und *u* haben ihm denselben streich gespielt, wie bei *vuelen mut* (nr. 712) und bei dem namen *Vuelgeist*. In der deutung aber ist mit „frieden“ das richtige getroffen.

Vororsaten.

In Seib. urk. 753 ist *vororsathen* für *vororsachen* zu lesen. *Vororsaten* (540 nr. 99) wird im glossar durch „wirken, verursachen“ falsch gedeutet. *Orsathe* (551 nr. 84) erklärt der herausgeber richtig durch „ersatz.“ Darnach bedeutet *vororsaten* „ersetzen“; so komt es auch in Seib. Qu. II, 79 vor und ist = Kölnischem *erursassen*, s. Wallraf wb.

Belâten.

MChr. I, 169: „*Wo iemerlike dat se Sommernat b e l a t e n hedde sunder ere schult.*“ Glossar: „*beleiden*, leid zufügen ptc. *belaten* 169.“ Ein ptc. *belaten* zu *beleiden* ist unmöglich. „*Jemerlike belaten*“ bezieht

diesen einen ausdruck beschränken sollen. Denn in der tat: was sollen, näher betrachtet, die vorhergehenden worte „Des unterirdschen feuers schreckliche geburt ist alles?“ Wer wird hierin eine gesunde, Schillers würdige form, wer einen entsprechenden inhalt finden? Es ginge zur not noch an (aber auch nur zur not und würde dem massvollen sprachgefühl, dem ausgeprägten schönheitssinn Schillers kaum entsprechen) wenn gedruckt wäre: Des unterirdschen feuers schreckliche geburt frisst alles — aber auch abgesehen von dem ästhetischen des ausdrucks könte man, ja müste man sich an der „geburt“ stossen, für welchen in diesem zusammenhang schlechterdings kein platz wäre, denn das feuer selber, kurz und gut, frisst etwa, nicht aber dessen geburt. Dass aber an diesem begriff hier nicht zu mäkeln sei, beweist das vorhergehende, wo vom „alten bette“ des schwefelstromes die rede ist: diesem „alten bette“ synonym ist die „geburt,“ was ein dichter doch wol metonymisch für „geburtsstätte“ gebrauchen darf. Wie aber jene begriffe synonym sind, so wird auch die syntax der beiden sätze synonym, d. h. diese werden parallelsätze sein, in der art, dass der zweite von ihnen verkürzt ist und sein regens das aussagewort des ersten satzes ist:

1) Wer möchte noch das alte bette des schwefelstromes finden?
2) Wer möchte noch des unterirdschen feuers schreckliche geburt finden?

Es ist also hinter „geburt“ ein fragezeichen zu setzen. Aber was fangen wir nun an mit dem fatalen rest: „ist alles“ —? Eine methodische kritik wird nicht anstehen zu sagen, dass „ist“ einen teil desjenigen aussagewortes bildet, dessen anderer, hauptteil, hinter „geburt“ ausgefallen ist — eine erscheinung, wie sie in dem texte der classiker römischer und griechischer zunge bekantlich sehr häufig vorkomt, besonders wenn das vorhergehende (wol auch das folgende) wort in laut oder schrift ähnlich gestaltet war. Warum solte ähnliches nicht auch bei modernen classikern sich finden? Welches adjectiv oder particip nun in der lücke gestanden habe, darüber kann man allerdings zweifeln und nur vermutungen anstellen; ich denke mir etwa:

Wer möchte noch das alte bette finden
Des schwefelstroms, der glühend sich ergoss?
Des unterirdschen feuers schreckliche
Geburt? Verheert ist alles; eine lavarinde
Liegt aufgeschichtet über den gefilden —

„Geburt“ und „verheert“ sind, wenigstens consonantisch, *ὁμοιοτέλευτα*; bei einer schlechten handschrift können sie auch als vollkommene *ὁμοιοτέλευτα* gelten. „Aber das metrum!“ höre ich mir entgegenrufen. „Ist

die änderung nicht ein attentat gegen den guten Hendekasyllabus?" — Gewiss, aber das hat Schiller zu verantworten und hat es sich auch sonst erlaubt. Dodekasyllabi weist die „Braut von Messina" eine ziemliche anzahl auf: in derselben rede der Isabella heisst es, achtzehn verse weiter: „Denn alle schweren thaten die bis jetzt geschehn"; eine seite weiter: „Im grabe ruht, der euch gewaltsam bändigte" — aber auch dreizehnsilbige verse lesen wir: „Wenn alles andre auf den sturmbewegten wellen ‖ des lebens unstät treibt" — und in der rede Don Cesars bei seiner ersten begegnung mit Beatrice: „Doch nachgezogen mit allmächtgen zauberbanden ‖ hast du mein herz" — ferner sagt Isabella in der erzählung des traumes ihres gatten:

— — — sein ganzer stamm
Durch sie vergehn — und ich ward mutter einer tochter.

Und so werden sich wol noch mehr finden lassen. Also auch von seiten des metrums wäre jener vers geschützt und durchaus kein unicum.

BASEL. J. MÄHLY.

Da mir hierorts eine annähernd vollständige reihe von ausgaben der Braut von Messina gebrach, aus welcher allein ich ein sicheres urteil über die textgeschichte des verderbten verses und über dessen bestbeglaubigte überlieferung hätte schöpfen können, habe ich mich nach Weimar an herrn bibliothekar dr. Reinhold Köhler gewant, mit der bitte, mir aus seinem reichen apparate die gewünschte und erforderliche auskunft zu geben. Darauf hat mir herr dr. Köhler mit gewohnter gefälligkeit nachfolgende antwort zugehen lassen:

„Über **den** gesunden ist freilich unsinn, aber auch nur ein druckfehler, der sich schon in dem Mannheimer nachdrucke von 1804 der Braut von Messina findet, und seit der Körnerschen Schillerausgabe (1814) bis in die vierziger jahre alle Schillerausgaben entstellt hat. Die Cottasche originalausgabe der Braut von Messina von 1803, die „wolfeile mit bewilligung des verfassers veranstaltete originalausgabe" Wien, Geistinger, 1803, und das Theater von Schiller, Tübingen, Cotta, 1806, hatten

über **dem** Gesunden.

Und diese lesart scheint mir die richtige. Das gesunde bildet den gegensatz zur zerstörung. Das gesunde, ungestörte ist von einer lavarinde bedeckt, diese und auf dieser ist zerstörung."

HALLE. J. ZACHER.

EINE STELLE IN GOETHES IPHIGENIE.

Als Joseph sich seinen brüdern zu erkennen gibt, sagt er: ich bin Joseph. Ebenso kann er mittelhochdeutsch sagen, aber das gewöhnliche würde sein: *ich pin iz Joseph,* wie in der Genesis Fundgr. 2, 69, 31 steht. Benecke zum Iwein 2611 bespricht diese mittelhochdeutsche ausdrucksweise und fährt fort „in unserer heutigen sprache ist ein solches es unerhört. Dagegen müssen wir jetzt sagen: er fragte ihn auch ob er Esau sey; Jacob sprach: ich bin es.“ J. Grimm im wb. 3, 1116 sagt, nachdem er ich bin es, ist ers? usw. angeführt hat, „der eigenname, das appellativ folgen nur selten“; dann gibt er wie in der gramm. 4, 222 ein paar selbstgemachte beispiele „bist dus Heinrich? ich bin es dein bruder, er ist es der könig.“ Aber man würde sich nicht so ausdrücken, oder doch nach es kommata setzen, so dass Heinrich vocativ, dein bruder und der könig apposition wären.

Goethe bietet die von Grimm nicht nachgewiesene construction zweimal. Orest bittet 3, 2 seine vorfahren

> zeigt mir den vater, den ich nur einmal
> im leben sah! — Bist du's mein vater?
> und führst die mutter vertraut mit dir?

Setzte man mit den jetzigen ausgaben ein komma nach du's, so müste mein vater vocativ sein und Orest müste den Agamemnon kennen. Wir haben also die mittelhochdeutsche redeweise, für die heut stehen müste: bist du mein vater? ohne es. In der prosaischen bearbeitung, die G. von Löper nach einer diplomatisch treuen copie der verbranten Strassburger handschrift (Goethes werke, Hempel 11, 2, 215) abdrucken liess, stimmen die drei angeführten verse wörtlich zum metrischen text,[1] nur das komma nach du's und das fragezeichen nach vater fehlen.

Die zweite stelle Goethes findet sich in der farce Götter, helden und Wieland, Hempel 8, 272 Wenn Ihr Herkules seid, so seid Ihr's nicht gemeint. Wahrscheinlich lässt sich diese redeweise, für die in Grimms wb. 3, 1116 das jüngste beispiel aus den gesta Romanorum ist, noch öfter in der litteratur des 17. 18. jahrhunderts finden.

BERLIN. OSKAR JÄNICKE.

1) Es mag beiläufig erinnert werden, dass in den litteraturgeschichten mit hinweisung auf den brief aus Bologna vom 19. october 1786 die umarbeitung der Iphigenie in Italien häufig übertrieben dargestellt wird. Das richtige hat Julian Schmidt in einem feuilleton der nationalzeitung (frühjahr 1872, wenn ich mich nicht irre) gesagt. Seitenlang unterscheidet sich die metrische gestalt von der prosaischen nur durch die versabteilung und ganz unbedeutende veränderungen, die der vers verlangte.

ZUR ERINNERUNG

AN

THEODOR JACOBI.

Über dem manne, zu dessen andenken ich diese blätter niederschrieb, hat sich das grab längst geschlossen; aber es ist ihm begegnet, dass seine arbeiten bei ihrem erscheinen weniger beachtet wurden als in einer späteren zeit, und dass sein name jetzt öfter und rühmender genant wird als bei seinem leben. Darum wird ein wort des gedächtnisses für ihn vielen willkommen sein. Und wenn ich den kranz der erinnerung für ihn winde, so habe ich ein recht dazu als sein schüler, sein freund und sein erster nachfolger auf dem Breslauer lehrstuhle. Ich bin auch einer der wenigen germanisten, die ein lebendiges bild von ihm haben, und ward überdies von seinem nächsten freunde, dr. Theodor Paur, mit höchst wertvollen brieflichen urkunden bei dieser aufzeichnung unterstützt.

Wilhelm Alexander Theodor Jacobi ist den 31. januar 1816 zu Neisse in Schlesien geboren. Sein vater war der artillerieoberst Paul Jacobi, seine mutter Wilhelmine geb. Bohl verlor er früh. Er und seine zwei geschwister, ein älterer bruder Adalbert und eine jüngere schwester Pauline, wuchsen unter der obhut der mütterlichen grossmutter auf, da der vater ganz stumpfsinnig ward. Theodor erhielt den ersten unterricht im hause, dann kam er auf das gymnasium seiner vaterstadt und besuchte zugleich, weil er sich dem baufach widmen wollte, die abendstunden der neu errichteten gewerbeschule. Mathematik, naturwissenschaften und neuere sprachen trieb er eifrig, er war ein tüchtiger zeichner und modelleur, für latein hatte er aber wenig sinn und vom griechischen war er ganz dispensiert. Mit vierzehn jahren verliess er die schule und trat in das bureau des k. bauinspector Wollenhaupt; aber seine augen ertrugen das anhaltende planzeichnen nicht, er muste sein lebensziel ändern und gieng auf das gymnasium zurück, um sich nun für die universität vorzubereiten. Vom griechischen blieb er befreit, und im lateinischen überwand er trotz grossen eifers frühere lücken nicht. Mit erfolg warf er sich aber auf geschichte und deutsche litteratur, und trieb diese, sowie französisch, italienisch und englisch auch zu hause auf regste weise mit seinem freunde Theodor Paur. Er war schon damals ein grosser verehrer Goethes.

Von den lehrern wirkte namentlich dr. Schober sehr günstig auf ihn, ein mann, der mit feinem gefühl die schüler nach ihrer eigensten art beurteilte und grosse anregung äusserte. Ihm blieb Jacobi allezeit dankbar ergeben und rühmte noch später die geist- und geschmackvolle art, mit der er die alten, vorzüglich Horaz, erklärte.

Am schluss des sommers 1834 machte Jacobi das abiturientenexamen. Im griechischen, das er nur für sich angefangen hatte, erhielt er natürlich kein zeugnis, im übrigen ward er reif erklärt. Er bezog nun die universität zu Breslau und liess sich in die juristische facultät einschreiben. Aber obschon er bei Unterholzner, Gaupp und Schön vorlesungen hörte, so zog ihn doch von anfang mehr die politische und litterarische geschichte an. Auch nahm er gleich bei Ritschl eine philologische vorlesung an und las für sich Horaz und Tacitus, begann auch Homer

EINE STELLE IN GOETHES IPHIGENIE.

Als Joseph sich seinen brüdern zu erkennen gibt, sagt er: ich bin Joseph. Ebenso kann er mittelhochdeutsch sagen, aber das gewöhnliche würde sein: *ich pin iz Joseph*, wie in der Genesis Fundgr. 2, 69, 31 steht. Benecke zum Iwein 2611 bespricht diese mittelhochdeutsche ausdrucksweise und fährt fort „in unserer heutigen sprache ist ein solches e s unerhört. Dagegen müssen wir jetzt sagen: er fragte ihn auch ob er Esau sey; Jacob sprach: ich bin e s." J. Grimm im wb. 3, 1116 sagt, nachdem er i c h b i n e s, i s t e r s? usw. angeführt hat, „der eigenname, das appellativ folgen nur selten"; dann gibt er wie in der gramm. 4, 222 ein paar selbstgemachte beispiele „b i s t d u s H e i n r i c h? i c h b i n e s d e i n b r u d e r, e r i s t e s d e r k ö n i g." Aber man würde sich nicht so ausdrücken, oder doch nach e s kommata setzen, so dass H e i n r i c h vocativ, d e i n b r u d e r und d e r k ö n i g apposition wären.

Goethe bietet die von Grimm nicht nachgewiesene construction zweimal. Orest bittet 3, 2 seine vorfahren

zeigt mir den vater, den ich nur e i n m a l
im leben sah! — Bist du's mein vater?
und führst die mutter vertraut mit dir?

Setzte man mit den jetzigen ausgaben ein komma nach d u ' s, so müste m e i n v a t e r vocativ sein und Orest müste den Agamemnon kennen. Wir haben also die mittelhochdeutsche redeweise, für die heut stehen müste: b i s t d u m e i n v a t e r? ohne e s. In der prosaischen bearbeitung, die G. von Löper nach einer diplomatisch treuen copie der verbranten Strassburger handschrift (Goethes werke, Hempel 11, 2, 215) abdrucken liess, stimmen die drei angeführten verse wörtlich zum metrischen text,[1] nur das komma nach du's und das fragezeichen nach vater fehlen.

Die zweite stelle Goethes findet sich in der farce Götter, helden und Wieland, Hempel 8, 272 W e n n I h r H e r k u l e s s e i d, s o s e i d I h r ' s n i c h t g e m e i n t. Wahrscheinlich lässt sich diese redeweise, für die in Grimms wb. 3, 1116 das jüngste beispiel aus den gesta Romanorum ist, noch öfter in der litteratur des 17. 18. jahrhunderts finden.

BERLIN. OSKAR JÄNICKE.

1) Es mag beiläufig erinnert werden, dass in den litteraturgeschichten mit hinweisung auf den brief aus Bologna vom 19. october 1786 die umarbeitung der Iphigenie in Italien häufig übertrieben dargestellt wird. Das richtige hat Julian Schmidt in einem feuilleton der nationalzeitung (frühjahr 1872, wenn ich mich nicht irre) gesagt. Seitenlang unterscheidet sich die metrische gestalt von der prosaischen nur durch die versabteilung und ganz unbedeutende veränderungen, die der vers verlangte.

ZUR ERINNERUNG
AN
THEODOR JACOBI.

Über dem manne, zu dessen andenken ich diese blätter niederschrieb, hat sich das grab längst geschlossen; aber es ist ihm begegnet, dass seine arbeiten bei ihrem erscheinen weniger beachtet wurden als in einer späteren zeit, und dass sein name jetzt öfter und rühmender genant wird als bei seinem leben. Darum wird ein wort des gedächtnisses für ihn vielen willkommen sein. Und wenn ich den kranz der erinnerung für ihn winde, so habe ich ein recht dazu als sein schüler, sein freund und sein erster nachfolger auf dem Breslauer lehrstuhle. Ich bin auch einer der wenigen germanisten, die ein lebendiges bild von ihm haben, und ward überdies von seinem nächsten freunde, dr. Theodor Paur, mit höchst wertvollen brieflichen urkunden bei dieser aufzeichnung unterstützt.

Wilhelm Alexander Theodor Jacobi ist den 31. januar 1816 zu Neisse in Schlesien geboren. Sein vater war der artillerieoberst Paul Jacobi, seine mutter Wilhelmine geb. Bohl verlor er früh. Er und seine zwei geschwister, ein älterer bruder Adalbert und eine jüngere schwester Pauline, wuchsen unter der obhut der mütterlichen grossmutter auf, da der vater ganz stumpfsinnig ward. Theodor erhielt den ersten unterricht im hause, dann kam er auf das gymnasium seiner vaterstadt und besuchte zugleich, weil er sich dem baufach widmen wollte, die abendstunden der neu errichteten gewerbeschule. Mathematik, naturwissenschaften und neuere sprachen trieb er eifrig, er war ein tüchtiger zeichner und modelleur, für latein hatte er aber wenig sinn und vom griechischen war er ganz dispensiert. Mit vierzehn jahren verliess er die schule und trat in das bureau des k. bauinspector Wollenhaupt; aber seine augen ertrugen das anhaltende planzeichnen nicht, er muste sein lebensziel ändern und gieng auf das gymnasium zurück, um sich nun für die universität vorzubereiten. Vom griechischen blieb er befreit, und im lateinischen überwand er trotz grossen eifers frühere lücken nicht. Mit erfolg warf er sich aber auf geschichte und deutsche litteratur, und trieb diese, sowie französisch, italienisch und englisch auch zu hause auf regste weise mit seinem freunde Theodor Paur. Er war schon damals ein grosser verehrer Goethes.

Von den lehrern wirkte namentlich dr. Schober sehr günstig auf ihn, ein mann, der mit feinem gefühl die schüler nach ihrer eigensten art beurteilte und grosse anregung äusserte. Ihm blieb Jacobi allezeit dankbar ergeben und rühmte noch später die geist- und geschmackvolle art, mit der er die alten, vorzüglich Horaz, erklärte.

Am schluss des sommers 1834 machte Jacobi das abiturientenexamen. Im griechischen, das er nur für sich angefangen hatte, erhielt er natürlich kein zeugnis, im übrigen ward er reif erklärt. Er bezog nun die universität zu Breslau und liess sich in die juristische facultät einschreiben. Aber obschon er bei Unterholzner, Gaupp und Schön vorlesungen hörte, so zog ihn doch von anfang mehr die politische und litterarische geschichte an. Auch nahm er gleich bei Ritschl eine philologische vorlesung an und las für sich Horaz und Tacitus, begann auch Homer

und Herodot zu studieren. Anregend wirkte nach dieser seite auf ihn der lehrer am Elisabethgymnasium J. Stenzel, der ihm einst in Neisse den ersten unterricht gegeben hatte. Später hörte er auch noch bei J. Chr. E. Schneider und Ambrosch.

Einen bewältigenden eindruck aber machten auf ihn die vorlesungen L. Wachlers über die geschichte des 16. und 17. jahrhunderts. Mir liegt die ausführliche schilderung der ersten stunde vor, welche Jacobi bei ihm hörte. Er beschreibt, wie Wachler langsam zu seinem katheder in dem musiksaal der universität schritt. „Sein gang, schon etwas gebückt, erinnert unwillkürlich an Voltaire, den man oft ähnlich abgebildet sieht. Langsam gieng er bis zum katheder, und da stand er nun dicht vor mir in seinem einfachen blauen tuchrock, der kopf noch reich geschmückt mit schneeweissem haar, das gesicht sehr zusammengefallen, die augen etwas starr, die züge schon ein wenig verwischt.[1] Nun fieng er an vorzutragen, langsam zwar, doch mit einer noch männlichen, tönenden stimme, hoher kraft und im genauesten, strengsten zusammenhange. Sein stil ist höchst gewählt, bildreich und dabei so abgerundet, dass seine vorträge, wenn man sie wörtlich nachschriebe, seinen gedruckten werken gewiss nichts nachgeben würden."

Jacobi empfieng hier eine ganz neue anschauung der geschichte und es zog ihn mächtig zu diesem studium. Als er sich aber sofort zu den historisch-kritischen übungen Wachlers meldete, wies ihn dieser ab, da die teilnahme daran beim anfang der universitätszeit nur schädlich wirken könne. Aber Jacobi trat dem verehrten manne, der ihm durch seine umfassende bildung und seine echte humanität ein vorbild blieb, sehr bald persönlich nahe, und als dessen augenlicht mehr und mehr abnahm, leitete er ihn täglich zu dem lehrstuhl, so dass er ungeachtet der sonstigen zurückgezogenheit eine bekante studentische persönlichkeit ward.

Am ende seines ersten semesters betrachtete Jacobi die rechts- und staatswissenschaftlichen collegien bereits nur als vorbereitung zu einem gründlichen geschichtsstudium, und im sommer 1835 erbat er von seinem vormund die erlaubnis, in die philosophische facultät übertreten und sich ganz der geschichte widmen zu dürfen.

Er lebte von anfang an durchaus in seinen arbeiten: studentischem treiben, anderer geselligkeit hielt er sich fern. Er las viel historische werke, studierte besonders Niebuhrs römische geschichte und beschäftigte sich auch mit Kant und der geschichte der philosophie. Mit Neisser schulfreunden stiftete er ein wissenschaftliches kränzchen, auf dessen gestaltung Bruno Hildebrand, der behufs seiner promotion nach Breslau gekommen war, einfluss hatte. Vorträge wurden gehalten und beurteilt, und über wissenschaftliche erscheinungen gesprochen. Zu den tätigsten mitgliedern gehörte Heinrich Wuttke und ein gewisser Fitzau aus Dessau, ein schon reiferer student. Jacobi trug unter andern hier eine sorgfältig vorbereitete arbeit über Carnot vor. Aber so ernst wie er nahmen es nur wenige und darum löste sich das kränzchen, wie fast alle solche vereine, im sommer 1836 auf.

Ausser den genanten schloss sich Jacobi im ersten universitätsjahre einem gewissen Wihard mit liebe an, einem eifrigen biblio- und biographen, der schon als gymnasiast unter dem namen E. W. Springauf ein büchlein herausgegeben hatte: Schlesiens dichter im neunzehnten jahrhundert (Breslau 1831), das sorgfältig gesammelte nachrichten über die in Schlesien damals lebenden poeten zusammenstellte. Er starb rasch im august 1835, ohne dass Jacobi von seiner krankheit etwas

1) Joh. Friedr. Ludw. Wachler, geb. den 15. april 1764, gest. den 4. april 1838, war damals im 71. jahre.

geahnt hatte. Schmerzlich bewegt schrieb er damals: „Wieder ein mensch, dem ich so gerne recht viel gewesen wäre, und dem ich leider gar nichts war!“

Ich führe diese worte als zeichen der trüben stimmung an, darunter Jacobi sehr häufig litt. Nach fieberhaftem arbeitseifer sank er oft plötzlich zusammen, sein körper konte nicht weiter, und die leibliche schwäche gieng über in sein gemüt. Seine ganze empfindung war zart und äusseren eindrücken ungemein ausgesetzt. Wenn er in einem gesichte einen zug bemerkte, der ihm widrig schien, hielt er sich der ganzen person fern; es war ein sittlich-ästhetisches gefühl von grosser strenge, das ihm aber den verkehr mit den menschen sehr erschwerte.

Was ihn innerlich bewegte, sprach er in einfachen dichtungen aus, die seinen freunden sehr gefielen, weil sie durch und durch wahr waren. Für einen dichter hielt er sich nie, hat wol auch später keinen vers mehr gemacht. Er nahm aber schon auf der schule, wie wir erzählten, und dann auf der universität regen anteil an der entwickelung unserer poesie. Gern machte er sich alles klar; die frage, woher es komme, dass so viele deutsche meisterwerke die frauen wenig oder gar nicht interessierten, wollte er schon in seinem zweiten semester in einer abhandlung beantworten.

Von den künsten zog ihn die malerei am meisten an; er suchte auch hier nach geschichtlichem und ästhetischem verstehen. Über die Breslauer kunstausstellung von 1835 schrieb er einen grossen bericht an seinen freund Paur.

Die geschichtlichen studien nahmen unter Wachlers und G. A. Stenzels leitung ihren sichern gang. Durch Stenzel erhielt er auch sinn für die schlesische geschichte, aus der er sich herzog Heinrich V. von Breslau zur bearbeitung wählte. Auf heraldik und diplomatik wies ihn zuerst ein rundgang zur osterzeit 1835 durch die Breslauer kirchen, die an denkmälern des schlesischen adels und der Breslauer bürgerschaft ungemein reich sind. Er lernte seine unwissenheit in jenen hilfswissenschaften dabei gründlich kennen. Handschriftenkunde hörte er bei Hoffmann von Fallersleben; ob er auch altdeutsch bei ihm begann, weiss ich nicht. Bei Stenzler nahm er sanskritgrammatik an.

Jacobi verliess ostern 1837 Breslau und gieng, um weiter zu studieren, im mai nach Berlin. Die schlesische universität hat mehr als die meisten ihrer schwestern einen ausgeprägt provinziellen charakter. Zwar studieren auch Lausitzer hier, aber dieselben unterscheiden sich von den deutschen Schlesiern wenig oder gar nicht. Das abgesonderte oberschlesisch-polnische element, so wie die Posener und Westpreussen bilden gruppen für sich, die für das allgemeine geistige leben ohne bedeutung sind. Es sind stets gute köpfe und fleissige arbeiter in der studentenschaft gewesen, allein die grosse masse lässt sich behaglich im strome der mittelmässigkeit treiben; eine lebhafte wissenschaftliche bewegung äussert sich nur in sehr kleinen kreisen. Wir wollen hier nicht untersuchen, woran das liegt? ob die landesart, ob die docenten einen teil der schuld tragen, genug es ist so, und wer einmal selbst von Breslau nach Berlin oder Halle oder Leipzig zog, den von Schlesiern am meisten besuchten andern universitäten, wird ohne zweifel die verschiedenheit des geistigen klimas deutlich empfunden haben. Jacobi empfand sie auch. Im anfang überfiel ihn ein heimwehartiger kleinmut, von dem auch andere erzählen können, die von der Oder an die Spree kamen; dann aber arbeitete er sich bald in die neuen verhältnisse mit ihren weiteren aus- und einsichten und dem rascheren flusse des lebens. Sein früh entwickeltes politisches interesse fand im mittelpunkte des staates reiche nahrung; seine kunstliebe erquickte sich an den historisch geordneten schätzen der königlichen gemäldesamlung im museum und an der Raczynskischen gallerie,

in der ihn der eben aufgestellte carton der Kaulbachschen Hunnenschlacht lebhaft ergriff. Nicht blos zum vergnügen des schauens wanderte er so oft als möglich in jene räume, sondern mit dem ernsten bedürfnis, die geschichte der malerei zu lernen und sinn und bedeutung des schönen zu begreifen.

Was aber das wichtigste war, er trat in Rankes historische gesellschaft ein und genoss des meisters anleitung zur quellenkritik. Es rührt in seinen briefen die vergleichung zwischen Ranke und Stenzel zu lesen, an dem er mit treuem eifer hieng: an Ranke rühmt er die grössere schärfe im zergliedern und die feine sorgfalt im einzelnen, an Stenzel dagegen das männliche urteil, die kräftige gesinnung und seine vortreffliche anleitung zur gelehrtengeschichte. Jacobi war wenigstens in seinem ersten Berliner semester mit Hirsch, Hermann und v. Sybel zusammen in den Rankeschen übungen. Seine absicht, den steirischen chronisten Ottokar zu untersuchen, fand bei Ranke beifall, und unter dessen einfluss erweiterte er seinen früheren plan einer geschichte Rudolfs von Habsburg zu dem eines werkes über die quellen der deutschen geschichte von 1250 bis 1350; darnach wollte er die geschichte dieser zeit schreiben, wobei vorzüglich die inneren verhältnisse des volkes zur darstellung kommen sollten. Sofort legte er sich eine samlung culturhistorischer lesefrüchte an und seinem weitfliegenden sinne dämmerten bald in der ferne künftige vorlesungen über allgemeine, wenigstens über europäische culturgeschichte. Besonders zog ihn auch der gedanke an, eine geschichte der gründung des christentums in Deutschland zu arbeiten.

Jacobi besuchte in Berlin auch das privatissimum bei Wilken, später die Ritterschen vorlesungen und hörte Boeckhs encyclopädie der philologie. Bei den philosophen kostete er herum und bedauerte dann sehr, Braniss in Breslau nicht mehr benutzt zu haben. Überhaupt fühlte er sich von den Berliner professoren nicht sehr angesprochen, er fand eine gewisse kahlheit und mangel an ästhetischer abrundung; auch an Rankes vortragsart gewöhnte er sich erst allmählich. Dagegen machte Lachmanns klarheit, schlichte ruhe und gediegene gelehrsamkeit eindruck auf ihn. Er besuchte gleich anfangs seine deutsche grammatik und scheint auch noch Wolframs Parzival bei ihm gehört zu haben.

Sein ziel, als akademischer lehrer der geschichte zu wirken, trat nun fest vor seine augen, und er strebte ihm, trotz körperlicher hemmungen und dem daraus entspringenden druck auf sein gemüt, mit der ganzen sittlichen kraft seines wesens entgegen. Nur eine einzige stellung erschien ihm der des universitätslehrers vorzuziehen: „Sie zu bezeichnen und im voraus jeder falschen voraussetzung entgegen zu kommen, schrieb er am 21. januar 1838, brauche ich nur einen mann zu nennen, der in ihr das höchste erreicht zu haben scheint, ich meine Dupin. Sieben jahre präsident einer erlauchten versamlung, allen parteien achtung gebietend, ohne einen nebenbuhler auch nur im zeitungsgeklatsche zu erhalten, bei allen stürmen verschiedener ansicht nicht mit dem rechten oder linken flügel stimmend, sondern für den, der recht hat — was kann es grösseres geben?“

Viel umgang mit altersgenossen scheint Jacobi in Berlin so wenig gesucht zu haben als in Breslau. Er traf hier seinen früheren freund Fitzau und geriet durch diesen ein paarmal in den Berliner dichterverein: er sah da Ferrand, Arthur Mueller, Kossarski, Rebenstein, Wiener, und ausser dem club auch Kutscheit. Aber er zog sich rasch zurück, weil die meisten dieser poeten sich in lockerem leben, namentlich in weinhausfreuden im stil Hofmanns und Devrients behagten und ihr kleines talent mechanisch verdrechselten. Auch an Fitzau entdeckte er ungünstige veränderungen; sein urteil über ihn und andere ältere freunde fiel herb aus. „Schilt mich nicht,

schrieb er da einmal seinem Th. Paur, dass ich meine freunde so hart mustere. Mich schmerzt es ja selbst. Wie gern wollt ich mich selbst dafür hingeben, wenn ich an ihnen das dafür ändern könte, was ich als unheil bringend erkenne. Die freundschaft, die liebe legt meinem auge keine binde um, ich überlasse mich keiner angenehmen täuschung, wie ich mich denn auch über mich nicht zu täuschen glaube."

Erquickung gewährten ihm während seiner Berliner zeit öftere fahrten nach Potsdam, wo eine freundin seiner mutter, eine Frau v. d. Osten, lebte, bei der er geistiges und gemütliches verständnis fand. In das Mendelssohnsche haus in Berlin hatte er sich eingang verschafft und verlebte da genussreiche stunden, ja er bildete hier sogar zu seiner eigenen überraschung durch festen willen kleine gesellige talente aus.

Ostern 1838 gieng Jacobi auf längere zeit nach Neisse und dann noch einmal nach Berlin zurück. Unterdessen hatte der gedanke, sich in Breslau zu habilitieren, in ihm wurzel gefasst. Im october 1838 richtete er sich hier ein, las viel altdeutsches und begann seine abhandlung über Ottokar ernstlicher. Er arbeitete angestrengt; seine einzige erholung waren das dienstagskränzchen der privatdocenten, zu denen er zutritt erhielt, und der donnerstagsabend, wo Stenzel seine bekanten bei sich empfieng. Jacobi fühlte sich in Breslau im anfang angeregt und productiv; er verkehrte viel mit H. Wuttke und Br. Hildebrand, und entwarf mit diesem den plan zu einer encyclopädie der deutschen altertumswissenschaft, welche sie nach einigen jahren herausgeben wollten. Jacobi trug allerlei dafür zusammen. Auch die neuesten erscheinungen der schönen litteratur beobachtete er: aus den gedanken über Grabbes Don Juan und Faust, verglichen mit dem Goetheschen Faust, wollte er einen aufsatz über die idee des teufels gestalten. Er blieb aber ungeschrieben.

Die dissertation hielt ihn länger auf als er erwartet hatte. Endlich war sie bei der philosophischen facultät eingereicht, das examen folgte und am 27. august 1839 ward Th. Jacobi nach der üblichen disputation zum doctor promoviert. Seine streitsätze betrafen Rüdeger von Pechlaren, herzog Heinrich V. von Breslau-Liegnitz, die bedeutung des wortes deutsch, die notwendigkeit die philosophische grammatik auf historisches sprachstudium zu gründen, und die zahl der römischen centurien.

Der promotion folgte nach einigen wochen die habilitation. Jacobi hielt dazu vor der facultät einen vortrag über die deutschen volksepen des 13. jahrhunderts, insbesondere über den ursprung der deutschen heldensage, und vor den studenten eine probevorlesung über ursprung und wesen des rittertums.

Die wahl jenes themas zeigt, wie entschieden sich Jacobi nun den altdeutschen studien zugekehrt hatte: so war er von mathematik und naturwissenschaft zuerst zu geschichte und schöner litteratur übergetreten und stund jetzt auf der brücke in das sprachliche gebiet.

Unter geschichte und deutsche sprache und litteratur teilte er von anfang seine lehrtätigkeit, allmählich trat die geschichte sehr zurück und die vergleichende grammatik kam dafür hinzu.

Im winter 1839/40 erscheint er noch nicht im Index lectionum. Dann hat er folgende vorlesungen angekündigt:[1]

Sommer 1840. 1) *Culturgeschichte des deutschen volkes bis zum ende des mittelalters. 3 m. 2) Denkmäler der deutschen sprache vor dem 12. jahrhundert. 3 m.

1) Die mit * bezeichneten vorlesungen las er publice.

Winter 1840. 1) *Geographie von Deutschland. 1 m. 2) Deutsche litteraturgeschichte. 3 m. 3) Denkmäler der deutschen sprache vor dem 12. jahrhundert. Fortsetzung.

Sommer 1841. 1) *Geschichte und grammatik der deutschen sprache. 2 m. 2) Geschichte des mittelalters. 4 m.

Winter 1841. 1) *Litteraturgeschichte des 18. jahrhunderts. 2 m. 2) Wolframs von Eschenbach Parcival. 4 m.

Sommer 1842. *Litteraturgeschichte des 18. jahrhunderts. 2 m. Fortsetzung.

Winter 1842. 1) *Geschichte der schwäbischen kaiser. 1 m. 2) Deutsche grammatik. 4 m.

Sommer 1843. 1) *Geschichte der deutschen litteratur des 18. und 19. jahrhunderts. 2 m. 2) Geschichte des 18. jahrhunderts. 4 m.

Winter 1843. 1) *Hartmans v. d. Aue Gregorius auf dem Stein. 2 m. 2) Litteraturgeschichte der neueren zeit seit 1500. 4 m. 3) Altnordische grammatik. 2 m.

Sommer 1844. 1) *Erklärung des Nibelungenliedes. 2 m. 2) Culturgeschichte des mittelalters. 4 m. (Die vorlesungen fielen durch eine notwendige badereise aus).

Winter 1844. 1) *Erklärung des Nibelungenliedes. 2 m. 2) Geschichte der deutschen litteratur. 4 m. (Ausserdem las J. in diesem winter den anfang der vergleichenden grammatik.)

Sommer 1845. 1) *Geschichte der litteratur des 18. jahrhunderts. 2 m. 2) Vergleichende grammatik nach Bopp. 4 m. 3) Angelsächsische grammatik und erklärung des gedichts Andreas.

Winter 1845. 1) *Litteraturgeschichte des 18. jahrhunderts. Zweiter teil. 2 m. 2) Deutsche grammatik. 4 m. 3) Erklärung der gedichte Walthers v. d. Vogelweide.

Sommer 1846. 1) *Erklärung des Nibelungenliedes. 2 m. 2) Culturgeschichte des mittelalters. 4 m. 3) *Litterarhistorische übungen.

Winter 1846. 1) *Gedichte Walthers v. d. Vogelweide. 2 m. 2) Geschichte der neueren litteratur. 4 m.

Sommer 1847. 1) *Über Goethe. 2 m. 2) Vergleichende grammatik nach Bopp. 4 m.

Winter 1847. 1) *Deutsche mythologie. 2 m. 2) Litteraturgeschichte des mittelalters. 4 m.

Als sich Jacobi habilitierte, hatte Hoffmann von Fallersleben die ordentliche professur der deutschen sprache und litteratur inne; August Kahlert hielt neben seinen philosophischen auch litterarhistorische vorlesungen, und Gustav Freytag war seit mai 1839 für deutsch privatdocent. Trotzdem war für einen jungen lehrer, der die germanischen studien ernst und gründlich behandelte, boden zu gewinnen. Zu Jacobis ersten zuhörern gehörte Emil Sommer. Ich habe im winter 1843/4 zuerst bei ihm gehört, nachdem ich mich auf eigene hand durch Grimms deutsche und Bopps sanskrit-grammatik gearbeitet hatte. Wir hatten unser sieben uns zu der angekündigten altnordischen grammatik gemeldet, eine zahl, über die Jacob Grimm erstaunte, als ich ihm davon erzählte. Darunter waren der schon zum dr. juris promovierte Franz Förster und Albrecht Weber. Nach der grammatischen, aus Grimm gezogenen übersicht über laute, formen und wortbildung begannen wir capitel der Ynglingasaga zu lesen, die wir uns aus der Schöningschen Heimskringla abschrieben. Damals lagen die hilfsmittel für germanistische vorlesungen noch nicht so bequem auf dem markte wie heute. Jacobi dachte daran, ein paar bogen altnordischer texte mit wortverzeichnis drucken zu lassen, als das Dietrichsche lesebuch erschien. Im folgenden

sommer, den Jacobi meist in Salzbrunn zubringen muste, habe ich nach seiner rückkehr ganz allein einige Eddalieder bei ihm gelesen. Dann im folgenden winter hörte ich die litteraturgeschichte und die vergleichende grammatik, von beiden aber verhältnismässig wenig, da er grade diesen winter viel kränkelte.

Jacobi war kein glänzender docent, aber er sprach frei und fliessend: stehend, die arme gekreuzt, trug er ruhig und in geordneter rede, der man die innere teilnahme oft anmerkte, vor. Er war eine reflectierende natur selbst auf dem katheder. Zur vollen geltung als lehrer zu kommen, hinderte ihn ein mangel seiner natur: er hatte oft bemerkt, dass ihm einzelne vorträge, zu guter stunde gewissermassen und nach langer vorbereitung gelängen, aber dass er geistig und körperlich bankerutt mache, wenn ein und dieselbe forderung immer widerkehre. Nervöse aufgeregtheit, schlaflosigkeit, leibliche störungen stellten sich ein und er muste die vorlesungen unterbrechen. Das hat ihn auch an ausführung des plans einer reihe vorträge vor dem grössern publicum gehindert, die sich in verschiedenen wintern über Goethe, über deutsche litteraturgeschichte, über culturgeschichte verbreiten sollten, und wodurch er sich eine gemeinde zu bilden hoffte, wie sie der geistliche sich nach und nach bildet.

Für exegetica war er nach meiner erinnerung wenig angelegt, die eigentlich philologische ader gieng ihm ab. Als er im winter 1844 erklärung des Nibelungenliedes angekündigt hatte, erschienen in der ersten stunde etwa sechs studenten. Jacobi begann mit der metrischen form, sprach über den bau des altdeutschen verses sehr geistvoll, aber gab nichts von dem, was die meisten zu hören erwarteten, und so kam das colleg nicht zu stande.

Die erste grössere arbeit, mit der Jacobi auftrat, war eine geschichtliche: Codex epistolaris Johannis regis Bohemiae. Briefe des Königs Johann von Böhmen, seiner Verwanten und anderer Zeitgenossen nebst Auszügen aus Urkunden desselben Königs als einer Ergänzung zu Böhmers Regesten. Berlin 1841. (Ss. XVI. 112. 4°).

Das buch ist Stenzel gewidmet „mit innigstem dank für rat und unterstützung;" durch ihn war Jacobi auch auf die im Breslauer provinzialarchiv aufbewahrte briefsamlung aufmerksam geworden. Die einleitung ist für seine art bemerkenswert. Er spricht über die verschiedenen arten geschichtlicher quellen: kroniken, urkunden, briefe als gesondert nach ihrer beziehung auf vergangenheit, zukunft und gegenwart, und gibt dann eine übersicht über den inhalt der briefe, indem er ergebnisse für die kentnis der zustände jener zeit daraus zieht.

Ich nante vorhin Jacobi eine reflectierende natur selbst auf dem katheder; er war es überall. Ihn reizte nicht der tatsächliche bestand, sondern der grund und das werden der erscheinungen. Dadurch fand er auch seine eigentümliche stelle in der sprachwissenschaft.

Zum ausdruck kam dies in der abhandlung über den ablaut, die mit zwei anderen kleineren arbeiten unter dem titel

Beiträge zur deutschen grammatik. Berlin 1843. (Ss. VI. 196. 8°.)

erschien. In der vorrede bekent er offen, dass er in ansicht und methode von Grimm und Bopp abweiche. Das geschehe nicht aus mangel an verehrung, sondern weil jedes lebendige weiterarbeiten bis zu einem bestimten grade gegen die bestehenden systeme der wissenschaft sich richten müsse; der conflict mit ihnen sei das zeichen der productivität. „Dass der verfasser gleichmässig Grimm und Bopp studierte und doch auch an den arbeiten für physiologie der sprache, sowie an den sprachphilosophischen arbeiten Humboldts und Beckers anteil nahm, war was ihm seine ansichten

schuf und seine fragen dictierte. Dem antiquarischen und nationellen streben Grimms gegenüber fühlt er sich mehr zum historischen und allgemeinen hingetrieben. Sein ideal wäre nicht, das uralte gemeinsame erbe aller germanischen stämme im geheimnisvoll gewobenen sprachbau, in recht, sitte und sage wider aufzudecken, und der nation als den ursprünglichen kern ihres wesens vorzuhalten. Er kann vielmehr darin nur eine seite der sache erblicken, und wünscht, dass sich bald an die darstellung der deutschen sprache als der allmählichen umgestaltung eines ursprünglichen organismus, die doch immer selbst gegen den willen des darstellers den eindruck einer history of the decline and the fall of german language macht, die darstellung anschliessen möge, wie das geistesleben der nation sich in der sprache als einem getreuen bilde seiner allmählichen entfaltung nach zeigt und für alle formellen verluste reichlichen ersatz schafft. Man würde dahin gelangen, wenn man mit der betrachtung der form eine tiefer eindringende betrachtung der bedeutung, mit der geschichte der erscheinungen auch die erwägung der ursachen verbände. Grimm hat die etymologie in die grammatik geimpft und dadurch ihr altes starres regelwesen in fluss und bewegung gesetzt. Jetzt tut es not, in die historische grammatik die physiologie und die philosophie hineinzutragen, dem märchenhaften „es war einmal“ grenzen zu setzen, und was äusserlich geschicht, aus dem geistigen process, der es hervorruft, oder aus der beschaffenheit der menschlichen organe zu erklären. Dadurch allein kann die geschichte unserer muttersprache, die in so lebendigem bilde vor uns steht, auch ein auge bekommen, durch welches wir dies innere leben verstehen lernen.“

Jacobi hat in diesen worten seine auffassung der deutschen grammatik programmässig verkündigt. Schon in den vorlesungen über geschichte und grammatik der deutschen sprache im sommer 1841, deren entwurf mir vorliegt, zeigt sich sein trieb nach selbständigkeit. Er orientierte sich damals auf dem linguistischen gebiete und fand die punkte für seine nächsten germanistischen untersuchungen. Es ist ihm dabei immer um das begreifen der e n t s t e h u n g der formen zu tun. „Ob Sie conjugieren lernen, sprach er zu den zuhörern, ist mir gleichgiltig; nur um das werden ist es mir zu tun.“ Bei der darlegung des ablauts stellt er sich mehr zu Bopp, als zu Grimm, aber obgleich er demnach diesen vocalischen vorgang als mechanisch und ursprünglich bedeutungslos auffasst, gesteht er doch zu, dass er in den germanischen sprachen sich mit der bedeutung verband. Er hat also den vermittelnden standpunkt zwischen Bopp und Grimm schon gefunden, den er in jener abhandlung über den ablaut, seiner bedeutendsten leistung, bestimter und tiefer entwickelte.

Jacobi geht von den bedenken gegen die Grimmsche dynamische erklärung des ablauts aus. Das eine ist das unerklärt gelassene, rätselhafte eintreten eines vocals für den andern; das zweite die aus der sanskritgrammatik genommene mechanische erklärung Bopps, nach welcher der ablaut eine zusammensetzung, d. i. eine vorschiebung von a vor die andern vocale a, i und u ist. Jacobi prüft nun diese Boppsche theorie und findet, es sei gar nicht klar zu machen, wie das einschieben eines lautes in eine geschlossene silbe und das verschmelzen desselben mit dem schon vorhandenen vocale erfolgt sein solle. Die entstehung eines vocals für einen andern könne, wenn kein zusatz von aussen erfolge, nur als eine verwandelung des letztern betrachtet werden. Jede verwandelung beruhe auf dem gegensatze, dass die laute in einer hinsicht als gleich, in einer andern als ungleich gelten. Das gleiche wird als eine gemeinsame qualität, das ungleiche als eine verschiedene quantität gefasst werden können. — Durch aufstellung der gewichtsklassen komt Jacobi dann zu dem satz, dass alle steigerungen der vocale auf einer in geist und organ der sprechenden

sicher empfundenen unterscheidung verschiedener genau abgemessener grade der kraft beruhen. Wie entstehen aber die gesteigerten vocale? Durch stetiges wachsthum oder durch plötzlichen sprung? — Jacobi entscheidet sich für den sprung, nach analogie des jähen abfalls von *a* zu *i*, und weil ein ununterbrochener übergang nichts weniger als eine ununterbrochene reihe von entdeckungen verlange. Durch herbeiziehung der physiologischen untersuchungen Kempelens und Joh. Müllers gewint er dann die naturwissenschaftliche begründung der qualitätsreihen und wendet sich darauf zu dem deutschen ablaut, zunächst im starken verbum. Er erklärt ihn als eine erscheinung, welche unter bestimten umständen bestimte an sich bedeutsame veränderungen begleite, findet ferner dass er in den verhältnissen der einzelnen wurzel zu dem beiwerk der conjugation (suffix und flexion) seinen grund habe, und dass die betonung der wurzel eine wesentliche bedingung sei. Da lange vocale, wie sich durch die reduplicierenden verba zeige, im allgemeinen dem ablaut fremd blieben, bestehe sein wesen in einer steigerung. Dieselbe geschehe durch einwirkung der endungen auf die wurzel, und zwar sei sie nicht blos auf die noch vorhandenen, sondern auch auf die ursprünglichen aber abgefallenen vocale zurückzuführen. Aus dem gotischen ablautenden verbum ergebe sich:

Wurzel-*i* vor *i* oder *u* bleibt *i*,
vor erhaltenem *a* wird *ei*
vor abgefallenem *a* wird *ai*.
Wurzel-*u* vor *i* oder *u* bleibt *u*,
vor erhaltenem *a* wird *iu*,
vor abgefallenem *a* wird *au*.
Wurzel-*a* vor *i* oder *u* wird *ê*,
vor erhaltenem *a* wird *i*,
vor abgefallenem *a* bleibt *a*.

Hieraus folgert Jacobi: 1) vocale von ähnlichem gewicht lassen sich unverändert, 2) vocale von abweichendem gewicht bewirken eine eigene art von assimilation, die mit steigerung verbunden ist. Sie lässt sich bei *ai* und *au* auch als erhebung des *i* und *u* auf die gewichtstufe des *a* erklären, bei *ê* aber kann man nur an eine lautliche annäherung des *a* an *i* denken.

Nach einer abschweifung auf das sanskritische guṇa und vṛddhi im verbum geht Jacobi den ablaut bei der deutschen wortbildung, in den declinationsendungen, in den partikeln und im dialectischen lautwechsel durch, wobei er weitere bestätigung jener gefundenen zwei sätze erhält.

Es lässt sich kaum läugnen, dass Jacobi, auch wenn man von der gleichgiltigkeit absieht, mit der im ganzen zu jener zeit linguistische arbeiten in germanistischen kreisen betrachtet wurden, selbst einige schuld daran trägt, dass seine gelehrte und feine arbeit wenig beachtung fand.[1] Er öffnet, um mich Berth. Rumpelts wort zu bedienen (Deutsche grammatik 1, 125) gleichsam den mund, um das letzte entscheidende wort zu sprechen, spricht es aber nicht. Er nutzt seine entdeckung nicht aus und bringt sie nicht in scharfe formeln. So geschah es, dass die abhandlungen Ad. Holzmanns über den umlaut (Carlsruhe 1843) und über den ablaut (Carlsruhe 1844) Jacobi in den schatten stellten.

1) Ich war mit der erste, der Jacobis ansichten über den ablaut durch mein Mittelhochdeutsches lesebuch (Wien, 1850. s. 119 fgg.) weiteren kreisen bekant machte. Veranlasst ward hierdurch auch die im Krakauer gymnasialprogramm von 1856 gedruckte arbeit M. Lexers, der ablaut in der deutschen sprache, welche Jacobis untersuchung populär darzustellen suchte.

Jacobi hatte von Holzmanns arbeiten, deren anfänge schon 1841 in den Heidelberger Jahrbüchern erschienen waren, keine ahnung, und Holzmann wuste nichts von Jacobi. Ich erinnere mich noch, wie neidlos sich Jacobi über diese untersuchungen des Heidelberger forschers freute, als er sie kennen lernte, und wie er in ihrer beider übereinstimmung in den wesentlichsten punkten den beweis der richtigkeit seiner methode sah.

Die beiden andern artikel der beiträge sind von geringerer bedeutung, aber ebenfalls sehr verdienstlich. Die bemerkungen über die langen vocale und diphthonge der althochdeutschen sprache knüpfen an Jac. Grimms deutung der vielartigen althochdeutschen vocale aus der zeitlichen entwickelung, nicht aus mundartlichen verschiedenheiten an, und suchen durch prüfung der urkundlichen eigennamen die richtigkeit hiervon zu erweisen, sowie die schwankungen auf bestimte regeln zurückzuführen. Auch hier sucht also Jacobi das werden zu begreifen. In der schlussbemerkung (s. 127 fg.) versteckt sich zugleich ein nachtrag zum ablaut.

Die dritte untersuchung: „die bedeutung der schwachen conjugation," ist eine sehr fleissige forschung über den innern unterschied der drei schwachen conjugationen. Jacobi findet denselben in der art der beziehung, worin der begriff des stammes zu dem der tätigkeit steht. Die weise, wie der tätigkeitsbegriff bestimt wird, entscheidet über die conjugationsklasse des neuzubildenden verbums.

Der druck der beiträge hatte schon anfang 1843 begonnen, zog sich aber sehr lange hin, was Jacobi um so mehr bedauerte, als das buch seine ansprüche auf beförderung unterstützen sollte. Hoffmann von Fallersleben war bekantlich im april 1842 seiner professur auf grund einer denunciation wegen der unpolitischen gedichte entsetzt, welcher der minister nachzugeben schwach genug war. Erst gegen ende des folgenden winters war die philosophische facultät zu Breslau veranlasst, vorschläge zur widerbesetzung des lehrstuhls zu machen. Sie lauteten auf M. Haupt als ordinarius, wenn aber die stelle nur durch einen extraordinarius besetzt werden solle, auf 1) Th. Jacobi, 2) G. Freytag. Anfang mai reiste Jacobi mit der abhandlung über den ablaut nach Berlin, um sich dem minister Eichhorn und geh. rat Joh. Schulze vorzustellen. Er sah auch die Grimms, Lachmann, Bopp, Pertz und Homeyer, fand überall freundliche aufnahme, — aber die entscheidung liess auf sich warten. Unterdessen war er in Marburg für eine ausserordentliche professur der litteraturgeschichte ins auge gefasst worden. Doch auch dort zog sich bei den unberechenbaren entschlüssen des damaligen regenten alles schleppend hin, und Br. Hildebrand, der zur zeit in Marburg wirkte, sah sich im october veranlasst, Jacobis erwartungen sehr abzudämpfen. Von Berlin verlautete gar nichts. Missmutig und bis ins innerste ergrimmt, wie er selbst es nante, schrieb Jacobi damals an einen freund: „Wenn ich ein ganz unerhörtes glück habe, wie es in den gelehrtenannalen Preussens seit Jahren nicht vorgekommen ist, so werde ich für eine schrift, welche — hol der teufel die bescheidenheit! — zeigt, dass ich Grimms und Bopps grammatik ins hintertreffen bringen kann, wenn ich will, die belohnung haben, unter hessischer tyrannei in einem ärmlichen neste von stadt ein gehalt zu verzehren, wie es jedes bengelchen von achtzehn jahren bekomt, wenn es sein lieutenantsexamen besteht."

Etwas besser kam es. Am 5. decbr. 1843 erhielt Jacobi seine ernennung zum extraordinarius in Breslau mit 200 thaler gehalt, zahlbar vom 1. october. Die Marburger aussichten erhielten ein jahr später lebendige gestalt: ende october 1844 ward ihm von dort eine ordentliche professur mit 600 thaler gehalt angetragen, die er sofort anzunehmen fest entschlossen war, da er wenig hoffnung hatte, dass der minister den von der Breslauer facultät dringlich gestellten antrag, seinen gehalt auf die

gleiche höhe zu setzen, berücksichtigen würde. Bei den damaligen zuständen war es freilich wunderbar, dass Jacobi die 600 thaler erhielt; extraordinarius blieb er aber in Breslau bis an sein ende. So rasch wie heute, wo die jungen privatdocenten und assistenten nach kürzester frist sofort zu ordinarien mit verhältnismässig reichlichem gehalte aufspringen, gieng es in jenem und dem nächsten decennium noch nicht. Zur erfüllung der vorgeschriebenen formalität, um in dem Index lectionum hinter dem p. e. o. das statutengemässe des. (designatus) zu verlieren, disputierte Jacobi im november 1847 über seine gedruckte abhandlung: Untersuchungen über die bildung der nomina in den germanischen sprachen. Erstes heft. Breslau. (56 ss. 8). Er gab hier den anfang seiner forschungen über die germanische nominalbildung. In einem briefe an Th. Paur vom 7. febr. 1845 sprach er sich über die idee seiner arbeit folgendermassen aus:

„Die ansicht dass jede declinationsklasse eine bestimte bedeutung habe, drängt sich von selbst auf, wenn man bemerkt, dass aus einer wurzel nomina nach verschiedenen geschlechtern und declinationen gebildet werden. Es gilt der versuch, eine logische formel für diese bedeutungen zu finden. Dann bemerkt man, dass unter den ableitungssilben solche sind, welche dem worte eine andere bedeutung geben als die gewöhnliche der declination, andere tun das nicht. Die ersteren darf man für unkentlich gewordene composita ansehen. Die zweiten halte ich für surrogatbildungen, d. h. als solche, welche für die einfachen bildungen eintreten, weil ein hindernis da ist, sie anzuwenden (z. b. von starken verben wie *gib-an* werden fem. auf *a* — *gib-a* — gebildet, von schwachen wie *nasjan* (= *nasi-an*) weil *i* nicht verloren gehen darf, nur fem. auf *da* — *nasida*, es ist also *da* ein surrogat für *a*). Hierdurch komt nun schon etwas ordnung in die verwirrung der ableitungen. Noch mehr geschieht dies dann, wenn man wahrnimt, dass verschiedene ableitungen sich wechselseitig vertreten, z. b. *alis* und *aris* im lateinischen. Das führt besonders zu der annahme, dass phonetische gesetze über die zulässigkeit dieses oder jenes consonanten entschieden haben. (So kommen z. b. im ahd. *m*-ableitungen nur nach *r* und *l*, *l*-ableitungen dagegen weder nach *r* und *l* in der wurzel, *n*-ableitungen vorzüglich nach *g*, *k*, *f*, *v* vor). Ist das alles erst ergründet, dann wird es möglich sein, die individualität einer sprache in ihrer nominalbildung durch einen festen begriff zu fassen und harscharf auszusprechen. Diese individualität besteht dann nämlich in zweierlei: erstens in der kraft, ob z. b. aus einem verbum, welches aus einem substantivum gebildet ist, wider ein neues substantiv gebildet werden kann oder nicht, zweitens in der eigentümlichen wahl zwischen verschiedenen möglichen bildungsmitteln."

In Jacobis nachlass fanden sich wol eine menge lexicalischer excerpte zur fortsetzung seiner untersuchung, aber nichts ausgeführtes.

Durch die grammatischen arbeiten war Jacobis frühere neigung zu culturhistorischen studien in den hintergrund geschoben. Doch erinnere ich mich, wie er nach dem erscheinen des Meier Helmbrecht und der sogenanten Helblingbüchlein im vierten bande der Hauptschen zeitschrift gegen mich äusserte, wie man daraus hübsche bilder des österreichischen lebens im dreizehnten jahrhundert herausarbeiten könne.

Weit mehr zog ihn nun die geschichte der neueren litteratur und die geschichte der ästhetik an. Auch dafür begann er zu sammeln.

Schon auf dem gymnasium war er, wie wir erwähnt haben, ein eifriger Goethefreund. Nach seiner habilitation beschäftigte er sich viel mit Herder und kam dadurch

auch auf Lessings Laokoon, über den er gründliche untersuchungen anstellen und in briefen an seinen freund Paur ihr ergebnis darstellen wollte.

Seine art, die geistigen erzeugnisse eines schriftstellers aufzufassen und zu behandeln, lernen wir durch die charakteristik der schriften Friedrichs von Sallet kennen.

Jacobi hatte Sallets namen zuerst in dem norddeutschen frühlings-almanach für 1837 gelesen und sich von der kraft der dazu von ihm gespendeten gedichte angezogen gefühlt. 1839 lernte er dann durch Paur den nach Breslau übersiedelten dichter kennen. Sie sahen sich zwar nicht häufig, aber aufrichtige freundschaft verband sie. Da starb Sallet am 21. februar 1843 zu Reichau bei Nimptsch. „Ich weiss kein ereignis, schrieb Jacobi den 17. märz an Paur, welches mich so tief erschüttert hätte und dessen wirkung auf mich so bleibend gewesen wäre. Noch heute weiss ich mich nicht zu fassen, wenn mir Sallets tod wider in den sinn komt. Es ergreift mich wie nach einer tragödie ein schrecken und grausen vor dem allgemeinen menschenloos. Nicht dass ich ihn nie wider sehen und sprechen soll, nein dass so viel talent und kraft, so reiner und fester wille, ein so sittlich erhobener und geläuterter mensch der welt verloren gehen kann, indem er ihr erst recht nützlich zu werden versprach, das kann ich nicht vergessen." Sehr lebhaft bewegte ihn der gedanke, dem geschiedenen das würdigste denkmal durch darstellung seines äusseren und inneren lebens und wirkens zu setzen. Er verband sich dazu mit Th. Paur, Nees v. Esenbeck und Jul. Moecke. Jacobi übernahm die charakteristik des innern gehalts der Salletschen schriften und ihrer bedeutung für die entwickelung des religiösen, politischen und künstlerischen bewustseins der nation. So entstund die erwähnte abhandlung, die mit Paurs lebens- und bildungsgeschichte Sallets den wertvollsten inhalt des buches „Leben und wirken Friedrichs von Sallet, nebst mitteilungen aus dem litterarischen nachlasse desselben. Herausgegeben von einigen freunden des dichters. Breslau 1844" bildet.

Auch in dieser arbeit (s. 133—208 jenes buches) sucht Jacobi das werden zu begreifen. Er zeigt wie Sallet sich aus der strömung der zeitmode zu retten bestrebt und seine selbständigkeit in form und inhalt gewint, wie bewust sein schaffen mit dem innersten ringen des nationalen geistes um befreiung von den politischen und kirchlichen beschränkungen zusammenhängt. Er schildert wie der dichter erst träumend, dann mit sich selbst kämpfend, endlich mit dem eifer eines propheten nach aussen gerichtet, alle stadien des in sich versenkten menschen durchmacht und wie er seiner dichterischen bestimmung gemäss, durch seine individualität zu wirken, selbst da wo er seine persönlichkeit ganz verläugnen will, doch grade durch seine person wirkt.

Diese arbeit ward ihm zuerst, wie er äusserte, sehr schwer, weil er gar nicht auf äusseren tatsachen fussen konte, sondern eine allgemeine anschauung gewinnen muste. Aber sein talent der reflexion kam ihm zu hilfe, und schliesslich mochte er aussprechen, dass er noch nie etwas mit solcher ruhe und besonnenheit, die freilich manchen frostig und kalt erscheinen möge, geschrieben habe.

Von Sallet gieng Jacobi, durch eine öffentliche vorlesung im musiksale der universität zunächst angetrieben, zu dem aller entgegengesetztesten dichter über, zu Goethe. Er war seine alte liebe. Diese emsige, obschon oft unterbrochene beschäftigung mit unserm grösten naiven dichter betrachtete er als einleitung zu einer geschichte der kunsttheorien im achtzehnten jahrhundert, worin das verhältnis der kunstformen zur lebensansicht der zeit entwickelt werden sollte. Er geriet dabei in samlungen über die beziehungen und die entstehungszeit der einzelnen lieder und

der übrigen dichtungen Goethes. So kam er auch zu der untersuchung des Tasso. Ich erinnere mich, wie er bei seinem besuche in meinem elterlichen hause zu Reichenbach im spätsommer 1846 uns bei der rückfahrt von einer bergpartie in abendlichem dunkel seine funde über die gestaltung des dramatischen stoffes durch den dichter in langem fliessendem vortrage mitteilte. Im folgenden winter schrieb er dann für das litterarhistorische taschenbuch von Prutz den anfang seiner arbeit nieder in dem aufsatz: „Tasso und Leonore, oder welchen stoff hatte Goethe?“ (S. 1—100 des jahrgangs 1848), das letzte von Jacobi gedruckte. Er stellt hier die historische Tassogeschichte ganz objectiv dar und zeigt nur in den anmerkungen jede stelle in Goethes drama an, in welche sichtbar etwas von überlieferten tatsachen übergegangen ist. Die fortsetzung sollte den einfluss des lebens Goethes und der zeitumstände auf seine dichtung nachweisen; aber unwolsein und verstimmung, bald der tod hinderten ihn daran. Er wollte den ersten teil dabei ganz überarbeiten.

Seit der habilitation hatte Jacobi mit seiner schwester zusammen gelebt und eine bescheidene häuslichkeit errichtet. Seine beförderung zu einer gehaltseinnahme war für ihn notwendig gewesen, denn sein kleines vermögen war allmählich verbraucht. Das hat auf seine stimmung auch gedrückt. Dieselbe war im geheimen innere bittere entsagung und trübe freudlosigkeit. Er quälte sich mit kranker hypochondrie; sein feiner, überzart empfindender sinn fühlte sich vom leben, wie es nun einmal ist, in sich zurückgetrieben. „Auch hier, schrieb er im november 1845, lebe ich im hause wie in den gesellschaften, die ich freilich besuche, in denen ich sogar heiterer bin als je, geistig und gemütlich ganz einsam. Ich habe früher immer alle klagen über das nichtverstandenwerden für unsinn gehalten; nach und nach überzeuge ich mich jedoch wirklich, dass jeder schmerz, jede qual des gemütes, die nicht aus alltäglichen äusseren leiden entsteht, im menschen-, ja selbst im freundeskreise unverstanden bleibt und man am besten tut, still zu wirken und sich von dem, was im innern vorgeht, gar nichts merken zu lassen. Aller gemütlicher lebensverkehr beruht fast immer auf täuschungen. Wer ihn wie ich seit jahren geflissentlich vermeidet und immer nur den verstand in gesellschaft spielen lässt, nichts von den menschen verlangt und ihnen gemütlich nichts gewährt, der erspart sich die enttäuschungen. Nur ist das menschliche herz freilich ein so sonderbares ding, dass es sich bei einem stäten thermometergrade von = 0 nicht mehr recht bewegen will und die arbeit des tages für überlang und beschwerlich erachtet.“

Nicht immer jedoch lastete die dumpfe kränkelnde empfindung auf ihm, die aus diesen worten redet; er konte zuweilen recht heiter sein. So gedenke ich gern eines ausfluges, den wir ende august 1846 von Reichenbach aus mit meiner familie und einer grösseren gesellschaft von bürgern samt ihren frauen auf die sogenante rasenbank bei Oberbielau machten. Da geriet er in die unbefangenste fröhlichkeit, von der schönen gegend und den einfachen zutraulichen menschen sichtlich woltuend angesprochen. Er selbst sagt in einem briefe, dass seine ganzen verhältnisse zu den menschen andere wären, lastete nicht der druck seines nichtsnutzigen körpers auf ihm.

Seine collegialen verhältnisse an der Breslauer universität waren sehr gut. Als er nach den facultätsvorschlägen 1843 den philosophischen ordinarien höfliche besuche machte, empfand er mit freude das viele wolwollen. Stenzel blieb sein gönner und freund; mit Stenzler verkehrte er wissenschaftlich viel; zu Röpell und Haase kam er in näheres verhältnis, Kries war ihm schon von der studentenzeit her befreundet.

Seinen zuhörern kam er freundlich und förderlich entgegen. In meinem letzten Breslauer winter (1844/5) hatte er die ihm näher bekanten zu einem festen abend in der woche eingeladen; er war da sehr mitteilend und gesprächig und gieng gern auf unsere scherze ein.

Meinen studien folgte er mit herzlicher teilnahme. Wie lebhaft interessierte er sich für meine schlesischen samlungen und trug selbst dazu bei, was ihm beim lesen und hören auffiel. Er empfahl meine dialectforschungen dem verein für schlesische geschichte, der dann meine aufforderung zum stoffsammeln drucken liess. Als ich ihm mein spicilegium formularum, womit ich mich in Halle habilitierte, zugeschickt hatte, freute er sich, dass wir in unsern ansichten noch zusammenhielten und fand es sehr in seinem sinne gearbeitet, nur der lakonismus der vorrede gefiel ihm nicht, er schob ihn auf das latein. Wie oft habe ich später schmerzlich bedauert, ihm nicht die eine und andere meiner arbeiten zusenden zu können und sein urteil zu vernehmen!

Jacobi hatte seit jahren viel gekränkelt, widerholt hatte er das schlesische bad Salzbrunn besuchen müssen. Seine nerven waren angegriffen, der unterleib gestört, die atmungswerkzeuge nicht gesund. Aber nicht von da kam der tod; er starb an den masern am 23. februar 1848. Er gieng in das grab, ehe die revolution auch über Deutschland hinbrauste. Ihm, der schon als jüngling reges politisches interesse hatte, der eine tüchtige beteiligung der nation am staatlichen leben ersehnte, der im april 1847 schrieb: „Wir kommen vorwärts, aber auf eine weise, die mir ekel erregt: wir werden ohne moralische erhebung in das constitutionelle leben hineinkommen; zuletzt wird die nation den könig betrogen haben, der sich bei allem, was er tut, offenbar etwas ganz anderes denkt,“ ihm ward es versagt, sowol die bewegung von 1848 mit ihrem licht und ihrem schatten, mit ihrem enthusiasmus und ihren torheiten zu erleben, als die grosse zeit zu erharren, die wir durch des himmels gunst geschaut haben. Er war durch und durch freisinnig im kirchlichen und politischen, aber sein sittliches masshalten, sein tiefes gefühl für harmonie hielt ihn von allem ausschweifen in das schrankenlose zurück.

Jacobi war von mittlerer grösse und schlank gebaut. Seine gesichtszüge waren nicht schön, aber aus den augen sprach das innere leben, und im gespräche erwärmten sich seine formen. Das steindruckbild, welches die zuhörer nach seinem tode nach einem lichtbilde machen liessen, gibt nur die äusseren umrisse des antlitzes.

Grosses talent, viel gelehrsamkeit, feiner sinn ward der deutschen wissenschaft durch seinen frühen tod geraubt; ein mensch ward gebrochen, der zum reinsten und höchsten gestrebt hatte. Wir, die ihn kanten und liebten, halten sein gedächtnis in höchster ehre; für die jüngeren und die ihm ferne stunden, bleibe sein bild hier durch freundeshand aufgerichtet.

KIEL, JUNI 1873. KARL WEINHOLD.

FRIEDRICH KOCH.

CH. FRIEDRICH KOCH ward am 15. november 1813 geboren, in dem wenige meilen westlich von Eisenach, unfern Gerstungen, an der Werra gelegenen weimarischen städtchen Berka. Sein vater, ein fleischer, hätte bei seiner zahlreichen familie schwerlich beabsichtigt, dem sohne eine gelehrte beschulung geben zu lassen; da schenkte ein pathe dem knaben eine lateinische grammatik, und dies ward veranlassung, dass ein benachbarter geistlicher ihm unterricht im lateinischen erteilte.

Hier erwies sich der knabe so wissbegierig und so talentvoll, und machte so rasche fortschritte, dass die eltern sich entschlossen ihn auf das gymnasium zu Eisenach zu bringen, und dann, nach wolbestandener abiturientenprüfung, auf die universität zu senden. Er studierte in Jena von 1832 bis 1835 theologie, hierin dem wunsche der eltern zwar gern wilfahrend, aber doch ohne eigentlichen inneren beruf grade für dieses studium. Nachdem er 1836 das candidatenexamen gut bestanden hatte, konte er unter den damaligen verhältnissen die erlangung eines pfarramtes kaum früher erwarten als nach zehn bis zwölf jahren. Deshalb übernahm er zunächst eine hauslehrerstelle in der familie eines beamten des Eisenacher oberlandes. Die gründliche grammatische vorbildung, welche er seinen ersten schülern zu geben gewust hatte, gereichte ihm zu weiterer empfehlung, namentlich auch bei dem directorium des Eisenacher gymnasiums. Sie ward ihm förderlich, in Eisenach 1839 ein privatinstitut und progymnasium zu gründen. Und als er dann 1843 eine anstellung an der damals städtischen (seit 1850 grossherzoglichen) realschule zu Eisenach erhielt, entsagte er der theologie gänzlich, um sich fortan ausschliesslich dem lehrerberufe zu widmen.

In dieser stellung hatte er nun seinen wirklichen lebensberuf gefunden und erfüllte ihn mit dem hingebendsten und ausdauerndsten eifer. Stets auf den kern der sache gerichtet, verachtete und mied er allen schein, suchte jeden lehrgegenstand ganz zu erfassen, und fand mit der beherschung desselben auch die zweckmässigste methode seiner didaktischen behandlung, und zwar um so sicherer, da er mit scharfem verstande einfachheit, klarheit und anschaulichkeit der darstellung verband.

Durch seinen bildungsgang auf den sprachlichen unterricht hingewiesen wante er sich mit vorliebe der grammatik zu. Dass die gangbaren deutschen schulgrammatiken für den unterricht untauglich seien, hatte er bald gewahrt. Das bedürfnis sich über dieselben zu erheben, und zu einer selbständigen kentnis und beherschung der grammatik vorzudringen, führte ihn zum studium der grossen grammatischen hauptwerke und von da weiter zu eigener verwertung der sprachquellen. Das war freilich eine sehr schwierige und langwierige aufgabe für einen mann, der keine philologische beschulung erhalten hatte und mit lehrstunden und correcturen überhäuft war; doch mutig gieng er ans werk und beharlich führte er es auch durch. Er studierte die praktische grammatik der älteren durch Heyse und genossen vertretenen methode, welche den sprachgebrauch als obersten richter anerkent; er prüfte die durch K. F. Becker gegründete philosophische oder logische, welche die sprache als einen durch logische gesetze bedingten organismus auffasst; er schreckte endlich auch nicht zurück vor der vertiefung in die historische grammatik Jacob Grimms und in die übrigen bedeutenderen sprachhistorischen und sprachvergleichenden werke. Sein scharfer verstand und sein historischer sinn liessen ihn die tugenden wie die mängel aller dieser richtungen und werke allmählich immer klarer erkennen, und als erste frucht seiner derartigen studien veröffentlichte er 1849 eine deutsche grammatik für höhere schulen, in deren vorrede er sich schon recht einsichtig aussprach über die methode der grammatischen studien überhaupt und über die des deutschen grammatischen unterrichtes auf höheren schulen. Diese vorrede erinnert mich an ein gespräch mit dr. Mager bei gelegenheit eines besuches in Eisenach zu Pfingsten 1849, und drängt mir die vermutung auf, dass dr. Mager, der ja wol damals director in Eisenach war, nicht ohne anregenden einfluss auf Koch gewesen sei.

Die deutschen studien hatten ihn auch auf das Angelsächsische und von da weiter auf das Englische geführt. Um dies sich anzueignen nahm er 1845 privatunterricht, trieb es darauf eine zeitlang für sich, und gieng dann im sommer 1849 auf einige wochen nach England. An der realschule übernahm er jedoch zunächst

nur den englischen elementarunterricht, und erst sehr viel später, erst 1858, den unterricht in den oberen klassen.

Hatten ihm die deutschen schulgrammatiken nicht genügt, so konten es die englischen noch viel weniger, zumal nach der aufklärung über das wesen und die notwendigkeit der historischen und vergleichenden sprachforschung und sprachbehandlung, welche seine deutschen studien ihm bereits ertragen hatten. Mit allem eifer warf er sich nun auf dies neue gebiet, wo die vorarbeiten noch gröstenteils gebrachen, und er bei weitem das meiste ganz neu aus den quellen selbst schaffen muste.

In programmen der realschule liess er nach und nach einige grammatische abhandlungen erscheinen. Die beiden ersten: „Die mehrfache negation" und „Die grammatischen methoden" sind mir nicht zu gesichte gekommen. In einer dritten vom jahre 1856: „Der englische accent," gibt er auf 16 octavseiten eine probe seiner englischen forschungen. Er kritisiert hier und verwirft die aufstellungen von Nares und Walker, und zeigt dann den richtigen geschichtlichen weg zur auffindung des wahren, zunächst auf angelsächsischem gebiete das verfahren eingehender und anschaulich darlegend. Die benutzten angelsächsischen quellen sind hier noch beschränkt an zahl, aber die auffassung und darstellung ist schon klar und sicher und auch nicht arm an guten und selbständigen gedanken. In einer anmerkung kündigt er sein vorhaben an, eine historische englische grammatik zu verfassen und herauszugeben, die jetzt erst möglich geworden sei, nachdem Grimm „den ganzen germanischen stamm dargelegt und das verhältnis festgestellt habe, in welchem die einzelnen sprachen zu einander stehen, und seitdem ferner die angelsächsischen quellen reichlicher fliessen." „Das reiche historische material," meinte er damals, „wird sich auf etwa drei bände beschränken lassen, denen sich dann eine darstellung der modernen englischen sprache in zwei bänden' anschliesst. Eine solche grammatik, vollendet und gelungen, ist nichts als der ausbau eines flügels von jenem grossartigen bau, zu dem Grimm den plan entworfen und das fundament gelegt hat." — Zwei spätere programmabhandlungen „Der Angelsachse im kampf mit dem Normannen" (1858) und „der Christus der Sachsen. 1." (1867) sind mir gleichfalls nicht zu gesichte gekommen.

Inzwischen liess Koch aber auch die arbeit an der deutschen grammatik nicht ruhen. Über die mangelhaftigkeit der Beckerschen laut- und flexionslehre war er zwar bald ins klare gekommen, aber die feste gliederung und geschlossenheit der Beckerschen syntax hatte sich nicht so leicht durchbrechen lassen. Jetzt gieng er auch hierin über Becker und Herling hinaus, und gab davon eine probe in einer abhandlung in L. Herrigs Archive für das studium der neueren sprachen und litteraturen. Achter jahrgang, vierzehnter band. Braunschweig 1853 s. 267—292, überschrieben: „Bildung der nebensätze. Beitrag zur deutschen grammatik." Diese abhandlung ist eine ganz neue und selbständige, aus eigener forschung erwachsene erklärung, denn Grimms grammatik ist bekanntlich nicht bis zu den nebensätzen gediehen und die übrigen grammatiker der historischen schule hatten bis dahin nichts nennenswertes hierfür geleistet. Koch erörtert hier zum ersten male die lehre von den nebensätzen auf historischem wege. Er zeigt, wie aus der syntaktischen nebenordnung die syntaktische unterordnung sich herausgebildet hat, und wie die conjunctionen sich entwickelt haben und hinzugetreten sind, um die satzbeziehungen zu verdeutlichen und zu vervollständigen. Die nebensätze aber teilt er in zwei gruppen; darnach ist entweder „das beziehungswort (die conjunction) satzglied des nebensatzes und seine form durch die stellung in diesem bedingt; oder das beziehungswort (die conjunction) ist dem für sich volständigen nebensatze vorgesetzt, es ist nicht satzglied in demselben, es drückt nicht sein verhältnis zum hauptsatze aus, es ist

das grammatische zeichen syntaktischer unselbständigkeit." Als erster entwurf und versuch ist diese abhandlung sehr löblich und schätzbar, und verdient wegen ihrer guten und fruchtbaren gedanken noch jetzt alle beachtung.

Als reife frucht der englischen studien erschien 1863 der erste band der englischen grammatik, unter dem titel: Historische grammatik der englischen sprache von C. Friedrich Koch. 1. band. Die laut- und flexionslehre der englischen sprache. Weimar 1863 (VIII und 500 s.), welcher, nach einer einleitung über die geschichtliche entwicklung der sprache, die lehre von den vocalen, den consonanten, der accentuation und von den formen der verba, der substantiva, adjectiva, zahlwörter und pronomina durch alle entwicklungsstufen der englischen sprache, durch das Angelsächsische, das Neuangelsächsische, das Alt- und das Mittelenglische bis auf die gegenwart herab enthält. Ihm folgte 1865 der zweite, die satzlehre behandelnde band (Cassel und Göttingen, XXIV und 521 s.), 1868 der erste teil des dritten, die wortbildung der englischen sprache erörternden bandes, welcher die angelsächsischen und die anderen germanischen elemente, und endlich 1869 der schlussteil, welcher die fremden elemente aufzeigt (Cassel und Göttingen. VIII, 184 und X, 232 s.).

Nebenher veröffentlichte er (1865 und 1867) noch einige kleinere abhandlungen im 6. und 8. bande des von L. Lemcke herausgegebenen Jahrbuches für romanische und englische litteratur. In der ersten dieser abhandlungen (6, 322 – 326), „Shaksperes name," erklärt er die verschiedenen formen, in welchen dieser name von dem dichter selbst (der sich hierin ebenfalls nicht gleich blieb) und von seinen zeitgenossen geschrieben wurde. In der zweiten (8, 217 — 227), „Die vocalischen ableitungen im Angelsächsischen und deren verlauf" lieferte er einen beitrag zur englischen wortbildungslehre. Hier vermochte er, an der hand der vergleichenden sprachforschung, bereits erheblich über Grimm hinauszugehen, und spricht das offen aus, jedoch ohne jede überhebung und mit der vollsten und dankbarsten anerkennung des altmeisters. „Grimms seltene verdienste," sagt er, „werden nicht geschmälert, und sein grosser, wolverdienter ruhm wird nicht verringert, wenn man ihm nicht in allem folgt. Auch er hat geirrt und hat irren müssen, weil weiter zurückliegende gebiete erst später erfolgreich bearbeitet worden sind. Dankbarkeit und hochachtung gegen den begründer der deutschen philologie beseitigt das irtümliche und setzt an dessen stelle die sichereren resultate späterer forschungen." — Ein dritter aufsatz (8, 318 — 324) beurteilt das etymologische wörterbuch der englischen sprache von Eduard Müller.

In mehr als zwanzigjähriger angestrengter arbeit war die historische englische grammatik vollendet worden. Mit den sehr bescheidenen hilfsmitteln und in den beschränkten mussestunden eines reallehrers ausgeführt, liess sie doch fast alles weit hinter sich, was bis dahin auf diesem gebiete geleistet worden war. In ein verworrenes und überwältigendes gewimmel von lauten und formen brachte sie zum ersten male licht, ordnung und verständnis und lieferte eine breite, feste und sichere grundlage für alle künftige forschung. Auch ward dem verfasser das anerkennendste lob zu teil, weniger laut freilich in Deutschland, wo man so gediegene leistungen gelehrter forschung, selbst wenn sie unter den schwierigsten verhältnissen ausgeführt worden sind, gleichsam als etwas selbstverständliches hinzunehmen pflegt, lauter in England und Amerika, wo man offen anerkante und aussprach, dass durch Kochs leistung alle vorhandenen englischen und amerikanischen arbeiten in den schatten gestellt worden seien.

Wie aber Kochs wirksamkeit als lehrer durch diese forscherarbeit und schriftstellerei nicht beeinträchtigt, sondern im gegenteil nur noch erhöht und befruchtet

wurde, so gedachte er nun auch keineswegs auf den errungenen lorbeeren auszuruhen, vielmehr ward ihm das bereits erreichte nur ein sporn zu noch höherem und vollkommnerem. Zeugnis davon geben seine aufsätze in der Zeitschrift für deutsche philologie: 1 (1869), 339—344, „Angelsächsisch *eá*“; 2 (1870), 147—158, „Die angelsächsische brechung *ea*“; die erst jetzt zum abdruck gelangte (oben 5, 37—56): „angelsächsisch *io, ëo; eo; iö, ëö; iô, eô; ío, éo,*“ und 4 (1873), 135—143, „Englische etymologien,“ nebst der recension von Stratmanns dictionary of the Old English language (1869. 1, 364—371).

Im verflossenen sommer (1872), hart vor dem beginn der sommerferien, schrieb er mir, er habe nun ein über das ganze gebiet reichendes material mundartlich durchmustert, gesichtet und geordnet, und auf dieser breiteren, reineren und sicherern grundlage die lautlehre ausgearbeitet, in welcher er versucht habe, den verlauf des Westsächsischen, Altnordhumbrischen und Anglischen bis zu den gegenwärtigen dialecten zu zeigen; zugleich erklärte er sich gestimt und geneigt zur ausführung gelegentlicher aufträge und kleinerer abhandlungen. Auf einer Rheinreise wollte er sich erquicken und nach der heimkehr langsam und behaglich weiter arbeiten. Der ganze brief atmete kraft und frohen mut. So durfte ich mich wol, als ein ferienausflug mich am 1. sept. nach Eisenach führte, der zuversichtlichen hoffnung freuen, den trefflichen forscher in der fülle fruchtbaren schaffens anzutreffen, da erschreckte mich der in seiner wohnung empfangene bescheid, dass er schwer krank darniederliege, und schon am 5. septbr. hatte ein rasch verlaufendes nervenfieber den starken, rüstigen mann dahingerafft.

Wenige monate vor seinem tode, zu pfingsten 1872, bei gelegenheit der philologenversamlung zu Leipzig, hatte Koch einen ihm ebenbürtigen hochverdienten forscher auf demselben gebiete, den director und professor dr. Ed. Mätzner aus Berlin persönlich kennen gelernt, und beide hatten sich zu dem abkommen vereinigt, dass der überlebende den litterarischen nachlass des anderen herausgeben solle. In folge dessen ist Kochs litterarischer nachlass dem herrn prof. Mätzner eingehändigt worden, so dass wir von diesem die veröffentlichung des für den druck geeigneten aus dem nachlasse zu hoffen und zu erwarten haben.

Ein werk über die onomatopoetischen wörter, die ablaut- und reimbildungen der englischen sprache hatte Koch schon im juni 1872 druckfertig vollendet. Sein erscheinen unter dem titel: „Linguistische Allotria“ usw. im verlage von J. Bacmeister in Eisenach ist bereits in aussicht gestellt.

Über der arbeit an der englischen grammatik war auch die deutsche grammatik nicht vernachlässigt worden. Schon die zweite und die dritte auflage hatten veränderungen und verbesserungen erfahren, in der vierten war dann der versuch gemacht worden, die ergebnisse der vergleichenden sprachforschung für die schule zu verwerten, und in der fünften ist das nun mit voller entschiedenheit geschehen. Die fünfte auflage, deren druck unter den augen des verfassers bis zur hälfte gediehen war, ist nach seinem tode herausgegeben worden von seinem freunde, dr. Eugen Wilhelm, lehrer am gymnasium zu Eisenach, dem sprachkundigen verfasser des jüngst erschienenen sehr schätzbaren und verdienstlichen werkes De infinitivi linguarum Sanscritae, Bactricae Persicae Graecae Oscae Umbricae Latinae Goticae forma et usu. (Isenaci sumptibus J. Bacmeisteri. VIII, 96 s. gr. 8.) Sie führt den titel: „Deutsche grammatik. Von Ch. Friedrich Koch. Fünfte verbesserte auflage. Nach dem tode des verfassers besorgt von dr. Eugen Wilhelm. Jena, Maukes verlag (Hermann Dufft) 1873. XVI, 323 s. Diese fünfte auflage von Kochs deutscher grammatik behandelt, nach einer kurzen historischen einleitung, s. 6—34 die lautlehre, s. 34—96

die wortbildungslehre, s. 97--154 die flexionslehre und s. 155—323 die satzlehre des einfachen und des mehrfachen satzes samt der interpunction, gibt also innerhalb eines engen raumes in gedrängter aber klarer darstellung einen abriss der gesamten grammatik. Ihrem zwecke gemäss beschränkt sie sich zwar nur auf das Neuhochdeutsche, aber sie begnügt sich nicht mit einer blossen geordneten zusammenstellung der grammatischen tatsachen, sondern bestrebt sich überall auch deren verständnis aus den schätzen und mitteln der historischen und vergleichenden sprachforschung aufzuschliessen. Deshalb sind die zur erklärung notwendigen und dienlichen angaben aus den älteren sprachständen, aus dem Mittel-, dem Althochdeutschen, dem Gotischen, bis hinauf zum Sanskrit in den text selbst aufgenommen. Diese methode, eine neuerung gegenüber den früheren ausgaben, weit entfernt die brauchbarkeit und übersichtlichkeit des buches zu mindern, erhöht dieselben vielmehr sehr wesentlich, und gibt ihm einen besonderen wert und einen erheblichen vorzug vor den meisten anderen neuhochdeutschen grammatiken. Denn die ausführung ist sehr knapp, nur auf das wirklich notwendige beschränkt, und dabei doch sehr klar und verständlich. Namentlich bekunden die hinzugefügten beispiele überall den sachverständigen und erfahrenen praktiker, der mit grosser sachkentnis und grossem geschick weislich das beste ausgewählt hat, was studium und praxis in einer reihe von jahrzehnten ihm ertragen hatte. Selbst dem vorzüglichsten kenner wäre es nicht möglich, so durchweg treffliche beispiele und belege beim ersten anlaufe zusammenzustellen. Es fällt aber schwer ins gewicht, wenn ein mann wie Koch, gleich tüchtig als forscher wie als praktischer lehrer, durch eine dreissigjährige, in allen klassen einer realschule geübte und bewährte lehrtätigkeit zu der überzeugung gediehen und in ihr immer mehr befestigt worden ist, dass deutsche grammatik nicht nur durch alle klassen höherer schulen gelehrt und schulmässig betrieben werden muss, sondern dass dieser betrieb auch geschehen muss auf der grundlage und mit verwertung der ergebnisse, welche die historische und vergleichende sprachforschung darbietet.

Einen auf rhetorik und poetik bezüglichen anhang dieser grammatik hatte Koch später abgetrent. Er ist nach seinem tode widerum erschienen unter dem titel: Figuren und tropen, grundzüge der metrik und poetik. Von Ch. Friedrich Koch. Zweite auflage. Nach dem tode des verfassers besorgt von dr. Eugen Wilhelm. Jena, Maukes verlag (Hermann Dufft). 1873. (VI, 42 s. 8.) Desgleichen hatte er für das bedürfnis der unteren klassen einen kleinen, auf das notwendigste beschränkten und aller gelehrten beigaben sich enthaltenden abriss der neuhochdeutschen grammatik ausgearbeitet, welcher zuerst 1860 erschien, zuletzt unter dem titel: Deutsche elementargrammatik für höhere lehranstalten, gymnasien, lyceen und realschulen. Von Ch. Friedrich Koch. Vierte verbesserte auflage. Jena, Maukes verlag (Hermann Dufft) 1868. (VIII, 66 s. 8.) Eine fünfte auflage steht in nächster aussicht.

Gleich tüchtig und gediegen hat Koch sich auch als lehrer und als mensch bewährt. Ein herbes geschick hatte ihm die freuden des familienlebens versagt, aber es hatte ihn weder gelähmt noch verbittert. Ersatz suchte und fand er in der wissenschaft, in der lehrtätigkeit und im umgange mit einem gewählten freundeskreise. Der jugend stand er gegenüber als eine durch lebenserfahrung und strenge selbstbeherschung gereifte und geschlossene, aber kindlich, einfach, heiter und frisch gebliebene persönlichkeit. Mit dem untrüglichen instinkte der jugend fühlten die schüler heraus, dass es ihm nur um die sache selbst und um ihr eigenes wol zu tun war, und galten ihm solche gesinnung und solches handeln durch die treueste anhänglichkeit und liebevollste dankbarkeit. Eitelkeit und anmassung blieben ihm

fern. Bescheiden und neidlos zollte er jedem fremden verdienste die vollste anerkennung. Allem geistigen und edlen blieb er stets mit verständnisvoller teilnahme zugewendet, und bei allem ernste der gesinnung und stimmung wuste er doch einen frischen humor und einen treffenden und angenehmen witz zu bewahren. In der vollen rüstigkeit des schaffens und wirkens ist er plötzlich abberufen worden, in der vollkraft seines wesens lebt er im gedächtnisse seiner freunde. Einer derselben, prof. dr. F. Hotzel, sein college an der realschule, hat ihm einen liebevollen nachruf gewidmet, unter dem titel: Zur erinnerung an dr. Friedrich Koch, weil. professor am grossherzoglichen realgymnasium zu Eisenach. Eisenach, verlag von I. Bacmeister (1872). 16 s. gr. 8, und diese eben so verlässige als treffliche darstellung ist mir hauptquelle gewesen.

HALLE. J. ZACHER.

Archiv für die geschichte deutscher sprache und dichtung. Im vereine mit fachgelehrten und litteraturfreunden herausgegeben von **J. M. Wagner.** Wien, Kubasta und Voigt, 1873. Erstes (januar-) heft. 48 ss. 10 sgr.

„Schon wider eine neue zeitschrift?“ Diese frage wird erstaunt aufgeworfen werden. Und nicht mit unrecht. Denn wir besitzen nunmehr bereits ein volles halbes dutzend periodischer organe, die sämtlich der speciellen erforschung der deutschen sprache und litteratur bestimt sind: eine zahl, denke ich, mehr als gross, wenn man den kleinen kreis der fachgenossen überblickt und berücksichtigt, dass unter diesen zumeist nur die jüngeren kräfte die früchte ihrer arbeit durch die zeitschriften in den wissenschaftlichen verkehr zu bringen pflegen. Sehr nahe liegt da die gefahr, dass, um nur regelmässiges erscheinen zu ermöglichen, die redactionen genötigt werden, auch solchen beiträgen die aufnahme nicht zu versagen, die keinen wissenschaftlichen fortschritt repräsentieren und daher besser ungedruckt blieben. Nichtsdestoweniger aber glaube ich nach bester überzeugung das neue unternehmen, dessen titel diesen zeilen vorgestellt ist, aufs wärmste empfehlen und seine unterstützung den fachgenossen recht dringend ans herz legen zu dürfen. Ich meine dass es eine wesentliche lücke ausfüllen soll und wird, die lücke, die durch das wol allgemein bedauerte eingehen des Serapeums gerissen ist. Wie viel anregung und förderung von dieser letztgenanten zeitschrift ausgegangen, brauche ich nicht darzulegen: jetzt und lange noch wird die stattliche bändereihe eine reichhaltige fundgrube der belehrung für die verschiedensten leser sein. Noch erfolgreicher wird aber das „Archiv“ die alten bestrebungen wider aufzunehmen in der lage sein, als es sich einerseits auf den engeren kreis der deutschen litteratur, die ja auch im Serapeum stets die hervorragendste stelle einnahm, beschränken, andererseits aber auch den apparat von notizen, auszügen, bibliotheksordnungen, dessen praktischen nutzen ich nicht bestreite, dem aber dauernder wissenschaftlicher wert nicht zuerkant werden kann, von sich fern halten will. Der schwerpunkt für die wirksamkeit des „Archivs“ wird also wesentlich in der mitteilung ungedruckten materials aus dem 15. und den folgenden jahrhunderten liegen, dann aber vor allem in einer energischen pflege der bibliographie. Und diesem letztern punkte möchte ich noch ein wort widmen.

Je mehr sich das material, mit dem eine wissenschaft arbeitet, häuft, je weniger der einzelne im stande ist, alle ihre teile gleichmässig zu beherschen, um so mehr stellt sich das bedürfnis nach compendien ein, die im gegebenen falle schnelle auskunft erteilen können. Am meisten ist ein solches bedürfnis nach biblio-

graphischer seite hin vorhanden: dem einzelnen ist es völlig unmöglich, sich für seinen begränzten zweck die vollständige wissenschaft von dem auf allen bibliotheken Deutschlands zerstreuten materiale zu beschaffen. Wir haben jetzt das glück, durch Goedekes und Wellers bücher annähernd von dem reichtum der litteratur des 16. und 17. jahrhunderts unterrichtet zu sein: nachträge lassen sich zwar noch manche geben, vermindern aber den dank nicht, den wir der bewundernswerten arbeitskraft des einzelnen mannes schulden; wer Goedekes grundriss, wie das leider von einigen seiten geschieht, mechanisch nent, der mag allen lexicalischen und grammatischen arbeiten dasselbe prädikat geben. Zum beweise, wie wesentlich für die wichtigsten daten der litteraturgeschichte genaue bibliographische kentnisse sind, brauche ich nur an die bekante frage, ob Murner der verfasser des Eulenspiegel sei, zu erinnern. Aber eine andere seite der bibliographischen tätigkeit scheint bisher mir sehr vernachlässigt, die feststellung der einzelnen drucker, der reihenfolge ihrer typographischen erzeugnisse und, bei büchern, die viel nachgedruckt wurden oder die, wie die volkslieder und volksbücher, für ihre weiterverbreitung ganz auf den nachdruck angewiesen waren, der benutzten vorlagen. Denn was wir von älteren druckergeschichten einzelner städte besitzen, beruht fast durchgängig auf ganz unzureichendem material und Zarnckes schöner excurs über den Strassburger Camerländer hat leider keine nachfolge gefunden. Und doch wären auch für die deutsche litteraturgeschichte derartige untersuchungen nicht unfruchtbar. Ich will, was ich meine, an einem beispiele deutlicher machen. In der heldensage s. 258 bezeichnete W. Grimm den Frankfurter, nur in dem bekanten Celler miscellanbande erhaltenen druck des Siegfriedsliedes als wahrscheinlich aus dem jahre 1538 oder 1539 stammend. Worauf sich diese vermutung stütze, sagt er nicht. Er schloss es aber gewiss daraus, dass der holzschnitt auf bl. 4^b, der den im horne des drachen sich badenden Seyfrid darstellt, die jahrzahl 1538 trägt. Der druck ist von Weigand Han. Von diesem kenne ich datierte drucke aus den jahren 1556—58 und 1560; von 1562 an druckte er in gemeinschaft mit Georg Rabe, bald darauf ist er gestorben. Er benutzte die typen und holzstöcke Hermann Gülferichs, des ersten bedeutenden Frankfurter druckherrn, dessen verlag er auch meist neudruckte. Gülferichs datierte drucke reichen bis 1555; und da hat Han die druckerei übernommen, denn auf dem titel der ausgabe des Schimpff und Ernst von 1556 nent er sich Herman Gülfferichs S. Son, was man durch Stief- oder Schwester- auflösen kann. Da dies der einzige druck ist, auf dem er sich so bezeichnet, so war es wol sein erster: er wollte sich durch das renommée der alten firma empfehlen. Der Siegfriedslieddruck kann also von ihm nicht herrühren: ein unbekanter druck des gedichtes von 1538 ist anzunehmen. Aber dies würde sich auch erweisen lassen, wenn wir gar nichts von der zeit wüsten, zu der Han druckte. Alle seine holzschnitte — in den verschiedenen von ihm gedruckten volksbüchern kehren die gleichen sehr häufig wider und es liesse sich mit ihrer hülfe eine chronologie der drucke herstellen, wenn nicht bereits Gülferich die meisten der bücher selbst gedruckt hätte — haben in den octavbänden eine breite von 6,6 bis 6,9 centimetern, sodass sie sich gerade in die 7 centim. breite kolumne gut einfügten: ihre höhe schwankt zwischen 5 und 5,3. Die breite des holzschnittes aber, der die zahl 1538 aufweist, beträgt nur 6,2; er kann also ursprünglich gar nicht für Hans officin gemacht sein.

Das vorliegende erste heft des „Archivs" enthält ausser einer reihe kleinerer mitteilungen zwei längere artikel. Scherers aufsatz über Christophorus Brockhagius führt einen bisher unbekanten, nicht unbedeutenden lateinischen dramatiker aus dem letzten jahrzehnt des 16. jahrhunderts vor und zergliedert eingehend die scenerie des

mal im jahre, welche prof. Storck zu Münster an Friedländer mitteilte, findet sich schon bei Heyne (glossar unter den worten *an*, *gêr* und *thrio*). Ferner unterscheidet Heyne zwischen dem acc. pl. *penningâ* und dem gen. pl. *penningô*, gibt aber die abweichungen der handschriften an jeder stelle an. Ebenso beseitigt er sonstige declinationsfehler, *ên kô* statt *êna kô* u. dgl. Dieses alles sind änderungen, welche man von kritischen ausgaben eines schriftstücks zu verlangen pflegt, und, wo es sich um eine ausgabe handelt, welche die sprachliche seite betont, sogar unbedingt verlangen muss. Dass Friedländer nicht soweit in der änderung des textes gegangen, ist begreiflich und darf ihm nicht zum vorwurf gemacht werden. Der Codex traditionum verfolgt einen wesentlich anderen zweck als die ausgabe von Heyne in der bibliothek der ältesten deutschen Litteratur-denkmäler. Er will material für die geschichte des landes zusammenstellen und diese aufgabe löst er in dem vorliegendem bande vollkommen. Denn dazu bedarf es hauptsächlich einer genauen widergabe der originalurkunde und eines guten historisch-sachlichen commentars. Selbst die auflösung der abkürzungen, welche Friedländer besonders betont, scheint uns in dieser beziehung weniger notwendig. Eine unterhaltende lectüre werden heberegister niemals werden. Wer sie aber zu historischen forschungen benutzt, muss im stande sein, die abkürzungen sich selbst aufzulösen.

Auch in den sprachlichen erklärungen zu den späteren urkunden, welche in die samlung aufgenommen sind, muss manches präciser gefasst werden. So wird z. b. s. 173 *potharst* als eingesalzenes fleisch und *harst* als trockenes fleisch aufgefasst. Die namen haben im laufe der zeit und an verschiedenen orten verschiedene bedeutungen angenommen. Vgl. Schiller, Beiträge zu einem mittelniederdeutschen glossar im programm von Schwerin 1867 s. 13 unter dem worte *potthast*. Ursprünglich aber und noch heute an manchen orten bezeichnen sie geröstetes, geschmortes oder gebratenes fleisch im gegensatz zum abgekochten, ferner das noch frische, zum braten usw. bestimte stück fleisch. Der Dortmunder *pfeffer-potthast* ist durch das kochbuch von Henriette Davidis auch ausserhalb Westfalens bekant geworden. Es ist in stücke zerschnittenes, im topfe (pott) gedämpftes fleisch. Das einfache *harst* oder *hast* hat jetzt vielfach die allgemeine bedeutung zerhauenes fleisch oder schlachtfleisch bekommen, so z. b. in Osnabrück und in dem Südwestfälischen. Es ist also bedenklich, wenn Friedländer, vielleicht nach einem aus Münster ihm bekanten sprachgebrauch von heute, eine so specielle bedeutung der beiden wörter für ein schriftstück des 15. jahrhunderts annimt. Und wenn es z. b. s. 172 und 177 heisst, dass am 6. januar und zu ostern ein ochse geschlachtet[1] und davon senffleisch, potharst und braten gereicht worden sei, darf man bei dem potharst unmöglich an gesalzenes fleisch denken, welches doch längere zeit zur zubereitung erforderte; meines wissens kann man solches frühestens nach acht tagen benutzen.

Über *Bastart* (s. 184: *2 kanne lutter drancks oder bastartz*) erteilt jetzt das mittelniederdeutsche wörterbuch unter dem worte *bastert* den nötigen aufschluss. Interessant ist aber die stelle aus dem Freckenhorster glossar deshalb, weil durch sie die vermutung Wehrmanns bestätigt wird, dass man den spanischen wein (*bastart*) hauptsächlich zum *luterdrank* benutzt habe.

Aus der vorrede (s. VII fg.) ersehen wir, dass noch eine ganze reihe von heberegistern zur herausgabe bestimt und bereits abgeschrieben ist. Die ältesten darunter sind zwei aus dem kloster Werden, welche sich im Düsseldorfer staatsarchive befinden. Der herausgeber irrt übrigens in der angabe, dass das eine derselben (aus

1) Es heisst unter dem 6. januar ausdrücklich „vom stalle.“

dem 9. jahrhundert) ungedruckt sei. Es ist zum grösten teile, so weit es das Rheinland und Westfalen angeht, von Lacomblet (Archiv für die geschichte des Niederrheins II, 2) herausgegeben; anderes daraus, was sich auf Friesland bezieht, ist von mir in den Collectae I mitgeteilt. Einzelne auf Westfalen bezügliche partieen habe ich ausserdem in den Collectae IIa nochmals abdrucken lassen, weil Lacomblets ausgabe an mancherlei fehlern leidet. Das zweite Werdensche heberegister enthält wenig für Westfalen; das meiste darin geht Friesland und Helmstedt an. Unter den übrigen heberegistern stammen zwei aus Herzebrock noch aus dem 11. jahrhundert, mehrere von Herford, S. Mauritz vor Münster, von Überwasser zu Münster ff. aus dem 12. jahrhundert. Wir wünschen, dass herr geh. archivrat Wilmans uns bald mit der fortsetzung des begonnenen Codex traditionum erfreut und dass die staatsregierung auch fernerhin durch subventionen das zustandekommen des werkes fördert, wie dies nach der vorrede s. VIII bei dem ersten bande der fall gewesen ist.

ELBERFELD. W. CRECELIUS.

Erec, eine erzählung von Hartmann von Aue. Zweite ausgabe von **Moriz Haupt.** Leipzig, verlag von S. Hirzel. 1871. 447 s. gr. 8. 2 thlr. 12 sgr.

Hartmanns Erec aus der einen späten handschrift herauszugeben, war im jahre 1839 eine schwere aufgabe, die aber von Haupt glänzend gelöst wurde. Man muss sich vergegenwärtigen, wie geringe hilfsmittel der deutschen philologie damals zu gebote standen, wenn man die schwierigkeit der aufgabe und das verdienst von Haupts arbeit würdigen will. Von wörterbüchern war ausser den arbeiten des vorigen jahrhunderts und wenigen specialglossaren nur Ziemanns versuch eines mittelhochdeutschen wörterbuches 1838 vorhanden: Beneckes arbeit wurde erwartet. Nur ein kleiner teil von der reichen litteratur des 12. und 13. jahrhunderts war veröffentlicht, nicht einmal Hartmanns werke vollständig: der Gregorius war 1838 noch erschienen, die beiden büchlein waren ungedruckt. Auch vom Iwein erschien die zweite ausgabe von Benecke und Lachmann, dieser katechismus für die kritik der mittelhochdeutschen gedichte, erst nach dem Erec, im jahre 1843.

Wie der herausgeber unter diesen umständen seine arbeit gemacht, wird uns in der ersten ausg. s. VIII und in der zweiten s. 326 von ihm geschildert. Von der fortgesetzten sorgfalt, die dem Erec auch später der herausgeber selbst und seine freunde zugewant haben, geben Lachmanns anmerkungen zur 2. ausgabe des Iwein und Erec, 2. ausg. s. 326 zeugnis. Wenn daher Bech in der Germania 7, 429 sagte: „durch die eindringliche und überzeugende kritik, welche in diesen blättern gewagt hat, den von Lachmann und Haupt aufgestellten text des Erek nach verschiedenen seiten hin zu beleuchten, ist der freien philologischen forschung unlängst ein feld zurückerobert worden, das lange zeit hindurch nur wenigen zugänglich, vielen sogar unantastbar scheinen mochte," so sieht man, wie unmotiviert es war die bemerkungen über den text des Erec mit diesen worten zu beginnen und man begreift Haupts scharfe entgegnung s. 326, die manche freilich nicht unterlassen werden schief zu deuten.

Die äussere form der neuen ausgabe entspricht vollständig dem Iwein. Die lesarten der handschrift sind nicht unter den text, sondern in die anmerkungen gestellt; die vorrede der ersten ausgabe ist nicht widerholt, aber eine einleitung über das gedicht, die handschrift und die ausgabe ist den anmerkungen vorausgeschickt s. 323—327.

Der text der neuen ausgabe weicht vielfach von dem der ersten ab. Was von andern richtig erkant war, ist in den text aufgenommen und in den anmerkun-

gen mit dem namen des verbesserers bezeichnet: das meiste und das beste aber für den text hat Haupt selbst getan. An manchen stellen, wo die erste ausgabe von der handschrift abwich, ist jetzt die lesart der handschrift wider hergestellt; wenn sich eben ergab, dass die überlieferung richtiges mittelhochdeutsch war. Dass Haupt und Lachmann in der ersten ausgabe manches bezweifelt hatten, was sich später als untadelhaft erwies, war natürlich: denn den ganzen sprachschatz des mhd. wenigstens annähernd zu übersehen ist erst durch die zahlreichen textveröffentlichungen und andere arbeiten der letzten dreissig jahre möglich geworden. Und jeder. der ähnliche arbeiten unternommen hat, weiss, wie leicht auch jetzt bei der fülle der hilfsmittel einzelheiten der sorgsamen forschung entgehen.

Der herausgeber sagt, dass der text der zweiten ausgabe schon 1859 druckfertig war, dass er aber zögerte, weil er dem text anmerkungen beigeben wollte. Sehr erwünscht wäre es gewesen, schon damals den verbesserten text zu haben; aber wären dann die sprachlichen beobachtungen, die jetzt fortgesetzt und erweitert in den anmerkungen vorliegen, der öffentlichkeit vorenthalten worden, es wäre ein empfindlicher verlust für die wissenschaft gewesen. Nicht als ob die anmerkungen und die ganze ausgabe unseres lobes bedürfte — nur für angehende fachgenossen, in deren hände diese blätter auch gelangen, gestatten wir uns ein paar worte über diese anmerkungen, damit sie sehen, dass sie das buch nicht lesen, sondern studieren müssen.

Die anmerkungen sollen die textkritik rechtfertigen und was schwierig oder zweifelhaft ist, erklären. Dazu sind zunächst aus Hartmanns übrigen werken und aus den nachahmungen der Hartmannischen dichtung ähnliche stellen zahlreich angeführt. Dass solche nachahmungen auch für die textkritik nutzen haben können, hat Lachmann zum Iwein gezeigt, vgl. diese zeitschr. 2, 228. Wo es nötig schien, sind die belegstellen aus dem gesamten gebiet der mhd. litteratur gegeben, und auch über diesen kreis ist hinausgegangen. In der grossartigen belesenheit, die jede seite dieser anmerkungen zeigt, möchte man den geringsten vorzug erblicken: denn jeder kann ihn erwerben durch emsigen fleiss. Durch die feinheit und schärfe der beobachtung, der nichts zu entgehen scheint, sind diese anmerkungen ein schwer zu erreichendes vorbild für alle zeit.

Die anmerkungen lassen sich in mehrere klassen teilen:

1) Lexicalische, über wörter und phrasen, die überhaupt oder bei gewissen dichtern selten vorkommen: ausdrücke der volkspoesie, die von den höfischen dichtern nur selten gebraucht werden wie *hei waz*, *hei wie*, *magedîn*, *gemeit*; ferner eigentümliche formen und bedeutungen, z. b. *friunt* im plural, *birn birt*, *baz*, *enmitten*, *wortzeichen wârzeichen*, *zehant*, *et aber*, *von*, *fiur*, *swære*.

2) Hartmanns sprache ist, wie in den anmerkungen zum Iwein, besonders genauen betrachtungen unterzogen. Die einzelnen bemerkungen zusammengefasst ergeben ein klares bild von Hartmanns art, wie sie sich allmählich entwickelt hat. Seine kunst war eine bewuste; mit bestimter absicht vermied er in den letzten gedichten, besonders im Iwein, manches was er sich früher gestattet hatte. Darauf war schon in der ersten ausgabe s. XV hingewiesen worden; die anmerkungen führen es weiter aus.

3) Syntaktische fügungen, die im mhd. sehr grosse freiheiten zeigen, sind vielfach nachgewiesen. Gerade hier sind die belege reichlich gegeben: solche beobachtungen, wie z. b. über das *ἀπὸ κοινοῦ* 5414. 5812. 8239, zwei ausdrücke durch *und* verbunden mit einem zusatz zum zweiten 8239, ergänzung eines verwanten substantivums 7814, fehlen des artikels 812. 1358. 2375. 6487, *vol lære erfüllen*

læren von 7122, beziehung des pronomens auf *man* 5238, erfordern sichere beherschung eines reichen materials; sie zeigen aber auch, was damit erreicht werden kann und wie viel noch für die mhd. syntax zu tun bleibt.

4) Metrische beobachtungen. Manche herausgeber haben geglaubt sich diese fast ganz ersparen zu dürfen, indem sie allzu bequem sich an die handschriften hielten und nicht bedachten, was über das verhältnis der handschriften zu den metrischen gesetzen Lachmann in der zweiten note zu Iwein 7438 gesagt hat. Sie sind damit zu den lehren gekommen, von denen Haupt s. 328 sagt, dass sie „das wolgebaute feld der mhd. metrik zu verwüsten trachten.“ Haupt hat auch darin Lachmanns werk fortgesetzt, dass er durch genaue betrachtungen über Hartmanns metrik die untersuchungen Lachmanns in den anmerkungen zum Iwein ergänzt und zweifel Lachmanns oder unbedeutende irtümer berichtigt. Nur an ein paar beispielen mag gezeigt werden, wie wichtig solche eingehende beobachtungen über den gebrauch sorgfältiger dichter sind. In der anmerkung zu 23 wird nachgewiesen, dass viele mhd dichter die formen *gunde gunden* ohne *be-* gebrauchen. Die älteren schreiber setzen aber fast immer das *be* zu, während aus jüngeren handschriften sich die formen ohne *be* häufig nachweisen lassen. Nur die genaue beobachtung der metrischen regel eines dichters kann hier also entscheiden. Ebenso ist es mit *selle verte spile* für *geselle geverte gespile* usw., über die zu 1969 gehandelt ist; ebenso auch mit *kenne* für *erkenne bekenne*: s. Hildebrand im deutschen wörterb. 5, 532.

5) Sachliche erläuterungen über leben und gebräuche des mittelalters, wie zu 2376 über erleuchtung, 1558 über irisches leder, 8967 waffentragen vor frauen, 7752 schellen; vor allem die belehrungen über das spiel zu 867 f., s. 338—343. Wie viele früher unverständliche stellen erhalten hier durch die erklärungen von *phander gebot fünfzehen bunt* volles licht; wie manches andere würde sichere erklärung finden, wenn man eine gute monographie über das würfelspiel des mittelalters hätte, die sich nicht auf die deutsche litteratur beschränken dürfte. Weinholds schönes buch über die deutschen frauen hat wenig nachfolge gefunden; doch scheint in der letzten zeit das interesse für das verständnis der lebensformen im mittelalter zugenommen zu haben.

6) Der französische text des Erec ist nicht durchgehend angeführt, weil jeder Chrestiens gedicht in Bekkers ausgabe vergleichen kann; wo es für die erklärung des deutschen gedichtes nötig war, sind Chrestiens worte angeführt: besonders bei den eigennamen. Es ist bekant, wie sehr in den deutschen gedichten über die Artussage die namen entstellt sind. Und gerade im Erec und der nicht viel besser überlieferten Krone haben wir die ausführlichsten register über die ritter der tafelrunde. Die meisten namen darin sind plumpe ungetüme: nur bei einigen ist die möglichkeit erträgliche formen herzustellen. Was in dieser beziehung durch den vergleich mit Chrestiens Erec und andern französischen und deutschen gedichten geschehen konte, ist in den anmerkungen zusammengestellt. Zu 1672 wird bemerkt, nach den stellen des Lanz. und Parz. scheine *Gahillet von Hochturasch* zusammenzugehören; das komma nach *Gahillet* konte gestrichen und der name hergestellt werden, wie 1658 *Îthêr von Gahevîez* für das *Iher Gaheries* der handschrift gesetzt ist; auch 1646 ist *Onam* sicher *Ovain*, Chrestien hat *Yvain*, wie in den vorhergehenden zeilen. Zu 1647 ist noch anzuführen *Gasozein de Dragôz* (: *lôz*) Krone 4775.

7) Widerkehrende verderbnisse der handschriften. Natürlich ist hierbei zunächst die Ambraser handschrift berücksichtigt, deren Iwein z. b. 2196 angeführt wird. Aber auch aus anderen handschriften sind oft analoge verderbnisse angemerkt, so dass diese noten für jeden lehrreich sind, der sich mit der textkritik

gen mit dem namen des verbesserers bezeichnet: das meiste und das beste aber für den text hat Haupt selbst getan. An manchen stellen, wo die erste ausgabe von der handschrift abwich, ist jetzt die lesart der handschrift wider hergestellt; wenn sich eben ergab, dass die überlieferung richtiges mittelhochdeutsch war. Dass Haupt und Lachmann in der ersten ausgabe manches bezweifelt hatten, was sich später als untadelhaft erwies, war natürlich: denn den ganzen sprachschatz des mhd. wenigstens annähernd zu übersehen ist erst durch die zahlreichen textveröffentlichungen und andere arbeiten der letzten dreissig jahre möglich geworden. Und jeder, der ähnliche arbeiten unternommen hat, weiss, wie leicht auch jetzt bei der fülle der hilfsmittel einzelheiten der sorgsamen forschung entgehen.

Der herausgeber sagt, dass der text der zweiten ausgabe schon 1859 druckfertig war, dass er aber zögerte, weil er dem text anmerkungen beigeben wollte. Sehr erwünscht wäre es gewesen, schon damals den verbesserten text zu haben; aber wären dann die sprachlichen beobachtungen, die jetzt fortgesetzt und erweitert in den anmerkungen vorliegen, der öffentlichkeit vorenthalten worden, es wäre ein empfindlicher verlust für die wissenschaft gewesen. Nicht als ob die anmerkungen und die ganze ausgabe unseres lobes bedürfte — nur für angehende fachgenossen, in deren hände diese blätter auch gelangen, gestatten wir uns ein paar worte über diese anmerkungen, damit sie sehen, dass sie das buch nicht lesen, sondern studieren müssen.

Die anmerkungen sollen die textkritik rechtfertigen und was schwierig oder zweifelhaft ist, erklären. Dazu sind zunächst aus Hartmanns übrigen werken und aus den nachahmungen der Hartmannischen dichtung ähnliche stellen zahlreich angeführt. Dass solche nachahmungen auch für die textkritik nutzen haben können, hat Lachmann zum Iwein gezeigt, vgl. diese zeitschr. 2, 228. Wo es nötig schien, sind die belegstellen aus dem gesamten gebiet der mhd. litteratur gegeben, und auch über diesen kreis ist hinausgegangen. In der grossartigen belesenheit, die jede seite dieser anmerkungen zeigt, möchte man den geringsten vorzug erblicken: denn jeder kann ihn erwerben durch emsigen fleiss. Durch die feinheit und schärfe der beobachtung, der nichts zu entgehen scheint, sind diese anmerkungen ein schwer zu erreichendes vorbild für alle zeit.

Die anmerkungen lassen sich in mehrere klassen teilen:

1) Lexicalische, über wörter und phrasen, die überhaupt oder bei gewissen dichtern selten vorkommen; ausdrücke der volkspoesie, die von den höfischen dichtern nur selten gebraucht werden wie *hei waz*, *hei wie*, *magedin*, *gemeit*; ferner eigentümliche formen und bedeutungen, z. b. *friunt* im plural, *birn birt*, *baz*, *enmitten*, *wortzeichen wārzeichen*, *zehant*, *et aber*, *von*, *fiur*, *swære*.

2) Hartmanns sprache ist, wie in den anmerkungen zum Iwein, besonders genauen betrachtungen unterzogen. Die einzelnen bemerkungen zusammengefasst ergeben ein klares bild von Hartmanns art, wie sie sich allmählich entwickelt hat. Seine kunst war eine bewuste; mit bestimter absicht vermied er in den letzten gedichten, besonders im Iwein, manches was er sich früher gestattet hatte. Darauf war schon in der ersten ausgabe s. XV hingewiesen worden; die anmerkungen führen es weiter aus.

3) Syntaktische fügungen, die im mhd. sehr grosse freiheiten zeigen, sind vielfach nachgewiesen. Gerade hier sind die belege reichlich gegeben: solche beobachtungen, wie z. b. über das ἀπὸ κοινοῦ 5414. 5812. 8239, zwei ausdrücke durch *und* verbunden mit einem zusatz zum zweiten 8239, ergänzung eines verwanten substantivums 7814, fehlen des artikels 812. 1358. 2375. 6487, *vol lære erfüllen*

læren von 7122, beziehung des pronomens auf *man* 5238, erfordern sichere beherschung eines reichen materials; sie zeigen aber auch, was damit erreicht werden kann und wie viel noch für die mhd. syntax zu tun bleibt.

4) Metrische beobachtungen. Manche herausgeber haben geglaubt sich diese fast ganz ersparen zu dürfen, indem sie allzu bequem sich an die handschriften hielten und nicht bedachten, was über das verhältnis der handschriften zu den metrischen gesetzen Lachmann in der zweiten note zu Iwein 7438 gesagt hat. Sie sind damit zu den lehren gekommen, von denen Haupt s. 328 sagt, dass sie „das wolgebaute feld der mhd. metrik zu verwüsten trachten.“ Haupt hat auch darin Lachmanns werk fortgesetzt, dass er durch genaue betrachtungen über Hartmanns metrik die untersuchungen Lachmanns in den anmerkungen zum Iwein ergänzt und zweifel Lachmanns oder unbedeutende irtümer berichtigt. Nur an ein paar beispielen mag gezeigt werden, wie wichtig solche eingehende beobachtungen über den gebrauch sorgfältiger dichter sind. In der anmerkung zu 23 wird nachgewiesen, dass viele mhd dichter die formen *gunde gunden* ohne *be-* gebrauchen. Die älteren schreiber setzen aber fast immer das *be* zu, während aus jüngeren handschriften sich die formen ohne *be* häufig nachweisen lassen. Nur die genaue beobachtung der metrischen regel eines dichters kann hier also entscheiden. Ebenso ist es mit *selle verte spile* für *geselle geverte gespile* usw., über die zu 1969 gehandelt ist; ebenso auch mit *kenne* für *erkenne bekenne*: s. Hildebrand im deutschen wörterb. 5, 532.

5) Sachliche erläuterungen über leben und gebräuche des mittelalters, wie zu 2376 über erleuchtung, 1558 über irisches leder, 8967 waffentragen vor frauen, 7752 schellen; vor allem die belehrungen über das spiel zu 867 f., s. 338—343. Wie viele früher unverständliche stellen erhalten hier durch die erklärungen von *phander gebot fünfzehen bunt* volles licht; wie manches andere würde sichere erklärung finden, wenn man eine gute monographie über das würfelspiel des mittelalters hätte, die sich nicht auf die deutsche litteratur beschränken dürfte. Weinholds schönes buch über die deutschen frauen hat wenig nachfolge gefunden; doch scheint in der letzten zeit das interesse für das verständnis der lebensformen im mittelalter zugenommen zu haben.

6) Der französische text des Erec ist nicht durchgehend angeführt, weil jeder Chrestiens gedicht in Bekkers ausgabe vergleichen kann; wo es für die erklärung des deutschen gedichtes nötig war, sind Chrestiens worte angeführt: besonders bei den eigennamen. Es ist bekant, wie sehr in den deutschen gedichten über die Artussage die namen entstellt sind. Und gerade im Erec und der nicht viel besser überlieferten Krone haben wir die ausführlichsten register über die ritter der tafelrunde. Die meisten namen darin sind plumpe ungetüme: nur bei einigen ist die möglichkeit erträgliche formen herzustellen. Was in dieser beziehung durch den vergleich mit Chrestiens Erec und andern französischen und deutschen gedichten geschehen konte, ist in den anmerkungen zusammengestellt. Zu 1672 wird bemerkt, nach den stellen des Lanz. und Parz. scheine *Gahillet von Hochturasch* zusammenzugehören; das komma nach *Gahillet* konte gestrichen und der name hergestellt werden, wie 1658 *Îthêr von Gaheviez* für das *Iher Gaherics* der handschrift gesetzt ist; auch 1646 ist *Onam* sicher *Ovain*, Chrestien hat *Yvain*, wie in den vorhergehenden zeilen. Zu 1647 ist noch anzuführen *Gasozein de Dragôz* (: *lôz*) Krone 4775.

7) Widerkehrende verderbnisse der handschriften. Natürlich ist hierbei zunächst die Ambraser handschrift berücksichtigt, deren Iwein z. b. 2196 angeführt wird. Aber auch aus anderen handschriften sind oft analoge verderbnisse angemerkt, so dass diese noten für jeden lehrreich sind, der sich mit der textkritik

von mhd. gedichten beschäftigt. Ein paar beispiele: *warumbe* für *wes* 3743, *alle* für *al* 2449, *dester deste* für *diu* 6341, *selbe selbig* zugesetzt 8521, *mit* für *in ir* 3973.

Haupt sagt s. 327 „dass meine arbeit manchen zweifel übrig lässt und dass an mehr als einer stelle anderes möglich ist als ich gesetzt habe, weiss ich sehr wol." Aber nur an sehr wenigen stellen wird ein anderer vorschlag so entschieden besseres bieten, dass er begründeten anspruch auf allgemeine *volge* hat. Ein paar zweifel sind mit bei den folgenden nachträgen zu den anmerkungen erwähnt: ich hoffe dass hier auch kenner, die das vorstehende gerne überschlagen mögen, einiges brauchbare finden.

16. *Er was ze harnasche wol.* Dazu ist Greg. 1553 angeführt. Einige andere beispiele s. in der anm. zu Wolfdietrich B 920, 2.

23. *Gan* für *began* ist, wie Haupt bemerkt, seltener als *gunde* für *begunde.* Es steht noch im Liedersaal 3, 254, 68 *wie er sîns guot was worden ân und in armuot komen gan* und in den Kolmarer meisterliedern 79, 35 *diu frowe den sweher hazzen gan* (: *gewan*). *gunde* ist in diesen liedern sehr häufig; Bartsch hat fast stets *be* zugesetzt: *daz gunde sînen lîp ze sêre krenken* (Bartsch *daz sînen lîp begunde sêre krenken*) 128, 6. *dem selben gunden sie ez wol* (Bartsch *siez begunden wol*) *erbieten* 8. *der esel gund gar sitticlichen* (Bartsch *begunde sitticlichen*) *ezzen* 26. *sô daz er zuo der erden gunde* (Bartsch *erde begunde*) *vallen* 39. *in freuden gund* (Bartsch *freude begunde*) *er wüete* 14, 11. *den vater gund* (Bartsch *begund*) *er tœten* 189, 25. *ein frowe* (Bartsch *frowen*) *er swechen gunde* 25, 11. — J. Grimm hatte in Haupts zeitschr. 8, 404 *gunde* für die mhd. zeit geläugnet: er hat es aber selbst gesetzt nach den handschriften im Reinhart 789 und in einer kleinen erzählung s. 361 v. 1891. — Die beiden stellen des Mai, in denen Haupt gegen die handschriften *gan* setzt, sind ohne tadel, wenn man *began* liest: *diu hôchzît sích sliezén began* und *sînén hof ér setzén began.* Denn der dichter des Mai befolgt das princip der silbenzählung, so dass vers- und wortaccent in widerspruch geraten, z. b.:

die hôhen án sînén rât nám 73, 16.
wirt man des únbildès gewar 24, 1.
biz sí gwunnén sô grôzez guot 201, 25.
dar umbe ich íuch billí'ch gewer 202, 22.
die sích kundén verdenken 203, 14.
got herre, mî'n andâ'ht vernim 27, 22.
und under mí'n houbét ein strô 35, 39.
und íuch selbén behâret 144, 16.
daz ist gein Rô'mærèn mîn rât 208, 29.
dâ von er wær billî'ch verlân 137, 17.
mánege unfuór hât sí getân 132, 7.
jâ súln mînén verworhten lîp 216, 19.

Darnach sind auch die zuerst erwähnten verse und die folgenden zu lesen:

dâ gegen sích kleidén began 11, 3.
ir ieslîchér weinén began 218, 30.
nieman ántwurtén began 73, 36.
der fürste ín dankén began 105, 27.
gar vaste éz wahsén began 194, 38.
den boten sí vrâgén began 130, 33.
diu frowe ouch zä'hherén began 221, 9.
der fürste sí minnén began 96, 36.

der grâve ín dankén began 113, 21.
mit ir er dô´ [1] ringén began 24, 22.

Einige von diesen versen lassen sich auch lesen wie

mit in er weínèn began 42, 32.
wol er in grü'ezèn began 133, 38.

Denn innerhalb eines wortes fehlt öfter nach einer langen silbe die senkung, was sonst nur in wenigen fällen vorkommen wird. Wie übrigens in der von Haupt angeführten stelle 26, 28 eine handschrift *gan* hat, so wird *gan* gegen die handschriften herzustellen sein 138, 14 *mîn herre selbe schrîben gan* und *gunden* 124, 23 *diu lant si wüesten gunden.*

98. Dass an den worten *mit der geisel ez in sluoc, als ez der magt hete getân* nichts zu ändern ist, wird wol deshalb bemerkt, weil Bech Germ. 7, 430 *die magt* verlangt hatte und auch in seiner zweiten ausgabe so schreibt. Die beispiele für *tuon* mit dem dativ in dieser verbindung lassen sich vermehren: ich glaube dass der dativ fast ebenso häufig ist wie der accusativ.

228. Auch im a. H. 1241 gebraucht Hartmann relatives *nû.* Dies ist in der Germ. 11, 29 angemerkt, wo aber der vers des Erec übersehen ist.

562 ist zuzufügen Erec 2170. 4692. 5858. 6822. Greg. 167. 3813. büchl. 1, 349. 509. Iw. 75. 1879.

876. *si begunden diu bot legen mit starken wunden freissam* Rab. 842. *ûf êren schanz lac ir gebot* Helbling 13, 27.

1237. *Sich schuldic geben* belegt das mhd. wb. 1, 501 noch aus myst. 1, 188, 7 und *sich unschuldic geben* aus den siebenschl. 564. Dazu komt *du maht dich niht unschuldic geben* buch der rügen 1395. *ich arme frouwe gib mich schuldic* Liedersaal 3, 131, 145. *ich gib mich schuldic mêre* 171. *des gib ich schuldig mich* Altswert 177, 33. *ob er wolt unschuldic geben die vil wol getânen* Reinfried 9148. *der alte wart unschuldic geben* Boner 62, 66. *einen schuldic geben* Liedersaal 1, 213, 93.

1248. Für das *geweltigt mich* der handschrift ist sicher das von Haupt und Müller vorgeschlagene *gevalte mich* dem vorzuziehen was in den text gesetzt ist.

1631. Lanzelet wird in der Krone noch einmal *von Arlac* genant: *mînem herren Lanzelete, den man hiez von Arlac : pflac* 2074.

1730. Wenn im Flore an zwei stellen beide handschriften, an zwei andern die eine *ach wie* für *hei wie* bietet, so ist doch wol vom dichter *hei wie* gesetzt worden. Junge handschriften wie die des Flore setzen nämlich gern *ach* für *hei;* viele beispiele dafür bieten die handschriften des Wolfdietrich D.

1969. *Sellen* ist überliefert MSH. 2, 382ᵃ *vor allen sînen sellen* wo v. d. Hagen *gesellen* schreibt, und ist 2, 210ᵃ herzustellen: *daz man den man bî sînen sellen dicke erkennen sol.* — Über stark flectiertes *mazze* s. die anm. zu Wolfd. D. V 42, 2. in cf. *in menschlicher pær : wær* leben Christi, Haupts zs. 5, 29, 450. Das verbum *paren* hat die Wiener handschrift y im Wolfd. D VIII 312, 1 *der wurm part fraischamklichen.* IX 23, 1 *er paret zorniglichen.* — *burt* ist überliefert MSH. 2, 383ᵃ *durch dîne hôchgelobten burt.* 3, 22ᵇ *dâ wirt man hôher burt gewar.* Mönch von Salzburg Hätzl. 2, 66, 10 *dein junckfräwliche purt betracht.* — *danc* hat die handschrift Liedersaal 3, 253, 16 *sîn danc im ûf den pfenninc stuont.* Kolmarer meisterlieder 203, 49 *daz man ir danc dar bî möht wol erkennen* Zu

1) *do* A, fehlt in B und in Pfeiffers ausgabe.

dem pluralis *denke* ist noch ein beleg Wolfd. D. VI 80, 4 *in manegen denken:* so ist nach *f* in den text gesetzt. *ace* haben *gedenken.* — *bot* steht in der Rabenschlacht 842, 3, wo nur die hs. A *gepot* liest, und Kolm. meisterlieder 11, 37 *diu zehen bot sint worden laz.* — Über *nôz* für *genôz* s. Haupts zs. 16, 417. — Auch *treide* für *getreide* komt vor bei Rauch scr. rer. Austr. 3, 21; *wan* für *gewan* : *swer nie gelichen wan noch hât* und *grôz guot mit êren nieman wan* MSH. 3, 21ᵃ.

2167. Die erklärung des ausdruckes *guot umb êre nemen* wird auch durch den spruch Kelins MSH. 3, 22ᵃ und durch folgende stellen der Krone bewiesen: *lâz sie mit unêre ir guot al eine niezen, die des niht kan verdriezen, sie wehseln guot umb êre* 8769 fg. *grôz êre sie dô kouften mit gâbe an varnde diet* 13864. *des wart sælic êre gekouft* 22552: vorher ist die beschenkung der fahrenden erwähnt und es heisst *von êren wart diu hôchzît für gekêrt.*

2476. *Er reit unz im diu naht benam* wie die handschrift hat, ist richtig. Haupt hat wie die meisten herausgeber in andern gedichten *imz* geschrieben. Dass *ez* fehlen kann, zeige ich zu Wolfd. D IV 40, 1.

2625. *Dâ mite wart stênde gar sunder fride der turnoi* Krone 18545. *dâ von mohte niht ergên der turnoi, des muoste er stên* 18561. *ûf dem stuont vaste enstet der strît* Ulrich von Lichtenstein 527, 32.

2791. *Bat ûf rûmen.* Haupt fasst *bat* als substantivum und nimt eine bildliche redensart an, indem er Mart. 164, 89 *sô man diu bat ûz gieze* „wenn es zum ende komt" vergleicht und für das verbum Helmbr. 1125 *ez werdent phlüege gesûmet und rinder ûf gerûmet* anführt. Aber davon abgesehen dass der artikel vor *bat* kaum fehlen dürfte: die beiden stellen genügen nicht für die angenommene erklärung. Die redensarten das bad austragen, ausgiessen, aussaufen, austrinken (müssen steht oft dabei) DWB 1, 827. 1030. Lexer 1, 134, die man nicht mit J. Grimm auf eine besondere geschichte zurückführen wird, heissen entweder: schaden haben oder etwas lästiges tun müssen. Ein diener oder der letzte badende giesst das bad aus. Wenn man also auch sagte *daz* oder *diu bat ûf rûmen*, was sich aber kaum wird nachweisen lassen, so konte Hartmann dies doch nicht dem Erec zumuten. — Die richtige erklärung wird Lanz. 5281 fg. ergeben, worauf auch Bech aufmerksam gemacht hat: *wan sie wolten ez niht sûmen. si bâten in ûz* (*in* fehlt G. *ûz* fehlt P) *rûmen.* Im Lanzelet stimmen so viele stellen mit dem Erec überein, dass man Ulrich mit mehr sicherheit, als Schilling de usu dicendi Ulrici de Z. 1866 s. 7 es getan hat, für einen nachahmer des Hartmann im Erec ansehen darf. Ulrich entlehnt fast nie wie Wirnt ganze verse oder verspaare von Hartmann, er gebraucht aber in einer reihe von mehreren versen dieselben ausdrücke wie Hartmann, vgl. unten zu 5540. So stehen auch hier die beiden angeführten verse nicht allein, in den nächsten zeilen stimt Lanz. 5290 wörtlich zu Er. 2795 *zen vier nagelen gegen der hant.* Erec 2791 ist wol *er* vor *bat* zuzufügen: es konte leicht ausfallen, da der vorhergehende vers auch mit *er* begint. Bech ändert mehr: *er bat im ez rûmen.* Vielleicht stand im Erec und im Lanz. ursprünglich dieselbe präposition, *ûf* oder *ûz.* Die handschrift des Erec hat *auff* für *ûz* 5583.

3343. Die aus der ersten ausgabe behaltene vermutung, das echte könne etwa gewesen sein *als ir mich ê hôrtet sagen* wird unwahrscheinlich durch 3305 *von den ich iu vor gesagt hân.*

3579. *Liez* wie in Ulrichs Tristan geschrieben werden soll, hat Massmann gesetzt.

4643. Bech in der Germ. 7, 457 führt Wig. 29, 4 *wan si vor allem valsche was lûter als ein spiegelglas* an, wodurch sein vorschlag auch hier *vor valsche* für

das überlieferte *vol valsches* zu schreiben sehr annehmbar wird; denn es ist wahrscheinlich, dass Wirnt seine verse dem Hartmann abgeborgt hat.

5500. Über *gedrâte* ist Haupts zs. 16, 478 zu vergleichen.

5540 ist in der handschrift sehr entstellt. Für das in den text gesetzte *swaz der hulft wære* wird auf 2305 fg. verwiesen, wo einer der drei schilde Erecs eine decke von zobel hat. Diese stelle scheint im Lanz. 6304 fg. nachgeahmt zu sein: *dar ûf ist in allen vlîz ein mouwe von zobel gemacht.* Wie im Erec drei schilde beschrieben werden, so im Lanz. vier; und einzelne ausdrücke stimmen in der oben zu 2791 angegebenen weise: Lanz. 6304 *in allen vlîz* — Er. 2299 *in solhen vlîz;* Lanz. 6297 *ûz und inne harte rîch* — Er. 2305 *von golde ûze und innen gar.* Zu Er. 5538—40 mag noch angeführt werden Lanz. 1526 fg. *dô wart von im zerbrochen manic schilt daz er zekloup und daz diu varwe ûf stoup, als ez genibelet wære;* obwol sich daraus für den verderbten vers des Erec kaum etwas gewinnen lässt. Möglich ist es dass er auch einen vergleich enthielt *als ez .... wære.*

5812. Die s. 399 unten angeführte stelle der Virginal wird anders aufzufassen sein. Der dichter liebt es sehr zwischen zwei durch *und* verbundene wörter etwas einzuschieben; z. b. *und dazs ir mundel blîchen iht lâzen und ir wengel rôt* 57, 10. *dô sach ich loufende ûf der wal die grôzen wurme schallen unde manec kleine getwerc* 448, 9 fg. *und hete mîn leit ein ende und ouch mîn grôzez ungemach* 450, 9 fg. *er het wol drîge kiele verslunden und den Dunresberc* 834, 10 fg. So ist auch 61, 10 *ich müeste sîn an mînen tôt und maneges ungespottet lân.* Der dichter geht noch weiter, er schiebt, wie Steinmeyer oben band 3, 240 bemerkte, ganze zeilen zwischen zusammengehöriges, z. b. 58, 7 fg. *dô sî sâhen komen daz getwerc, sî vrâgten ez der mære, und îlten zime für den berc, waz in dem walde wære;* und sogar zwei zeilen 713, 3 fg. *„owê der leiden mære" sprach diu junge herzogîn, „Nîtgêr, lieber herre mîn, dirre grôzen swære.*

6114. *Als sî sich wolde ervallen dran* hat die handschrift; im text ist aus der ersten ausgabe *ervellen* behalten. Aber die von Bech Germ. 7, 458 und von Lexer 1, 687 gesammelten beispiele zeigen, dass nicht zu ändern war.

6405 mehr belege für *tuo hin* siehe zu Wolfd. B 582, 5.

6861 kann die überlieferung wol behalten werden *nu gerietens bêde einen wec.*

7551 ist *hœren* in der bedeutung aufhören nachgewiesen. In der ersten hälfte des 13. jahrhunderts scheint *ûf hœren* nicht vorzukommen: wie Haupt im Ortnit 416, 1 das *ûf* streicht, ist es auch in der Krone 26322 nur als modernisierung des schreibers zu betrachten; der dichter schrieb *hœret, iu ist ze gâch.* Nach 1250 ist *ûf hœren* aber nicht mehr zu beanstanden, siehe zu Wolfd. D VIII 294, 2.

7814. Im Bit. 934 wird die lesart der handschrift als richtig erwiesen: *si* bezieht sich auf *mûte*, das aus *gemûtet* zu ergänzen ist. Zweifelhaft aber ist mir die änderung 935 *uns* für *in sô;* was die handschrift hat, *swaz er in sô gewinnet an,* gibt einen richtigen sinn. Gelfrat hat vorher schon die schwertschläge der fremden scherzhaft als mautbezahlung gefasst und sagt hier in derselben weise: nachdem man uns so maut bezahlt hat, gönne ich dem, der es sich aufheben will, was er ihnen (Biterolf und seinen leuten) abgewint (d. i. neue hiebe), gerne meinen teil; ich habe genug und mag den streit nicht erneuern.

7817. *Swer die strâze nû verbirt und sie doch* (so P, *der sie iedoch* V) *bûwen muoz, der versûmet manegen süezen gruoz* Krone 8735 fg. *nu mac er pover pârât wol die strâze bouwen* 8798 fg. *gar wît ist mir diu strâze gebûwet sicherlîch* Wolfd.

dem pluralis *denke* ist noch ein beleg Wolfd. D. VI 80, 4 *in manegen denken:* so ist nach *f* in den text gesetzt, *ace* haben *gedenken.* — *bot* steht in der Rabenschlacht 842, 3, wo nur die hs. A *gepot* liest, und Kolm. meisterlieder 11, 37 *diu zehen bot sint worden laz.* — Über *nôz* für *genôz* s. Haupts zs. 16, 417. — Auch *treide* für *getreide* komt vor bei Rauch scr. rer. Austr. 3, 21; *wan* für *gewan* : *swer nie gelîchen wan noch hât* und *grôz guot mit êren nieman wan* MSH. 3, 21ª.

2167. Die erklärung des ausdruckes *guot umb êre nemen* wird auch durch den spruch Kelins MSH. 3, 22ª und durch folgende stellen der Krone bewiesen: *lâz sie mit unêre ir guot al eine niezen, die des niht kan verdriezen, sie wehseln guot umb êre* 8769 fg. *grôz êre sie dô kouften mit gâbe an varnde diet* 13864. *des wart sælic êre gekouft* 22552; vorher ist die beschenkung der fahrenden erwähnt und es heisst *von êren wart diu hôchzît für gekêrt.*

2476. *Er reit uns im diu naht benam* wie die handschrift hat, ist richtig. Haupt hat wie die meisten herausgeber in andern gedichten *imz* geschrieben. Dass *ez* fehlen kann, zeige ich zu Wolfd. D IV 40, 1.

2625. *Dâ mite wart stênde gar sunder fride der turnoi* Krone 18545. *dâ von mohte niht ergên der turnoi, des muoste er stên* 18561. *ûf dem stuont vaste enstet der strît* Ulrich von Lichtenstein 527, 32.

2791. *Bat ûf rûmen.* Haupt fasst *bat* als substantivum und nimt eine bildliche redensart an, indem er Mart. 164, 89 *sô man diu bat ûz gieze* „wenn es zum ende komt“ vergleicht und für das verbum Helmbr. 1125 *ez werdent phlüege gesûmet und rinder ûf gerûmet* anführt. Aber davon abgesehen dass der artikel vor *bat* kaum fehlen dürfte: die beiden stellen genügen nicht für die angenommene erklärung. Die redensarten das bad austragen, ausgiessen, aussaufen, austrinken (müssen steht oft dabei) DWB. 1, 827. 1030. Lexer 1, 134, die man nicht mit J. Grimm auf eine besondere geschichte zurückführen wird, heissen entweder: schaden haben oder etwas lästiges tun müssen. Ein diener oder der letzte badende giesst das bad aus. Wenn man also auch sagte *daz* oder *diu bat ûf rûmen,* was sich aber kaum wird nachweisen lassen, so konte Hartmann dies doch nicht dem Erec zumuten. — Die richtige erklärung wird Lanz. 5281 fg. ergeben, worauf auch Bech aufmerksam gemacht hat: *wan sie wolten ez niht sûmen. si bâten in ûz* (*in* fehlt G, *ûz* fehlt P) *rûmen.* Im Lanzelet stimmen so viele stellen mit dem Erec überein, dass man Ulrich mit mehr sicherheit, als Schilling de usu dicendi Ulrici de Z. 1866 s. 7 es getan hat, für einen nachahmer des Hartmann im Erec ansehen darf. Ulrich entlehnt fast nie wie Wirnt ganze verse oder verspaare von Hartmann, er gebraucht aber in einer reihe von mehreren versen dieselben ausdrücke wie Hartmann, vgl. unten zu 5540. So stehen auch hier die beiden angeführten verse nicht allein, in den nächsten zeilen stimt Lanz. 5290 wörtlich zu Er. 2795 *zen vier nagelen gegen der hant.* Erec 2791 ist wol *er* vor *bat* zuzufügen: es konte leicht ausfallen, da der vorhergehende vers auch mit *er* begint. Bech ändert mehr: *er bat im ez rûmen.* Vielleicht stand im Erec und im Lanz. ursprünglich dieselbe präposition, *ûf* oder *ûz.* Die handschrift des Erec hat *auff* für *ûz* 5533.

3303. Die aus der ersten ausgabe behaltene vermutung, das echte könne etwa gewesen sein *als ir mich ê hôrtet sagen* wird unwahrscheinlich durch 3305 *von den ich iu vor gesagt hân.*

3579. *Lie'z* wie in Ulrichs Tristan geschrieben werden soll, hat Massmann gesetzt.

4643. Bech in der Germ. 7, 457 führt Wig. 29, 4 *wan si vor allem valsche was lûter als ein spiegelglas* an, wodurch sein vorschlag auch hier *vor valsche* für

das überlieferte *vol valsches* zu schreiben sehr annehmbar wird; denn es ist wahrscheinlich, dass Wirnt seine verse dem Hartmann abgeborgt hat.

5500. Über *gedrâte* ist Haupts zs. 16, 478 zu vergleichen.

5540 ist in der handschrift sehr entstellt. Für das in den text gesetzte *swaz der hulft wære* wird auf 2305 fg. verwiesen, wo einer der drei schilde Erecs eine decke von zobel hat. Diese stelle scheint im Lanz. 6304 fg. nachgeahmt zu sein: *dar ûf ist in allen vlîz ein mouwe von zobel gemacht.* Wie im Erec drei schilde beschrieben werden, so im Lanz. vier; und einzelne ausdrücke stimmen in der oben zu 2791 angegebenen weise: Lanz. 6304 *in allen vlîz* — Er. 2299 *in solhen vlîz;* Lanz. 6297 *ûz und inne harte rîch* — Er. 2305 *von golde ûze und innen gar.* Zu Er. 5538—40 mag noch angeführt werden Lanz. 1526 fg. *dô wart von im zerbrochen manic schilt daz er zekloup und daz diu varwe ûf stoup, als ez genibelet wære;* obwol sich daraus für den verderbten vers des Erec kaum etwas gewinnen lässt. Möglich ist es dass er auch einen vergleich enthielt *als ez .... wære.*

5812. Die s. 399 unten angeführte stelle der Virginal wird anders aufzufassen sein. Der dichter liebt es sehr zwischen zwei durch *und* verbundene wörter etwas einzuschieben; z. b. *und dazs ir mundel blichen iht lâzen und ir wengel rôt* 57, 10. *dô sach ich loufende ûf der wal die grôzen wurme schallen unde manec kleine getwerc* 448, 9 fg. *und hete mîn leit ein ende und ouch mîn grôzez ungemach* 450, 9 fg. *er het wol drîge kiele verslunden und den Dunresberc* 834, 10 fg. So ist auch 61, 10 *ich müeste sîn an mînen tôt und maneges ungespottet lân.* Der dichter geht noch weiter, er schiebt, wie Steinmeyer oben band 3, 240 bemerkte, ganze zeilen zwischen zusammengehöriges, z. b. 58, 7 fg. *dô sî sâhen komen daz getwerc, sî vrâgten ez der mære, und îlten zime für den berc, waz in dem walde wære;* und sogar zwei zeilen 713, 3 fg. *„owê der leiden mære“ sprach diu junge herzogîn, „Nitgêr, lieber herre mîn, dirre grôzen swære.*

6114. *Als sî sich wolde ervallen dran* hat die handschrift; im text ist aus der ersten ausgabe *ervellen* behalten. Aber die von Bech Germ. 7, 458 und von Lexer 1, 687 gesammelten beispiele zeigen, dass nicht zu ändern war.

6405 mehr belege für *tuo hin* siehe zu Wolfd. B 582, 5.

6861 kann die überlieferung wol behalten werden *nu gerietens bêde einen wec.*

7551 ist *hœren* in der bedeutung aufhören nachgewiesen. In der ersten hälfte des 13. jahrhunderts scheint *ûf hœren* nicht vorzukommen: wie Haupt im Ortnit 416, 1 das *ûf* streicht, ist es auch in der Krone 26322 nur als modernisierung des schreibers zu betrachten; der dichter schrieb *hœret, iu ist ze gâch.* Nach 1250 ist *ûf hœren* aber nicht mehr zu beanstanden, siehe zu Wolfd. D VIII 294, 2.

7814. Im Bit. 934 wird die lesart der handschrift als richtig erwiesen: *si* bezieht sich auf *mûte,* das aus *gemûtet* zu ergänzen ist. Zweifelhaft aber ist mir die änderung 935 *uns* für *in sô;* was die handschrift hat, *swaz er in sô gewinnet an,* gibt einen richtigen sinn. Gelfrat hat vorher schon die schwertschläge der fremden scherzhaft als mautbezahlung gefasst und sagt hier in derselben weise: nachdem man uns so maut bezahlt hat, gönne ich dem, der es sich aufheben will, was er ihnen (Biterolf und seinen leuten) abgewint (d. i. neue hiebe), gerne meinen teil; ich habe genug und mag den streit nicht erneuern.

7817. *Swer die strâze nû verbirt und sie doch* (so P, *der sie iedoch* V) *bûwen muos, der versûmet manegen süezen gruoz* Krone 8735 fg. *nu mac er pover pârât wol die strâze bouwen* 8798 fg. *gar wît ist mir diu strâze gebûwet sicherlich* Wolfd.

D VII 63, 4. *in allen vier enden bouwent si die strâze* Kudr. 1458, 3, was Lexer 1, 404 nicht richtig erklärt.

7876. *Riten — über einen hôhen berc durch michel waltgevelle nider* Wig. 85, 9; wol aus der angeführten stelle des Iwein entlehnt.

8366. Über *aller hande* ohne substantivum siehe noch zu Wolfd. B 264, 2.

9016. Eine dritte form, die sich schon aus dem erwähnten schwäbischen *zundelrôt* ergibt, ist *zundel* Liedersaal 2, 339, 84 *wange an wange widerstrît, dâ der minne zundel lît. fuchszunderroth* ist im DWB angeführt.

9305. *Im was doch vil swære sîn lîp von der vordern nôt* Krone 9337. *Baingranz an der stunde het sich ze leste gelâzen nider, des mohte er niht gâhes wider komen, wan er swære was* 27067 fg.

9348. *ich lân* reimt auch Heinzelin 1, 1248. Wolfd. D 696, 4 dc. Zu den beispielen für den conjunctiv *lâ lân* komt *lâ* 3. sing. Krone 1833. *erlâ* 7298. *lân* 3. plur. Bit. 863.

9349. Das seltene *unadel* steht noch im schachzabelbuch Konrads von Ammenhausen s. 197 *ez ist ein altez wort daz man ofte hât gehôrt : swâ unadel gewaltes pfligt, unart vil dicke dem an gesigt.*

Zum schluss zeige ich ein paar druckfehler in dem register an. *ἀπὸ κοινοῦ* zweite zahl lies 5812. *hant* dritte zeile lies 299. Hartm. a. H. letzte stelle 1969 statt 1669. *kunnen ze* (nicht *mit*) *einem dinge. kurze* 6201. Singularis, letzte zeile: 6712. tempora gewechselt 6980. *willekomen* 5093. *michel willekomen* 9876.

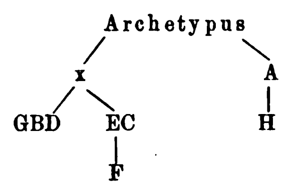
BERLIN. OSKAR JÄNICKE.

Josef Egger, Beiträge zur Kritik und Erklärung des Gregorius Hartmanns von Aue. Separatabdruck aus dem Jahresberichte des k. k. II. Staats-Gymnasiums zu Graz vom Jahre 1872. 10 sgr.

Seitdem durch kühnes wagnis Lachmann und Haupt die pachtung der Hartmannschen gedichte ist entrissen worden, erfreuen wir uns einer reichen litteratur über dieselben. Die meisten der bezüglichen conjecturensamlungen haben es sich zum principe gemacht, nicht etwa zu fragen ob in einem bestimten falle die handschrift genüge, oder ob man mit Lachmanns besserung zufrieden sein könne, sondern nachzusehen, wie der text anders, auf jeden fall anders gestaltet werden könte, als ihn die erste kritische bearbeitung darbot. Natürlich ist auf diesem wege jeder forscher für sich zu einer fülle wertvoller resultate gelangt und es ist uns spätlingen vor allem klar gemacht worden, welche biegsamkeit und geschmeidigkeit die mittelhochdeutsche syntax besitzt, wofern sie nur tüchtig ausgebeutet wird. So z. b. hat uns die Bechsche ausgabe Hartmanns von Aue die überraschendsten aufschlüsse über die natur der partikel *ne* geliefert und Wackernagels einst abgegebenes urteil, dass die functionen dieser partikel schwer erkenbar seien, ist damit vollständig antiquiert. Die vorliegende arbeit zerfällt in zwei streng gesonderte teile. Gleich von vornherein will ich bemerken, dass der zweite teil — und er allein entspricht dem titel der abhandlung — eine gute arbeit ist, verständig und vorsichtig, jedesfalls mit bedeutendem scharfsinne gemacht, was man zugestehen muss, sollte man auch mehreres kaum billigen können. Auch ist der ton der polemik, welche notwendiger weise gegen die vorgänger geführt wird, im zweiten teile ein ganz anderer, als im ersten, ruhiger und gemässigter.

Der erste teil bietet zunächst ein verzeichnis der handschriften und damit nichts neues. Dann sucht der verfasser über das verhältnis der handschriften untereinander ins klare zu kommen, er benutzt dazu vor allem die elf zeilen des gedichtes, welche in allen handschriften sich vorfinden. An und für sich ist dieses verfahren gewis richtig, aber bei dem umstande, dass nur 11 zeilen gegen fast 4000 stehen, kann der zufall leicht böses spiel treiben und auf keinen fall werden entscheidende resultate zu tage kommen. Es scheint mir also — die angeführten varianten betreffen kaum mehr als orthographische differenzen — ein irrtum, wenn der verfasser die regel für die weitere kritische behandlung mit voller sicherheit aus dem variantenverhältnisse dieser elf zeilen abstrahiert, sollte auch im ganzen und grossen das richtige wol getroffen sein. Dass „jede combination ausser A vor einer solchen mit A principiell an wert zurücksteht," wird man Egger gerne glauben. Aber auch dies ist keineswegs neu, es ist vielmehr die regel, nach welcher Lachmann seine ausgabe gearbeitet hat, wenn er es auch nicht für nötig hielt, davon zu sprechen. Wenn Egger weiter angibt, welche ursprüngliche lesarten jede handschrift allein biete und aus dieser unvollständigen zusammenstellung schliesst, es habe jede der handschriften ihre eigenen vorzüge, jede auch ihre eigenen fehler, somit dürfte es schwerlich gelingen, eine genauere tabelle ihrer descendenz anzufertigen, so ist diese methode falsch. Auf solchem wege gelangt man überhaupt nicht zur feststellung von handschriftenstammtafeln, stets wird — das ergibt sich schon aus der art, wie die schreiber des mittelalters ihr verhältnis zur handschriftlichen vorlage auffasten — das resultat die coordination der handschriften sein. Vielmehr muss, sobald die classificierung in bausch und bogen vorgenommen worden ist, untersucht werden, ob nicht die fehler und die durch umdeutung entstandenen änderungen in einzelnen handschriften aus dem buchstabenstande eines guten codex sich erklären lassen. Ist dies möglich und stehen sonst nicht wichtige gründe entgegen, so wird auf diesen einzigen gesichtspunkt hin schon die descendenz der handschriften bestimt werden können. Bei Hartmanns Gregorius allerdings finden sich schwierigkeiten besonderer art, wie, dass von wichtigen handschriften nur bruchstücke uns erhalten sind, dass andere handschriften an grossen verderbnissen und unerhörter lückenhaftigkeit leiden.[1] Trotzdem wird es, denk ich, möglich sein, etwas weiter zu gehen als Egger.

Eine vor mehreren monaten geführte untersuchung hat mir folgende stammtafel als wahrscheinlich ergeben:



Eine genaue ausführung und besprechung aller gründe würde zu viel raum einnehmen und vieles bekante müste widerholt werden, deshalb beschränke ich mich darauf, die verse anzugeben, deren gestaltung mir das angedeutete verhältnis der handschriften zu bestimmen scheint. Die trennung in eine A und non A-gruppe hat bereits Pfeiffer ausgesprochen, an die scheidung der non A-gruppe in eine mit G, in eine

1) Gelegentlich erwähne ich, dass ich eine neue collation der Wiener handschrift, wie Egger s. 2 sie wünscht, vor einiger zeit angefertigt habe, ohne bemerkenswerte resultate dadurch erreicht zu haben.

zweite mit E an der spitze hat, glaube ich, Egger schon gedacht, für beides bedarf es kaum eines beweises. Die stellung von B characterisieren folgende verse: 1294. 1324. 1462. 1636. 1704. 1841. 2136. 2300. 2596. 2660. 2860. 3063; die stellung von D: 269. 277. 285. 286. 305. 385. 398. 403. Für genaueres zusammenhalten von E und C sprechen: 813. 819. 840. 892. 895. 952. 998. 1007. 1044 fgg. 1068. 1119. 1123. Das verhältnis von F zu E wird ausser den von Egger bereits angeführten stellen 871. 872 und 914 entschieden durch die gemeinsamkeit der lücke 795—802 und durch 1014—1017.

Schwieriger ist es festzustellen, wie H zu A sich verhalte. Doch ist die zahl der stellen, deren lücken oder deren schreibung kaum anders als durch annahme einer unmittelbaren descendenz der handschrift H von A erklärt werden können, so gross und andererseits macht doch die aufklärung einzelner H eigentümlicher wortformen bei dem dialect, der flüchtigkeit und unkentnis des schreibers so wenig schwierigkeiten, dass eine andere annahme wol kaum möglich scheint. Man vergleiche: 1509. 1516. 1524. 1557. 1562. 1583. 1602. 1607. 1676. 2104. 2235. 2255.

Unter „b) Zur geschichte der textkritik des Gregorius" zählt Egger sämtliche stellen auf, welche von Pfeiffer, Bech und Bartsch teils aus den handschriften, teils durch conjecturen eine änderung gegenüber dem Lachmannschen texte erfahren haben. Wäre diese ganze samlung blos ein mühsames privatvergnügen des verfassers, so dürfte niemand etwas dagegen einwenden, doch er verwertet sie zu den wunderlichsten schlüssen und da darf ich mir wol die bemerkung erlauben, dass durch derartiges zusammenkarren weder den urhebern der bezüglichen änderungen noch dem verfasser, am allerwenigsten der wissenschaft genutzt wird. Wenn aber der verfasser bei gelegenheit der vergleichung seiner zusammenstellung mit den kritischen leistungen Lachmanns und Haupts die letzteren zu schelten unternimt, so schadet er sich selbst dabei am meisten. Oder gar, wenn er von dem „obligaten hochaufgestapelten kehrichtwagen von lesarten" spricht, der Lachmann-Haupts ausgaben angehängt sei. Man fühlt sich versucht, zu fragen, woher die von Egger so gerühmten philologen das material zu ihren arbeiten genommen haben, wenn nicht von diesem „kehrichtwagen," oder wo etwa Eggers büchlein geblieben wäre, wenn der „kehrichtwagen" im 5. bande von Haupts zeitschrift nicht hilfreich zur hand gewesen wäre. Auch die sitte, Haupt anzugreifen, hat der verfasser sich lebhaftest und in ziemlich unpassender weise angeeignet. Es fällt mir nicht ein, hier Haupts arbeiten verteidigen zu wollen, sie haben einer verteidigung nie bedurft. Wenn aber jemand in einer erstlingsarbeit seine kritischen sporen an Haupt sich verdienen und in schmähenden worten ihm am zeuge flicken will, dann muss wol daran erinnert werden, dass man schon sehr viel gelernt haben muss, um Haupts leistungen und ihre bedeutung für die deutsche philologie nur annähernd würdigen zu können.

Der zweite teil des Eggersschen heftchens ist, wie gesagt, eine gute arbeit und hat auch wenig von dem unnützen hochmute, der im ersten durchschimmert. Nachträge und polemische erörterungen liessen sich wol zu vielen stellen geben, ich spare mir diess für ein ander mal und bemerke nur noch, dass des verfassers belesenheit über die in den ihm vorliegenden arbeiten gebotene nicht hinausgeht. Sonst würde er kaum Höfern, welchem verdienten gelehrten er s. 13 ja auch noch eins anhängt, bei vers 2 das citat „Otte 752" nachgeschrieben haben, da an dieser stelle die Heidelberger handschrift nr. 341 (P) eine sehr bemerkenswerte variante bietet, die Egger für seine ansicht vorteilhaft hätte verwenden können.

Ob Haupt wol den „Otte" gelesen haben wird?

GRAZ, IM MAI 1873. ANTON SCHÖNBACH.

Sententiarum liber collegit et disposuit **Carolus Hartung**, dr. phil. Berolini sumptibus F. Henscheli 1872. Auch unter dem deutschen titel: Lateinische sentenzen gesammelt und geordnet von dr. phil. Carl Hartung. Berlin. Henschel. 1872. X und 244 s. 24 sgr.

Der herausgeber hat bei seiner samlung verschiedene zwecke im auge gehabt, zu deren erreichung die sentenzen verwant werden können und in der tat gern verwant werden. Bei der grossen anzahl solcher sentenzensamlungen ist eine hauptfrage bei einer neuen erscheinung, ob sie die vorausgegangenen an reichhaltigkeit und in guter anordnung übertrifft, und da lässt sich nicht läugnen, dass das vorliegende buch in beider beziehung vor älteren vorzüge hat. Mit recht wendet sich der herausgeber in der vorrede gegen das bei vielen beliebte promptuarium sententiarum von Wüstemann (1856), neu herausgegeben von M. Seyffert 1864, und lassen sich zu seinen ausstellungen noch andere hinzufügen. Aber wenn er diese samlung als die letzte derartige bezeichnet, so ist das ein irtum, denn 1868 ist F. Frommelt Florilegium lat. Jenae. Deistung. erschienen, und hat dieses buch viele vorzüge vor anderen samlungen, namentlich hinsichtlich der reichhaltigkeit. Auch W. Binder Novus thesaurus usw. (1861) und Riley Dictionary of latin quotations (1860) scheinen dem herausgeber unbekant zu sein. Aber abgesehen davon, gibt recensent dieser neuesten samlung den vorzug, da sie nicht nur noch reichhaltiger ist als die Frommelts, sondern auch das nachschlagen durch einordnen der sentenzen unter deutsche begriffe, wie in der freilich viel dürftigeren samlung von Georges, erleichtert hat. Die citate sind, so weit sie verglichen werden konten, genau. Der erste anhang: Celebria veterum apophthegmata gibt viele bekante geflügelte worte der Römer, die man hier gern zusammengestellt findet, mehr oder minder geläufige; der zweite anhang verweist auf synonyme begriffe und erleichtert das nachschlagen. Das buch enthält gegen 5750 sentenzen unter 517 begriffen. Nehmen wir noch hinzu das bequeme format, welches erlaubt, das buch leicht mit sich zu führen, und die gute ausstattung, so sind gründe genug zur empfehlung aufgeführt.

H. E. BEZZENBERGER.

Sprichwörter der germanischen und romanischen sprachen vergleichend zusammengestellt von **Ida von Düringsfeld** und **Otto Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld.** Leipzig. Verlag von H. Fries. I. band. XVI und 522 seiten. 6 thlr.

Das vorstehende buch ist eine wesentliche und sehr dankenswerte bereicherung der sprichwortlitteratur. Die verfasser, welche bereits durch andere einschlagende arbeiten (Das sprichwort als kosmopolit. Die frau im sprichwort. Das wetter im sprichwort. Das kind im sprichwort.) ihre vertrautheit mit dem gegenstande dargelegt und in diesen wie anderen schriften einen feinen sinn für alles echt volkstümliche kund gegeben haben, bieten hier eine wissenschaftlich geordnete samlung der in den germanischen und romanischen sprachen lebendigen analogen sprichwörter. Es sind nicht etwa bloss gemachte übersetzungen, die so vielfach für echtes sprichwort ausgegeben werden obgleich das redende volk nichts von ihnen weiss, sondern echte und landeseigene sprichwörter, mit lobenswertem fleisse aus den besten quellen gesammelt, in ihrer natürlichen fassung, in welcher der zu grunde liegende gedanke häufig in überraschend anderer wendung erscheint. Darum ermüdet es auch nicht, dasselbe sprichwort in so vielen varianten zu finden, z. b. „abendrot gut wetter bot, morgenrot bringt wind und kot“ in 71; „am lachen erkent man den

toren" mit nahe verwanten in 167; im gegenteil das interesse wird um so lebhafter erregt. Der ganze vorrat wird 2000 — der vorliegende I. band hat 960 — sprichwörter aus mehr als 230 mundarten der germanischen und romanischen sprachen umfassen, also eine polyglotte von sprichwörtern auf diesem begrenzten sprachgebiete bilden, wie eine solche bis jetzt nicht vorhanden war. Man darf annehmen, dass derselbe leicht beträchlich hätte vermehrt werden können; aber die verfasser haben gut daran getan, sich auf allgemein verbreitete zu beschränken, da an diesen das linguistische und ethnographische interesse volle befriedigung findet, und ganze vollständigkeit doch nicht würde zu erreichen gewesen sein. In der anordnung zeigt sich viel umsicht, und ist mit geschick raum erspart, ohne die übersichtlichkeit zu beeinträchtigen. Die ältere deutsche litteratur bietet wol etwas mehr, als aufgenommen ist, z. b. zu 33 „es ist nicht alles gold, was glänzt": *Manic houpt hât goldes schîn, dem doch der zagel ist küpferîn. — Der koufman dran verliuset, der glas für rubîn kiuset;* zu 66 „es ist niemand gern alt, und doch will jedermann gern alt werden": *Wir wünschen alters alle tage, soz dan kumt, so ist ez niht wan klage;* zu 89 „anderer leute kühe haben immer grössere euter": *Der fremede acker stuont ie baz dan eigen sât; daz machet haz;* zu 97 „der fuchs ändert den balg und bleibt ein schalk; der wolf ändert das haar und bleibt, wie er war": *Slüffe ein schalc in zobeles balc, wær er iemer drinne, erst doch ein schalc. — Swie dicke ein wolf gemünchet wirt, diu schâf er drumbe nicht verbirt;* zu 185 „besser ein kleiner fisch als gar nichts auf dem tisch": *Ein smerl ist bezzer ûf dem tisch dan in dem wâge ein grozer visch;* zu 216 „guter nachbar ist besser als bruder in der ferne": *Gemachet friunt ze nôt bestât, da lîhte ein mâc den andern lât. — Ein friunt ist bezzer nâhe bî dan hin dan verre drî*, u. a. m.

Die äussere ausstattung entspricht dem inneren werte des buches, das unter dem letzten kriege zu tage gefördert ward und mit um so besserem grunde dem neubegründer des deutschen reiches, unserem siegreichen kaiser gewidmet werden durfte. Allen freunden des sprichwortes und der spruchdichtung kann das treffliche buch bestens empfohlen werden, dessen vollendung hoffentlich nicht lange aussteht.

H. E. BEZZENBERGER.

Andresen, K. G., Die altdeutschen Personennamen in ihrer Entwickelung und Erscheinung als heutige Geschlechtsnamen. Mainz, Kunzes Nachfolger. 1873. VIII und 102 seiten. 8. 15 sgr.

Der herr verfasser dieser schrift ist seit jahren mit unsern familiennamen beschäftigt und hat schon 1862 in einem programm der realschule von Mülheim a. Rh., an der er damals wirkte, darüber geschrieben. Seine jetzige arbeit ist nach anlage und wesen von jener abhandlung, welche die vorhandenen namen nur nach kategorien ordnete, ganz verschieden; sie bestrebt sich auf grund der germanistischen namenforschung eine zwar populäre, aber wissenschaftlich zuverlässige übersicht der auf altdeutsche personennamen zurückgehenden heutigen geschlechtsnamen zu geben. In der einleitung geht prof. Andresen von der teilung unserer familiennamen in zwei klassen aus: 1) ursprüngliche einzelnamen, 2) beinamen, die entweder patronymisch oder individuelle zunamen waren. Er hebt dann hervor, dass die überwiegende mehrheit auf unsere ältesten deutschen personennamen zurückgeht, und komt dabei auf die zahlreichen hypokoristischen namenformen so wie auf patro- und metronymika. Eine kurze charakteristik der bedeutung der geschlechtsnamen aus alten personennamen schliesst sich an.

Den hauptinhalt des büchleins bildet die alphabetische folge der alten namenmme. Unter jeden werden die heutigen familiennamen unter anlehnung an die hochdeutschen personennamen eingereiht. Auf belege ist verzichtet, nur für manche ıtige formen werden in den anmerkungen verweise beigebracht. Ist doch die entllung oft so stark, dass eine mehrfache deutung zulässig und das fragezeichen echtigt ist. Herr Andresen verfährt durchaus sorgsam und benutzt die besten einarbeiten, namentlich Fr. Starcks buch über die kosenamen der Germanen. So ist ch ihn eine gedrängte und zuverlässige übersicht über die reichste klasse unserer ıiliennamen gegeben, deren nutzbarkeit durch ein alphabetisches register noch verhrt worden wäre.

Ich benutze die gelegenheit auf die beilage zu dem bericht der Basler gewerbeule für 1872/3 aufmerksam zu machen, worin herr Friedr. Becker die deutschen znamen, wie er die imperativischen nent, ganz vortreflich behandelt hat. Derselbe te schon in dem Basler gewerbeschulprogramm von 1863/4 eine schöne schrift ır entstehung und bildung der deutschen geschlechtsnamen veröffentlicht. Möge sich entschliessen, seine reichen samlungen bald zu einem grösseren werke zu werten.

KIEL. KARL WEINHOLD.

ERKLÄRUNG.

Herr Ernst Wilken in Göttingen hat es für gut gefunden, gegen meine in diezeitschrift band IV s. 364 — 370 veröffentlichte recension seines buches: „geschichte geistlichen spiele in Deutschland“ eine 37 druckseiten lange brochure erscheinen lassen. Ich bezeuge ihm gerne, dass ich das heftchen gelesen habe. Da es aber chaus nichts neues und der sache förderliches vorbringt, ich überdies anderes zu habe, als kurz gesagtes noch einmal breit zu demonstrieren, so enthalte ich h einer weiteren entgegnung, indem ich das endurteil getrost den sachverständen fachgenossen überlasse.

GRAZ, PFINGSTEN 1873. ANTON SCHÖNBACH.

EISAUFGABEN DER FÜRSTLICH JABLONOWSKISCHEN GESELLSCHAFT.

Aus der geschichte und nationalökonomik.

Für das jahr 1873. Die ältesten schriften über eigentliches handelsrecht ben ausser ihrer juristischen bedeutung noch eine, bisher wenig beachtete, natiolökonomische. Nicht bloss insofern, als ihre tatsächlichen voraussetzungen oft ten tiefern und lebendigern einblick, als andere geschichtsquellen, in das innere r gleichzeitigen volkswirtschaft, wenigstens der städtischen, gestatten; sondern ch weil die theoretischen überzeugungen ihrer ebenso verkehrserfahrenen als wisschaftlich gebildeten verfasser einen wichtigen beitrag liefern zur ausfüllung r dogmengeschichtlichen lücke, welche die abneigung zumal der vorcolbertinen zeit gegen alle systematik der volkswirthschaftslehre offen gelassen hat. Die sellschaft wünscht deshalb

eine darlegung der nationalökonomischen ansichten, welche die vornehmsten handelsrechts-schriftsteller des 16. und 17. jahrhunderts, zumal vor Colbert, ausgesprochen haben. (Preis 60 Ducaten.)

Für das jahr 1873 (vom vorigen jahre prolongiert, da die gesellschaft von em anonymen bewerber erfahren hat, der durch den krieg an der vollendung sei-

ner bearbeitung verhindert worden). Bei der absolut hohen bedeutung, welche der internationale getreidehandel nicht blos praktisch für das wohl und wehe des kaufenden wie des verkaufenden volkes besitzt, sondern auch als symptom der allgemeinen kulturentwickelung auf beiden seiten; so wie bei der relativ wichtigen stellung, welche gerade im polnischen handel seit jahrhunderten die getreideausfuhr eingenommen hat, wünscht die gesellschaft

eine quellenmässige geschichte des polnischen getreidehandels mit dem auslande.

Die zeit vor dem untergange des byzantinischen reiches wird dabei nur als einleitung, die neuere zeit seit der teilung polens nur als schluss zu berücksichtigen sein, das hauptgewicht aber auf die dazwischen liegenden drei jahrhunderte gelegt werden müssen. (Preis 60 ducaten.)

Für das jahr 1874. Mehrere der bedeutendsten vertreter der neuern sprachwissenschaft, namentlich Jacob Grimm und Schleicher, haben sich zu der ansicht bekant, dass die germanischen sprachen zu der slawisch-litauischen sprachengruppe in einem engern verwantschaftsverhältnis stehen, als eins dieser beiden gebiete zu irgend einem andern, ohne dass bisher diese, auch in kulturhistorischer beziehung wichtige frage zum gegenstand einer umfassenden und tiefer dringenden untersuchung gemacht wäre.

Die gesellschaft wünscht deshalb

eine eingehende erforschung des besondern verhältnisses, in welchem innerhalb der indogermanischen gemeinschaft die sprachen der litauisch-slawischen gruppe zu den germanischen stehen.

Dem bearbeiter bleibt es überlassen, ob er seiner schrift die form einer einzigen gesamtdarstellung geben, oder eine reihe von specialuntersuchungen vorlegen will, durch die einige besonders wichtige seiten der frage in helles licht gestellt werden. Von solchen wörtern, welche nachweislich von dem einen sprachgebiet in das andere hinübergenommen sind, ist gänzlich abzusehen. Überhaupt muss die untersuchung mit den mitteln und nach der strengen methode der jetzigen sprachwissenschaft geführt werden. Der gebrauch anderer alphabete als des lateinischen mit den nötigen diakritischen zeichen und des griechischen ist zu vermeiden, vielmehr sind die laute der slawisch-litauischen sprachgruppe nach dem von Schleicher befolgten system zu bezeichnen. (Preis 60 Ducaten.)

Für das jahr 1875. Während die politischen ereignisse, welche die begründung der deutschen herschaft in Ost- und Westpreussen herbeiführten, sicher festgestellt und allgemein bekant sind, fehlt es an einer gründlichen darstellung, in welcher weise zugleich mit ihnen und in ihrer folge die deutsche sprache dort mitten unter fremden sprachen sich festsetzte und zur herschaft gelangte. Es ist dieser process ein um so interessanterer, als sich die beiden hauptdialekte des deutschen an demselben beteiligten. Die gesellschaft wünscht daher

eine geschichte der ausbreitung und weiterentwickelung der deutschen sprache in Ost- und Westpreussen bis zum ende des 15. jahrhunderts mit besonderer rücksicht auf die beteiligung der beiden deutschen hauptdialekte an derselben.

Es darf erwartet werden, dass die archive ausser dem bereits zerstreut zugänglichen materiale noch manches neue bieten werden; die beachtung der eigennamen, der ortsnamen, der gegenwärtigen dialektunterschiede wird wesentliche ergänzungen liefern. Sollten die forschungen zur bewältigung des vollen themas zu umfänglich werden, so würde die gesellschaft auch zufrieden sein, wenn nach feststellung der hauptmomente die veranschaulichung des einzelnen sich auf einen teil von Ost- und Westpreussen beschränkte. Der preis beträgt 60 ducaten; doch würde die gesell-

schaft mit rücksicht auf die bei der bearbeitung wahrscheinlich nötig wordenden reisen und correspondenzen nicht abgeneigt sein, bei eingang einer besonders ausgezeichneten lösung den preis angemessen zu erhöhen.

Für das jahr 1876. Indem die gesellschaft den

häringsfang und häringshandel im gebiete der Nord- und Ostsee

als thema aufstellt, glaubt sie mit dieser allgemeinen fassung desselben nur die richtung andeuten zu sollen, in welcher sie handelsgeschichtliche forschungen anzuregen wünscht. Sie überlässt es den bearbeitern, den anteil einzelner völker, emporien oder gruppen derselben, wie etwa der hanseatischen, am häringsfang und häringshandel zu schildern. Sie wünscht der aufgabe auch nicht bestimte zeitliche grenzen zu stecken und würde ebenso gern eine auf den urkundenbüchern und anderen geschichtsquellen begründete darstellung des mittelalterlichen häringshandels wie eine mehr statistische bearbeitung des modernen hervorrufen. (Preis 700 mark.)

Die preisbewerbungsschriften sind in deutscher, lateinischer oder französischer sprache zu verfassen, müssen deutlich geschrieben und paginiert, ferner mit einem motto versehen und von einem versiegelten zettel begleitet sein, der auswendig dasselbe motto trägt, inwendig den namen und wohnort des verfassers angibt. Die gekrönten bewerbungsschriften bleiben eigentum der gesellschaft. Die zeit der einsendung endet für das jahr der preisfrage mit dem monat november; die adresse ist an den secretär der gesellschaft (für das jahr 1873 den prof. dr. F. Zarncke) zu richten. Die resultate der prüfung der eingegangenen schriften werden jederzeit durch die Leipziger zeitung im märz oder april bekant gemacht.

PREISAUFGABE DER BENEKESCHEN STIFTUNG FÜR DAS JAHR 1875—76.

(Veröffentlicht von der philosophischen facultät zu Göttingen in den Nachrichten von der kgl. gesellsch. der wissenschaften und der G. A. universität zu Göttingen. 1873. nr. 10.)

Da die von deutschen sprachforschern in den letzten fünf und zwanzig jahren veröffentlichten untersuchungen über die entstehung der sprache zu sehr verschiedenen ergebnissen gelangt sind und auf die schwierigkeiten der aufgabe mehr hinweisen als sie überwinden, so erscheint es wünschenswert die frage einer sorgsamen erwägung zu unterziehen: ob die sprachwissenschaft für untersuchungen dieser art einen festen ausgangspunkt und einen gesicherten Boden darbietet.

Die philosophische facultät der Georgia-Augusta verlangt daher als lösung der von ihr für das jahr 1873 zu stellenden preisaufgabe der Benekeschen stiftung eine übersichtliche darstellung der neueren auf die entstehung der sprache sich beziehenden untersuchungen und zugleich eine nachweisung und beurteilung der sprachwissenschaftlichen begründung ihrer ergebnisse in der richtung und zu dem zwecke, dass eine antwort auf folgende frage

1) Vermag die sprachwissen[illegible] uweisen, nach denen die entstehung der inneren [illegible] ng der vorstellungsinhalte und ihrer verknü[illegible] lben fähig werden, durch worte, fle[illegible] ückt zu werden? Und wenn solche [illegible] identisch für die menschliche nat[illegible] er grenzen nach anlage und gesc[illegible]

2) Lässt sich durch vergleichung des sprachwissenschaftlichen materials auf gewisse gesetze zurückschliessen, nach denen zu der inneren sprachform die äussere lautform tritt, so dass bestimten vorstellungsinhalten und der art, wie sie innerlich gefasst sind, bestimte lautliche ausdrücke, und bestimten verknüpfungsweisen der vorstellungsinhalte bestimte combinationen der laute entsprechen? Wenn solche gesetze aufgefunden werden können, ändern sich in übereinstimmung mit ihnen diese lautlichen formen in den einmal bestehenden sprachen, sobald diese in dialecte auseinandergehen oder die grundlage für neue sprachgestaltungen darbieten, und lässt sich der einfluss erkennen und nachweisen, den äussere bedingungen der organisation, des klima usw. auf diese veränderung ausüben?

Die bearbeitungen dieser aufgabe sind bis zum 31. august 1875 dem Dekan der philosophischen facultät zu Göttingen in deutscher, lateinischer, französischer oder englischer sprache einzureichen. Jede eingesante arbeit muss mit einem motto und mit einem versiegelten, den namen und die adresse des verfassers enthaltenden couvert, welches dasselbe motto trägt, versehen sein.

Der erste preis wird mit 500 thlr. gold in Friedrichsd'or, der zweite mit 200 thlr. gold in Friedrichsd'or honorirt.

Die verleihung der preise findet im jahr 1876 am 11. märz, dem geburtstage des stifters, in öffentlicher sitzung der facultät statt.

Gekrönte arbeiten bleiben unbeschränktes eigentum ihrer verfasser.

GÖTTINGEN, 2. APRIL 1873. gez. F. BARTLING, d. z. Decan.

BEKANNTMACHUNG.

Die 29. versamlung deutscher philologen, schulmänner und orientalisten wird in den tagen vom 23.—26. sept. d. j. zu Innsbruck stattfinden, wozu die unterzeichneten hiemit ganz ergebenst einladen.

Indem sie die geehrten fachgenossen ersuchen, beabsichtigte vorträge sowol für die allgemeinen als auch für die verhandlungen der sectionen baldmöglichst (längstens bis 20. august) anmelden zu wollen, erklären sie sich zugleich bereit, anfragen und wünsche, welche sich auf die teilnahme an der versamlung beziehen, entgegenzunehmen und nach möglichkeit zu erledigen.

INNSBRUCK, IM JUNI 1873.

Das Präsidium:

B. JÜLG. W. BIEHL.

Halle, Buchdruckerei des Waisenhauses.

ZUR CHARAKTERISTIK DER DEUTSCHEN MUNDARTEN IN SCHLESIEN.

III.

(Fortsetzung von bd. IV, 322 und vorläufiger schluss.)

Aus der eigentümlichen betonungsweise der mundart wird sich aber auch das verständnis für die qualitativen veränderungen, denen ihre laute, zunächst ihre vocale unterworfen sind, erschliessen, freilich nicht so, dass jede einzelne nüance direct und allein daraus erklärt werden könnte. Dass überhaupt der accent, die grössere oder geringere intensität, mit welcher ein laut oder ein complex von lauten vor den andern heraustritt, die grössere oder geringere concentrierung des luftstroms, dem die vocalischen laute entstammen, auf die qualität derselben bestimmend mitwirkt, darf als allgemein zugegeben vorausgesetzt werden.

Es hat sich gezeigt, dass es hier in unserer mundart in vielen fällen schwierig ist, einen entschiedenen contrast zwischen länge und kürze wahrzunehmen, schwieriger nach unserer kentnis des sachverhalts als in den andern nächst und entfernter verwanten, in denen allerdings auch eine je nach ort und zeit verschieden abgegrenzte zahl von schwankenden quantitäten zugegeben werden muss, wogegen aber die masse aller hochbetonten vocale bestimt der einen oder andern kategorie angehört, also entweder kürzen in geschärfter silbe oder längen vor einfachem oder auch vor durch position — althergebrachter oder neuerwachsener — verstärktem silbenschlusse sind. Ebenso schwierig ist es hier aber auch die wahre klangfarbe dieser vocale zu bestimmen, und wenn überhaupt der mitteldeutsche vocalismus, in dessen allgemeinen rahmen der schlesische eingefügt ist, sich durch eine relativ schwächere oder unbestimtere färbung von dem specifisch oberdeutschen unterscheidet, wie allgemein bekant und zugegeben ist, so dürfte wider in der scala dieser verschwimmenden färbung der hiesige dialect die äusserste stufe erreicht haben. Und zwar gilt dies ebensowol von den im hochton, wie ausserhalb desselben befindlichen lauten. In betreff der letzteren kann auf das verwiesen werden, was wir früher auseinandergesetzt haben. Für die meisten andern deutschen mundarten versteht es sich von selbst, dass die ausserhalb des hochtons stehenden reste vocalischer wortbestandteile,

die meist unbedeutend genug sind, sehr stiefmütterlich behandelt werden, hier in unserer mundart aber, wo der nebenton eine so eigentümliche rolle spielt, haben wir selbst darauf hingewiesen, dass an der stelle anderswo ganz fehlender oder zu einem indifferenten *e* herabgesunkener vocale lebendigere klänge sich gehalten, gelegentlichwol auch sich neu entwickelt haben. Diese von uns ziemlich eingehend durchgeführte beobachtung (s. bd. IV, 337 f. 339 f.) scheint im vollen widerspruch zu der oben aufgestellten behauptung zu stehen, aber sie scheint es auch nur. Freilich besitzen diese vom nebenton erfassten vocale ebendeshalb einen relativ stärkeren eigenton als ihre substituten anderer dialecte, aber ein relativ stärkerer eigenton bedeutet noch keine reine und entschiedene klangfarbe, von der wir hier allein sprechen. Die zwischen einem unreinen, dem *ä* nahestehenden *a* und einem kaum fassbaren *ȯ* herumschwärmenden modulationen, oder auch die jetzt selteneren, aber doch noch immer localisiert wahrnehmbaren, einst so weit verbreiteten, in denen ein unreines *i* herschte — wie bis zum 15. jahrhundert ein *gebin, gebit, suchinde, odir* usw. massenweise erscheint, das von da an in der schrift aufgegeben wurde, weil es in der lebendigen aussprache mehr und mehr vor der neueren lautfärbung, in der dem *a* oder *e* ähnliche klänge herschten, zurücktrat — versuche man nur einmal mit unsern gewöhnlichen schriftzeichen für die nhd. vocale zu fixieren und man wird sehr bald bemerken, wie zwitter- oder molluskenhaft diese hiesigen gebilde sind. Kein einziges schriftzeichen will für sie passen. Wo sich aber in andern deutschen mundarten z. b. der südwestlichen gruppe, insbesondere der alemannischen im engern sinne, noch gelegentlich lebhafter gefärbte vocale ausserhalb des hochtons gehalten haben, ist es gewöhnlich sehr leicht, ihre identität mit einem reinen und entschiedenen laute der hochtonsilben auch für das auge wahrnehmbar darzustellen. Die *a* oder *o* südlich von der obern Donau, die *i* so vieler mundarten der Schweiz sind wirkliche *a* und *o* und *i*, und nicht bloss entfernte anklänge an diese laute. Und trotzdem hat hier kein nebenton seinen kräftigenden einfluss darauf geübt, denn diese mundarten kennen den nebenton in dem sinne der unsrigen nicht. Sie sind ohne denselben bloss durch den immanenten trieb des localen sprachgeistes nach reinen und entschiedenen vocalischen klängen erzeugt, während unsere damit verglichenen schwebenden klänge an gleicher stelle den rest ihres klanges nur dem nebenton verdanken und ohne diesen entweder ganz zu grunde gegangen oder in das indifferente *e* umgesetzt worden wären.

Wir versuchen es hier nicht den schwankenden vocalischen lauten unserer mundart in allen ihren einzelheiten nachzugehen, weder in den nebenton-, noch in den hochtonsilben. Nur einiges auffälligste aus die-

sen, an denen wir oben zu gunsten jener vorübergegangen sind, möge berührt werden.

Mehr als einer, der sich mit unserer mundart beschäftigte, darunter auch Weinhold, hat die behauptung aufgestellt, sie wisse im allgemeinen nichts von dem unterschied des offenen und geschlossenen *e*, oder wie man sonst die auf *a* zustrebende färbung dieses vocals von der auf das *i* zustrebenden durch einen beliebigen, bisher aber immer unpassenden terminus unterscheiden wird. Die gemeinschlesischen, zum schiboleth gewordenen *ädel, älend, äsel* u. dgl. sollen beweisen, dass hier überall der offene laut gelte — was am ende gleichgiltig ist — das wichtigere ist, dass hier derselbe laut wie in *geben, nehmen* usw. sein würde. Und wirklich scheint es so, als ob nicht bloss heute die sache sich so verhalte — beweis dafür ausser dem eigenen ohr die constante schreibung unserer dialectdichter usw. — sondern als wenn es schon seit lange so gewesen sei. Schon Opitz, dem man nach seinen doctrinären principien, wie er sie sattsam und deutlich genug ausgesprochen hat, zutrauen darf, dass er scharf hören konnte, reimt ganz unbefangen *feld* : *held; melden* : *helden; meer* : *her* (*huc*); *erwehren* : *begehren* usw. und seine nachfolger auf dem hochdeutschen Parnass sind ihm hierin gefolgt. Er selbst kann aber nicht durch die verwilderten reime des 16. jahrhunderts darauf gekommen sein, denn diese kümmerten sich bekantlich um andere, noch markiertere differenzen in der vocalqualität nicht viel, sondern nur dadurch, dass er hier wie anderwärts die lebendige aussprache der gebildeten kreise seiner umgebung, zunächst seine eigene, der er natürlich die meiste berechtigung zutraute, massgebend sein liess. Sein ohr war also mindestens nicht so empfindlich gegen einen möglicherweise bestehenden klangunterschied im *e*, dass er ihn für stark genug geachtet hätte, um daraus eine unverträglichkeit der laute im reim zu behaupten. Dass er in gewissen fällen zwei klänge des *e*, die nicht im reime zusammenpassen wollten, unterschied, bezeugt eben seine eigene angabe. Er warnt vor reimen wie *bescheren* : *lehren,* braucht aber freilich unbedenklich selbst *verheeret* : *gelehret* oder *verzehren* : *kehren,* also aus dem *a* hervorgegangenes *e* gebunden auf *ê*. Wir gestehen, dass es uns bis jetzt nicht gelungen ist, eine probable begründung dieser seltsamen ausnahme von seinem sonstigen reimsysteme aufzufinden, doch mag sie sein welche sie wolle, jedenfalls werden dadurch unsere obigen beiden sätze nicht umgeworfen werden, von denen der erste scheinbar das gegenteil des zweiten ausspricht. Wir hoffen aber es soll sich noch ein ausgleich dafür ergeben und dem leser deutlich werden.

Wenden wir uns von diesem geschichtlichen rückblick zur gegenwart und betrachten uns die summe aller hieher gehörigen fälle, d. h.

also aller der hochbetonten silben, in denen vor dem eintritt des umlautes oder der brechung, also ehe ein *e* oder *ë* auftreten konte, ein *a* und *i* nach gotischem lautsysteme existierte, so ergeht sich die heutige lebendige darstellung dieser beiden ihrem ursprung nach so grundverschiedenen *e* durch alle unsere localmundarten in einem wahrhaft unbegrenzten allerlei von klängen, die zwischen den äussersten endpunkten *ă* und einem dem *i* sehr nahe stehenden *e* schwanken. Aber aus diesem geschwirre hört man doch, sobald man nur die eigentliche naive volkssprache und nicht die mehr oder minder nach irgend einer verkehrten schuldoctrin dressierte der halbgebildeten beobachtet, deutlich heraus, dass jede mundart, wenn auch jede auf ihre weise, den altherkömlichen unterschied zwischen den beiden *e* recht wol kent und darstellt. Wie sie es tut, ist gleichgiltig, entscheidend aber, dass sie es tut. Die eine hält sich mehr an das schema einfacher laute und spricht statt des offenen *e* der richtigen hochdeutschen aussprache von *leben* mit gänzlicher beseitigung seiner historischen aus *i* hervorgegangenen substanz ein beinahe reines helles *a*, was sich gewöhnlich, aber nicht immer, mit dem nur etwas lebloseren oder unklarer gefärbten der nebentonsilben in derselben mundart findet, so dass wir also ein *laba* für hochdeutsch *leben* zu hören bekommen, ohne durch unsere schriftmittel im stande zu sein, den vorhandenen qualitativen unterschied der beiden *a* — der nicht bloss durch die selbstverständlich verschiedene quantität erzeugt ist, wie *malde* für *melde, falde* für *felde* usw. beweisen — auszudrücken. Dem gegenüber klingt dann das geschlossene *e* (an der stelle des historischen *a*) auch als ein einfacher laut, der sich zwar noch nach dem *i* hinneigt, aber für gewöhnlich ziemlich weit davon entfernt bleibt, weiter als es die gemeinhochdeutsche aussprache desselben lautes, also in *gegen, heben, erregen* usw. zu erlauben pflegt, so dass man ihn in der tat bei einer schriftlichen bezeichnung zur not in solchen fällen mit dem üblichen *ä* ausdrücken dürfte, ohne allzuweit von ihm sich zu entfernen. Aber es muss streng festgehalten werden, dass nur solche einzelmundarten ein solches relatives ä darstellen, die selbst das hochdeutsche *ă* durch ein mehr oder minder entschiedenes *a* geben. Wo dies nicht geschieht, wo — ohne directen einfluss der hochdeutschen aussprache, direct in dem volksmunde selbst — sich an stelle des *a* ein *ä* durchgeführt hat, wo also nicht *lāba* usw., sondern *läba*, oder in diesem falle gewöhnlich auch in der den nebenton tragenden silbe ein mehr oder minder concret gefärbter *e*-laut, also *läbe* oder dergleichen gehört wird, da schiebt sich auch mit strenger folgerichtigkeit das andere *e* mehr nach dem *i* hin, und in solchem falle kann es niemand in den sinn kommen, es mit *ä* zu bezeichnen, vorausgesetzt überhaupt, dass

die buchstabenzeichen einen sinn haben sollen, was bekanntlich nicht immer in ihrer verwendung für mundartliche zwecke beabsichtigt scheint. *Läbe* und *hebe* solcher mundarten liegt in der wirklichen aussprache immer noch genügend weit von einander ab, dass sie selbst dadurch nicht confundirt werden, aber es ist nicht zu läugnen, dass es in der klangfarbe namentlich für ein stumpferes ohr nicht so entschieden differiert, wie die entsprechenden hochdeutschen laute, also ganz dieselbe wahrnehmung, die wir oben machten. — Die dritte grosse, weitverbreitete unterscheidungsart des geschlossenen *e* von dem offenen besteht in unserem dialect in der einführung eines vocalischen oder halbvocalischen vorschlages vor der eigentlichen basis des lautes. Der sogenante iotacismus, der, wie man weiss, seit alten zeiten auch in allen deutschen sprachen so mächtig auftritt, wenngleich immer noch untergeordnet gegenüber seinem walten in den leiblich und geistig nächstverwanten, den slavischen, erfasst auch in unserem dialect, wo er ausserdem gar nicht sehr begünstigt wird, den *e*-laut und prägt diesem so zu sagen erst eine bestimte signatur auf. Denn welcher qualität dieser angehört, kann selbst bei schärfstem aufmerken zweifelhaft bleiben, demgemäss auch, ob man *iädel* oder *iedel, iäsel* oder *iesel, riäde* oder auch *riəde* zu-schreiben hat. Jedenfalls ruht auch der hauptton auf dem *i* und wir sehen hier das ziel, dem der sogenante umlaut überhaupt zustrebt, die durchdringung der ursprünglichen vocalsubstanz mit der des *i*, auf eine sehr originelle weise noch über das system der hochdeutschen aussprache hinaus erreicht. Von dem ursprünglichen *a* ist nichts weiter als jener in seiner qualität so unbestimte vocalische nachschlag *ä* oder *ə* oder wie man ihn sonst geben will, geblieben. Dass sich gelegentlich in früherer und auch in gegenwärtiger mundart ein blosses einfaches *i* für diesen doppellaut oder halbdiphthong eingefunden hat, ist von uns anderwärts ausgeführt worden, siehe Entw. 8, 27, obwol ebenso leicht es möglich war, dass der dialect auch für das historische *i* oder *ë* gelegentlich zu *i* gelangte, nur selbstverständlich nicht dieselben localmundarten, die *i* für altes *a* verwanten, sondern andere. Es ist aber, wie an der angeführten stelle näher dargetan wurde, in der ältern zeit doch sehr selten geschehen und auch Weinhold p. 39 weiss nur beispiele des 16. und 17. jahrhunderts, kein streng beweisendes heutiges dafür zu geben.

Auf diese weise steht nun zwar für den gesamten schlesischen dialect und alle seine untermundarten fest, dass sie den unterschied in der qualität der beiden *e* nicht vergessen haben und dass die darauf bezüglichen behauptungen anderer nicht stichhaltig sind. Um nicht anderswo von uns schon ausgeführtes noch weiter vorzubringen, sagen wir nur noch, dass wenn unsere mundart wirklich eine solche verwechselung

oder vermischung beginge, sie dadurch ihren eigentlich deutschen charakter einbüsste. Fremde, die mit ihrem im kerne undeutschen sprachgefühl deutsch reden lernen, empfinden nichts von diesem organischen gegensatz der beiden laute, namentlich wenn es Slaven sind, die so sehr wenig feingefühl für das leben des vocalismus besitzen. Aber ebenso wenig darf übersehen werden, dass die meisten andern deutschen dialekte ihre gegensätze zwischen den beiden *e* viel plastischer und schärfer durchgeführt haben, wie im allgemeinen unsere mundart. Diese ihre eigentümlichkeit, die von uns, denken wir, schon oben genügend hervorgehoben wurde, und eben deshalb hervorgehoben wurde, weil sie uns so wesentlich zu der hier versuchten charakteristik des schwankenden charakters ihrer vocalischen erscheinungen zu gehören scheint, wie kaum eine andere, hat es mit sich gebracht, dass überall da, wo nicht mehr der reine, ungestörte sprachinstinkt des volkes allein waltete, sondern wo sich in irgend einer form eine art von reflectiertem bewustsein einfluss auf die sprache verschafft hat, also in dem kreise der mehr oder minder sogenanten gebildeten, die wir uns, wenn auch unter anderem namen, schon zu Opitzens zeiten und auch schon früher immer als vorhanden denken müssen, gelegentlich eine verwechselung, vermischung der laute eintreten konnte, also jenes *ädel, älend, äsel* in gewissem sinne „gemeinschlesisch" werden konte.

Ähnliches nimt man bei der behandlung der mhd. *ei* und *î* in unserer mundart wahr. Auch hier könte man versucht sein, zu glauben, dass sie beide laute nicht mehr von einander zu trennen vermag oder durcheinander wirft. Das erste tut bekantlich unsere neuhochdeutsche gebildete aussprache und die darauf gegründete orthographie der gegenwart. Die mundarten dagegen halten ohne ausnahme, gleichviel wie, beide laute auseinander, wie es auch alle älteren phasen der schriftsprache seit der gotischen bis zu der gegenwärtigen getan haben. Wäre die schlesische mundart hierin ihren eigenen weg gegangen, so würde sie damit etwas recht unorganisches, recht undeutsches getan haben. Aber so wenig wie sie den unterschied der beiden *e* vergessen hat, wie man ihr fälschlich nachsagt, so wenig hat sie sich auch des andern ebenso wesentlichen zwischen dem alten *ei* und *î* entschlagen. Denn wenn gewisse schichten oder individuen der schlesischen bevölkerung *meinen* putare und *meinen* meis, *ein* unus und *ein* intus in der aussprache völlig identificieren, so treten sie eben in diesem einen punkte aus ihrer mundart heraus — und gewis nicht blos in diesem einen — und reden ein schul- oder salongerechtes hochdeutsch, auch dann wenn die redenden wenig spuren eines intimen zusammenhanges mit schule oder salon zeigen. Aber die atmosphäre der einen wie des andern hat

sich sehr weit verbreitet und wo sie hingedrungen ist, darf man höchstens den verschwimmenden hauch der mundart, aber nicht ihren vollen atem verlangen. Wer wirklich in der mundart lebt, spricht an derselben stelle, je nachdem er aus dem gebirge oder aus dem flachlande, aus Liegnitz oder Glogau gebürtig ist, die verschiedensten laute, jedenfalls aber in *meinen* putare einen andern als in *meinen* meis. Am prägnantesten tritt dieser unterschied heraus, wo der eine beider laute in einen einfachen vocal verwandelt wird, der andere als diphthong erhalten bleibt, wenn also für das mhd. *ei, î* die fassungen *ê, ei* erscheinen, wie es die mehrzahl der gebirgsmundarten und manche bis weit hinein in die ebene mitte des landes tun. Denn dass in ihnen sehr vereinzelt auch wol für *ei* = mhd. *î* ein kurzes *e* erscheint und zwar regelmässig vor einer neu eingeführten verschärfung oder verdoppelung des consonantischen silbenschlusses, z. b. in *menner, denner, senner* für *meiner, deiner, seiner,* gehört in eine besondere rubrik und stört auch nicht den organischen gegensatz zu jenem andern laute, der dem alten *ei* entspricht. Sein *ê* ist stets lang, dies stets kurz. Andere localmundarten verfahren nicht mit so einfacher durchsichtigkeit: sie drehen nicht blos das eben geschilderte system um, indem sie einen einfachen vocal, länge oder kürze, an die stelle des alten *ê* setzen und für das alte *ei* den diphthongischen laut in verschiedenster färbung bewahren, sondern sie mischen auch beide verfahrungsweisen durcheinander, niemals aber so, dass sie ein und denselben laut sowol für altes *ei,* wie für altes *î* verwenden. So kann man z. b. wol ein *bä,* richtiger *bae* für altes *bî* hören, aber in derselben mundart heisst es nicht *wêss* oder *waess* für mhd. *weiz,* sondern *wiss,* so dass hier also mhd. *weiz* und *wîz* sich vollständig deutlich, wie in allen andern deutschen mundarten von einander trennen, nur auf eine selbst den naheverwanten mundarten seltsam erscheinende weise.

Man erkent also auch hier wider zwar den richtigen instinct, der den dialect bewahrte, zu einer wirklichen verwechselung zweier so wesentlich in ihrer trennung dem deutschen lautsystem notwendigen laute herabzusinken, wie es der hochdeutschen schriftsprache geschehen ist, aber man sieht auch hier wider, wie er nicht gerade in allen seinen einzelnen spielarten, aber doch in der mehrzahl derselben zu einem fast unbestimbaren schwanken zwischen gewissen gränzen, zu einer vielgestaltigkeit und relativen unbestimtheit der lautwertung gelangt ist, die in ihrer art jener vorher besprochenen recht wol verglichen werden darf. Die relative festigkeit, mit der die meisten andern deutschen mundarten die gegensätze zwischen altem *ei* und *î*, jede freilich nach ihrer weise neu herausgearbeitet haben, sucht man hier vergebens, desgleichen in den meisten fällen die auch für die ferne, so zu sagen, nicht blos für die

geschärfte anspannung des ohrs deutlich wahrnehmbaren derben gegensätze in der qualität beider laute oder ihrer substitute. Es ist auch hier etwas verschwommenes, unklares nicht zu verkennen, und daher befremdet es uns um so weniger, wenn wir widerum bei Opitz den unterschied der beiden nhd. *ei,* wie wir sie einmal nennen wollen, im reime nicht gewahrt finden. Dass seine vorgänger seit dem 14. jahrhundert, besonders diejenigen, welche das alte *î* auch zu einem diphthongen erweiterten, und also auf ein *ai* und *ei* wie im gotischen zurückkehrten, im reime diesen entschieden in der aussprache lebendigen contrast nicht beachteten, kann eben so wenig befremden, als dass sie den stets wahrnehmbaren unterschied der beiden *e* für den reim nicht mehr festhielten. Aber er, der sorgsame doctrinär, würde ihnen sich gewiss nicht angeschlossen haben, wenn er nur aus seiner eigenen mundart ein festeres bild von den beiden lauten mitgebracht hätte.

Unter denselben gesichtspunkt fallen auch die vocalzerdehnungen, auflösungen früher einfacher laute in mehr oder minder unechte, niemals echte diphthongen, woran diese mundart so reich ist. Eine davon, die durch das vortreten eines *i* erfolgt, ist schon berücksichtigt worden, aber eben so gut wie ein *i* vor einen *e*-laut kann auch ein *e* vor ein wurzelhaftes *i* neu hinzutreten. Die weit durch schlesische mundarten verbreiteten *eich* für *ich, ein* für *in* usw. sind auf diese art entstanden. Sie dürfen aber nicht die geltung eines wirklichen diphthonges beanspruchen, denn jenes gleichgewicht der beiden laute, was nach deutschem sprachgefühl zu einem wirklichen diphthong eben so notwendig ist, wie ihre engste vereinigung, findet nicht statt. Immer überwiegt der erste teil, und der zweite ist nur ein secundärer nachklang, obgleich er in diesem falle wie in jenem oben erwähnten der eigentlich fundamentale genant werden muss. Man lasse sich nur nicht durch die schriftliche bezeichnung mit *ei* täuschen, was wir sonst gewöhnt sind für einen wirklichen diphthong zu verwenden. Wenn man sich nicht auf verwirrende kleinkrämerei einlassen will, so gibt es eben keine andere bezeichnung als die obige.

Am meisten haben natürlich die ursprünglichen *a* und *â* solche umwandelungen erfahren. Von den andern einfachen vocalen pflegt *e*, und selten auch *ë* nach *i* hin abzuweichen, gelegentlich wol auch durch einen vocalischen vorschlag zu *ie* oder *iä* zu werden, worauf wir schon hingewiesen haben, umgekehrt schwankt *i* zu dem *e* hin durch alle möglichen nüancen, wovon eine, das eben besprochene *ei* auch als scheinbar diphthongisch sich darstellt, desgleichen das wechselverhältnis von *o* und *a*, was durch einmischung eines dritten elementes, des *e* oder *i* noch vielgestaltiger wird und eine ganze menge sogenanter falscher umlaute,

d. h. trübungen, die an *ö* oder *ü* anklingen, erzeugt. Eigentliche zerdehnungen finden wenigstens in der heutigen mundart viel weniger statt, als dergleichen schwankende, jeden festen typus verläugnende mittellagen im klange, während *a*, zu dem wir zurücklenken, das eigentliche feld für jene ist: vorher aber sei noch bemerkt, dass die lebendige mundart, indem sie die reine aussprache des alten *â* in ihrem bewustsein ganz aufgegeben und wenn sie dasselbe als einfachen laut mit fortführt, stets mindestens es bis zu einem *ô*, wenn nicht gar zu einem *û* herabsinken lässt, auch das alte oder historische *ô* nicht bloss im lautwerte, sondern auch in der behandelung diesem *â* ganz gleich stellt. Was für das eine gilt, gilt auch für das andere, so gut wie *ô* in *sprôch* dixit nicht mehr geschieden wird von *ô* in *hôch* altus.

Für die zerdehnung oder zerlegung dieser *â* resp. *ô*-laute sind nun zwei verschiedene wege eingeschlagen worden. Entweder wird der *a* resp. *o*-laut zuerst angeschlagen und ein anderer, der in den verschiedenartigsten modulationen zwischen *e*, *o* und *u* herumschwankt, tönt ihm nach. Niemals hat die heutige mundart sich hier bis zu dem relativ bestimtesten aller dieser denkbaren nachklänge, bis zu einem *i* mit seinem stärksten eigentone unter allen vocalen erhoben, während es der früheren zeit nicht bloss möglich, sondern sogar sehr gewöhnlich war, wie wir Entwurf 8, 240 und besonders 262 ausgeführt haben. Denn dass auch in der älteren sprache, sobald sie sich einmal anschickte den *â*-laut zu zerlegen und zerdehnen, die reine qualität des *â* vor dem beliebten *ô* mehr und mehr verschwinden durfte, begreift sich leicht, also auch dass *âi* für *â* seltner sich gehalten hat als *ôi* für *ô*, d. h. *â* und *ô*. Das verschwinden dieses *i*, sein ersatz durch dumpfere, farblosere klänge scheint uns sehr charakteristisch für die zwar schon in der genesis der mundart gegebene, aber doch erst nach und nach mächtiger entwickelte neigung nach unbestimten, schwebenden lauten. Die vergangenheit, je älter sie ist, ersetzt dieselben um so mehr noch durch markirtere. Es ist genau derselbe fall, den wir bei anderer gelegenheit, wo wir die vocale der nebenbetonten silben in ihrem jetzigen lautwerte betrachteten, hervorgehoben haben: an die stelle der unzähligen *i* traten seit dem 15. jahrhundert die dem *a* oder *e* ähnlichen, keineswegs aber wirkliches *a* oder *e* darstellenden schwebelaute.

Die graphische bestimmung dieser aus dem alten *â*, d. h. wirklichem *ô* entstandenen laute ist widerum fast unmöglich, wenn sie genau sein soll. Schreibt man, wie es gewöhnlich geschieht, *au* oder *ou* dafür, z. b. *sprauch*, richtiger *språuch* oder *sprouch, hauch*, richtiger *håuch* oder *houch*, so gerät der unkundige in die gefahr, dieses *au, ou* mit dem wirklichen diphthongen *au* oder *ou*, einem der wenigen, die der dialect

ziemlich rein hervorbringt, dem ersatz des alten *û* in ***haus, maus, taube*** usw. zu verwechseln. Jedenfalls müste man in irgend einer weise diesen nicht bloss historischen, sondern lebendig vernehmlichen unterschied bemerklich machen, aber wie? ist schwer zu sagen.

Aber die mundart verfährt auch gerade umgekehrt: sie lässt zuerst den tieferen vocal vorklingen und erhebt sich dann zu einem relativ höheren, an sich freilich immer noch tief oder dumpf genug gestimten. So erscheint statt *språuch* usw. ein *sproach* oder *spruach* oder *spruoch,* statt *håuch* ein *hoach* oder *huach* oder *huoch* usw. Am markiertesten müssen alle solche zerdehnungen begreiflich in zwei- und mehrsilbigen wortformen auftreten, wo der accent seinen volleren spielraum sich nach seiner neigung gleichsam schwebend über die einzelnen töne zu verbreiten findet als in einsilbigen und besonders durch harte consonanten geschlossenen. In solchen fällen glaubt man nämlich in den an sich breiteren localmundarten des tieflandes nicht bloss zwei, sondern drei vocale neben und nacheinander zu hören, wie denn auch ihnen entnommene sogenante dialectproben ein *Uoabend, Wuoagen* und dergleichen gräuel für das auge schreiben. Aber weder ein reines *u,* noch *o,* noch *a* wird hier ein feineres ohr gelten lassen, es sind nur anklänge an diese laute, nicht sie selbst. Noch weniger kann hier begreiflich von wirklichen diphthongen oder triphthongen die rede sein, obgleich eine wesentliche eigentümlichkeit derselben auch hier zugegeben werden muss. Die ganze lautmasse ist einsilbig zu rechnen; kein hiatus trent ihre einzelnen bestandteile und der hochton setzt zwar immer mit relativ grösserer intensität auf nur einem ihrer bestandteile ein, in dem obigen falle auf dem ersten, in diesem gewöhnlich, aber nicht immer, auf dem zweiten, aber er verbreitet sich gleichsam tremulirend auch über die andern, die weder eigentlichen nebenton haben, noch ganz tonlos sind, wie etwa ähnliche vocalzerdehnungen oder falsche diphthonge anderer mundarten, z. b. das bekante oberschwäbische *ou* für altes *a, hout* für *hât*, was man vollkommen genau nach seinem masse und seiner betonung mit *hôut* darstellen könte. Unser *hout* dagegen, der auch hier so sehr gewöhnliche ersatz für *hât* oder das schriftdeutsche *hat*, d. h. *hatt* gesprochen, klingt ganz anders: wollte man es ebenso genau bezeichnen, so würde jedenfalls kein circumflex auf dem *o* zu stehen haben, sondern dieser sich auf beide laute ausdehnen müssen, wobei dann freilich das relativ stärkere accentgewicht des ersteren wider nicht bezeichnet wäre. —

Doch damit genug: wir wollen uns nicht weiter ins detail von scheinbar so zufälligen und minutiösen spracherscheinungen versenken, da es hier doch wenig am platze wäre, eine vollständige beschreibung des dialektes zu liefern. Uns lag nur ob, an markirten beispielen nach-

zuweisen, dass ein einziges grosses princip, ein eigentümliches betonungssystem unzählige einzelerscheinungen beherscht und erklärt. Das princip selbst, oder der treibende grund derselben tritt aber auch jedem sorgfältigen beobachter mit solcher entschiedenheit entgegen, dass es jeder auf seine weise empfindet und gegebenen falles darzustellen versucht. Aber es liegt nahe zu fragen, woher ist dieses eigentümliche betonungsgesetz entstanden, wie ist es mit unseren sonstigen ansichten über linguistische vorgänge im allgemeinen und die der mundart im besondern zu vermitteln. Auch darauf ist schon vor uns eine antwort versucht worden und zwar von Weinhold, der vor allen andern dazu berufen war. Sie findet sich an einem orte, wo sie die mehrzahl der fachgenossen nicht sucht, nämlich band I der Neuen Folge der Schles. Provinzialblätter 1862, herausgegeben von Theodor Oelsner. Dort hat Weinhold auf 3 seiten, p. 421—424, eine charakteristik des dialectes unter dem titel „Schlesien in sprachlicher hinsicht“ beigesteuert, die in anspruchslosester umrisszeichnung doch alle seine wesentlichen züge heraustreten lässt. Dabei ist denn auch die erscheinung, die uns so lange beschäftigt hat, das eigentümliche betonungssystem nicht vergessen und zugleich eine letzte erklärung desselben gegeben. Da wir, wie schon erwähnt, kaum voraussetzen dürfen, dass der treffliche aufsatz gebührend bekant worden ist, so möge es hier erlaubt sein, die entscheidenden stellen wörtlich wider abdrucken zu lassen, ebenso als pendant zu unserer eigenen bisherigen darstellung, die ihren selbständigen weg gegangen ist, aber um so mehr sich selbst vertraut, je näher sie in einigen hauptpunkten mit Weinholds auffassung zusammentrifft, wie aber auch als basis für unsere eigenen erklärungsversuche, die, wie sich zeigen wird, doch sehr weit von denen Weinholds abweichen. Weinholds worte sind folgende: „Die politische und geographische abgeschiedenheit Schlesiens von dem übrigen Deutschland trug dazu bei, der schlesischen mundart manche alte eigentümlichkeiten zu bewahren. Andere eigenschaften empfing sie dadurch, dass tausende von Polen sie annahmen. Es kamen dadurch nicht blos eine menge slavischer worte nach einiger anbildung an das deutsche in den sprachschatz, sondern es entstund auch jener den Schlesier sofort kentlich machende tonfall. Der Schlesier spricht silben, welche sonst tonlos oder gar stumm sind, mit nebenton oder wenigstens tonlos, dazu komt ein stimmass, welches zwar von dem singen der Oberlausitzer und Meissener ganz verschieden ist, aber doch als eine art singen klingt, wie es z. b. Friedrich dem Grossen erschien. Wer gelegenheit hatte, viele Polen, Böhmen oder Mähren deutsch sprechen zu hören, erkent leicht, dass germanisiertes polnisches sprachorgan auf die schlesische betonung wirkte.“ Weinhold sieht also

die letzte ursache der auch von ihm signierten, wenngleich etwas anders umrissenen schlesischen betonung in der einwirkung eines fremden sprachgeistes auf die deutsche substanz der mundart. Somit ist es ihm etwas fremdes, undeutsches, nicht etwas ur- oder altdeutsches, wofür er es nach den eingangsworten der ausgehobenen stelle wol auch hätte erklären können, wenn er es als einen archaistischen zug eines in der entwickelung zurückgebliebenen dialekts mit dem gesetze der absteigenden betonung hätte in verbindung bringen wollen.

Wir sind auf deutschem wissenschaftlichen boden toleranter gegen solche ansprüche der fremden auf dinge, die wir für unser eigentum zu halten gewohnt waren, als man es irgendwo anders in der welt zu sein pflegt. Beweis dafür das immer noch nicht ganz beseitigte confuse gebahren unserer und fremder Keltomanen, aber auch der Slavomanen. Fern sei es von uns einen so gründlichen forscher und klaren denker wie Weinhold zu dem wüsten haufen der letzteren zu zählen, deren kindische gedankenlosigkeit oder denkfaulheit nur übertroffen wird durch ihre bodenlose unwissenheit, und beide nur durch den anmasslichen hochmut eines der knute zu früh entlaufenen barbarentums. Brächte ein Tscheche, Russe, Pole, Slovene oder ein angehöriger irgend einer andern neuerfundenen „nation“ solche ansichten zu markte, wir würden sie einfach ignoriren: von einem deutschen forscher vertreten, verlangen sie gründliche prüfung und diese soll ihnen, wenn auch in gebotener kürze, zu teil werden.

Jeder, der über das wesen und die stellung des accentes in der gesamten deutschen sprache nachgedacht hat, wird mit uns übereinstimmen, wenn wir es als die notwendige folgerung aus dieser ansicht Weinholds bezeichnen, dass durch sie dieser mundart ihr eigentlich deutscher charakter abgesprochen wird. Ob dies Weinholds eigene meinung sei, wissen wir nicht, glauben es auch nicht, aber darauf komt es auch gar nicht an. Die deutsche sprache kann sich erweislich alle möglichen einwirkungen von der fremde her, sei diese lateinisch, oder romanisch, oder sonst wie beschaffen, allenfalls auch slavisch gefallen lassen und sich gegen dieselben so passiv oder so nachgiebig verhalten, wie man es sich nur immer denken mag, sie bleibt doch deutsch, so lange sie ihre betonungsgesetze, die sie von allen andern unterscheiden, bewahrt. Das zeigt die geschichte unserer schriftsprache von Ulfila bis heute: aussen herum hat sich aller mögliche fremde zuwachs und noch mehr ballast angesetzt, aber in die eigentliche seele der sprache, die sich eben in der betonung manifestiert, ist nichts fremdartiges eingedrungen. Denn dass die mehrzahl der fremdwörter ihren fremden accent, auch wo er dem deutschen accentprincip widerspricht, beibehalten, wird man,

richtig verstanden, doch eher für eine bestätigung als für eine widerlegung dieses satzes gelten lassen müssen. Eine deutsche mundart, oder sagen wir sofort, die unsrige kann also, wenn sie noch wirklich deutsch heissen soll, zwar alle möglichen fremden, in diesem falle slavischen bestandteile in sich aufnehmen, sie kann aber nicht ihr innerstes lebensprincip durch die betonungsweise einer fremden sprache alterieren lassen. Tut sie das, so ist sie eben nur noch scheinbar deutsch, oder ein mischmasch, wie die lingua franca, oder das sogenante kreolische französisch und dergleichen. Übrigens ist auch nicht einmal zuzugeben, dass unsere mundart so überaus zahlreiche fremde bestandteile in ihren wortschatz oder gar in ihre grammatik aufgenommen habe, wie man nach den allgemeinen äusserungen Weinholds und nach andern, oft allzustark nach dilettantismus schmeckenden anderer vermuten möchte, ehe man sie gründlicher kent. Wir haben hier keine statistik ihrer fremdwörter zu geben, dürfen aber wol die resultate einer solchen verwerten und behaupten demzufolge, dass sie gerade so wie alle ihre andern deutschen schwestern die unendliche mehrzahl der in ihr lebendigen fremdwörter ganz wo anders her, zumeist aus dem bestande der schriftsprache, also jedenfalls nicht direct aus dem Polnischen, und nur eine sehr bescheidene minderzahl aus diesem, örtlich auch — im südwesten — aus dem Tschechischen entlehnt hat. Wenn eine einzelne ihrer gruppen, und diese dürfen doch allein betrachtet werden, wo es sich um wirklich lebendiges sprachmaterial handelt, 60, höchstens 70 solcher slavischen eindringlinge besitzt, so ist damit das höchste mass bezeichnet: gemeinschlesisch, d. h. durch alle schlesischen untermundarten und im ganzen lande gebraucht, dürften höchstens 30—40 sein, also eine sehr bescheidene zahl gegen die hunderte anderswoher stammender fremdwörter, die jedermann als solche braucht.

Betrachten wir uns aber einmal die tatsachen, auf die sich Weinhold beruft, etwas genauer. Ihre geschichtliche voraussetzung scheint unanfechtbar, denn gewiss haben seit dem 12. jahrhundert bis heute sehr viele ehemals polnisch sprechende individuen sich allmählich dem deutschen idiom anbequemt. Wie gross ihre zahl ist kann niemand für die älteren zeiten constatieren, aber wenn man alle, die seit 1170 bis 1870 in diesem falle waren, zusammenzählt, so komt ein stattlicher haufe heraus. Aber so darf man eben doch nicht rechnen. Der richtige ansatz des exempels lautet ganz anders: wie gross war oder ist die jedesmalige verhältniszahl der neuhinzutretenden, deutsch lernenden Polen oder Tschechen zu der masse der deutsch geborenen und das deutsche als ihre wahre muttersprache redenden? Da komt denn ein bedeutend abweichendes facit heraus. Diese verhältniszahl ist jetzt eine verschwindend kleine, denn

selbst wenn wir annehmen wollten, dass innerhalb 10 jahren 10000 fremde auf diese art germanisiert würden, was, wie statistische belege nachweisen, viel zu hoch gegriffen ist, so müssen diese 10000 gegen die millionen der andern doch ganz verschwinden. Es ist schwer einzusehen, wie eine solche minorität der majorität in dem allerwesentlichsten zuge der sprache ihren typus aufdringen soll. Das wahrscheinliche ist doch, dass die majorität von dieser minorität, die noch dazu in sehr viele kleine gruppen, meist in individuen sich zerspaltet, sprachlich gar keine einwirkungen empfängt, die minorität dagegen mehr und mehr in den leib und endlich auch in die seele der ihr ursprünglich fremden sprache hineinwächst. Lernt sie selbst nicht vollkommen deutsch reden, wozu vor allem die erfassung des deutschen betonungsgesetzes gehört, so geschieht dies doch von ihren nachkommen. Gleichviel welchen blutes, werden sie doch der sprache nach für echte deutsche gelten müssen, weil sie wirklich deutsch sprechen, und gelernt haben sie dies echte deutsch nicht von ihren eltern, falls diese selbst es nicht dazu gebracht haben sollten, sondern es ist ihnen so zu sagen aus der durch und durch deutschen atmosphäre angeflogen, in der sie erwuchsen. Was wir für die gegenwart nachweisen und beweisen können, wird, so weit wir die geschichte des landes kennen, auch für die vergangenheit bis in jene ältesten zeiten der deutschen rückeroberung gelten: stets hat sich die summe der aus dem fremden idiom in das deutsche hineintretenden mindestens in derselben verhältniszahl gehalten, wie jetzt zu der der ursprünglich deutsch sprechenden, sei es, dass diese mit den massenzügen der deutschen auswanderer kamen oder in zweiter generation als wirkliche deutsche im lande selbst geboren waren. Dass in einer älteren zeit die gesamtsumme der deutschen und der polnischen landesbewohner eine andere war als heute, gehört, wie man leicht sieht, in eine ganz andere rubrik und darf nicht mit dem verhältnisse, auf das es hier allein ankomt, verwechselt werden.

Wenn man sich auf die eigentümliche betonungsweise der deutsch redenden Slaven beruft, um die eigentümliche betonungsweise unserer mundart zu erklären, so scheint uns denn doch ein sehr weiter abstand zwischen der einen und der andern nicht zu verkennen. Das gemeinsame ist nur, dass in beiden der scharfe contrast zwischen hochton und tonlosen wortbestandteilen, der so charakteristisch für das neuhochdeutsche ist, nicht so markiert heraustritt, weil der slavische accent nirgends mit der wucht des deutschen einschneidet. Aber dies ist auch alles. Der Slave, wenn er deutsch sprechen lernt, befindet sich je nach seinem heimischen idiom in einem sehr verschiedenen verhältniss zu dem deutschen betonungsgesetz, denn bekantlich weichen die sonst in elementaren din-

gen so nahe zusammengebliebenen slavischen idiome doch gerade in diesem geistigsten momente auf eine äusserst buntscheckige weise von einander ab. Da er nach seinem eigenen sprachgefühl dem accent überhaupt eine geringere bedeutung beilegt, als der Deutsche, so wird er auch trotz seiner sonstigen schmiegsamen gelehrigkeit für sprachliche dinge, gerade auf die vollkommene regelrichtigkeit seiner deutschen accentuation nicht das entscheidende gewicht legen, das ihr nach deutschem sprachgefühl zukömt. Er mag wol, bei einiger aufmerksamkeit, sich vor eigentlichen fehlern hüten lernen, aber es wird ihm immer jene aus dem innersten instinct des sprachgefühls geborene energische handhabung des tones fehlen, die das deutsche wort erst zu einem deutschen macht. Es kann auf diese art sehr leicht in seiner aussprache etwas hörbar werden, was von ferne dem nebenton unseres dialectes gleicht aber es gleicht ihm auch nur und ist es nicht. Die relative schwäche des haupttons, erzeugt durch mangelndes gefühl für seine bedeutung, muss natürlich auch das gewicht der nebensilben stärker hervortreten lassen, namentlich wenn sich ein solcher fremder mund mühe gibt, wie er es doch gewöhnlich tut, sie nicht in der abgeschliffenen oder corrumpierten form der nächsten deutschen mundart, sondern in einer etwas mehr der gebildeten oder geschriebenen sprache angenäherten, hervorzubringen. Der scheinbare nebenton ist dann nichts weiter als ein verlangsamtes oder zögerndes, unsicheres gebahren der sprachorgane. Komt dazu noch, wie sehr häufig, eine wirkliche unsicherheit über die richtige accentstelle, indem die heimische angewöhnung immer noch nicht verwunden ist oder verwunden werden kann, so mag sehr leicht ein wirkliches vibrieren oder tremulieren des accentes bemerkt werden, wie wir es ja auch an uns selbst bemerken können, wenn wir über die accentstelle fremder wörter uns nicht ganz klar sind und doch uns genötigt sehen, sie mit einer betonung auszusprechen.

Weisen wir somit jede entlehnung aus der fremde, jeden einfluss eines undeutschen elementes gänzlich zurück, so müssen wir uns nach einer andern erklärung umsehen. Am nächsten läge der anschluss an das altdeutsche accentuationssystem. Eine innere berührung damit ist, wie schon früher bemerkt, nicht zu verkennen, aber ebenso wenig ein tiefgreifender unterschied. Die verwantschaft besteht in der stufenweisen ausbreitung des tones von der höchstbetonten zu der wenigst betonten silbe des wortes, aber während dies gesetz in der älteren sprache ohne nachweisbaren einfluss auf die quantität der hochtonsilbe sich vollzieht und demgemäss auch die abstufung des tones in den andern je nach der ursprünglichen quantität der ersteren die mannigfaltigsten modificationen erleidet, wodurch die natürliche rhythmik jener sprachperiode sich sehr reich

und beweglich gestaltet, hat unsere mundart ganz einförmig hochton und verlängerung oder verschärfung identificiert, oder die letztere aus dem ersten hervorgehen lassen. Die abstufungen des nebentones, die zwar auch hier, wie sich gezeigt hat, keineswegs nach ein und derselben schablone geregelt sind, vollziehen sich ebendeshalb viel einfacher, wenn man will, prosaischer als dort.

Somit könte man das betonungsgesetz unserer mundart nur bis zu einer gewissen grenze mit dem der älteren sprache zusammenbringen. Es ist durchaus nicht dasselbe, also kein directer archaismus im gewöhnlichen sinne, wie andere spracherscheinungen der verschiedensten dialecte, z. b. die duale der persönlichen pronomina im südost- und südwestdeutschen oder auch im nordfriesischen solche sind. Es muss einmal eine zeit gegeben haben, wo auch sie, wie alle ihre schwestern, das alte betonungsprincip durch die einflüsse eines andern, das wir nach seiner correctesten fassung das neuhochdeutsche nennen, zu modificieren begann, aber sie ist dabei auf halbem wege stehen geblieben. Sie hat nicht, wie das neuhochdeutsche, alle kraft des tones auf den hochton concentriert, sondern trotz einer unläugbaren verstärkung desselben, die sich in dem einflusse auf die quantität der ursprünglichen kürzen deutlich herausstellt, hat sie doch noch nach der analogie der älteren sprachrhythmik den nebenton sich bewahrt, oder vielmehr nach dieser analogie neugeschaffen. Denn wie sich oben gezeigt hat, trifft der nebenton in sehr vielen fällen gar nicht die stelle, auf der er in der älteren sprache hätte ruhen müssen. Es ist der alte gedanke von der mundart nach einer neuen, selbstgeschaffenen regel ins leben geführt, also insofern etwas nicht blos neues, sondern auch ihr ganz individuell eigenes.

Man darf wol sagen, dass sie hierin eine charakteristische mittelstellung zwischen dem alten system und dem modernen des neuhochdeutschen eingenommen hat. Denn ausser der bewahrung des nebentones, was allein schon hinreichte, um die originalität ihres verfahrens zu beweisen, hat sie auch die tonstärke des haupttons nicht bis zu dem masse wachsen lassen, wie wir es als durchschnittliches für das gesamte neuhochdeutsche finden. Das eine steht natürlich, wie schon öfters dargetan wurde, in engster causalverbindung mit dem andern: wäre das eine nicht geschehen, so würde auch das andere nicht existieren. Aber es ist, glauben wir, unmöglich zu erkennen, welches von beiden das ursprünglich bedingende und welches das bedingte moment ist: ob die relative schwäche des haupttons die erhaltung resp. neubildung des nebentons, oder ob die erhaltung dieses letzteren die relative schwäche des ersteren hervorgerufen hat.

BRESLAU. H. RÜCKERT.

ÜBER DIE HEIMSKRINGLA.

Heimskringla heisst bekantlich jenes werk des Isländers Snorre Sturluson († 1241), das die geschichte der norwegischen könige von der ältesten zeit bis zum ausgange des 12. jahrhunderts erzählt; eingeleitet durch eine vorrede, ist es in XVI sagas geteilt, deren erste von den schwedischen und norwegischen Ynglingern, den vorfahren der norwegischen könige, und deren letzte (XVI.) von könig Magnus Erlingsson († 1184), dem unmittelbaren vorgänger Sverres, handelt. Der name „Heimskringla," d. i. terrarum orbis, wurde dem werk von seinem ersten herausgeber, Joh. Peringskjöld, gegeben und ist den anfangsworten der ersten saga (Kringla heimsins usw.) entnommen.

Von jeher hat die Heimskringla auf dem gebiete der alt-isländischen historiographie eine hervorragende stelle eingenommen sowol wegen des reichen und kritisch gesichteten inhalts, als auch wegen der durch geschmackvolle darstellung und reine sprache ausgezeichneten form. In beiderlei beziehung vielfach benutzt und vielfach gepriesen ist sie doch, abgesehen von P. E. Müllers untersuchungen über die quellen der Heimskringla (1823), noch kaum gegenstand einer specielleren untersuchung geworden. Dies ist erst neuerdings geschehen und sowol die niedere kritik als auch die höhere haben sich ihr fast gleichzeitig zugewendet, jene in der ausgabe C. Ungers (1868), diese in K. Maurers untersuchung über die entstehung der Heimskringla (1867). Über beide nebst einigen andern einschlägigen arbeiten soll hier kurz referiert werden.

C. Ungers ausgabe erschien unter dem titel: Heimskringla eller Norges kongesagaer af Snorre Sturlassøn, udg. ved C. U. Christiania 1868. XXII, 860 ss. (Ein beinahe wörtlicher abdruck dieser ausgabe, besorgt von N. Linder und K. A. Hagson erschien in 3 voll. zu Uppsala 1870 und 1872). Der Norweger Carl Unger gehört mit Rdf. Keyser, P. A. Munch, Chr. Lange zu jenen ausgezeichneten gelehrten, die seit den vierzigern dieses jahrhunderts auf dem gebiete ihrer einheimischen, der „altnorwegischen" philologie und geschichte eine ebenso umfassende als erfolgreiche tätigkeit entwickelt haben. Namentlich hat sich C. Unger, professor an der universität zu Christiania, anfangs in gemeinschaft mit den genanten, seit deren tod aber allein durch kritische herausgabe einer ganzen reihe altnorwegischer und altisländischer texte die grösten verdienste erworben; wir nennen: den ældre Edda (1847), Fagrskinna (1847), Diplomat. Norveg. (1847 fgg.), Alexanders saga (1848), Speculum regale (1848), Ólafs s. helga (1849), Streng-

leikar (1850), Barlaams og Josaphats saga (1851), Didreks saga (1853), Ólafs s. helga (1853), Stjórn (1853—62), Flateyjarbók (1860—68), Karlamagnus saga (1860), Morkinskinna (1867), Heimskringla (1868), Thomas s. erkibyskups (1869), Codex Frisianus (1871), Maríu saga (1871).

Unter diesen textausgaben ist die vorliegende der Heimskringla eine der verdienstvollsten. Sie gibt ausser vorrede und personen- und ortsregistern zwar nur einen einfachen text, doch dessen hoher wert im vergleiche mit den beiden früheren ausgaben der Heimskringla, der Stockholmer S. Peringskjölds 1697 und der Kopenhagener von Schöning und Sk. Thorlacius 1777—83, ergibt sich sofort, sobald man die grundsätze vergleicht, die für die textesgestaltung in den zwei älteren und für die in Ungers ausgabe massgebend gewesen. Unter den handschriften nämlich, in denen uns Heimskringla überliefert worden ist, ist die sogenante Kringla (oder Academicus I.) längst als die älteste und beste erkant worden; die lücken wie die interpolationen, an denen zwar auch sie leidet, sind doch nicht der art, dass sie nicht mit hilfe der übrigen handschriften der Heimskringla erkant und auch berichtigt werden könten. Leider, wie so mancher andere wertvolle isländische codex durch den grossen brand von Kopenhagen im jahre 1728 vertilgt, ist sie uns doch durch eine relativ sehr genaue abschrift von der hand des Asgeir Jónsson in den drei codd. AM. 35, 36, 63 fol. erhalten; ein besonderes verdienst von Gudbrand Vigfússon ist es, den dritten teil der abschrift, den man für verloren hielt, in cod. AM. 63 fol. entdeckt zu haben. In allen drei ausgaben der Heimskringla (Stockholm, Kopenhagen, Christiania) liegt dem texte jene Kringla zu grunde, aber in sehr verschiedener weise. Während die Stockholmer ausgabe bestrebt war einen möglichst reichen und vollständigen text nicht sowol der Heimskringla als solcher, als vielmehr der in ihr erzählten norwegischen königsgeschichte herzustellen und sie demzufolge kein bedenken trug den text der Kringla, wo er unvollständig schien oder wirklich lückenhaft war, durch inhaltsreichere varianten und durch einschiebsel aus andern handschriften (und nicht blos aus handschriften der Heimskringla), ja sogar durch selbstgefertigte zutaten zu vervollständigen und zu bereichern, ausserdem aber alle irrigen zusätze und interpolationen der Kringla beizubehalten, — während andrerseits die Kopenhagener ausgabe, ohne das verfahren der Stockholmer geprüft zu haben, sich von dieser in der unkritischen benutzung der Kringla und herstellung ihres textes mehr oder minder beeinflussen liess, — so ist es nun das hohe verdienst des norwegischen herausgebers, zunächst diese schäden und mängel der früheren ausgaben erkant und nachgewiesen, zugleich aber auch zum ersten

male die überlieferung des textes, wie ihn die Kringla enthält, möglichst rein und frei von allen fremden zutaten hergestellt zu haben.

Indem hiernach Ungers ausgabe der Heimskringla unter sorgfältiger und umsichtiger benutzung der übrigen handschriften einen kritisch berichtigten, bez. ergänzten abdruck der Kringla darbietet, sind zwar die wesentlichsten, doch noch keineswegs alle forderungen erfüllt, die man an eine zu wissenschaftlichem gebrauch bestimte ausgabe der Heimskringla zu stellen berechtigt ist. Wenn aber eine solche, abgesehen von den vísna-skýringar, d. h. der erklärung der (in Heimskringla ja ganz besonders zahlreichen) verse, namentlich einer zweifachen zutat bedarf, 1. eines kritischen apparates, der uns das verhältnis der Kringla zu den übrigen handschriften der Heimskringla (z. b. der Fríssbók) klar erkennen lässt, 2. der parallelstellen in den übrigen Noregs-konungasögur, — so ist es widerum C. Unger, dem man bereits die wichtigsten vorarbeiten in beiderlei beziehung verdankt, einmal durch die herausgabe des Codex Frisianus (1871), sodann durch die der Flateyjarbók (in 3 voll. 1860—68) und der Morkinskinna (1867).

Der Codex Frisianus (AM 45, fol.) oder die Fríssbók, benant nach ihrem früheren besitzer Otto Friis, ist eine membrane vom beginn des 14. jahrhunderts; sie enthält die Heimskringla vollständig bis auf die Olafs s. helga (Hkr. VII.), fügt aber statt deren die von Sturla Thodarson verfasste Hákonar s. gamla hinzu. Als ersatz für die in Fríssbók fehlende Olafs s. helga bietet sich uns die treffliche Stockholmer membrane (2, fol.) dar, die eine höchst wahrscheinlich von Snorre Sturluson selbst veranstaltete sonderausgabe der Olafs s. helga in der Heimskringla enthält; auch diese ist von C. Unger, mit einer sehr eingehenden einleitung von P. A. Munch, schon früher (1853) herausgegeben worden.

Die Flateyjarbók und die Morkinskinna enthalten eine anzahl norwegischer König-sagas, deren erstere, die Flat., zwar später verfasst als Hkr., gleichwol zum teil auf älteren vorlagen ruht und, wie die letztere, in vieler beziehung nach umfang wie nach darstellung von Snorres erzählung abweicht; beide, obwohl namentlich die Flateyjarbók, haben noch einen besondern wert durch die sehr vielen in die Königsagas eingeflochtenen oder ihnen beigefügten Sögur und þættir (episodia), in denen sie nicht nur die geschichte Norwegens, sondern auch Islands, der Orkneys, der Færöer usw. behandeln.

Die Flateyjarbók (cod. reg. 1005—1006, fol.), früher einem bauer auf der insel Flatey an der isländischen westküste gehörig und nach dieser benant, ist eine membrane vom ende des 14. jahrhunderts;

die hauptstücke, die sie enthält, sind: Olafs s. Trygvasonar, Olafs s. helga, Sverris s., Hákonar s. gamla, Annálar, ausserdem — erst im 15. jahrhundert hinzugefügt — Magnús s. góða ok Haralds harðráða. Dies saga-werk ist von C. Unger in gemeinschaft mit Gudbrand Vigfusson, dem bekanten bearbeiter von Rich. Cleasbys Dictionary, herausgegeben worden; G. Vigfusson hat diesen weitaus umfänglichsten isländischen Sagacodex von anfang bis ende (905 columnen des grösten folio!) für den druck abgeschrieben und von ihm rührt auch zum grösten teil die höchst inhaltreiche vorrede (vol. III, I—XXIV), worin über inhalt, geschichte und zeit der berühmten handschrift die interessantesten mitteilungen gegeben werden.

Die Morkinskinna, d. i.: membrana putrida (cod. reg. 1009, fol.) eine Membrane des 13. jahrhunderts, begint mit der saga von Magnus góði (1030—1035) und reicht, da ihr das ende fehlt, nur bis zum tode des königs Sigurðr munnr († 1155), gieng aber, als sie vollständig war, jedenfalls, wie die verwanten sagawerke, bis zum jahre 1177 (schlacht bei Ré) herab. Sie beansprucht dadurch einen besondern wert, dass sie jedenfalls zum grösseren teile das für uns verlorene Hryggjarstykki des Eiríkr Oddsson in sich aufgenommen.

Von der herausgabe aller dieser drei sagawerke: dem Cod. Frisianus der Heimskringla, der Flateyjarbók und der Morkinskinna gilt, dass sie ohne irgend welche änderung der orthographie einen wörtlichen abdruck der betreffenden handschrift enthalten, ein verfahren, das rücksichtlich der alten Morkinskinna in sprachlicher beziehung von hohem wert und interesse erscheint. Die sprachform in C. Ungers ausgabe der Heimskringla ist, wie dies in vorliegendem falle nicht nur gerechtfertigt, sondern geradezu geboten war, eine normalisierte.

Den fragen der höheren kritik über die entstehung der Heimskringla und in folge dessen über ihren quellenwert gelten die untersuchungen Konrad Maurers.

Maurers untersuchungen sind nicht gegenstand einer besondern monographie, sondern sie bilden in verbindung mit einer reihe untersuchungen über die übrigen Noregskonungasögur den hauptsächlichsten inhalt der reichen anmerkungen, welche der verfasser seiner abhandlung (Baier. akad. der wissensch. I. Cl., XI. bd., II. abth. s. 457—706): „Über die ausdrücke: altnordische, altnorwegische und isländische sprache“ (München 1867, 232 seiten), beigefügt hat; auf Heimskringla beziehen sich die anmerkungen 22—27 und 32 zu seite 16 fgg. der abhandlung.[1]

1) Siehe auch K. Maurers beurteilung von H. Hildebrands artikel über Snorre und seine Heimskringla, den H. seiner schwedischen übersetzung der Heims-

Bisher galt Heimskringla als das werk des Snorre Sturluson; diese annahme gründet sich zwar schlechterdings auf keine ausdrückliche angabe in der alten litteratur selber, sondern sie beruht zunächst auf der aussage zweier männer des 16. jahrhunderts, des Laur. Hanssen (1551) und des Ped. Claussen (1599), von denen jeder die Heimskringla ins Dänische übersetzte und hierbei den Snorre Sturluson als verfasser des originals bezeichnete. So wenig man weiss, ob und inwieweit die angabe dieser männer sich auf alte, für uns verlorene zeugnisse gründet, hat man sie doch auf grund gewisser indirecter angaben in der alten litteratur zu rechtfertigen gewusst. Einmal nämlich berichten Sturlunga saga und die isländischen annalen ganz allgemein von historischen schriften, die Snorre verfasst habe, sodann finden sich in zwei historischen sagas, in der Olafs s. Tryggv. und in Magnús s. eyjajarls, ein paar verweise auf Snorres abweichende angaben, die sich denn als solche auch wirklich in Heimskringla nachweisen lassen. Seitdem betrachtete man allgemein die Heimskringla als das werk des Snorre Sturluson und nur darüber teilten sich die ansichten, ob die einzelnen sagas, welche die Heimskringla enthält, von Snorre im eigentlichen sinne verfasst seien, oder ob sie nicht vielmehr von andern herrührten und nur von Snorre gesammelt, kritisch berichtigt und zu demjenigen corpus vereinigt seien, das uns als ganzes in den handschriften überliefert ist; letzteres die ansicht von P. E. Müller, die lange zeit hindurch die herschende war, doch neuerdings von P. A. Munch, Rdf. Keyser, N. M. Petersen vielfach bestritten worden.

Dem gegenüber hat nun K. Mauer a. o. nachzuweisen gesucht: dass die Heimskringla als ganzes ebensowenig von Snorre herrühre, als dass er alle in ihr enthaltene sagas verfasst habe, dass er vielmehr etwa nur die hälfte derselben, nämlich die I., VI., VII., VIII. und IX. (X.), XI. und XII. und zwar diese als einzelne selbständige sagas geschrieben, bez. ausgegeben habe, während ein uns unbekanter, etwa 50 jahre nach Snorres tod, diese Snorrischen sagas in der weise vermehrte, dass er die II. — V. saga aus den anfängen und schlüssen der Snorrischen sagas herausgearbeitet, die XIII. — XVI. dagegen auf grund und vielfacher benutzung anderer sagawerke (besonders von Eirik Oddssons Tryggjarstykki) hinzugefügt, und schliesslich alle diese sagas zu der uns vorliegenden Heimskringla vereinigt habe. Ohne auf die sehr ausführliche und umständliche beweisführung Maurers hier näher eingehen zu können, heben wir nur hervor, dass es vorzugsweise äussere kriterien sind, die

kringla (3 voll. Örebro 1869 — 71) vorausgeschickt hat, in Pfeiffers Germania XV, 455—459.

Maurer zu seiner ansicht geführt haben, so z. b.: dass in der XII. saga der tod des deutschen kaisers Friedrich II. († 1250), doch unmöglich von Snorre († 1241) berichtet sein kann [falls die von Maurer für diesen fall festgehaltene lesart die richtige sein sollte?], ferner, dass Skuli Barđarson als herzog bezeichnet wird, was erst seit 1237 geschehen konte, als Snorre seine litterarische tätigkeit bereits abgeschlossen hatte, dass ferner dem werke ein schluss mangelt, während andrerseits die vorrede zum ganzen (jedenfalls in sehr verderbtem zustande uns überliefert) sich nur auf die I.—VII., nicht aber auf die VIII.—XVI. saga bezieht. So wenig wir das gewicht dieser gründe und die übrigen von Maurer aus dem vergleich mit verwanten historischen sagas beigebrachten beweismittel unterschätzen wollen, glauben wir doch eine schliessliche entscheidung über Snorres verhältnis zur Heimskringla erst dann erwarten zu dürfen, wenn die inneren kriterien, welche durch sprache und darstellung der einzelnen sagas dargeboten werden, mit gleicher sorgfalt und umsicht erwogen sind; in dieser beziehung ist aber kaum noch ein anfang gemacht.

NS. Obige zeilen waren bereits geschrieben, als uns eine von Guđbr. Vigfússon verfasste besprechung der Ungerschen Heimskringla in der englischen Academy nr. 54 zu gesicht kam, auf die wir den leser verweisen möchten; eine ausführlichere darlegung der von Maurer aufgestellten ansichten zugleich mit berücksichtigung der von Gust. Storm (Christiania) erhobenen einsprache dürfen wir von Maurer selbst erhoffen.

KIEL. THD. MÖBIUS.

VIERZIG VOLKSRÄTSEL AUS HINTERPOMMERN.

Nachstehende rätsel habe ich in Neustettin und umgegend gehört, die sechs ersten in der umgegend von Cöslin. Doch habe ich grund zu glauben, dass sie in ganz Hinterpommern, ja in ganz Pommern und darüber hinaus gäng und gebe sind. So ist das erste beispielsweise mit geringen veränderungen, so weit ich weiss, an vier verschiedenen orten Hinterpommerns im munde der leute. Namentlich die dritte zeile variiert. *Het ni kult* (pflugmesser, culter) *un ni schâer,* Gissolk bei Neu-Stettin; *het ni plaug* (pflug) *noch schâe,* Cöslin; *het ni stake ni schâr,* Goldbek bei Bublitz. Nr. 2 heisst in Vor-Pommern:

Sunten up unse wâs
Gêt êner mit ner langen nâs,

Het rôd stäveln an,
Spazêrt asn eddelmann.

Nr. 3 hörte ich in Gissolk so:

Îsen pē̂(r)d un flessen stå(r)t.

Nr. 6 lautet in Vor-Pommmern:

Lankmann,
Schlankmann,
Künn hei sik uprichten,
Güng he gen himmel hen bîchten.

Nr. 16 heisst in der nähe von Bublitz:

Raue raue reip,
Wo gael is dei peip!
Wo schwart is dei sack,
Wo d'gael peip inne stak!

Antwort: *gaelmoer* oder *gelre.*

Das rätsel ist aber auch in Sachsen bekant. Wenn zu der zeit, wo der saft in die weidenbäume geht, die jungen weidenholz mit dem messer klopfen, um den bast abzuziehen, sagen sie dabei folgenden vers:

Rô rô rîpe,
Schwarz is de pîpe,
Schwarz is der dudelsack,
Wo de pîpe drinne stack.

Freilich wissen sie wol kaum, dass es ein rätsel ist.

Mit ausnahme der biblischen rätsel (15. 29. 40) sind es dinge der nächsten umgebung, lauter gegenstände der sinnenwelt, die das volk zu vergeistigen strebt. Die vergleiche sind gewöhnlich überraschend, oft sehr kühn, wie wenn z. b. (nr. 9) der eimer mit einem schweine, die hölzerne stange, an der er hängt, samt dem hebelartigen schwebebaum mit dem schwanz desselben verglichen wird. Sie zeugen sämtlich von der kräftigen phantasie, der gesunden anschauung und der treffenden, scharfen beobachtung des volkes. Von den kunstmässigen rätseln unterscheiden sie sich namentlich dadurch, dass hier nicht wie bei jenen eine vollständigkeit der unterscheidenden merkmale angestrebt wird, deren summe den zu erratenden gegenstand ergibt. Oft ists sogar nur ein kühner vergleich ohne alle weitern merkmale. Das gilt namentlich von den auf einen witz hinauslaufenden rätselfragen (24 — 29). Auch rätselmärchen sind mir entgegengetreten. Folgendes zur probe.

Ein mädchen war zum tode verurteilt. Doch begnadigte der könig dasselbe unter der bedingung, dass sie ein rätsel aufgeben könnte, das niemand zu raten vermöchte. Da gab sie folgendes rätsel auf:

Grünen weg ich gieng,
Roten wein ich trank,
Ungebornes fleisch ich ass.

Niemand konte es raten. Die lösung aber ist diese. Sie gieng auf einem grünen rain in den wald und traf da eine wilde sau. Die tötete sie, trank ihr blut und ass von den ungebornen ferkeln.

1. *Hinna ûsem hûs*
Plögt Peita Krûs,
Het ni rad un ni schåe,
Plögt doch en gaud fåe.

de mullworm.

2. *Da geht ein mann im grase,*
Hat eine lange nase,
Hat rote stiefeln an
Und dreht sich wie ein edelmann.

Der storch.

3. *Stålen pé(r)d un flessen stå(r)t.*

Die nadel mit dem faden.

4. *Då gink wat dorch de busch un roegt alles an.*

Der wind.

5. *Då gink wat dorch de busch un roegt nischt an.*

Die sonne.

6. *Då is e grôte grîse mann,*
Dei ane himmel reike kann.

Der rauch.

7. *Krikel krum våde,*
Hol bol måde,
Killkopte kinner.

de arfd.

8. *Twei rick vull witt heune*
Ai rôd hân dermank.

Die zähne und die zunge.

9. *Von hie nâ Berlie*
Schwemmt e schwie;
Je deipe dat schwemmt,
Hett't de stå(r)t.

Der ziehbrunnen.

1, 3. *schåe* schar, pflugschar. 1, 4. *fåe* furche. *mullworm* maulwurf.
3. *stå(r)t* schwanz.
4. *anroegen* anregen, anrühren.
7, 1. *våde* vater. 7, 2. *måde* mutter. 7, 3. *killkopte*, in Cöslin *glattköpske* kahlköpfig. *arfd* erbse.
8, 1. *heune* hühner.

10. *Op ûse bodne ligt wat, dat het höin.*

Der backtrog.

11. *En flêschen pann un îsen krapp.*

Das maul des pferdes mit dem gebiss.

12. *Mit de schört kamt bedecke,*
Drei hunnet un dûsent pé(r)d könnet ni trecke.

Das garnknaul.

13. *A ûse wand*
Hängt e tiránd,
Het mê taene,
As d'bûr sêne.

Die hungerharke (der nachrechen).

14. *'T hängt wat an de wand,*
Wennt dâl kümmt, denn danzt.

Der kantschu.

15. *Es lag ein mann begraben tief,*
Das sarg mit ihm herum lief;
Der mann lebte,
Das sarg schwebte,
Nicht im himmel, nicht auf erden,
Und wird auch nicht erfunden werden.

Jonas im bauche des walfisches.

16. *Rôe rôe rîp,*
Wo gael is dei pîp!
Wo swart is dei sack,
Wo dei gael pîp drin stack.

gaelmôe.

17. *'T is en herr ût Hôkendîken,*
Het en rock ût dûsent flicken,
Het en knækern angesicht,
Het en kamm un kemmt sik nich.

de hân.

10. *höin* hörner.

11. *krapp* heisst eine scheibe speck, die in der pfanne gebräten wird.

13. *tiránd* tyrann.

17, 1. *Hôkendîken* fingierter ortsname. *hôken* hühnchen. *dîk* deich. 3 und 4 lauten in Persanzig bei Neu-Stettin:

het en flêschen bârd,
nu hoert wat de kê(r)l rârt.

râren weinen, schreien.

18. *As ik klein was,*
Kond ik veir dwinge;
As ik grôt was,
Kond ik ba(r)ge iḍe grünn bringe;
As ik dôd was,
Kunn de jungfre op mi danze.

de kau.

19. *E stall vull brûn schâpe*
Un en schwart buck dermang.

de brôde im backâve un̤ de schiwer.

20. *Up ûse baene is e wîf, het sêven röck an un verfrist doch.*

die zipoll.

21. *Up ûse baene is e klötzke,*
He het kê nêske un kei vötzke
Un kricht doch alle jâr junge.

de arfde.

22. *Bûten blank un binnen blank,*
Inne midd is fleisch un blaud dermang.

de fingerhand

23. *En ganze stall vull brûn pê(r)d*
Un e höltene Peiter dermang.

vgl. 19.

24. *Wie brennen alle lichter?*

von oben nach unten.

25. *Wie wachsen alle bäume im walde?*

rund.

26. *Welcher bäcker bäckt das gröste brod?*

Der am meisten teig nimt.

27. *Welche fische im see sind am kleinsten?*

Die kopf und schwanz am nächsten zusammen haben.

28. *Wer kann alle farben malen?*

Der regenbogen.

29. *Wann haben die tiere sprechen können?*

Als Bileams eselin sprach.

30. *Ein lahmer mann,*
Ein blinder mann,
Der das loch nicht finden kann.

Der schlüssel.

18, 2. in Vangerow bei Ratzebur:
Sôg ik veir, nemlich *titte*
18, 6. *Ko vor herre u fürste stâe*
U mide jungfre uppe danzplatz gâe.
20. *baene* boden. *verfrist* verfriert.
21, 2. *nêske* dim. von *nês* = *nêrs*, vgl. nnl. *naars* = *aars* (podex).

31. *Vier rollen,*
Zwei dollen,
Ein juljab
Und ein knipknap.
Wagen, pferde, knecht, peitsche.

32. *'T gêt dörp entlang, het bedd opn rügge.*
de gaus.

33. *Acht herren griffen sich,*
Die kriegten sich im leben nich.
Die acht speichen im spinnrade.

34. *Vier jungfern greifen sich,*
Die kriegen sich im leben nich.
Die vier wagenräder.

35. *Auf unserm boden liegt was,*
Das hat sieben häute,
Beisst alle leute.
vgl. 20.

36. *An unsrer wand*
Hängt ne lange totenhand.
Das handtuch.

37. *In unserm garten steht en haus,*
Das dach davon ist kraus;
Inwendig sind viel kämmerlein,
Da schütt der herr das korn hinein.
Der mohnkopf.

38. *Binnen blank un bûten blank,*
In der midd en krüz dermang.
dat finster

39. *Hie un dår un allerwegen,*
Kast mi do ok en pund ûtwaegen?
Kast mi dat ok denke,
Willk di ne grosche schenke.
Der wind.

40. *Wann ei is de söug ôk e fräulein west?*
Als sie im kasten Noahs auf der sündflut fuhr.

NEUSTETTIN. FR. DROSIHN.

31, 3. *Juljab* aus Julius Jacob.

AUS DEM UNTERHARZE.

Heinrich Pröhle erwähnt in seinen „Sagen des Unterharzes" (neue ausgabe 1859) in dem abschnitte „Sagen der grafschaft Stolberg" pag. 158 nr. 404 die weisse jungfrau Auruna (Eruna), welche sich in der gegend des Auerberges (Josephshöhe) zeige. Nachdem Pröhle von ihrem liebhaber erzählt hat, fährt er fort: „Nicht weit von der sargwiese ist der sägemühlenteich. Auruna verwünschte die sägemühle, und sie ist untergegangen." Es wird uns hier nur der umriss einer in der gegend bei Stolberg bekanten sage gegeben, welche mir bei einem zufälligen aufenthalte in Schwenda, einem dorfe bei Stolberg, in ihrer ganzen ausführlichkeit erzählt worden ist. Bei dem ansehn, welches das erwähnte buch von Pröhle geniesst und wegen des vielfach interessanten stoffes der sage, der an mythologischen beziehungen, die sofort und ohne erklärung in die augen fallen, reich ist, hoffe ich nicht ganz nutzlos zu handeln, wenn ich die sage ausführlich und möglichst treu dem volksmunde nacherzähle.

Ein armer krüppel führte lange zeit ein an hunger und entbehrungen jeder art reiches leben. Als er einst in heller verzweiflung über seine immer mehr wachsende not sein unglück teilnehmenden freunden klagte, sagte ihm einer derselben, er solle zum Auerberge gehn und der *Aurona*[1] seine not klagen. Jener steigt auf den Auerberg, und kaum hat er den namen „Aurona" ausgerufen, als ein *alter mann* erscheint, der ihm befiehlt, erst einen strauss *blauer blumen* zu pflücken und mit diesem in der hand Aurona nochmals zu rufen, dann werde sie kommen. Er tut es, und Aurona erscheint. Sie fragt nach seinem begehr. Ach, sagt er, ich bin gar zu elend und kann mir meinen lebensunterhalt nicht verdienen. Du sollst schon zu leben haben, antwortet sie tröstend; ziehe deinen rock aus. Er gehorcht ihrem befehle, und sie gibt ihm einen anderen, besseren rock. Sobald er diesen angezogen hat, ist er, der krüppel, plötzlich gerade geworden.

1) So habe ich den namen gehört. Ich kann nicht verhehlen, dass der name mir sehr verdächtig, d. h. erfunden vorkomt. Doch können wir den namen, der seine entstehung vielleicht dem nahen Auerberge verdankt (im ausführlichen heiligenlexicon a. 1719 steht weder er noch ein ähnlicher) ohne bedenken preisgeben, da er nur eine spätere benennung der weissen jungfrau zu sein scheint. Der inhalt der sage, die ich aus höchst achtenswertem munde erfahren habe, stützt sich selbständig. Auch stimme ich Schumann bei „Missionsgeschichte der harzgebiete" (1869), welcher p. 20 sagt: „Jedenfalls ist hier der cult mancher stämme mehr als anderswo verschmolzen, und mancher name oder beiname eines gottes ist deshalb nicht sogleich als unecht zu verwerfen, weil er sonst sich nicht findet, sondern wartet nur noch genauerer erforschung."

Nun, ich werde weiter für dich sorgen, fährt Aurona fort, bleibe nur brav und ordentlich. An dem brunnen auf der „Wäsche“[1] steht eine *esche*. Gehe jeden morgen dorthin und samle die während der nacht abgefallenen blätter, sie sind goldeswert. Damit verschwand sie, und der geheilte gieng heimwärts. Er befolgte sodann den befehl Auronas, sammelte jeden morgen die blätter und verkaufte dieselben an juden, da sie sich in gold verwandelten. Da, wo jetzt der sägemüllerteich ist, lag eine stattliche sägemühle. Bei dem müller daselbst war der vormalige krüppel einst eingekehrt und hatte um nachtquartier gebeten. Der müller gewährte es ihm, wurde aber aufmerksam, als jener am andern morgen, nachdem er sich eine kurze zeit entfernt hatte, mit zwei juden zurückkehrte, welche ihm für eschenblätter viel geld auszahlten. Der müller veranlasste ihn daher, länger bei ihm zu verweilen, lockte ihm sein geheimnis ab und wuste sich anteil an seinem gewinne zu sichern, indem er ihm seine tochter zur ehe anbot. Jener nimt dies auch an. Als er durch einsammeln und verkaufen von eschenblättern steinreich geworden ist, baut er sich mit dem müller an der stelle der sägemühle ein grosses und schönes schloss. Er holt aber trotzdem seine blätter immer weiter. Einstmals waren die juden, welche ihm die blätter abkauften, lange zeit ausgeblieben, und er hatte einen grossen vorrat davon gesammelt. Die juden kamen dann und zahlten ihm das geld aus; da sie aber spät am tage angelangt waren, blieben sie über nacht im schlosse. Da erfaste jenen die habsucht: er erschlägt die juden, um die blätter an einem anderen orte noch einmal zu verkaufen. Als er am anderen morgen zur esche komt, steht Aurona zürnend an der quelle und hält ihm seine mordtat vor. Habe ich dir, spricht sie mit drohender stimme, nicht gesagt: „bleibe brav“? Ziehe augenblicklich deinen rock aus und nimm hier deinen alten wieder. Jener hat diesen kaum angezogen, als er auch wieder zum krüppel geworden ist. Aurona verschwindet, der bestrafte aber macht sich auf den heimweg, indem er sich tröstet, dass er ja noch ein reicher mann sei und ein schloss und vieles geld besitze, wenn er auch wider ein krüppel sei. Als er in die gegend des schlosses komt, entdeckt er mit entsetzen, dass es verschwunden ist: an seiner stelle ist ein teich, der heutige sägemüllerteich. In diesem kann man, wenn man den rechten augenblick trifft, noch heute das schloss sehn.

Ich schliesse noch einige mitteilungen aus derselben gegend an:

1) Zunächst noch über Aurona, die weisse frau. An dem wege von Schwenda nach Strassberg liegt eine wiese, auf welcher sich ein

1) Einer waldwiese bei Schwenda am fusse des Auerberges.

brunnen befindet. Hier hält sich die weisse frau auf. Auch am Auerberge, auf dem braunen sumpfe, ist eine frau, welche mit einem schlüsselbunde umgeht, Aurona genant. Sie hat gesagt, dass sie erlöst sein würde, wenn sich ein kreuz auf dem Auerberge über den wald erhebe. Deshalb haben einige leute, als das kreuz vom grafen Joseph erbaut war, am braunen sumpfe eine ehrenpforte errichtet. Die weisse frau ist eine frühere gräfin und ist im Stolberger schlosse abgebildet: eine frau, welcher sie erschienen ist, hat sie in dem bilde einer alten gräfin, welches im schlosse hängt, wider erkant. Sie ist ein guter geist.

2) Im holze ist ein schacht. In diesen stürzte eine frau hinein. Diese ist dann umgegangen. Der frau eines kuhhirten, welche nach dem braunen sumpfe gehn will, ruft es zu. Als sie sich flüchtet, schlägt sie etwas auf den mund.

3) Der wilde jäger haust im „Wenzel.“[1] Einstmals war ein mann mit seiner frau nach Strassberg zur kirmes gegangen. Auf dem heimwege komt der wilde jäger hinter ihnen her: es klingt wie rosseschnauben und hallohrufen über ihnen. Die frau fürchtete sich sehr. Als sie zum holze hinausgiengen, reitet der wilde jäger an ihnen vorbei: es war ein mann ohne kopf, auch das ross hatte keinen kopf.

4) Güldener altar:[2] Ein paar kinder, ein knabe und ein mädchen, giengen einst im holze spazieren, als das mädchen unter einem busche plötzlich geld (gold?) findet; als sie den knaben ruft, ist alles verschwunden. Das geschah in der nähe des güldenen altars.

5) Auerberg: Der stein, den man am Auerberge aufnimt und hinter einer kuh herwirft, ist mehr wert als die kuh (Von Pröhle „Sagen des unterharzes“ p. 129 nr. 448 von den steinen des baches Luda in Stolberg erzählt).

6) Auf der Wäsche ist ein goldbrunnen. Dort haben Venediger gegraben. Sie haben beim alten J. Sch.[3] gewohnt. Diese gaben bälle von dreck aus, welche sich dann in gold verwandelten. Einem manne[4] schenkten sie ein messer, mit dem solle er sich bei einem baumstamme, den sie ihm näher beschrieben, dreck herausschneiden. Der mann fand aber die stelle nicht. Als die Venediger bei jenem brunnen gruben, so liessen sie ihr handwerkszeug liegen. Ein jägerbursche[5] findet es und will es mitnehmen. Da kam ein grosser ziegenbock und führte ihn

1) Forstort zwischen Schwenda und Strassberg.

2) Ein felsen im walde nahe bei Schwenda am fusse des Auerberges.

3) Der name wurde genant — ich mag ihn nicht nennen, da die familie noch existiert.

4) cf. Pröhle „Sagen des unterharzes“ p. 157 nr. 400 am ende.

5) cf. Pröhle „Sagen des unterharzes“ p. 156 nr. 400.

durch die lüfte nach einer grossen stadt (Venedig). Dort trifft er einen mann, den er in Schwenda gesehn hat. Dieser redet ihn an und gibt ihm die versicherung der verzeihung dafür, dass er das handwerkszeug habe stehlen wollen. Er bekomt als geschenk eine gans mit würzäpfeln. Durch den ziegenbock wird er wider nach haus gebracht. Dort angelangt findet er die gans voll dukaten.

7) Weisser born (zwischen Schwenda und Hain). Dort hat ein kloster gestanden, welches verwünscht ist. Eine sau hat vor nicht langer zeit eine glocke ausgegraben. Dabei ist ein unterirdischer gang gefunden, welcher nach dem Wolfsberger schlosse führen soll.

8) Auch der glaube an drachen findet sich: er soll in die feueresse hineinfliegen.

HALLE. R. THIELE.

WETTER- UND REGENLIEDCHEN.

KINDERÜBERLIEFERUNGEN AUS NIEDERÖSTERREICH.

Finden die kinder ein „frauenkäferl“ (*coccinella septempunctata*), so setzen sie es auf die äussere fläche der hand und rufen es an:

frauenkäferl frauenkäferl fliag nåch Mariabrunn
und bring uns heint und murg'n a scheni goldni sunn.

Fliegt das tierchen fort, so bleibt die witterung schön oder es ist wenigstens gutes wetter zu erwarten: bleibt der käfer aber auf der hand sitzen, dann komt regen. Mariabrunn, wohin der käfer geschickt wird, ist jetzt ein wallfahrtsort zwei stunden westwärts von Wien. Aus diesem kinderliedchen sehen wir, dass Maria, der unsere alte göttin Holda weichen muste, sonnenschein und regen verleihen kann. Das von den kindern angeflehte insect ist bote der freundlichen göttin — jetzt der mutter gottes — und gehört samt dem kinderspruch zum Holda-Marien-cult unseres landes, über dessen weite verbreitung in Österreich Theodor Vernaleken das wesentlichste in der Germania jahrg. 1871, p. 42 fgg., bemerkt hat; anderes, was auf den Holda- und Mariendienst weist, an dem das volk des erzherzogtums lebhaften anteil nimt, findet sich in Kaltenbäcks marienlegenden (Wien 1845). Anderwärts, im viertel unter dem Manhartsberg, hört man für „Mariabrunn“ „Hollabrunn“; letzteres ist ein markt im bezirksamte Stockerau. — Auch Karl Landsteiner, „Reste des heidenglaubens in sagen und gebräuchen des niederösterreichischen volkes“ im jahresberichte des gymnasiums in Krems s. 41, teilt zwei liedchen mit, die auf den marienkäfer bezug nehmen; da sie wenig bekant sind, so seien sie zur vergleichung hierher

gesetzt. Im waldviertel unseres landes, wo der käfer den namen „himmelssprinzerl“ führt, singen die kinder:

himmelssprinzerl fliag hoam,
deine kinder thoan woan;
dein häuserl thuat brinna
und's schlüsserl find'st nimma.[1]

In der gegend von Krems kann man hören:

frauenkäferlein, frauenkäferlein
setz dich auf das sesselein:
wenns schön ist flieg fort,
wenns wild ist bleib da.

Anderswo wird auch von andern heiligen sonnenschein und regen verlangt. In Rügen z. b., wie wir aus Kuhns westf. sag. II, 91 ersehen, ist es die heilige Katharina, die die sonne scheinen lassen und den regen schicken soll:

léve Katrîne
låt de sunnen schînen
låt'n rägen övergån
låt de sünnen wedder kam'n.

und in Schwaben verlangt man solches gar von dem heiland selbst:

heiland, thu dein thürle auf,
lass die schöne sonne raus!
lass de schatte drobe,
den heiland wölln wir lobe!

E. Meier, Deutsche kinder-reime und kinder-spiele aus Schwaben p. 20.

Unsere liebe frau rufen die kinder, wenn es regnet, noch folgendermassen an:

regen regen tropfen!
wia schön bliat da hopf'n!
wia schön bliat 's himmelskraut![2]
liabe frau mäch's thürl auf,
läs den reg'n nein,
und schick den sonnenschein.

Folgendes liedchen wird von unseren kindern im frühlinge zur holden maienzeit gesungen:

1) Vgl. Mannh. Germ. myth. p. 347 fgg.

2) Die schlüsselblume? [„himmelskraut“ ist wol dasselbe wie „himmelbrand,“ verbascum thapsus, die königskerze, über deren bedeutung im volksglauben u. a. A. Ritter von Perger, deutsche pflanzensagen. Stuttg. 1864 s. 152 und Ad. Wuttke, der deutsche volksaberglaube der gegenwart. Berlin 1869. § 130 s. 98 auskunft geben. Z.]

maienregen mâch mi groß!
i bin a klana stumpa,
blieb i als a stumpa steh'n
will i liaba in den himmel geh'n.

iit wird um den stärkenden maienregen gerufen; „maienregen macht iare lang und eben" heisst es im sprichworte; wer sich mit maien- das gesicht wäscht, bekomt schwanenweisse und seidenfeine gesichts- bemerkt die schlichte überlieferung des volkes; vieles in dieser iung hat Rochholz in den „drei gaugöttinnen" mitgeteilt. Der t mai, der auch die namen blumenmonat, blüten-, rosen- und monat[1] führt, ist jetzt nach christlicher auffassung ebenfalls der mutter Maria geweiht. Alle mythischen bezüge, die auf Holda ı, hat die kirche, falls sie dieselben aus dem volksbewustsein nicht ch austilgen konte, mit viel geschick auf die Maria übertragen. — naienregen soll also unserem liedchen zufolge die kinder grösser ın und ihr wachstum wie das der blumen und bäume fördern hel- Das wort *stumpa* bedeutet soviel als kleiner unansehnlicher mensch ıängt mit dem altdeutschen „*stumpal, stumbal*," d. i. verstümmelt, ımen. — „In der mondseeischen glosse," bemerkt M. Höfer, Etym. rb. III. 201, „werden die kurzen stämme eines menschlichen kör- nämlich *crura vel bases pedum*, p. 365 stumpfen genennet, *stumpfa*." Dass die göttin Holda, die doch so tief in das germanische häus- leben eingreift, auch im wetter steckt, geht aus dem spieltext des liebten fangspieles die „bruthenne" oder, wie man hie und da sagt, vitwe im kreis" hervor. Da singen nämlich die im kreise sich um ıderes kind (die bruthenne oder witwe) bewegenden spieler:

Es sitzt eine alte witwe
im regen und im schnee!
was geben wir ir z'essen?
zucker und kaffee,
zipfl zapfl,
butterkrapfl,
fang alte fang!

'erneres dem kindermunde entnommenes regenliedchen ist:

regen regen tröpfchen
es regnet auf mein köpfchen,
er regnet auf mein schulterblatt,
da wachs ich auf wie stocksalat.

1) Vergl. Dr. Karl Weinhold: „Die deutschen monatnamen" pag. 33

Der regen macht die feldfrüchte gedeihen; dadurch werden sie grösser und reifen heran. Das erhoffen auch von ihm unsere kinder; denn sobald lauer regen zur erde fällt — und ein staubregen muss es sein, nicht etwa ein gewitter- oder platzregen — gehen sie vor die tür, lassen sich anregnen und singen vorgemeldetes liedchen dazu.

Im regen aber steckt der alte gott; das geht nicht nur aus mythe und sage, sondern auch aus den kalenderregeln, den legenden, den volks- und kindersprüchen zur genüge hervor. In dieser hinsicht hat schon unser unermüdlicher forscher alemannischer volksüberlieferungen, in den „Schweizersagen aus dem Aargau I. 123" ein reiches material von belegen zusammengestellt. Gemeldetes regenliedchen gehört jedenfalls zum Wuotan oder Donarcult. Donar ist es, dem ja schon Adam von Bremen die herschaft über wetter und früchte beilegt: „*Thor, inquiunt, praesidet in aëre, qui tonitrua et fulmina, ventos imbresque, serena et fruges gubernat.*" Grimm d. myth. 161. Wuotans und Donars verehrung berühren sich; beiden huldigen wegen der feldfrüchte und ihres gedeihens die landleute. — Vernaleken „Mythen und bräuche des volkes in Österreich pag. 25" bezeichnet in der anmerkung zu nr. 5 Wuotan geradezu als regengott. Der volksglaube, dass den kindern der regen überhaupt nicht schade, ergibt sich noch daraus, dass die mutter, wenn sie das kind im regen fortschickt, mit tröstenden worten zu ihm sagt:

der regen schådt da net,
a salzstock bist net,
und an holztock den zwackts[1] *net!*[2]

Ist die schule aus und es regnet, dann rufen die knaben:

regen regen tropfen,
d' madln muaß ma klopfen,
d'buama lign in federbett,
d'madln werf-n-ma in saudreck.

Darauf erwidern die mädchen:

regen regen tropfen,
d'buama muaß ma klopfen,
d'madln g'hern ins federbett,
d'buama in den saudreck.

Die entsprechende alemannische überlieferung, wie sie Rochholz im Alemannischen kinderspiel und kinderlied s. 191 mitteilt, lautet:

1) D. i. zergehen machen.

2) Als Naz (Ignaz) auf die reise geht, vertröstet ihn die mutter mit ähnlichen worten. Vergl. „Da Naz," gedicht in unterennsischer mundart von J. Misson. Wien 1850.

rege, regetropfe,
d'maidli wem-mer chlopfe,
d'buebe zum wî
d'maidli zum huehnerloch ic.

WIEN; OKTOBER 1871. FRANZ BRANKY.

ZU WALTHER VON METZ.

Unter dem namen „Her Walther von Mezze" hat die Pariser handschrift (C) 31 strophen, davon die Heidelberger (A) unter demselben namen 16, alsdann 4 unter Singenberg, die Weingarter (B) 2 unter „von Botenlauben," 3 unter Reimar, diese letzteren 3 hat die Heidelberger handschrift nr. 350 (D) namenlos, ausserdem noch eine mit CA gemeinsam, 10 strophen in 2 gruppen hat die Würzburger handschr. (E) gleichfalls namenlos, denn die bezeichnung Walther XXXII, XXXIII hat in dieser handschrift keine bedeutung. Zwei strophen als „*Hern Walters Zanch*" und eine namenlose hat die Haager liederhandschrift (F) (Haupts zeitschr. I, 237. 250), eine strophe hat die römische Parzivalhandschrift (G) (MSH. III, 468^c^).

Um das verständnis der nachfolgenden erörterungen zu erleichtern, setze ich die anordnung der strophen in den handschriften hierher.

C.	A.	B.	D.	E.	F.	G.
1		1 } v. Botenlauben				
2		2 }				
3	1					
4						
5	2					
6	4					
7	3					
8						
9						
10						1
11						
12	97 } Truchs. von St. Gallen					
13	98 }			1 } Walther XXXII		
14	99 }			2 }		
15	100 }			3 }		
16				4 }	1	
17	5			5 }	2	
18	6					
19		28 } Reimar	226			
20		29 }	227			
21		30 }	228			

C.	A.	B.	D.	E.	F.
22				1 Walther XXXIII.	3
23				2	
24				3	
25				(4)	
26				(5)	
27					
28	14				
29	15				
30	16				
31	7		229		
	8				
	9				
	10				
	11				
	12				
	13				

Unter den fünf handschriften, welche in betracht kommen, haben A und C die gröste strophenzahl gemeinsam. Die beschaffenheit der überlieferung in den gemeinsamen strophen ist, obwol A einen ungleich weniger corrumpierten text liefert als C, doch eine solche, dass die annahme einer gemeinschaftlichen vorlage für beide nicht abgewiesen werden kann. Woher aber die so verschiedene anordnung der strophen?

Die drei ersten strophen in A bilden in der von der handschrift befolgten ordnung ein lied. — 1. Ich leide zweierlei hass; aber während der eine davon mich schmerzt, freut mich der andere. Dies ist der hass, den böse menschen gegen mich hegen. Denn bei ihnen steht es so, dass, wen sie lieben, ehrlos ist. Was mich aber schmerzt, ist, dass meine herrin, die doch sonst so lieb ist, mich hasst. 2. Hasst sie mich denn? nein, aber das weiss ich wol, dass sie mir zürnt; ich glaube, sie hat vernommen, dass ich in andere länder zog, um mir eine mildere frau zu suchen. Ich läugne es nicht, aber herz sinn und augen hiessen mich heimkehren. 3. Ich glaubte, ich würde meinen sinn so weit bringen können, dass ich ihrer vergässe, wenn ich in der ferne wäre; das ist mir aber mislungen, denn je weiter ich von ihr bin, desto grösser ist mein leid; ja, mein gott, wie könte ich auch ihrer vergessen — der sonne möchte ich sie vergleichen, die allenthalben scheint — ebenso sehe ich, wohin ich auch komme, die holde vor mir.

Ausserdem, dass der gedankengang vortrefflichen zusammenhang bietet, enthalten die einzelnen strophen auch directe bezüge auf einander; so knüpft die erste zeile der zweiten strophe mit ihrem

ob sie mich hazzet

an die letzten zeilen der ersten strophe an

dâ bî verdirbet mîn gemüete,
daz si mich hazzet und doch hât sô mange güete.

Ebenso ist die dritte strophe nur ausführung des am schlusse der zweiten gesagten, dass herz und sinn ihn antrieben, heimzukehren. Die in A gegebene anordnung der strophen ist also zweifellos die richtige.

$A_4 = C_6$: Der dünkt mir ein' kühner mann, der eines weisen weibes liebe sucht, hütet er sich nicht, so wird er ihr leicht zum spiel; wären andere frauen so weise wie die meine, so wüste ich sicher, dass toren nimmer die liebe einer verständigen erringen würden. C_4: Ich weiss das selbst ganz gut, würde ich um eine alberne werben, mir würde leicht gewährt, was ich suche. Meine frau ist schuld, wenn ich ihre liebe meiden muss. Doch sollte mich ein versagen aus dem munde einer weisen frau mehr freuen als gewährung von einer albernen. Sie hat mir denn auch wirklich einen korb gegeben.

Auch diese beiden strophen, die in demselben tone gedichtet sind, wie A_{123} und deren 2. in A fehlt, schliessen sich im gedankengang wie in einzelnen worten (*tumben* — *wîsen*) aneinander. Die verschiedene ordnung in beiden handschriften aber kann, wie ich glaube, am leichtesten in der weise erklärt werden, dass man annimt, die gemeinschaftliche vorlage habe zur zeit, als sie in die hände des schreibers von A kam, bloss die 4 in A gegebenen strophen und in der reihenfolge von A gehabt. Nur sei A_4 neben A_3 geschrieben gewesen. Als die vorlage zum schreiber von C kam, war C_4 (wegen des inhaltes oder tones) neben A_1 A_2 (C_3 C_5) geschrieben und wurde in C zwischen beide gesetzt, das neben $C_7 = A_3$ stehende $C_6 = A_4$ auch eingeschoben und zwar so, dass es vor $C_7 = A_3$ zu stehen kam.

C_{8-11} bilden zwei lieder in je zwei strophen — sie zu erkennen hat keine schwierigkeit. Die nächste strophengruppe, bestehend aus $C_{12-16} = A_{97-100} = E_{1-5}$, zerfällt leicht erkenbar in zwei lieder. Das erste, drei strophen in der gegebenen folge enthaltend, schildert mit feiner sophistik den streit von herz und leib um die frau. Dass die beiden übrigen strophen in der ordnung von CE zusammengehören, ist unschwer zu erweisen.

1. Auch darin bin ich nicht verständig, dass ich mir selbst von ihr wünsche, was sie mir niemals gönnen wird. Doch soll sie mir darob nicht zürnen, denn dies wünschen tut mir wol und ihr schadet es nicht. 2. Nicht alle leute wissen es, wie sehr das wünschen erfreut; nicht besser kann man den sorgen entkommen, als solcher weise.

Die directen beziehungen sind einleuchtend. In A fehlt die 2. strophe; sie war also, da die vorlage an C gelangte, bereits nachgetragen.

$A_{5\ 6} = C_{17\ 18}$ bilden ein lied. Die erste strophe enthält die schilderung von der traurigen stimmung des dichters im augenblicke, die zweite strophe entwickelt die gründe dazu. Überdies werden die beiden strophen auch durch ihre stellung in den handschriften aneinander gebunden — bis zum beginne derselben geht E mit C, nach derselben stellen sich B und D zu C.

$C_{19\ 20\ 21}$ schliessen sich zu einem liede zusammen, so auch $C_{22\ 23\ 24} = E_{1\ 2\ 3}$, nur dürfte hier die dritte strophe später nachgetragen sein.[1] $C_{25\ 26\ 27}$ bilden zweifellos ein lied, zugleich eines der besten Walthers.

Für die betrachtung der nächsten strophen ist es nötig, dass ich mit A_7 beginne. A_7 steht in C am ende, in D schliesst sich die strophe als 229 der handschrift an die drei Walther von Metz gehörigen an, die auch B hat. Wenn nun der ton gleich ist mit den in D vorhergehenden, also mit C 19, 20, 21 (B 28, 29, 30), wie kam C dazu diese strophe ans ende zu stellen, wie A zu dem verluste der 3 strophen desselben tones, wie D dazu, diese strophe an die tongleichen anzufügen? Beantworten wir die letzte frage zuerst. Sie erledigt sich durch die beobachtung, dass B und D, die in den meisten varianten mit einander gehen, aus einer vorlage, welche aber von der in C benutzten sich unterschied, abgeschrieben sind — nebenbei gesagt, ungleich schlechteren text geben als C. Von einem einzelnen blatte wol haben B und D (oder hat die vorlage beider) die 3 strophen abgeschrieben, D hat die strophe $A_7 = C_{31}$ hinzugefügt des tones wegen.

Was die beiden ersten fragen betrifft, so muss daran erinnert werden, dass aus der beschaffenheit der überlieferung so wie aus der anordnung der strophen vorhin festgestellt wurde, A habe die ihm mit C gemeinsame handschrift früher als C in der hand gehabt. Dies vorausgesetzt, fällt es nicht schwer anzunehmen, das liederbuch, welches Walther von Metzs lieder enthielt, habe noch aus losen blättern bestanden, als es an A kam. Dass $A_7 = C_{31}$ auf einem blatte allein stand, ergibt sich daraus, weil in A (wie wir unten sehen werden) unechte strophen folgen, die C gewiss mit abgeschrieben hätte, wenn sie nach A_7 auf demselben blatte gestanden hätten. Dieses blatt mit den unechten strophen war nicht mehr in der samlung, als der schreiber von C arbeitete. — In A folgen auf die unechten strophen 8—13 drei echte 14 15 16, welche sich in C als 28 29 30 finden. Dass alle drei strophen zu einem liede gehören, braucht nicht erst erwiesen zu werden.

1) Dazu passt, dass diese strophe neuerdings sich in einem Münchner cod. gefunden. Vgl. am schlusse.

Vor C_{31} stehen sie, weil die beiden blätter der A vorgelegten handschrift verwechselt wurden, als man sie heftete. Gestützt wird diese annahme durch das vorkommen von 4 Walther gehörigen strophen in A unter Singenberg. Hier hat A sicher ein einzelnes blatt gehabt, während C bereits die ganze samlung zu gebote stand. Was E gemeinsam mit C, teilweise auch mit A hat, ist so schlecht überliefert, dass es schwer ist zu sagen, ob der text von E aus guter alter vorlage corrumpiert, oder aus schlechter junger abgeschrieben sei. Dass die zwei strophen, welche E nach C_{24} zu viel hat, unächt seien, werde ich später erweisen.

Nicht Walther gehörig, auch aus einer früheren — aus der besseren — zeit, als dieser spätling sind die strophen, welche A zwischen den Waltherschen 7 und 14 hat. 10—13 hat Haupt bereits als namenlose lieder in MF. aufgenommen 4, 1—16 und 6, 14—31, vgl. die anmerkung daselbst s. 225.[1] Wegen A_9 brauche ich mir keine mühe zu geben, die sache ist klar. Ein so naiv-frisches briefchen hat Walther von Metz nicht geschrieben. Nicht viel schwieriger ist es mit den drei strophen, welche A als eine, die achte, bringt. Der inhalt derselben ist: Hätten nur die blumen die macht, welche ich ihnen gerne zuteilen möchte, nämlich, dass sie nach der beschaffenheit des herzens denen, die sie trügen, gut oder übel stünden. Da würde die frau die männer kennen lernen und umgekehrt, wer schlechten sinnes ist, der trüge einen krummen hut. Leider haben die blumen diese macht nicht, es kann sie brechen wer da will; daher gibt es viel kranztragen, bei dem unrecht geschieht.

Dasselbe motiv, nur treten statt der blumen vögel auf, hat Walther in den strophen $A_{14-16} = C_{28-30}$.[2] Aber man sehe den unterschied in der behandlung. Wie einfach sind die wendungen und folgerungen in den anonymen strophen. Walther fängt mit den blumen an — dass ihm die anonymen strophen als muster vorgelegen haben, und deshalb auch in seinem liederbuche lagen, mag immerhin angenommen wer-

1) Den von Haupt ausgesprochenen zweifeln, ob Walthers geschlecht Tirol angehöre, möchte ich nicht beitreten. Allerdings wird der beweis für Mezzo Tedesco kaum erbracht werden können, jetzt um so weniger, als der von Hagen (MSH. IV 244 anm. 7) aus Hormayr werke II 159 herausgelesene Walther, durch den index zu Kink cod. Wangianus (Fontes rerum Austriacarum 2. abt. bd. 5 als lesefehler entlarvt ist.

2) Deshalb sind wol beide lieder von Bartsch Liederdichter s. 198 zusammengestellt worden. — Dass Uhland (Schriften V, s. 315 anm.) gerade das von mir als Walthersches bezeichnete diesem dichter abgesprochen hat, stört mich nicht; seine beurteilung beruht ja doch wol nur auf dem sogenanten stilgefühl.

den — aber es passt ihm nicht, bei den blumen allein werden ihm die gedanken zu wenig, er nimt die vögel noch hinzu und bringt mit hilfe einiger allgemeinheiten in seinem künstlichen ton drei strophen zusammen.

Ich habe bei meiner auseinandersetzung die ersten in C und B (unter Otto von Botenlauben) vorhandenen strophen des bessern zusammenhanges wegen übergangen. Von diesen beiden strophen behaupte ich, dass sie Walther nicht angehören. Aus inneren gründen — der ton ist viel frischer und naiver als der Walthers;

sus bin ich an der blôzen stat
zwischen stüelen zwein gesezzen

ist Walther nicht zuzutrauen, desgleichen nicht die construction von zeile 3, 4 der 2. strophe. Aus äusseren: die beiden strophen, deren handschriftliche gewähr sehr schwach ist, haben, wofern sie überhaupt demselben tone zugehören, in den sich entsprechenden verszeilen ungleiche reime. 1. strophe *kan : man*, 2. *mîde : lîde;* 1. *borgen : sorgen*, 2. *niht : geschiht.*

Ferner hat der ton durchgängig blos 4 hebungen. Solche gleichförmigkeit komt bei Walther sonst nicht vor, im gegenteil, er hat einen, in allen strophen nachweisbaren, lieblingsrythmus, demzufolge eine der letzteren zeilen die nebenstehende bedeutend an zahl der hebungen übertrifft.

Es erübrigt uoch, die beiden strophen, welche E unter Walther XXXIII nach drei mit $C_{22\,23\,24}$ zusammenfallenden hat, zu besprechen. Von vornherein bietet E einen schlechten anhalt, strophen einem bestimten dichter zuzuweisen, dann ist der text beider dem inhalte nach gar nicht zusammenhängenden strophen arg verderbt. Was die erste anlangt, so müsten wir annehmen, Walther von Metz habe durchgehend „*wânwîsen*“ gesungen, wenn wir diese strophe mit den Waltherschen zusammenbringen wollen. Denn hier spricht eine liebende dame ihren in der ferne weilenden ritter an und bittet ihn, treu zu bleiben — Walther hat in allen seinen gedichten zu klagen über die unzugänglichkeit seiner frau. Die zweite strophe — in E stark entstellt — hat einen reim, der sich wol nicht wegschaffen lässt (wenigstens haben meine versuche nichts ertragen) und der Walthern, dessen reime durchaus rein sind, nicht zukommen kann — *zanc : mânen.* (In der strophe C_{29} haben alle drei handschriften z. 10 *zenen*).

Zum schlusse füge ich noch eine strophe = C_{24} hinzu, welche mir durch prof. Müllenhoffs güte bekant geworden ist. Sie steht im cod. lat. Monacensis 5509 bl. 60a von oben und lautet:

Der ungezogen ist so vil
die wolgezogen werdent schiere unmer
ia wane ez sich vercheren wil
so rehte saleck sint die lugenere
ih den glouben haben wil
swerdent vil schiere unmer ....

. . . .

BERLIN, MAI 1872. DR. ANTON SCHOENBACH.

BEITRÄGE ZUR LATEINISCHEN CATO-LITTERATUR.

In der Berliner handschrift Ms. latin. in Quart 2 membr. s. XIII/XIV befindet sich unter zahlreichen anderen gedichten des mittelalters f. 53[a] eins mit dem anfang:

Intendo karissime fili te docere

Dasselbe umfasst dort nur 44 verse; bei weitem länger findet es sich in der Wiener handschrift nr. 883, ehemals „liber monasterii Campensis Coloniensis dyocesis Nr. 507,“ einem pergamentcodex gleichfalls des XIV. jahrhunderts, aus dem kürzlich Wattenbach im Nürnberger anzeiger (1870 s. 321 und 349) einige stücke veröffentlicht hat, und deren grösseren teil, hymnen und geistliche lieder, die noch wenig oder gar nicht gekant sind, ich andern orts bald zu publicieren gedenke. Hier setzt sich dies gedicht, praktische winke fürs leben enthaltend, ohne unterbrechung in demselben rhythmus fort bis v. 264, wo plötzlich die ermahnung an den zögling, die gleichen lehren auch seinen söhnen einzuprägen, abbricht:

Tuos, fili, filios quod scis indigere,
illos, sicut doceo te, debes docere.

und es erscheinen vier verse, die gegen den bisher beobachteten rhythmus gar sehr abstechen:

Si uis circuire mundum et audire,
quam misere quam mire res inuenire,
Considera mechanicas, inuenies quod uanitas
est et magis penalitas presentis uite iocunditas.

Und darauf folgen strophen von je 4 zeilen, denen hin und wider ein „*uersus*“ beigegeben ist, die wir als selbständiges lied in verschiedenen handschriften wider gefunden haben: den inhalt bilden vorschläge über die wahl des lebensberufes, zunächst darstellung der vorteile des studiums und des clerikerlebens, denen im zweiten teile als abschreckendes bild die einzelnen zweige menschlicher tätigkeit, besonders der gewerbe,

gegenübergestellt werden, deren anhänger die seligkeit schwerlich zu erreichen im stande seien.

Dies gedicht, mit dem anfange:

Laus et honor pueris solet euenire,

begint abweichend von anderen texten, und jedenfalls incorrect, in Vindobonensis mit der schilderung der einzelnen practischen berufsarten:

Vide fabrum fili mi, quomodo sit pictus

und lässt darauf den ersten teil folgen.

Am schluss komt dann durch etwas grösseren initial hervorgehoben folgende subscription:

Ethyca ludulphi fine iam honesto
gaudet scribi, sed tamen uiro ab honesto.
Moralitas iam p̄tacta (preteracta) scribitur in anno
domini millesimo ter centum, ut in panno
uili erat uolutus X^c, dei summi
filius, trecesimo nono simul plumbi
committebatur scripture ethica predicta
dauantrie. et incausto primitus depicta.

Das gedicht „*Laus et honor pueris solet euenire*" liegt mir ausser dem Wiener = V in folgenden texten vor:

2. Die oben erwähnte Berliner handschrift (lat. Q. 2), in der es dem gedicht „*Intendo karissime*" vorausgeht = B.

3. Handschrift der universitätsbibliothek zu Breslau I Q 102 f. 183^b 184^a, gleichfalls auf pergament, aus der ersten hälfte des XIV. jahrhunderts = W.

4. Eine papierhandschrift derselben bibliothek II Q. 64 f. 102^a, etwa vom jahre 1374, aus dem besitz des gleichzeitig lebenden magisters Jo. Crutzburg [1], der möglicherweise selbst die abschrift veranlasst hat [2] = w.

Den abdruck einer Leipziger handschrift, — ich glaube der in der stadtbibliothek befindlichen nr. 112, chart. s. XV f. 6 — ein fragment, das mit str. 18 schliesst, in „Bericht vom jahre 1842 an die mitglieder der deutschen gesellschaft z. erf. vaterländischer spr. und alterth. in Leipzig herausg. von dr. K. A. Espe. Leipzig, Brockhaus 1842," konte ich unberücksichtigt lassen.

1) Über ihn vgl. Klose, Briefe von Breslau II. 2 s. 290: Henschel Schlesiens wissenschaftliche zustände im 14. jahrhundert s. 45.

2) Eine federprobe auf f. 27^r dieser handschrift gibt mehrmals das monstrum: *Inhonorificabilitudinitatibus.*

Es steht ausserdem in cod. Monacensis lat. 4428 s. XV f. 127—130, und gewiss in zahlreichen anderen.

Crutzburg selbst hat diesem gedichte in w die aufschrift gegeben: *Consilium patris uel magistri ad scolarem*, die subscriptio des schreibers lautet: *Explicit conssilium patris per manus ào etc.*, in B heisst es am ende: *Expliciunt materie de uita clericorum.* In W fehlt jede bezeichnung.

Die ziemlich gleichzeitigen texte weichen ungemein von einander ab, wie die unter den text gesetzten lesarten zeigen; zunächst schon darin, dass Ww die „*uersus*," d. h. die hexameter, am schluss der strophen völlig fallen lassen: in V und B werden sie, allerdings unregelmässig, gesetzt. Die abweichung betrifft nun auch die zahl und ordnung der strophen. Ganz abgesehen von der erwähnten umstelluug der beiden teile in V, die auf einer blattverdrehung zu beruhen scheint, so fehlt allein in B str. 15, in BWw die 21. strophe vom *lapicida*, welche in V zwischen der vom *carpentarius* 22 und vom *pellifex* 24 eingeschoben ist, in V 29 31, in W 25 27, in w 26, in VW 30, in VWw 34.[1] V hat eine durchaus abweichende fassung der strophe vom *pistor* (26). Andere strophen sind in dieser handschrift lückenhaft überliefert (6. 23. 27. 32. 33). In der strophenordnung weichen VWw einigemal übereinstimmend von B ab, dessen text hier wol die grundlage bilden muss: es folgt in allen dreien 7 hinter 8, 17 hinter 18; in VW steht 12 hinter 13. Von 20 ab ordnen sie alle drei abweichend: V 20 (26) 22 (21) 24. 23, w 20. 22. 24. 23, W 20. 23. 24. 22 (21 fehlt in Ww): auf einem und demselben grunde müssen diese abweichungen von B beruhen; ebenso gegen ende hin, wo in VWw mehrere strophen fehlen; hier gibt V 28. 25. 27. 32. 33, w 28. 25. 30. 29. 27. 31. 32. 33, während W (nach auslassung von 27. 30) die richtige folge einhält.

Wenn wir aus diesen abweichungen schon auf ein bedeutend höheres alter des gedichts schliessen dürfen, als die handschriften selbst haben, so führt darauf auch einerseits der abschluss der strophen 1—19 durch hexameter, eine mode, die zu ende des 12. jahrhunderts, z. b. bei Walter von Châtillon und Eberhard von Bethune sich findet,[2] andererseits die bestimte erwähnung der *templarii* in der 11. strophe, (in Bw), wofür die wol nach aufhebung des ordens 1307 gemachte recension in W die *cruciferi* (jedenfalls die kreuzherren), in V die *hospitarii* (*hospitalarii*, die ritter des deutschen ordens) setzt.

1) Es fehlen also in B 15. 21, in V 29. 30. 31. 34 (26 in anderer gestalt), ir W 21. 25. 27. 30. 34, in W 21. 26. 34.

2) Für den zweiten teil sie anzunehmen berechtigt uns die handschriftliche überlieferung nicht. Auch im ersten teile haben Ww sie aufgegeben.

Danach muss also die abfassung noch ins 13. jahrhundert fallen; früher freilich nicht, wegen der *fratres minores* in der 13. strophe (*nudati* in V).

Das gedicht ist, wie es uns in B vorliegt, ein selbständiges abgeschlossenes ganze. Die art, wie es in das „Intendo karissime" im Wiener codex eingefügt wird, ist so töricht, die übergangsverse in inhalt und form sind so schlecht, dass es nur durch einen unfähigen abschreiber aus zufall mit demselben vereinigt sein kann.

Die schlussverse nennen das vorausgehende (der schreiber meinte offenbar das ganze gedicht) *Ethica ludulphi;* der ausdruck *Ethica* passt wol auf das erste, ganz und gar nicht auf das zweite gedicht. Das datum der unterschrift *1339*, die ortsangabe *dauantrie* sind nur auf die abschrift, nicht auf die zeit der abfassung zu beziehen: *incausto primitus depicta* ist nichts als ungeschickter ausdruck des abschreibers.

Wer der Ludulfus, der verfasser dieser ethik ist, fragen wir wol für den augenblick noch vergebens. Möglich dass es Ludolf von Lüchow ist (*de Lukohe*), der canonicus von Verden und Lübeck, der in urkunden der jahre 1226 bis 1236 vorkomt und bekant ist durch sein gedicht *„flores grammaticae,"* welches sich einst grosser verbreitung erfreute und stark commentiert worden ist. Über ihn hat kürzlich C. L. Grotefend auskunft gegeben in seiner schrift „Der streit zwischen dem Erzbischof Gerhard II von Bremen und dem Bischof Iso von Verden" usw. 1871 s. 37—39 anm. 41, nachdem Fr. Haases anfrage im Nürnberger anzeiger 1866 s. 79 über den verfasser der *Flores grammaticae* eine nicht ausreichende beantwortung durch Wattenbach (ebenda 1869 december) erfahren hatte.

Als ein beitrag zur catonianischen litteratur ist diese Ethik nicht ohne wert. Ich muss leider den grösten teil auf grund der einen Wiener handschrift abdrucken lassen, da mir bisher andere nicht bekant geworden sind. Und auch das zweite gedicht wird hinreichend interesse erwecken, schon vom culturhistorischen gesichtspunkte aus. Hier habe ich mich zunächst an den Berliner codex halten müssen, der jedoch durch die übrigen manche berichtigung erfährt. Der gegenstand selbst ist wol öfter bearbeitet worden. So finden sich im codex Monacensis lat. 4409 f. 20—33 (wol aus dem XV. jahrhundert) und einer Nicolsburger handschrift (Archiv f. österr. gesch. 39, 496): *„Versus de scolaribus"* mit deutscher übertragung, deren erster lautet:

Scolaris qui uis prouehi culmen ad honorum.

Von ihnen habe ich mir noch nicht nähere kentnis verschaffen können. In der Breslauer handschrift Universitäts-bibl. I F 135 finden sich vor

des Pseudo-boetius disciplina scholarium auf f. 75 folgende verse am ausgang des XIV. jahrhunderts geschrieben, die kentnis unseres gedichts voraussetzen lassen:

Disce puer disce uirtutum que via prisce.
Que bona sunt disce. sed que mala sunt resipisce.
Si bene sis natus. Vel si bene morigeratus.
Pluribus es gratus si sis puer hijs sociatus.
Si sit Aristotilis subtilis littera vilis
Vel si platonis, saltim lege dicta Katonis.
Si non legista, si non potes esse sophista,
Disce garrire. si non poteris bene scire
Artis opus mire. te non sinit ergo perire
Scribere. dictare, si noscis, metra parare.

Ich schliesse einige andere bemerkuugen zur mittelalterlichen Catolitteratur an.

Nachdem für die *disticha Catonis* einige neue handschriften entdeckt worden sind, die dem Turicensis an alter gleichkommen oder sich nähern: ein Bobiensis in der Ambrosiana s. X, ein Vaticanus (bibl. Alex.) s. IX/X (Reifferscheid B. PP. LL. J. II 67 I 320), ein Romanus Christinae n. 2078 s. IX (Greith Spicileg. Vatic. s. 76 fg.), vor allen ein Veronensis aus dem anfang des IX. jahrhunderts von dr. L. Jeep neuerdings aufgefunden,[1] so dürfte wol der text, der durch Hauthal noch nicht ganz gereinigt worden ist, sich endgiltig feststellen lassen. Die citate bei den mittelalterlichen schriftstellern vor dem XII. jahrhundert verdienen grössere beachtung,[2] als ihnen bisher geschenkt worden ist. Weniger ins auge gefasst hat man in neuerer zeit die *monosticha* unter Catos namen, welche in der lateinischen anthologie stehen, bei Riese n. 716 (II s. 163); ausdrücklich unter Catos namen citiert daraus Hincmar Remensis Opp. II 476 die verse 10. 35. 59.

Für die mittelalterlichen nachahmungen ist noch mehr zu tun übrig. Zunächst sind die ältesten handschriften derselben nachzuweisen und zu benutzen, wie für den *Cato novus* (für den jüngere handschriften in grosser zahl vorliegen) der alte Oxoniensis s. XI (über ihn Hauthal s. XI), wo der verfasser wie in den handschriften A C Martinus genant wird. Vom *Cato interpolatus* bei Zarncke gibt es eine handschrift vom aus-

1) Philologos Germaniae Lipsiae congregatos m. maio a. MDCCCLXXII p. salutant scholae Thomanae magistri p. 46.

2) Eins liegt mir gerade vor: Benzo citiert im ersten buche (s. 600, 20 der Pertzischen ausgabe) *Multa legas facito* usw. (III 18).

gang des XIV. jahrhunderts in Breslau, Universitätsbibl. IV F 42 f. 126[a] — 136[a], deren inscription lautet: *Nouus Catho moralissimus Magistri Ruperti de Rogeo quem composuit filio suo Johanni incipit.* Von einer bisher unbekanten gereimten bearbeitung teilt Hauthal p. X aus einem codex Cantabrigiensis (Bibl. Univ. Ee 6, 29 membr.) den anfang mit:

> *Si deus est animus, ut scripta per ethica scimus*
> *non tibi spernendus set pura mente colendus.*

Eine rhythmische bearbeitung des *Facetus* (*Moribus et uita*) scheint sich in der Münchener handschrift c. lat. n. 641 f. 17 s. XV zu finden:

> *Si uis bonus fieri moribus et vita* usw.

Zum *Cato rhythmicus,* den Zarncke aus der Wiener handschrift, bisher der einzigen gegeben, notiere ich hier einige lesarten, die auch Mussafia entgangen sind.

5, 4. das wort ist nicht so unklar: *amator insuper,* zwischen *r* und *in* ist ein strich von anderer hand getilgt.
6, 1. *Quod satis est*
12, 2. *in honesto* getrent
16, 3. *carens*
34, 4. *quoquam* wie es scheint
37, 3. *hiis*
42, 4. *tuum*] *tm̄*
47, 4. *famulis*
57, 2. *qua,* nicht *quam*
58, 1. *Quando,* nicht *quantum*
59, 2. *gaudes*
60, 2. *Que nunc,* nicht *quantum*
61, 4. *mundum*] so, und nicht *mundus*
63, 3. *cedens quoniam*
64, 2. *quia,* nicht *quando*
3. *apponere,* nicht *opponere*
65, 2. *Quid,* nicht *quod*
66, 3. *nichil*
73, 2. *pluris* und *falsis*
3. *quoque,* nicht *quorum*
75, 4. *Spem* irtümlich
76, 4. *huıc* ohne *i*-strich kann *huic* oder *hinc* gelesen werden.
77, 3. *premeditati,* nicht *promeditati*
79, 1. *nostis,* nicht *nosti*
80, 4. *fronte* steht in der handschrift ganz richtig

82, 2. *aut*, nicht *ac*
85, 1. *cognoscere* richtig
86, 4. *mortua*
87, 2. *Atque*, nicht *A te*
90, 4. *uoceṣ*, der punkt unter *s* von erster hand, ein punkt unter *e* ist von anderer farbe
92, 4. *abbreuiat*
94, 2. *tabulis*
99, 2. *magistra*] *mag*[a]
101, 4. *pariter*, nicht *peritus*
104, 2. *prelium*, wie angegeben bei Zarncke
3. *canunt*, nicht *cantant*
105, 2. *nec non* ist wol richtig, aber *nimis* der handschrift scheint aus *minus* verderbt.
112, 2. *fieri*
119, 3. *Justis*
122, 4. *tremescendum*
125, 3. *sic uel* ganz klar
128, 2. *mundi*, nicht *mundis*
132, 1. *excercere*
141, 2. *Sed tamen u. d. i. h. fore* (es ist fälschlich in den nachträgen bei v. 1 bemerkt)
3. *meritum* ist sicher, *i* und *t* stehen nur etwas nah bei einander
142, 3. *sunt*, nicht *sint*
143, 2. *vi si dicam*
147, 4. *sortis*, nicht *fortis*
149, 3. im worte *deuotis* ist *d* von erster hand aus *p* gemacht
152, 3. *mutent*
154, 4. *huiusmodi*] *huius*
159, 2. die handschrift hat *doctor*, wie die frühere collation besagt, nicht *doctior*
161, 1. *R* von gewöhnlicher grösse
hinter 161, 4: *Explicit catho* | *prosaycus Rigmice* . | . *deo grās.*
Die *inscriptio* lautete: *Inc' Catho rigmicus* . *prosayc* . das compendium für *us* ist beim beschneiden mit fortgefallen.

Die Wiener handschrift 303 s. XIV enthält f. 9[b]. 10[a] zwischen *Cato* [u]nd *Cato nouus* von derselben hand, die diese geschrieben, folgende [o]b mahnung vom weintrinken, ein gedicht, das wegen seiner verwant[sc]haft mit jenen dort aufnahme gefunden hat, und sowohl darum als [au]ch wegen seines durch die form bezeugten höheren alters hier einen

platz erhalten mag; ich fand es auch in Vindob. n. 3123 s. XV ex. f. 169 = V² wider.

Qui cupis esse bonus et uis dinoscere uerum,
Ut mortis socium sic mordax effuge uinum.
Nulla hominum febris maior quam uiteus amor;[1]
Immodice sumptus uincit letale uenenum.
Sontior est igne, uiroso sontior angue:
Quantum uina nocent, non tantum uipera ledit.
Inde tremor membris, inde est obliuio mentis
Et gressus publice[2] *nutans et uisio fallax,*
Surdescunt aures, balbutit denique lingua,
Perdens eloquium profundit semilatratum.
Dic mihi, dic ebrie, uiuis an morte grauaris?
Pallidus ecce iaces etiam sine mente quiescis,
Egra quies oculos letali pondere clausit;
Non bona non mala tu nec mollia duraque sentis:
Hoc tantum distas a fati sorte sepultis,
Quod tenuis miseros subpungit anhelitus artus.

1) humor V². 2) poblite V².

I. ETHICA LUDULPHI.

Intendo, karissime fili, te docere,
de quo deo poteris mundoque placere.
Opera seruitio dei des libenter,
et cum pre oculis habeas frequenter.
5 *Genitorem pariter et matrem honora:*
hec duo sunt ceteris preceptis maiora.
Commodus sis omnibus nullique molestus,
et simul in omnibus uerbis sis modestus.
Exhibe te cuilibet libenter seruire:
10 *hoc et uelle pariter virtus est et scire.*
Quidquid possis discere, discas hoc libenter,
et pre rebus ceteris studeas frequenter.
Disce libros legere, disce declinare;
loycus si fueris, possis disputare.

V. 1—44 *stehen in* B *und* V. 2. et mundo B. 3. Operam *Zacher*. seruitii B. 5. patrem B. 8. *fehlt* V. 9. seruiere B. 12. Et oī rē in ceteris st. libenter V. 14. possis V. disce B.

15 *Juri si studueris, cures allegare;*
medicus si fueris, disce practicare.
Cuiuscunque fueris homo facultatis,
fac ut non exerceas in ea te gratis.
Si te forte uiuere manuum labore
20 *conuenit, hoc facias remoto pudore.*
Propter uerecundiam non est ammittendum
aliquod officium, per quod est uiuendum.
Non est uerecundie, fortiter instare
quo debemus studio uitam sustentare.
25 *Ne tuum officium tibi sit dampnosum,*
in eo te conuenit esse studiosum.
Studiosus igitur et fidelis esto,
ut fine quod ceperas concludas honesto.
Vnum autem consulo, si negocieris,
30 *quidquid fide socia possis, hoc lucreris.*
Fidem factis omnibus tuis sociabis
et per dolum aliquem nunquam defraudabis.
Fides uirtus, uitium dolus; uirtuosus
a uirtute dicitur, a dolo dolosus.
35 *Fac ut nomen conpetat tibi uirtuosi,*
nichil horum faciens que curant dolosi.
Fuge globos, aleas et ludos nociuos,
et hos qui exercitant sic iocos uociuos.
Pile, troco pariter, et scachis intendas,
40 *et ad ludos similes manum non extendas.*
Vnum caute moneo, nequaquam furari,
quia furti uicium non habet purgari.
Qui semel quantumlibet modicum furatur,
inter fures amplius semper numeratur.
45 *Vitent adhuc aliud semper boni uiri,*
iurare videlicet libenter et mentiri.
Stude, quod sis sobrius, non inebrieris,
nisi vis, durissima pena quod dampneris.

15. Jura B. curas alligare B. 16. peractizare B. 18. te exerceas in etate B. inanū B. 20. Conuenit hoc *in* B *erloschen.* 21. amittendum V. admitten- B. 22. pro quod B. 27. ergo V. 28. quod inceperas B. 29. si V. . B. 31. sanctis B. 32. aliquid n. superabis B. 35. conpet[t] V. conpu- B. uirtuosum B. 36. fatuus B. 38. exerceant B. sic *fehlt* V. ludos satis ›s B. iocos nociuos V. 39. Pilo B. Pila V. et scachis V. ne nimis B. Vnde B. 42. furis B. 44. reputatur B. 45—264 *stehen nur in* V. 48. uilis V.

Cum delinquit ebrius, non est absoluendus
50 *ab hoc, sed durissima pena puniendus.*
Quedam est ebrietas, que sensus errare
facit, et in semita pedes uacillare;
Per quod res, que tempore longo conquiruntur,
breuiter, sed commode satis, elabuntur.
55 *Habere si ceperis gustum delicatum,*
consulo, quod appetas bursam, non palatum.
Ne cures, quod animus tacite loquatur,
ubi conscientia culpa non turbatur.
Tuam conscientiam qualis sit requires,
60 *extra te nullo modo de te quid inquires.*
Fili mi carissime, si cures ditari,
expensas in omnibus debes moderari.
Debes totis uiribus tuis laborare
modicum expendere, reliquum seruare.
65 *Primitus difficile pauperes ditantur,*
sed, postquam sunt diuites, commode lucrantur.
Postquam factus fueris diues, honestati
intendas ardentius, quam utilitati.
Tunc doctorum poteris seruare mandata,
70 *que non indigentibus reuera sunt data.*
Sicut aristotilis preceptum morale
habitum in ethycis, quod est quasi tale:
In nullo superfluus neque diminutus,
sed per uitam mediam gradiaris tutus.
75 *Corrumpunt in omnibus extrema uirtutem,*
saluant autem media seruantque salutem.
Sed, fili carissime, si non carrastare
poteris, te conuenit, pedes ambulare.
Si non philosophicis plenus es doctrinis,
80 *discas quod expediat a tuis uicinis.*
Non libenter audias cuiquam derogari,
uel turpes ob turpia queque commendari.
In domo sis dominus tua procurando,
ne quid queras aliud extra mendicando.
85 *Per te domus propria prouide regatur,*
alieno domino sua relinquatur.

50. ob *Zacher*. sed est du^a V. 58. conscienta V. 68. ardentius intendas V. 69. mandatum V. 73. n^c. 79. philosophis V. 80. dicas V. 84. quis querit *von Zacher verbessert.*

Tua cum familia domi sis quietus,
non turberis facile, sis libenter letus.
Sed si res exigitur, nec iuste turbari
90 *debeas: te conuenit iram moderari.*
In quocumque fueris statu, cum cibari
ad mensam accesseris, debes iocundari.
In mensa sis hylaris, largus, circumspectus,
ut nullus, quin tu scias, ibi sit defectus.
95 *Ob honestos hospites fas est emendare*
coquinam, quos lautius debes procurare.
Si non potes hospiti dare quod est multum,
crescere fac fercula per iocundum uultum.
Fili, uerbis grauibus tibi loqui nolo,
100 *etenim intelligas id quod dici uolo.*
Si cum tuis ciuibus curas concordare,
de pari solummodo debes litigare.
Sed hii, si uoluerint se tibi preferre,
illud, quasi minime cures, debes ferre.
105 *De rebus utilibus ubi sapientes*
conferunt, hos audias libenter loquentes.
De fide catholica noli disputare,
sed crede simpliciter, si non uis errare.
Crede quod theologus perfectus credendum
110 *asserit, cui minime est contradicendum.*
Hos caue, per optima uerba qui loquantur,
ne, quid dicant, actibus tuis exequantur.
Hos tu fuge, dominis qui suis obesse
proni sunt, clientibus et tardi prodesse.
115 *Tutus sis de socio quem diu probasti,*
sicut es de semita quam sepe calcasti.
Non potes a reprobis honorem mercari,
qui non nisi turpia sueuerunt conari.
Virtute, scientia cures te uestiri:
120 *quibus vestis pulchrior nequit inueniri.*
Multi sepe diuites solent mendicare,
sed tu te pauperibus debes reseruare.
Illis, qui sunt pauperes, aliud est dare;
sed hii, qui sunt diuites, prorsus et rogare.

89. res id exigit ut *vermutet Zacher.* 112. quid *oder* quem V. nec quae d. a. suis e. *Zacher.* 113. Res-que V. Hos-qui *Zacher.* 116. s^{c} est. 119. curas V. 123—24. aliquid est dandum; sed his, q. s. d., prosus est negandum *Zacher.*

125 *Seruum uoluntarie seruientem quere,*
quem cum tu repereris, cura retinere.
De querenda coniuge nescio quid dicam,
sed queras quam diuitem potius pudicam
Tua conscientia, si prorsus purgata
130 *non est, tamen nesciat turpia peccata.*
Secretum, quod fidei tue reseratur,
in archano pectoris tui concludatur.
Sis, fili carissime, tardus ad uouendum,
sed ad uoti debitum uelox exsoluendum.
135 *Tempore tu nubilo deo supplicabis,*
et sic onus animi tui subleuabis.
In conspectu iudicis omnia cernentis
agi quidquid agitur est scire prudentis.
Erubescas igitur, si clam quid fecisti,
140 *unde tanti principis lumen offendisti.*
Deum in periculo debes inuocare,
quia nemo melius potest te iuuare.
O pulchra catholica fides et honesta!
turpis autem heresis res est et funesta
145 *Hominem in heresim lapsum reuocabis*
ad fidem, si poteris; si non, euitabis.
Non sic mundo placeas, ut deum offendas:
ut utrique placeas strennue contendas.
Fili, si desideras in terris honorem,
150 *studeas, ut habeas hominum fauorem.*
Si tu scis ab hostibus tuis quod timeris,
ab amicis studeas ut magis ameris.
Intus uerba ponderes, antequam loquaris,
ne forte quid proferas, unde confundaris.
155 *Amicis ad literam uerus sis amicus,*
inimicis facias sicut inimicus.
Discas, nisi tu adhuc habes erogare,
ut scias petentibus bona uerba dare.
Homines extraneos libenter honora,
160 *quod ualere poterit qua non putas hora.*
Oportuno tempore debes meminisse
a quo beneficium te scis accepisse.

126. reperis curam V. 151. sis V. teneris V. timeris *Zacher*. 153. ponderas V. 154. for^{e} V. 157. ad habes V. discas mitis animi homines rogare *Zacher*.

Lege libros ueterum, in quibus scripserunt
doctrinam de moribus, et nos instruxerunt.
165 *Quicquid potes aliquo modo dealbare,*
nullam ob inuidiam debes offuscare.
Decenter respondeas ad interrogata,
libenter expedias, si scis, dubitata.
Pauperes et diuites libenter salutes,
170 *bonas consuetudines cultus non refutes.*
Fac uerbis simplicibus tuis ut credatur,
id a te quod amplius est non exigatur.
Plus iusto ne timeas mortem, nam necesse
est mori, nec aliquis potest superesse.
175 *Expurga superbiam, ne quid relinquatur*
in corde uestigium, unde relabatur.
In stallum superbie mitte disciplinam,
hec nostram te faciet seruare doctrinam.
Omnes actus, homines quibus exercentur,
180 *disciplina conuenit ut rectificentur.*
Verba, que communia sunt, et usitata
pueris et rudibus, debent esse grata.
Fili, si conscendere studes ad maiora,
hoc non potest fieri nisi per minora.
185 *Potius quam theatrum tribunal frequentes,*
ut loquentes audias ibi sapientes.
Ciuili iudicio causas impugnare
discas, et defendere, tandem terminare.
Diues si sufficies, pauperem defende,
190 *pupillos et uiduas tueri contende.*
Vita breuis; uiuere non es diu natus;
ad mortem propterea semper sis paratus.
Nihil morte certius; certam exspectamus;
mortis, donec ueniat, horam ignoramus.
195 *Quantum uales studeas uitam conseruare,*
non tamen est modicum, quod potest durare.
Mentis rumpas ocia, tedia depelle
curis, que sunt utiles, immunes a felle.
Nocte cum non poteris nisi uigilare,
200 *de rebus utilibus cures cogitare.*

164. maioribus V. 172. id V. ut *Zacher*. 186. i° V. 189. sufficis V. 190. contende tueri V. 191. est V. 194. moram V. 196. Nec enim est *Zacher*. 197. rumpis V.

Non, audiui, curiam romanam placere,
qua tamen nullo modo possumus carere.
Influit a capite, si rem intueris,
uirtus membris, igitur capud non causeris.
205 *Non debet a capite membrum discrepare,*
quin suum desideret esse singulare.
Non spem in alterius mortem tibi ponas,
et, si quam acceperis temere, deponas.
Sepe solet debiles fortuna iuuare,
210 *ubi cadunt firmiter qui putabant stare.*
Veterum uestigia patrum ymiteris,
ea que posteritas calcat nec secteris.
Tantum possibilia presumas; uolare
absque pennis minime uales attemptare.
215 *Noli tuba canere, siquidem fecisse*
putas, unde gloriam speras meruisse.
Meritum excruciat, qui se commendando
factum suum publicat inde gloriando.
Discas a prudentibus, quid sit faciendum,
220 *a stultis similiter, quid sit fugiendum.*
A stultis multociens discunt sapientes,
uerum stultos nequeunt docere prudentes.
Taciturno, modico, magis studioso
committas te tutius quam multum uerboso.
225 *Si potes, iniurias tuas prosequaris,*
sed si non, per superos saltim ulciscaris.
Quod, quia doluerit, si deo committit,
non reo propterea uindictam remittit.
Omnibus te tribue, sed quod facultate
230 *non potes, prospicias bona uoluntate.*
Magis ab hominibus, quibus conuersaris,
ut ameris studeas, quam quod timearis.
Ad presens possibile mihi non uidetur,
quod ametur aliquis, qui iuste timetur.
235 *Si non uis pro debitis alloqui personas,*
metum litis pignore recepto deponas.
Memento pre ceteris preceptis Cathonis,
seruando quod legitur: ambula cum bonis.

202. possemus V. possumus *Zacher.* 210. cadant V. cadunt *Zacher.* 214. minime *fehlt* V. 225. poteris V. 226. sed *fehlt* V. 230. perspicias V. 231. quibus] quisque V.

Dampna consuetudinem canes feriendi,
240 *nisi quod hoc facias causa defendendi.*
Decem per denarium anni qui triplantur
quod nullum mendacium dixerim testantur.
Bonum bene facias; nam bonum fecisse,
nisi bene feceris, nihil est egisse.
245 *Sicut aduersarius te docet, defendas;*
si uim tibi fecerit, per uim te defendas.
Omne quod est nimium per immoderatum,
oportet ut celeriter fiat moderatum.
Paucis uerbis utere, quibus intellectum
250 *bene audientibus designes perfectum.*
In factis pluralitas non uituperatur,
si quis ea, ueluti debet, operatur.
Serua morem hominum numeri pluralis,
ne sis inter alios uite singularis;
255 *Cum ritum et habitum, quem mos approbauit*
tocius prouincie, prudens non mutabit.
Quidquid placet omnibus, cui non displicere
solet,· ei studeas libenter placere.
Bone fame sociis stude quod utaris,
260 *nullam tamen facias, quibus conuersaris.*
Propter deum facere quodcumque proponas;
numquam propter hominem aliquem postponas.
Tuos fili filios quod scis indigere,
illos, sicut doceo te, debes docere.

II.

1 *Laus et honor pueris solet cuenire,*
Qui omittunt otia, se student munire
Litteris, scientiis, nequeunt perire.
Ergo tu ad studium, fili, debes ire.

v[s] *Est laus quid scire, laudem discendo require.*

240. q°s V. 245. docet, te *Zacher*. 248. *Das wort hinter* ut *ist unleser-*
lich V. 255. ritum *undeutlich*, et *fehlt* V. 257—58. Quisquis ... qui *Zacher*.
.. facere *fehlt*, *aber es ist raum für ein wort gelassen* V.

II. *Welche strophen in den verschiedenen benutzten handschriften fehlen oder*
umgestellt sind, ist bereits oben s. 167 angegeben worden.

1, 1. inuenire B. 2. omittunt V. obmittunt W. dimittunt w. amittunt B.
student se W. et solent se V. se *fehlt* w. 3. litera scientia VW. scientias w.
.e nequeunt W. que nequit V. v[s] *fehlt* V. *in* Ww *fehlen die* versus *durch-*
gängig. q[l]t B. laudem *fehlt* B.

2 *Hec est ars egregia, que nunquam decrescit,*
Sed cum suo domino potius senescit.
Sensus enim remanet, sed res euanescit.
Ars est rebus melior, quia non uilescit:
v[s] *Prendere quam nescit aliquis nisi dum iuuenescit.*

3 *Ergo tibi, iuuenis, monita ministro;*
Tu semper in omnibus obedi magistro,
Non ei tantummodo, sed suo ministro;
Multa bona capies ex eius registro:
v[s] *Si sua uerba rapis et cum non corde sinistro.*

4 *Disce, fili, litteras et uires earum,*
Quia sine literis homo ualet parum.
Litera te faciet genere preclarum,
Omnibus amabilem atque deo carum:
v[s] *Ortus cunctarum fit litera diuitiarum.*

5 *Filius artificis summi presulatus*
Acquirit officium, si sit litteratus.
Fili, si quid scieris, sis morigeratus;
Scias quod per litteras eris sublimatus.
v[s] *Moribus ornatus modica fit sorte beatus.*

6 *Si prelatus subito tu non potes esse,*
Multe sunt ecclesie, quibus est necesse
Litterati hominis; hiis potes preesse:
Sic tibi per litteram nil potest deesse.
v[s] ? . . . .

2, 2. melius VW. 3. sed BV. et w. si W. 4. *fehlt* w. q̄ ānichilescit. q̄ *und* à *in rasur* B. quia non uilescit *Zacher*. nam amitti nescit VW. v[s] *fehlt* V. aliquis] a's B.

3, 1. inueni Vw. munite V. 3. *fehlt* V. sed eius Ww. 4. facies w. cuius w. v[s] *fehlt* B.

4, 2. littera ualet homo VWw. 3. faciat B. facie preclarum V. 4. amabilem] in finibus w. v[s] sit V.

5, 1. summo B. 2. acquirat V. acquiris o. si sis W. 4. exaltatus VW. v[s] subito fit V.

6, 1. *fehlt* V. tu non] nondum w. 2. *als 2. vers haben* Ww: Vix tibi stipendium potest superesse (poterit deesse w.) *und machen dann den 2. und 3. vers zum 3. und 4.* Multa Ww. officia in mundo necesse W. 3. Litera. et B. Literato w. homines W. homini w. hijs possunt preesse W. personam preesse V. 4. *fehlt* VWw. Et s[c] B. v[s] *fehlt* BV.

7 *Si tamen ecclesiam non potes habere,*
Cum prelato forsitan poteris manere,
Et uices presbiteri secum adimplere;
Et ita te littera non sinet egere.

v[s] *Si quid scis uere, bene prelatis sociere.*

8 *Si te grauat forsitan regimen scolarum*
Et tibi de pueris deriuatur parum,
Accedas ad ordines, si tibi sit carum
Alligatum uiuere curis animarum.

v[s] . . . .

9 *Forte tu inuenies claustrum monachorum,*
Qui cantant deuotius et frequentant chorum,
Et si tu uis uiuere ut est mos eorum,
Cum hiis potes facere bene tuum forum:

v[s] *Consilio quorum acquiras regna celorum.*

10 *Sed si tu non poteris ferre monachatum*
Propter mensam tenuem, propter durum stratum,
Queras ubicunque uis locum tibi gratum,
Claustro uel in ordine, qui te det beatum.

v[s] *Litera semper habet uestem panemque paratum.*

11 *Quod si graue tibi sit esse sub abbate*
Pre chori frequentia et pre grauitate,
Vade ad templarios; hii depellunt a te
Corporis penuriam magna caritate.

v[s] *Sic ab egestate te soluet littera nate.*

7, 1. Si forsan V. Forte si W. 2. poteris forsitan V. 3. uicem W. 4. Ita-V. sinit V.

8, 2. Nam tibi VW. Si tibi w. condonatur w. 3. Accedes B. ordinem V. sit tibi Vw. v[s] *fehlt* BV.

9, 1. inuenias B. Forsitan inueneris V. *vers 1 hinter vers 2* w. 2. can-; . . . frequentat w. 3. Si uis ita VWw. mos est w. 4. *fehlt* V. v[s] *fehlt* B.

10, 1. Si uero non W. Forte si non V. 2. et propter durum W. et ob urum B. statum B. 3. sit B. uis VWw. tibi locum w. 4. Claustrum regula-tum VWw. quod te det V. quod cedit w. qui cedet B. ut det te W. v[s] uestes V. anem quoque V.

11, 1. Si tibi sit graue w. Si uero non poteris VW. veste B: 2. Pro . . . ro w. 3. Vadas Vw. i V. templarium w. cruciferos W. hospitarios V. qui pellent V. hic depellet w. 4. largitate Ww.

12 *Sed si uis corrigere peccatorum mores,*
Te debes coniungere ad predicatores;
Hii sunt in hoc seculo clericorum flores
Atque reconciliant deo peccatores.
v* *Ipsos, qui fugiunt, mundi comitantur honores.*

13 *Sed si tu totaliter uis esse deuotus*
Et a cura seculi omnino semotus,
Ad minores properes, ubi fluit potus
Spiritus paracliti sanctis tantum notus.
v* *Quilibet egrotus gaudet de crimine lotus.*

14 *Sed si tu non poteris talem ferre curam*
Propter tuam debilem forsitan naturam,
Adhuc docet littera artem ualituram,
Elementa pingere, scilicet scripturam.
v* *Vitam securam capies scribendo figuram.*

15 *Si non habes oculos, quod potes formare,*
Tunc studebis cantica plenius cantare,
Canticis organicis organa parare;
Te per hoc officium possis exaltare.
v* *Et bene cantare discas per gammatizare.*

16 *Sed si uoce careas, non sis uerecundus;*
Jura, leges adeas, et esto facundus.
De hoc exercitio gaudet modo mundus,
Et suis cultoribus reddet auri pondus.
v* *Quod si scire cupis, gramatica sit tibi fundus.*

12, 1. Et si uis V. Si uero uis W. 2. Debes te VWw. 3. Qui sunt V. 4 *steht hinter* 13, 2 w. reconsiliant V. reconsilio B. v* *fehlt* B.

13, 1. Vel si tu W. Vt si cum V. tu *fehlt* w. 2. penitus w. remotus Vw. 3. Ad nudatos V. properes VWw. ordines B. ibi W. ubi spirat totus V. 4. paraclitus VW. s. bene n. V.

Spiritus paracliti hijs infusus totus
Spiritus paracliti sanctis tantum notus B.

v* erit illic er. l. V.

14, 1. Si uero non poteris VWw. tantam ferre W. ferre tantam V. esse curam w. 2. forsitan debilem Ww. Ad h' solet V. a. profecturam V. a. profuturam W. uero perfuturam w. 4. Elementa] Pulche'iam w. depinge w. figere W. scribere V. pungere B. v* *fehlt* B.

15, 1. oculos *fehlt* V. quod posset formare Ww. 2. Literas tu studias dulcius cantare w. Tunc tu fili plenius discito cantare W. 3. et organa W. 4. Hoc te per w. potes Ww. v* gamau'are V. gammatizare *Zacher, vgl. Du Cange u.* gama.

16, 1. Quod si VW. 2. legis W. audias Ww. abeas B. 4. sui V. custodibus w. reddit VWw. v* *fehlt* B.

17 *Adhuc sunt officia fructuosa satis,*
Que bene conueniunt parum litteratis,
Ligare psalteria, quod non fiet gratis;
Hoc opus exterminat onus paupertatis.

v[a] *Littera parua satis uictum dabit officiatis.*

18 *Si uero gramaticam nequis scire plene*
Defectu ingenii, defectu crumene,
Horas et psalterium discas ualde bene,
Scolas, si necesse est, puellarum tene.

v[a] *Corpore te plene dat pondus littera lene.*

19 *Si tibi penuria forte dat grauamen,*
Aliquam custodiam queras ad solamen.
Multe sunt que maximum prestant subleuamen,
Ubi custos dicere nil scit preter amen.

20 *Uide fabrum miserum, qualiter sit pictus*
In uultu carbonibus et prunis amictus,
In incude feriens sudat miser ictus,
Vt sit ei modicus et non lautus uictus.

21 *Lapicidam pluribus uide fatigatum,*
Manibus et cruribus, dorso incuruatum,
Similem pecoribus uultu inclinatum,
Cementis pulueribus semper maculatum.

17, 2. *fehlt* V. Qui B. 3. quod] quia VWw. non fit W. non est V. non sunt w. 4. honus W. *und aus* opus *corr.* B. pondus w. v[a] *fehlt* B.

18, 1. nequis scire bene w. nequeas habere V. 2. defectuque crumene VW. 3^b *und* 4^b *sind in* B *vertauscht.* 4. Et si necesse fuerit scolas p. t. W. puellorum V. v[a] *fehlt* B.

19, 1. penuries w. ferre V. 3. *fehlt* w. maxima B. Multe sunt custodie que p. s. W.
4. Unde custos dicere nescit nici amen VW.
Ubi custos nichil sit dicere preter amen B.
Ubi custos nescit discere plus quam amen w.

20, 1. miserum B fili mi VW. Vide fili fabrum w. qualiter BWw. quomodo V. 2. et prunis B. uiliter VWw.
3. suadet ut feriat in die mille ictus V.
Quod in die feriat sudans miser ictus W.
Nam de die in diem sudat propter ictus w.
4. latus B, ut uite sue modicos sibi querat uictus V.

21, 3. peccoribus V. 4. C. et p. V.

22 *Vide carpentarium, qualiter intentus*
Sit labori manuum, prout dat euentus.
Nil ualet in senio, quia tunc est lentus,
Et tunc sibi deperit lucrum quasi uentus.

23 *Sutorem considera, qualiter sit unctus,*
Setis atque subulis semper male punctus,
Sedili uel chathedre tota die iunctus,
Apparens in facie quasi sit defunctus.

24 *Videas pellificem male coloratum,*
Fere pre uigiliis oculis orbatum;
Nunquam habet requiem nisi super stratum;
Dum quiescit modicum, putat se beatum.

25 *Arte de carnificum parum est dicendum;*
Pili quasi toti sunt, prompti ad edendum.
Cibum parant populo, et dant ad emendum.
Et, quod uendunt animam, satis est timendum.

26 *Pistores considera, quali cum ruina*
Viuunt, ut efficiant panem de farina.
Illis semper exhibet uictum molendina.
Cum delinquunt aliquid, luunt in sentina.

22, 2. inuentus B. brachiis extentus v. 3. in seïe V. 4. Et ei tunc deperit lucrum V. Et tunc lucrum deperit ei w. Tunc lucrum illum abicit semper quasi uentus W.

23, 1. est V. 2. Setis atque subulis tota die iunctus Ww. Manibus et facie et licet sit functus V. 3. *fehlt* V. Seduli B. Manibus et pollice tota uia punctus *von erster hand am rande* w. Non dat ei requiem noctis quidem punctus W. 4. Apparet Ww. Ipsius officio tamen est defunctus V.

24, 1. Pellificem considera W. malo coartatum w. 2. turbatum V. 3. habens V. 4. dicit se beatum VW. se dicit esse beatum w.

25, 2. Pili B. illi V. ad prompti ad V. Hij currunt per compita quod bene est sciendum w. 3. Jstis. 9. famulis datur ad comedendum w.
4. Quod sic saluant animam V.
Ipsorum de anima satis est timendum
Infecti pingwedine cum stant ad uendendum w.

26, 1. quasi B. 2. efficiunt B. conficiant W. 3. Illis dant assidue W. 4. Dum W. ruunt B. 1—4. Pistor in ecclesia numquam deum orat,
sed in foro continue multum laborat; (*lies:* Sed mult. cont. in f. lab.)
illi raro requies, nisi sit in thoro;
si sic saluat animam timidus ignoro. V.

27 *Laborare proprium est agricularum.*
Quamuis opus sanctum sit, est tamen amarum:
Fames, sitis, frigora, estus pluuiarum.
De quorum miseria non est fari parum.

28 *Licet satis utiles mundo sint textores,*
Sunt tamen hominibus cunctis uiliores.
Quamuis lucrum habeant, non tamen honores.
Nam corrupti furfuris propinant odores.

29 *Vide tabernarios nequiter uiuentes.*
Ipsi sunt diuitias male conquirentes;
Ad eterna gaudia non apponunt mentes,
Sed per mundi circulum sic defraudant gentes.

30 *Piscatores uideas, qualiter in mari*
Et in aquis soleant sepe naufragari.
Arte uel laboribus nequeunt ditari.
Quorum, dum nil capiunt, dies sunt amari.

31 *Mercatores uideas, quali cum labore*
Viuant, ut familie presint cum honore.
Vndas maris transeunt magno cum timore,
Vbi res et corpora produnt cum dolore.

32 *Videas et milites principesque terre,*
Qui semper in armis sunt, quod est durum ferre.
Ipsis semper conpetit interesse guerre.
De quorum miseriis dolor est referre.

27, 1. agricularum BV. agricollarum w. 2. sanctum est B. seiē V. est *fehlt* w. sis tamen V. tamen est w. sit, est *Zacher*. 3. *fehlt* V. et copia pluᵃrum B. Fame siti frigore estu pluuiarum w. 4. De eorum V. miseriis w. loqui w.

28, 1. mundo sint W. sint mundo V. in mundo sunt B. Mundo licet utiles satis sint (textores *getilgt*) pistores w. 2. Fiunt tamen cunctis hominibus uiliores w. 3. Lucrum quamuis Ww. non habent honores W. habeant honores w. 4. furfaris W. corrupto furfure V. Corumptis furfuribus w. proprimant honores w.

29, 1. tabernatores w. nequiter Bw. qualiter W. 2. male possidentes w. 3. premia Ww. 4. mundi climata w.

30, 2. soleat B. Et in aquis aliis solent naufragari w. 3. *am rande nachgetragen* w. 4. auari w.

31, 1. qualiter cum w. 2. Viuunt BW. faciliter B. cum *fehlt* w. 4. Vnde W. cum corpore w. perdunt Ww. in dolore w.

32, 1. Vide fili W. comites militesque V. milites nobilesque W. milites nobiles quoque w. 2—4 *fehlen* V. 2. *fehlt* W. 3. Istis w. Ipsis bene W. conuenit Ww. w *stellt* 3 *hinter* 4. W *schiebt hinter* 3 *ein:* Sese armis muniunt que est dolor ferre. 4. pudor est w. satis est W.

33 *Vide, fili, clericos purpura splendentes.*
Ipsi sunt diuitias recte possidentes.
Ad laborem aliquem non apponunt mentes.
Sunt, qui fiunt clerici, uero sapientes.

34 *Soli litterati sunt facie decora,*
Hii bibunt et commedunt semper potiora,
Quietam uitam possident qualibet in hora;
Quare tu ad studium festina sine mora.

33, 1 *fehlt* V. 2. delicias V. iuste W. arte w. 3. lob'em B. labores aliquos w. 3 *und* 4 *fehlen* V. 4. uere w. Quod cum celi ciuibus semper sunt gaudentes W.

Am schlusse: Expliciunt materie de uita clericorum B. Explicit conssilium patris per manus a'9 ꝛc w.

BRESLAU. RUDOLF PEIPER.

DIE GOTISCHEN HANDSCHRIFTEN DER EPISTELN.

Für einen grossen teil der Paulinischen Episteln liegen uns bekantlich zwei gotische handschriften vor, indem ein kleines stück des Römerbriefs zugleich in Ambr. A und in der handschrift von Wolfenbüttel, etwa die hälfte der übrigen briefe zugleich in Ambr. A. und in Ambr. B erhalten ist. So gross nun auch im allgemeinen die übereinstimmung der verschiedenen quellen ist, viel grösser als z. b. bei den lateinischen handschriften der Itala und Vulgata, so gibt es doch eine nicht unbeträchtliche zahl von stellen, wo der herausgeber zwischen verschiedenen lesarten zu entscheiden und wo möglich einer von beiden den vorzug der ursprünglichkeit zuzuerkennen hat, und diese entscheidung wird sich nach der vorstellung richten, die er sich von dem verhältnis der handschriften unter sich und zum ursprünglichen texte der übersetzung gebildet hat.

In dieser hinsicht nun hat Löbe folgende behauptungen aufgestellt: Die möglicher oder wahrscheinlicher weise von Vulfila herrührende übersetzung der episteln hat später in Italien eine durchgreifende umarbeitung erfahren; die ältere gestalt des textes hat sich in B und der handschrift von Wolfenbüttel, die jüngere in A erhalten. Letztere kenzeichnet sich durch vielfache änderungen des gotischen nach dem griechischen text, durch zahlreiche randbemerkungen, durch gewisse unter dem einfluss fremder sprachen entstandene orthographische eigenheiten, durch welche die ursprüngliche rauhheit der gotischen sprache gemildert worden sei. Hierauf fussend hat Löbe seinem texte B zu grunde gelegt

und nur in den seltensten fällen die lesart von A aufgenommen. Hierin sind ihm die neueren herausgeber zwar nicht ganz gefolgt, Massmann, auch Heyne haben oft im widerspruche mit Löbe A den vorzug gegeben,[1] wie mir jedoch scheint, noch zu selten. Ich halte die oben angeführte ansicht Löbes für durchaus unbegründet und glaube beweisen zu können, dass A den text im allgemeinen besser bewahrt hat.

Was zunächst das verhältnis zwischen Ambr. A und Carol. betrifft, so stimmen sie in den zehn versen, die sie gemeinsam enthalten, bis auf zwei orthographische varianten (*letaidau* — *leitaidau*, *hairu* — *hairau*) überein. Carol. ist durchaus, A in seinem ersten teile (Rom. I C. I. IV) stichometrisch geschrieben, d. h. die zeileneinteilung ist nach dem satzbau gemacht und ersetzt die interpunction, jedoch ist das verfahren in beiden nicht ganz das gleiche. Randbemerkungen finden sich in Carol. gar nicht, im ersten teile von A sehr spärlich,[2] vielleicht gar nicht — Uppström wenigstens hat die zwei von Castiglioni vermerkten glossen (zu Ro. IX, 13. X, 7) nicht entdecken können — im zweiten teile dagegen, von I C. V ab, sind dieselben ungemein häufig. Hieraus erhellt, dass für Löbes behauptung, A enthalte eine jüngere gestalt des textes als Carol., auch nicht der mindeste grund vorliegt.

Ebenso irrtümlich aber sind seine angaben über das verhältnis von A und B. Ich habe früher nachzuweisen versucht (Krit. Untersuchungen über die gothische Bibelübersetzung, Meiningen bei Brückner und Renner 1864), dass A und B derselben quelle entstammen, dies scheint sich nämlich aus einer anzahl gemeinsamer fehler zu ergeben, die ich im folgenden, genauer als ich damals konte, verzeichne. II C. VII, 7 *gaunoþa* wofür *gaunoþu* zu lesen, vgl. *gabaurjoþus*, *auhjodus*, *vratodus*, und Eph. I, 18, wo *hvileiku* für *hvileika* verschrieben ist. II C. V, 18 *þamma gafriþondin u n s i s* für *uns sis* ἡμᾶς ἑαυτῷ, vgl. 19. II C. XII, 16 *sai* für *siai* ἔστω. II C. XIII, 7 steckt in *þugkjaima* = ὦμεν ein gemeinsamer fehler, der in beiden handschriften anderweitige verwirrung gestiftet hat. Gal. V, 21 *faurqiþa* statt *fauraqiþa*. Phil. III, 16 *aþþan sveþauh du þammei gasnevum ei samo hugjaima jah samo f r a þ j a i m a* πλὴν εἰς ὃ ἐφθάσαμεν τὸ αὐτὸ φρονεῖν τῷ αὐτῷ στοιχεῖν; *fraþjaima* war glosse zu *hugjaima* und hat ein ursprüngliches *gaggaima* oder *usmitaima* verdrängt. Weniger bedeutend sind II C. XII, 13 *þize* für *þizei*, IV, 6 *ur riqiza* ungewöhnlich für *us riqiza*, Phil. III, 8 *Xristau* für

1) Im zweiten Corintherbriefe halte ich an 23 stellen gegen Löbe die lesart von A für richtig; darunter sind 9, über die ich mit Massmann, 7, über die ich mit Heyne übereinstimme.

2) Wahrscheinlich beginnt mit I C. V die hand des „*rudior calligraphus*," denn der codex rührt von zwei händen her, s. Castigl. Spec. p. XVI.

Xristu, IV, 5 *anavilje* für *anaviljei*, Col. II, 21 *teikais* für *tekais*, I. Tim. II, 6 *andabaht* für *andabauht*, 1, 10 *aivaggejon* für *aivaggeljon*, wobei in A ein *l* übergeschrieben ist.

In zweiter reihe sind für den gemeinsamen ursprung von A und B eine reihe in den text gedrungener glosseme und zusätze anzuführen, wie Eph. I, 11 *bi viljin guþs þis alla in allaim vaurkjandins* nach 23, Eph. I, 7 *bi gabein vulþaus anstais is* nach 6, Phil. II, 28 *ufkunnands hva bi izvis ist*, schliesslich auch die stellen, welche deutlich späteres eindringen lateinischer lesarten verraten und in A B gleich lauten, wie II C. VII, 4 in *allaizos managons aglons unsaraizos*, wo die unregelmässige schwache form des im griechischen fehlenden wortes ebenso deutlich spätere änderung (D* E* ἐπὶ πάσῃ τῇ πολλῇ θλίψει, *de in multa tribulatione*) beweist, wie II C. IV, 4 bei *guþs ungasaihvanins* in B, vgl. Col. I, 15. Siehe II C. V, 10 *þo svesona leikis*, I. Tim. VI, 9 *unnutjans* cet. cet.

Ist hienach die abstammung beider handschriften von einer gemeinsamen vorlage in hohem grade wahrscheinlich, so kann für die bemessung des kritischen wertes nur die innere beschaffenheit von bedeutung sein. Hiebei meint Löbe die spätere entstehung des in A enthaltenen textes dadurch erweisen zu können, dass A öfter dem griechischen texte näher stehe; Vulfila also habe ungenau übertragen, diese gestalt der übersetzung sei in B erhalten, während A einen nach griechischen handschriften revidierten text enthalte. Bei der sonstigen buchstäblichen genauigkeit der übersetzung ist das gegenteil von vorn herein wahrscheinlich; wir werden viel mehr geneigt sein, die dem griechischen genau entsprechende wendung dem übersetzer, der das griechische vor sich hatte, die abweichung späterer änderung zuzuschreiben. In der tat bestätigt sich dies letztere durch genauere prüfung gewisser stellen. II C. II, 10 steht für das zweimalige κεχάρισμαι in A richtig *fragaf*, in B *fragiba*; hierauf konte ein klügelnder abschreiber nach dem dabei stehenden *fragibiþ*, nicht der übersetzer verfallen. II C. VIII, 10 A: *jah ragin in þamma giba*, *unte þata izvis batizo ist*, *juzei ni þatainei taujan ak jah viljan dugunnuþ af fairnin jera*, B *viljan — taujan*, eine scheinbar plausible, aber im zusammenhang unpassende änderung. Eph. II, 6 *jah visandans uns dauþans miþgaqivida uns Xristau — anstai sijuþ ganasidai — jah miþurreisida jah miþgasatida in himinakundaim*, B *miþurreisidai* und *miþgasatidai*, verleitet durch *ganasidai*, eine änderung, zu der der übersetzer, der das griechische vor sich hatte, nie verführt werden konte. Wenn ferner II C. VII, 14 für πρὸς Τίτον A *du Teitaun* mit beibehaltung der griechischen endung, B *du Teitau* hat, so ist offenbar ersteres vom übersetzer ausgegangen.

A dagegen ist von solchen willkürlichen entstellungen fast ganz frei; II C. IX, 2 findet sich *hvopam* für καύχωμαι, wo B richtig *hvopa* hat.

Dass A unbefangener, B mit überlegung seinen text behandelt, beweisen auch die orthographischen abweichungen, indem sich A durchgängig der aussprache des gewöhnlichen lebens anschliesst, B an dem grammatisch richtigen festzuhalten sucht, aber in seinem eifer über das ziel hinausschiesst. Hierhin gehört in A die assimilation des auslautenden *h* von *uh, nih, jah,* die, wenn auch nicht consequent durchgeführt, doch ungemein häufig ist, und die in B nur bei *nih* und *uh* zuweilen, nie bei *jah* eintritt. In A werden ferner die vocale *e, ei* (*î*), *i* oft verwechselt und und zwar so, dass *i* (*digandin, anaviljin, visandin*) und *e* für *ei* eintreten, höchst selten umgekehrt, wie I C. IV, 1 *andbahtei* für *andbahti,* Col. II, 21 *teikais* für *tekais* (AB). Besonders häufig steht *e* für *ei* in den formen des relativs *þizei* und *izei,* welche so mit *þize* und *ize* zusammenfallen, nie in *þammei, þanei, þoei, saei* usw. Offenbar wird der schreibfehler veranlasst durch die unfähigkeit, beide wortklassen zu unterscheiden, also durch einen völligen mangel an grammatischer bildung. B dagegen bevorzugt das *ei* so sehr, dass es sich nicht selten auch da zeigt, wo es nicht hingehört, wie in *svarei, usmeitum, þizei* für *þize, þandei, Aþeinim.* Die drei laute *e, ei, i* waren zur zeit der entstehung unserer handschriften dem ohre schwer unterscheidbar; dem hiedurch verursachten irrtum unterliegt am häufigsten A; B dagegen sucht an der hergebrachten schreibweise festzuhalten, geht jedoch zu weit. Zwischen *i* und folgendem vocal schiebt A oft ein unorganisches *j* ein, das gleichfalls der sprache des täglichen lebens entlehnt sein wird (*freijhals, saijiþ*); diesem *j* ist B feind und zwar so sehr, dass es auch da unterdrückt wird, wo es berechtigt ist, wie in *frijaþva, fijan* (Leo Meyer, Goth. Spr. p. 428). In *sijum, sijai* usw. schwanken beide handschriften. Das wort *inuh* = „ohne“ erscheint in A elfmal ohne *h*, in B fünfmal mit, einmal ohne *h.*[1] Nach Leo Meyer entstand *inuh* durch anhängung von *uh* aus dem privativen *in, inu* also durch abschleifung; auch hier also hat sich offenbar A der gewöhnlichen aussprache angeschlossen, B den älteren sprachstand bewahrt. Das nämliche ergibt sich aus den varianten *hardaba* (A) — *harduba* (B) neben *hardus, miþgardivaddju* (A) — *miþgarduvaddju* (B), vgl. *gardavaldands, andalausaize* (A) — *andilausaize* (B). In anderen orthographischen schwankungen (*d* — *þ, u* — *au* — *o*) lässt sich kein durchgehender, in der

1) Die variante *þau* (A) — *þauh* (B) findet sich einmal, wobei *þau* die richtige form ist, *þaþroh* in A und B, *þaþro* viermal in B, nie in A. Dies zur berichtigung von Löbe prol. p. XXII.

in A[1] durchgeführten schreibweise *gk*, *gq* für *ggk*, *ggq* in B kein charakteristischer unterschied erkennen. Dass übrigens jener abfall oder die assimilation des *h* im auslaute, wie Löbe meint, auf die einwirkung fremder sprachen zurückzuführen sei, ist nicht erweisbar.

An manchen stellen weichen A und B im ausdruck von einander ab, und auch hier hat A die dem griechischen näher stehende und, wie es scheint, ursprüngliche lesart bewahrt. So II C. I. 19 *Jesus Xristus saei in izvis þairh uns merjada* (κηρυχθείς), B ausschmückend *vailamerjada*. II Cor. XIII. 5 *izvis silbans fraisiþ* (πειράζετε), B *fragiþ*, dem griechischen weniger entsprechend. I C. XVI, 2 *hvarjizuh izvara fram sis silbin lagjai* (τιθέτω sc. ἐλεημοσύνην) A, *taujai* B, vgl. Mt. VI, 1 *armaion taujan*. Eph. III, 11 A *so filufaiho handugei guþs* (πολυποίκιλος), B *managfalþo*. Eph. II, 2 *bi þizai aldai þis fairhvaus* (κατὰ τὸν αἰῶνα τοῦ κόσμου τούτου), B sinnwidrig *aivis*, vielleicht aus einer zu *aldai* gehörigen glosse. Wie nachträgliche besserung sieht auch Eph. III, 16 *gasvinþnan* in B aus, für *insvinþjan* = κραταιωθῆναι. An einigen andern stellen ist nicht zu entscheiden, welche handschrift das ursprüngliche bewahrt hat (II C. II, 5. II Tim. II, 26. II C. IX, 2. VII, 8. XIII, 6. Gal. VI, 5).

Eine eigentümlichkeit, die A von B unterscheidet, ist die grosse zahl der randglossen in ersterer handschrift.[2] Nach Löbe (prol. p. XIX) sind dieselben teilweise daraus entstanden, dass das ältere, durch einen neuen ausdruck im text verdrängte wort an den rand geschrieben und so erhalten wurde. Das ist allerdings mit wahrscheinlichkeit zu vermuten an stellen wie II Tim. III, 2 *vairþand mannans sik frijondans* (φίλαυτοι it. vg. *se ipsos amantes*), am rande *seinagairnai* = φίλαυτοι, ebenso II C. II, 11 *ei ni gaaiginondau fram satanin* (πλεονεκτηθῶμεν), am rande *gafaihondau*, vgl. *bifaihon* = πλεονεκτεῖν, Gal. II, 5 *ei sunja aivaggeljons gastandai at izvis* (διαμείνῃ), am rande *þairhvisai*, Gal. II, 6 *guþ mans andvairþi ni andsitiþ* (λαμβάνει), am rande *nimiþ*, IV, 3 *þairh siukein leikis* (ἀσθένειαν), am rande *unmaht*, I Tim. I, 9 *unsibjaim* (ἀσεβέσιν), am rande *afgudaim*, II Tim. III, 13 *liutai* (γόητες), am rande *lubjaleisai*. Indes ist aus dem vorhandensein dieser glossen keineswegs mit Löbe der schluss zu ziehen, A enthalte eine jüngere recension des textes als B. Es lässt sich nämlich dartun, dass solche randbemerkungen schon in der gemeinsamen vorlage von AB, ja vielleicht in noch älteren handschriften vorhanden waren; sie sind

1) Nur in dem anders gearteten ersten teile von A findet sich *bistuggqis* Ro. IX, 32. 33.

2) Es sind deren über 40, in B nur eine (*sihu* zu *sigis* I C. XV, 57). Im Codex Argenteus ist ihre zahl 15.

nicht selten neben dem worte, zu dem sie gehörten, in den text eingedrungen, wie I C. XV, 6 (in A, B nicht vorhanden) *fimf hundam* neben *taihun tevjam*, II Tim. II, 2 (B) *vaurda guþs* neben *veitvodja*, Eph. III, 20 *þamma mahteigin ufar all taujan maizo g i b a n* (A, fehlt in B) *þau bidjam aiþþau fraþjam*, wo *giban* glosse zu *taujan* war. Lateinischen quellen entstamte der ursprünglich ebenfalls an den rand geschriebene zusatz *freijhals* in A Eph. III, 12 *in þammei habam balþein f r e i j h a l s jah atgagg in trauainai* ἐν ᾧ ἔχομεν τὴν παρρησίαν καὶ τὴν προσαγωγὴν ἐν πεποιθήσει; *freijhals* nach *libertatem*, das sich neben *fiduciam* in lateinischen handschriften als übersetzung von παρρησίαν findet. Ebenso ist in B Col. II, 15 *bairhtaba* nach dem lateinischen *palam* glosse zu *balþaba* ἐν παρρησίᾳ, und ein ähnlicher hergang hat die verwirrung I C. X, 20 hervorgerufen.

Nicht selten nahm der abschreiber anstatt des im texte seiner vorlage befindlichen wortes die entsprechende glosse auf, und so erklärt sich wol II C. I, 8. Hier hat B: *ufarassau kauridai vesum ufar maht svasve s k a m a i d e d e i m a u n s jah liban* ὥστε ἐξαπορηθῆναι ἡμᾶς καὶ τοῦ ζῆν), A *afsvaggvidai veseima jal liban*,[1] am rande aber ist die lesart von B bemerkt. XII, 15 hat A für ἥδιστα *laþaleiko*, B *gabaurjaba*, und dies letztere steht in A am rande. Wahrscheinlich stand in beiden fällen die lesart von B *skamaidedeima uns* und *gabaurjaba* am rande, A schrieb die glosse mit ab, B setzte sie in den text. Beweisen lässt sich freilich nicht, dass der schreiber von A nicht B selbst verglichen habe.

Bisweilen endlich scheint der abschreiber die glosse auf ein falsches wort bezogen und statt desselben in den text gesetzt zu haben; so geschah es bei dem oben erwähnten *fraþjaima* Phil. II, 16; so ist auch I Tim. III, 8 zu erklären: *jah sva diakaununs gariudans mih f a i h u - f r i k a n s* (διλόγους), *ni veina filu haftjandans nih aglaitgastaldans*, wo *faihufrikans*, die glosse zu *aglaitgastaldans*, das gotische wort für διλόγους verdrängt hat. Auch Mt. V, 44 verhält es sich ähnlich mit *vrikandans*.

Ein solcher process der textveränderung, wie er hienach stattgefunden hat, setzt mehrere generationen glossierter handschriften voraus; folglich war Löbe nicht berechtigt, das vorhandensein solcher glossen in A für ein merkmal späterer entstehung auszugeben. Zufall oder laune des abschreibers hat bewirkt, dass in B nur wenig dergleichen zu finden ist.

Beiläufig will ich noch bemerken, dass erweiterungen des griechischen ausdrucks nicht immer auf glossen zurückgeführt werden dürfen;

1) So ist zu schreiben und nicht *jal-liban*. Wer würde *ur-riqiza* verbinden oder bei Homer κακ-κεφαλήν, ἀγ-κεράτεσσιν?

in gewissen fällen scheint sich schon der übersetzer zusätze und ausschmückungen erlaubt zu haben, wie II Tim. II, 16 *þo dvalona usveihona lausavaurdja* τὰς βεβήλους κενοφωνίας, I C. XV, 10 *arbaidida jah usaivida* ἐκοπίασα, II Tim. II, 1 *barn mein valiso* τέκνον μου, vgl. ibid. 4. Besonders tritt in pathetischen stellen, bei den aufzählungen von tugenden und lastern, wie sie Paulus liebt, im gotischen gern ein glied hinzu, s. II C. XII, 20. Gal. V, 20. I C. XV, 10. Col. III, 12. I Tim. III, 2. VI, 4. II Tim. III, 2. 10. Tit. I, 7.

Im ganzen ergibt sich demnach, dass A von einem unkundigeren geschrieben, aber dafür von willkürlichen entstellungen weniger berührt worden ist, als B. Als kritische regel ist daraus zu entnehmen, dass in fällen, wo A und B auseinander gehen, wo möglich auf grund des griechischen textes, des sinnes und des sprachgebrauchs festzustellen ist, welcher lesart der vorrang gebühre, falls aber damit nicht auszukommen ist, A den vorzug vor B verdient.

ERFURT. E. BERNHARDT.

EIN PARZIVALFRAGMENT.

Der herr seminarlehrer Bünger zu Eisleben hat mir ein pergamentblatt mitgeteilt, das ein fragment des Parzival enthält und zwar 768, 14—775, 30. Es rührt aus der in dem turm der dortigen Andreaskirche aufbewahrten bibliothek her und bildete den umschlag von: *Psalterium Davidis carmine redditum per Eobanum Hessum, cui acc. ecclesiastes Salomonis. Lips. 1584* und *Proverbia Salomonis graece vers. hexametris expressa per Joh. Schirmerum, Friccusanum. Noriberg. 1596.* Beide schriften, unbeschnitten, bildeten einen band und waren aktenmässig in das pergamentblatt mit zwei nähten geheftet, welche daher dieses an zwei stellen zertrent haben; der obere riss geht durch 768, 8—17 und 773, 8—17, der untere durch 771, 8—17 und 775, 8—17. Der text hat hierdurch jedoch nicht gelitten. Zwischen beiden nähten war aussen ein blatt befestigt, auf welchem die katalognummer stand.

Die innere seite ist sehr gut gehalten und bietet für das lesen keinerlei schwierigkeiten; viel schlimmer stand es mit der aussenseite, auf welcher die schrift hin und wider verschabt ist, und die mit einer fest auf dem pergament sitzenden schmutzborke überzogen war. Mit benzin gelang es, diese fast ganz zu entfernen und bei weitem das meiste lesbar zu machen, weshalb ich mir die anwendung von reagentien versagte.

Das format ist schmalfolio von 17 ctm. breite und wahrscheinlich 37 ctm. höhe. Auf jeder seite standen zwei durch doppellinien getrente columnen von je 60 (2 × 30) liniierten zeilen, von denen jedoch am oberen rande 13 abgeschnitten sind. Auch sind auf der inneren seite die obersten zeilen ganz verschabt, so dass in der ersten columne erst von 768, 17, auf der zweiten von 770, 16 an der text lesbar ist; auf der äusseren seite begint der lesbare text zwar mit 772, 14 und 774, 14, von letzterem sind aber nur die beiden ersten wörter *Daz die* vorhanden; das übrige hat der schnitt weggenommen.

Die schrift gehört noch dem 13. jahrhundert an. Die anfangsbuchstaben der zeilen sind uncialen; die initialen der abschnitte von 30 zeilen fehlen, und ist dafür ein kleiner raum gelassen. Von einer hand des 16. jahrhunderts steht auf dem unteren rande der ersten (inneren) seite: *Elenchus* | *Cremcovij Citha* | *ra Davidica* | *Adami Siberi.* | *Joh. Christoph. Fuch* | *sij.* | *Buchanani.* | *M. Davidis Hesi.* | *Friderici Wi* | *debrami.* | *Benedicti Ariæ montani.* Wahrscheinlich eine notiz des einstigen besitzers über dem *Psalterium Davidis* verwante werke, die vielleicht einen wink für weitere in Eisleben anzustellende nachforschungen gibt.

Da unter Lachmanns handschriften nur E in der spalte 60 zeilen hat, glaubte ich anfänglich, das Eislebener bruchstück möchte zu jener gehören; allein die lesarten, welche Lachmann an den betreffenden stellen aus E verzeichnet, beweisen das gegenteil. Am nächsten liegt jenes der handschrift D, von welcher jedoch auch abweichungen vorkommen, wie der hier folgende genaue abdruck beweist, in welchem die in der handschrift unlesbaren wörter aus Lachmann ergänzt und *cursiv* gedruckt sind.

768, 14. . . . .
. . . .
. . . .
Vñ gv̂te riter an mich nemen
Des ſolte mich d²ch ſi gezemen
Daz iſt alſo ergangen
Mit ſchilte bevangen
Iſtez ingeſinde mir benant
Manec riter wert erkant
Dâ engeín ir minne ist min lon
Ich trage ein ecidemon
Vf dem ſchilte alſ ſi mir gebot
Swa ich ſider chom in not
Zehant ſo ich an ſi gedahte
Ir minne mir helfe brahte

Div waſ mir bezz' troſtes wer
Denne min got Jvpiter

769. Ktvs ſp^ach vō dem vater din
Gamvreten den neven min
Iſt ez din vollecliclier art
In wibe dienſt din verre vart
Ich wil dich dienst wizzen lan
Daz ſelten grozerſ iſt getan
Vf erde decheinem wibe
Ir wunneclichem libe
Ich meine die h'zoginne
Div hie ſitzet nach ir minne
Iſt waldes vil verſwendet
Ir minne hat gepfendet
An frevden mangen riter gv̊t
Vn̄ im erwendet hohen mv̊t
Er ſaget ir vrlovge gar
Vn̄ ovch vō deſ Clinſorſ ſchar
Die da ſazen in allen ſiten
Vn̄ von den zweín striten
Die Partzefal ſin brvder ſtreít
Ze Joſlantze dem anger breít
Vn̄ ſwaz er and'ſ hat ervarn
Da er den lip niht kvnde ſparn
Er ſol dirſ ſelben machen kv̊nd
Er ſvchet einen hohen fvnt
Nach dem grale wirbet er
Vō iu beidenſamet iſt daz min ger
Ir ſaget mir lvte vn̄ lant
Die iv mit ſtrite ſint erkant
Der heiden ich nenne ſíe
Die mir die riter fvrent híe.

770, 14. . . . .
. . . .
Vn̄ vō Satarchionte d' h'zoge Alamis
Vn̄ d' kvnec Amincas vō Sotofcîticon
Vn̄ d' h'zoge vō Dvſcontemedon
Von Arabie d' kvnec Zaroaſter
Vn̄ d' Greve Poſſizotri⁹ von Tiler
Der herzoge Sennes vō Narioclin
Vn̄ der greve Ediſſon vō Lanteſardin

Von Iamfvſe d' greve Friſtines
Vñ von Atrophagente d' h'zoge Meiones
Von Nvrigente d' h'zoge Archeinor
Vñ vō Panfates d' greve Aſtor
Vō Azagovk vñ vō Zazamanc
Vñ vō Gamfaffadie d' kvnec Jetracranc
Der greve Jvrans vō Blemvnzin
Vñ d' h'zoge Affinamvs vō Amantaſin
771. ch hete eín dinc vor ſchande
Man iach in mime lande
Decheîn riter bezzer mohte ſin
Den Gamvret Angovin
Der ie orſ vber ſchrite
Ez waſ min wille vñ ovch min ſite
Daz ich in fvnde
Sit gewan ich ſtrites kvnde
Von minen zweín landen her
Fvrt ich creftic vber mer
Gein riterschefte het ich mv̊t
Swelch lant was werlich vñ gv̊t
Daz twanc ich miner hende
Vnz verre inz ellende
Da werten mich ir minne
Zwo riche kvneginne
Olimpia vñ Clavditte
Secvndilla iſt nv die dritte
Ich han dvrch wip vil getan
Hvte alrerſt ich kvnde han
Daz min vater Gamvret iſt tot
Min brvder ſage ovch ſine not
o ſprach d' werde Partzefal
Sit ich schîet vonme Gral
So hat min hant mit strite
In d' enge vñ in der wite
Vil riterschefte erzeiget
Eteſlicheſ pris geneiget
Der deſ was vngewendet íe
Die wil ich iv nennen híe

772, 14. Vñ vō Privegarz den h'zogn Marangliez
Vō Pictacon den h'zogn Strennolas

Vñ vō Lampregun den grevē Parfoias
Von Afchalvn den kvnec Vergvlaht
Vñ vō Pranzile den g'ven Bogvdaht
Poftefar vō Landvndrehte
Vñ den h'zogen Leidebron vō Redvn*zehte*
Von Leterbe Colleval
Vñ Jovedaft vō Arl ein Provenzal
Vō Tipparvn den greven Carfozas
Diz ergienc da tvrnieren was
Die wile ich nach dem Grale reit
Solt ich gar nennen dar ich ftreit
Daz weren vnkvnde zil
Dvrch not ich mvz v'fwigen vil
Swaz ir mir kvnt ift getan
Die wene ich hie genennet han

773. er heiden was vō h'zen vro
Daz fins brvd' pris alfo
Stvnt daz *fin* hant erstreit
So mange hohe werdecheit
Def dancte er im sere
Er hete es *felbe* ovch ere
Innen def hiez tragen Gawan
Alf ez *vnwizzende were* getan
Des heiden zimierde in den rinc
Si prvfetenz da fvr hohe dinc
Riter vñ frowen
Begvnden alle fchowen
Den wapenroc den fchilt daz kvrfit
Der helm was zenge noch ze wit
Si priften al gemeine
Die tiwern edeln fteine
Die daran *verwieret lagen*
Niemen darf mich *vragen*
Von ir arte wie fi weren
Die liehten vñ die fweren
Ivch hete baz befcheiden *des*
Eraclivs od' Hercvles
Vñ d' krieche Alexander
Vñ dannoch ein ander
Vñ d' wife Pitagoras
Der ein aftronomierer was

Vñ ſo wiſe ane ſtrite*n*
Nieman ſit Adames zite*n*
Moht im gelichen ſin getragen
Der kvnde wol vo ſteinen ſagen

774, 14. Daz die . . . .
Vf dem velde ergienge
Daz man da mit enphienge
Sinen neven Feirefiz
An den gewerp kert iw'n fliz
Vñ iwer beſten witze
Daz er mit vns beſitze
Ob der tabelrvnder
Si lobten al beſvnder
Si wurbenz werez im niht leit
Do gelobt er in geſellecheit
Feirefiz der riche
Daz folc fvr algeliche
Do man geſchancte an ir gemach
Manges frevde alda geſchach
Deſ morgens ob ich ſo ſprechen mac
Do erschein der ſvze m'e tac

775. tepandragvns ſvn
Artvſen ſach man alſvs tvn
Er prvfete koſtliche
Eine tabelrvnde riche
Vz eime driantaſme
Ir habet wol gehor*et e*
Wie vf dem *Plimizœles plan*
Eine tabelrvnde wart getan
Nach der *diſe wart geſniten*
Sinewel mit ſolchen ſiten
Si erzeigete richlîchiv dinc
Sinwel drvmbe man nam den rinc
Vf ein towec grvne gras
Daz wol ein poinder landes was
Vonme ſedel an tabelrvnder
Div stvnt da mitten ſvnder
Niht dvrch den nvtz et d'ch den namn
Sich *moht ein baſe man wol ſchamn*
Ob er da bi den werden ſaz

Die ſpiſe ſin mvnt mit ſvnden az
Der rinc wart bi d' ſchonen naht
Gemezzen vñ vorbedaht
Wol nach rilichen zilen
Ez moht wol einē armen kvnec *beviln*
Als man den rinc gezieret vant
Do der mitten morgen wart erkant
Gramoflantz vñ Gawan
Vō in div koſt wart getan
Artvſ was deſ landes *gast*
*Siner k*oſt da doch *niht gebraſt*

MERSEBURG, 16. FEBR. 1873. H. E. BEZZENBERGER.

Auf eine anfrage über die beschaffenheit des von Lachmann mit E bezeichneten Münchener bruchstückes einer Parzivalhandschrift und dessen verschiedenheit von dem hier mitgeteilten Eislebener ist herr staatsbibliothek-sekretär dr. F. Keinz so gütig gewesen, mir folgende auskunft zu erteilen:

Das Münchener bruchstück, unter der signatur Cgm. 194, ist ein mittelstarkes rauhes pergamentblatt in schmal-folio von 21 centimeter höhe und 14 centimeter breite, und enthält zwei spalten zu ursprünglich 60 zeilen, von denen jedoch die 6 untersten jetzt fehlen. Horizontallinien sind nicht erkenbar, verticallinien zur einfassung der anfangsbuchstaben der verse wahrscheinlich nicht vorhanden. Die schrift zeigt einen etwas älteren charakter als die des Eislebener blattes. Die *z* sind viel höher als die übrigen buchstaben. Am schlusse des wortes steht nur langes *ſ*. Das *n* ist stets ausgeschrieben, nicht durch einen strich ersetzt; auch *vnd* und *der* sind ausgeschrieben, nicht abgekürzt. Der anfangsbuchstabe jedes verses steht von dem folgenden etwas ab, ist grösser als dieser und hat als *g m s* majuskelform. Der erste vers jedes abschnittes von 30 zeilen beginnt mit einer grösseren roten majuskel. — Wiefern das Münchener blatt in orthographie und dialect von dem Eislebener verschieden ist, lässt sich aus vergleichung des bei Docen, Miscellaneen 2, 111 fg., abgedruckten stückes mit dem hier mitgeteilten ersehen.

HALLE. J. ZACHER.

J. M. R. LENZ IST VERFASSER DER SOLDATEN.

Die frage ob Lenz oder Klinger verfasser der 1776 bei Weidmanns Erben und Reich in Leipzig erschienenen komödie Die Soldaten sei, ist bekantlich neuerdings durch den abdruck eines briefes von Klinger an den verleger Reich, worin jener am 6. märz 1777 ausdrücklich erklärt, nicht Lenz, sondern er sei dichter der Soldaten (abgedruckt in den von K. v. Holtei herausgegebenen briefen an L. Tieck I. 366) zur verhandlung gekommen. Koberstein regte dieselbe durch einen kleinen aufsatz in Gosches Archiv für Litteraturgeschichte I. 312 — 314 an, ohne sich selbst zu entscheiden. Darauf hat herr v. Beaulieu - Marconnay im zweiten band jenes archivs 245 — 257 die urkundlichen zeugnisse zu dieser sache gesammelt und besprochen. Er kam zu dem ergebnis, dass jener auffallende brief Klingers einzig für einen versuch anzusehen sei, dem kränklichen und zartbesaiteten freunde Lenz in seinen bedenken über den druck der Soldaten zu hilfe zu kommen und ihn erforderlichen falles zu vertreten; ja er macht es sogar durch zwei äusserungen Lenzens wahrscheinlich, dass er im einverständnis gewesen sei.

Herr v. Beaulieu - Marconnay hat seine belege aus den briefen von Lenz an Herder und Lavater, aus einer von Tieck in der einleitung zu Lenz Schriften I, CXXI mitgeteilten äusserung desselben, ferner aus Zimmermanns briefen und aus Goethes Wahrheit und Dichtung gewonnen. Als inneren beweis macht herr v. Beaulieu - Marconnay die politische idee geltend, welche den dichter schon vor abfassung des stückes beschäftigte und die er in den soldaten dramatisierte; es ist ein sehr schlagender beweis, der nach meiner ansicht noch mehr auszuführen gewesen wäre.

Diese meine zeilen wollen den inneren beweis vervollständigen und, wie ich denke, die streitfrage, die im grunde leicht zu entscheiden war, für immer beseitigen.

Die Soldaten stehen mit den übrigen comödien von Jacob Lenz (Jacob, nicht Reinhold war der rufname des dichters) im inneren zusammenhange, indem auch sie ein socialpolitisches problem zur darstellung bringen wollen. Den Klingerschen trauerspielen jener jahre ist diese absicht durchaus fern. Die Soldaten würden sich höchst fremd auch in dieser hinsicht neben Otto, dem leidenden Weib, der neuen Arria, Simsone Grisaldo, Pirrhus, Sturm und Drang und Stilpo ausnehmen.

Ein schlagender beweis gegen Klingers verfasserschaft der Soldaten liegt aber in der sprache. Goedekes bemerkung in seinem grundriss II. 670: „Schon die rheinisch gefärbte sprache hätte vor der vermutung schützen sollen, als ob Lenz der verfasser von Otto und dem leidenden

Weib sei," war durchaus richtig. Umgekehrt gilt für die Soldaten, dass die norddeutschen, im besondern die livländischen idiotismen jeden verdacht vernichten, als ob Klinger verfasser dieser comödie sein könne.

Ich führe aus den Soldaten, unter der seitenzahl des originaldruckes, folgende worte als bemerkenswert in jener hinsicht auf.

alles: was das für dings alles durcheinander ist 26. Das ist alles das Mariel schuld 27. Vergl. v. Gutzeit Wörterschatz der deutschen sprache Lievlands (Riga 1864) 1, 29.

allesfort: sie will allesfort klüger sein als der papa 6. Du kannst nur immer allesfort mit ihm in die comödie gehn 30. — v. Gutzeit 30.

alt liebkosend: mein altes Scharlottel du 64.

an c. dat. bei schreiben: schreib ein paar zeilen! — an wem denn? 63. — v. Gutzeit 34.

arschgesicht: mit euch verfluchten arschgesichtern 37. — v. Gutzeit 51.

aufbersten: ich dachte, ich sollte aufbersten vor lachen 47.

ernst: aus ernst, mutter, mir ist nicht recht 8.

fressen: neulich ist wieder ein streich mit ihm gewesen, der zum fressen ist 91.

fristen: beschäftigungen ohne aussicht sind nur ein gefristeter tod 96.

gans: Haudy zu Rammler: du bist eine politische gans, ich werde dir das genick umdrehen 45.

gewittern: ich glaub, es wird gewittern die nacht 31.

keuchel: dummes keuchel 16. — Grimm, d. Wörterb. V, 647.

knochen: was reden wir weiter von dem knochen (dem verlassenen mädchen) 112. — Daneil, altmärk. Wörterb. 110 hat knochen als schelte für arme mädchen, vergl. auch Grimm, Wörterb. V, 1457.

machen: so mach sie doch das kind nicht 28. — Der kerl macht einem das gallenfieber mit seiner dummheit 46.

mädgen: pl. *mädgens*, braucht Lenz neben dem von ihm angenommenen *mädel*, plur. *mädels*. Das bei Goethe und Klinger damals übliche *maidel* hat er in den soldaten wenigstens nicht.

pappuschka (väterchen): gute nacht pappuschka 31.

sauleder: du hättest ein schön sauleder auf den hals bekommen 110.

schwenken: gleich lassen sie die gläser schwenken und machen uns guten punsch zurecht 36.

seele: geh mir aus den augen, du gottlose seele 26. Schlechte seele 27. Ihr lüderliche seele 114.

verkehren: ich will den teufel der sie verkehrt hat 57.

verstand (sinn des satzes): so lies doch bis der verstand aus ist 5.

wips: wips ist ein armes mädel in der leute mäuler 17.

wo: na gott behüt, wo komt das wunder 62.

Von diesen hier ausgehobenen worten sind vor allen *keuchel*, *knochen*, *pappuschka*, *wips*, *wo* entscheidend. Bei Klinger wären sie ganz unmöglich. Aber ganz abgesehen von diesen einzelheiten des wortschatzes ist das geistige gepräge der sprache der soldaten durch und durch lenzisch und völlig unklingerisch. So sehr sich Klinger in dem genialischen jargon jener jahre gefiel, so wild und zerrissen sein ausdruck wird, er ist doch immer kräftig und markig, oft sogar plastisch. Man lese die im selben jahre 1776 von ihm herausgegebene Neue Arria neben den lenzischen Soldaten, und überzeuge sich, dass es jedem, welcher für form und inhalt eines schriftstellers nicht völlig blind ist, ganz unmöglich ist, darüber zu schwanken, ob die comödie Die Soldaten Lenz oder Klinger angehöre.

KIEL, JULI 1873. K. WEINHOLD.

ALTFRIESISCHES.

In einem abgabenverzeichnis der herschaft Jever aus dem ende des 15. jahrhunderts (papier, sedez) befinden sich auf zwei einander gegenüberliegenden blättern in ziemlich unlesbarer handschrift friesische bruchstücke, die der verstorbene staatsrath dr. Leverkus auf folgende weise entziffert hat, ohne indes für die richtigkeit der lesung überall einstehen zu können. Der inhalt ist nicht überall klar.

Erste seite.

1. *Tyuw bota anda onleta vnde buta claton*
2. *aw twy bota Thrira pannyng wicht*
3. *goldes is eyn laet, Nyuwgen schill. kona*
4. *is eyn laet, Twiliff pannynge wicht goldes*
5. *is X grata, Alle inlemide ande houde anda*
6. *lyua vnde ande bena, is V fulle merk*
7. *Item tyu laet merk is V witte merk Vnnde*
8. *tyu witte witte merk fiff fyadingk, eyn*
9. *ieldt merk XX grata. Tyuw reyl merk*
10. *is In breckma X grata, In bota ½ merk*
11. *Boldewicht goldes is X grata, eyn leyn merk*
12. *is X grata, eyn wede is XII sware*
13. *Sa wer sama ena monne enne*
14. *top heres of stat thet hems folgath*
15. *her and swarde and threlda thet is*
16. *fiver and twintich schill iefta tuene etha*

Zweite seite.

1. *Item vnwisse wakende dit is eyn hunt, boldewyn*
2. *isset eyn feriment, eyn schillingk kona is eyn aldt*
3. *sware, I kona is fyadendeel van eyn aldt sware*
4. *Dy schill. is binna geddelo try grata nyada*
5. *syugun sware, weere sa en bota funden*
7. *wert by trytich ensa, szo is thet eyn laet vnde*
8. *syugen fyadinge vnnde twene schill. Twintich*
9. *ensa sint fiff schill. fyadingk, buta syugen schill.*
10. *kona* [1] *fiff ensa sent viff laet, buta on halff*
11. *schill. kona, by reddnates vnde kawynges*
12. *pannynge to rekenande*
13. *Anda fifftende liodkest is tyuw fulle merk In*
14. *fax fanges bota dere fintma den schill. van*
15. *try grata, fyuwere panninga en grata, eyn ensa*
16. *eyn tweda laet Try ensa fiff grata, Tyuw*
17. *ieldt merk is tyuw fulle merk vnde vmbe det domatma*
18. *awedele da reyl merk*
19. *Tyuw streuinge vnde tudinge der vmme tyu fulle merk*
20. *Biar laem ½ merk, Saxfes bake fleck V merk*
21. *vnde di . . ewet floet fleck edder fleet alfe fele Thy*
22. *schill. wicht goldes is (tyaen?) grata.*

A. 1. *tyuw* = altfr. *thiu.* *onleta* = *ondlete, andlete.*
3. *laet* = altfr. *lad.* *nyuwgen* = *niugun.*
5. *inlemida* = altfr. *inlemitha.*
8. *witte* steht doppelt; wol nur ein versehen des schreibers; *fyadingh* = *fiardingh;* mnd. *vêrdink.* Ebenso 9[b], und 3[b] *fiadendeel* = *fiardendêl.*
13—16 entspricht der bestimmung der Rüstringer busstaxen, Richth. p. 119[a], 2 fgg. *Sa hwer sa ma ena monne top heres of stat, thet ther folgath her and swarde and blod thredda, thet is fiuwer and twintich skillinga bote, ieftha twene etha.* Dass *blod* fehlt, ist ein versehen des schreibers; denn *thredda* (drittens) allein ist ohne sinn; *bota* kann v. 16 fehlen.

B. 1. *vnwisse wakende*] Richth. 77, 25 und 341, 1 steht: *bi slepandere thiade* (mnd. *bi slapender dêt,* wenn die leute schlafen) *and bi vnwissa wakandon.* Von Richthofen erklärt: „während es ungewiss ist, ob jemand schläft." Das Wurster Landr. hat: *vnd by*

1) Hier steht ein insertionszeichen, und ist dazu am rande bemerkt: *Tyan ensa synt tredde halue fyaerdinck buta trey schill. kona.*

vngewisse wakende, dath is de hundt. Diesem entspricht das obige. Es soll demnach wol heissen: „während nur eine unsichere wache da ist, nemlich nur der hund wacht.“

11. Vgl. Richth. 15, 5: *mith twam* [*panningon*] *Rednathes slachta ieftha Kawinges slachta.*

13. In der 15. *kest* bei Richth. 22 fg. findet man nichts derartiges.

19. *streuinge* ist „abreissung.“ Vgl. Richth. 94, 4. *wifstreuene, exspoliatio capitis feminae* das abreissen der kopfbedeckung einer frau.

20. *biarlaem* findet sich auch bei Richth. 334, 21. *biarlem;* was heisst es aber?

saxses bake slek ist wol ein schlag oder stich mit einem messer auf den rücken.

Über die in diesem fragment angegebenen münzwerte s. Richth. unter den betreffenden wörtern, bes. 923 fg.

Besondere z. t. unklare wörter sind: 11ª *boldewicht,* 1ᵇ *boldewyn,* 2ᵇ *feriment;* 4ᵇ *nyada* ist wol zu trennen, *nya,* neu; *da* nebenform zu *tha,* „oder“? 17ᵇ *domatma?* 18ᵇ *awedele?* und 2ª *aw?* 19ᵇ *tudinge* gehört wol zu *tia,* ziehen, reissen. 21ᵇ *floet fleck edder fleet? di . . qwet* = *dis* oder *dit qwet:* dieses besagt? oder partic.: „das so genante?“

OLDENBURG, JULI 1873. A. LÜBBEN.

BELEGE ZUM VORKOMMEN DES NAMENS VOGELWEIDE IN ÄLTEREN URKUNDEN.

Franz Pfeiffers ansicht, dass in dem orte Vogelweide ohnweit Stertzing in Tirol die geburtsstätte des dichters gefunden und dessen familienname von diesem ortsnamen herzuleiten sei, eine ansicht, die R. Menzel in seinem leben Walthers als ausgemacht und unumstösslich betrachtet, dürfte heut den meisten sehr zweifelhaft erscheinen, seitdem mehrere örtlichkeiten dieses namens nachgewiesen sind. (Vgl. Scherers recension des buches von Menzel in der Zeitschrift für österreichische gymnasien 1866 s. 311.) Weder heimat noch name sind bisher mit sicherheit festgestellt, und so erscheint es keineswegs überflüssig, mitzuteilen, was irgend beitragen könte, die frage lösen zu helfen, stünde es auch nicht in directer beziehung zum dichter selbst.

W. Grimm hat bekantlich erklärt, da es kein geschlecht gegeben habe, das von der Vogelweide hiess, so möge auch Walther (gleich

Freidank) einen dichterischen namen angenommen haben. Indes fragt es sich doch, ob die existenz eines solchen geschlechts so unbedingt zu leugnen sei. Zunächst steht fest, dass Vogelweid und Vogelweider ein in Süddeutschland und der Schweiz verbreiteter familienname ist und gewesen ist. Schon Uhland bezeugt dessen vorkommen in Würtemberg noch in der gegenwart. Für Reutlingen z. b. ist dasselbe dem verfasser dieser zeilen ebenfalls glaubhaft versichert worden. Aber die familie wird auch schon früh erwähnt. Kurz im Aargauer programm von 1866 weist nach, dass bürgerliche Vogelweider im canton St. Gallen schon 1377 und später noch öfter urkundlich belegt sind. Die noch frühere existenz derselben in Frankfurt a. M. bin ich im stande darzutun. Herr dr. Wülckert am dasigen stadtarchiv teilt mir mit, dass in dem ältesten nekrologe des Bartholomaeusstiftes (Stadtarchiv ser. II nr. 11) fol. 23 zu Emerike virg. ein Wolframus Fogelweider, von ältester hand geschrieben und fol. 21^b zu Basille virg. Columbani abb. eine Gisela Fogelweideren erwähnt ist. Das totenbuch trägt zwar keine bezeichnung des datums, doch glaubt herr dr. Wülckert, dass jene älteste hand aus der zeit von 1190—1240 stamme und somit jener Wolfram spätestens der ersten hälfte des 13. saec. angehöre, Gisela aber etwas jünger sei. Nachforschungen in anderen stadtbüchern, z. b. in den seit 1312 vollständig erhaltenen Frankfurter bürgerbüchern, oder den mit 1320 beginnenden beedbüchern brachten keinen weiteren beleg für diese familie, die demnach schon früh aus Frankfurt verschwunden sein muss. — In Nürnberg erscheint dieser name nach herrn dr. Frommanns mitteilung in den bürgerbüchern erst 1514, da ist ein Hans Vogelweidt aus Bopfingen und 1525 ein Lienhard Vogelweidter aus Krakau angeführt, beides offenbar bürgerliche leute. Im ersten dieser fälle fehlt, wie man sieht, die endsilbe er, auf deren anfügung in jenem zeitalter wol kein wert zu legen ist. Viel bedeutsamer dagegen ist die vorfügung des artikels vor den familiennamen. D e r V o g e l w e i d e r, namentlich wenn ein vorname etwa wie Walther hinzugesetzt würde, wäre offenbar eine umgestaltung der bezeichnung des adeligen geschlechtsnamens von der Vogelweide, ebenso wie Hartmann der Ouwaere bei Gottfried von Würzburg für Hartmann von Ouwe, und der Tannhuser, der Kürenberger usw. für: der von Tannhusen und der von Kürenberg gesagt wurde. Hier erscheint die silbe *er* von gewicht und als ersatz des wörtchens *von*. Dagegen darf man nicht wagen einem W. d e r V o g e l w a i d ohne weiteres adeliges geschlecht zuzuweisen. Vielmehr wird man sich stets versucht fühlen, aus einem solchen der Vogelweid ein appellativum und die bezeichnung für eine bestimte beschäftigung am vogelheerde herauszulesen, wofür freilich auch noch die belege fehlen. Wäre es erlaubt, d e r V o g e l-

weid identisch mit der Vogelweider und dies mit von der Vogelweide anzusehen, so würde das adelige geschlecht in zwei urkunden nachgewiesen sein, und zwar beide male sogar in einem träger des vornamens unsers dichters, Walther, den man demnach in späterer zeit wegen der berühmtheit des letzteren mit vorliebe im geschlechte gewählt haben müste. Die erste dieser urkunden ist die schon bekante in dem XVI. bande der monumenta Boica, wo p. 459 ein Walter der Vogelweid von Veltheim unter den zeugen einer urkunde des klosters Schönfeld in Baiern aufgeführt wird. Leider ergibt sich aus den namen der übrigen mitzeugen auch nichts, was auf den vornehmen stand und die adelige herkunft dieses Walther deutete. Es werden dort noch genant ein chorherr Heinrich von Ingolstadt, ein Hans Ler von Schondelsberg, bei welchen offenbar das wörtchen von nur die herkunft, nicht das geschlecht anzeigt, und ein Conrad der Viertzighaller, was von Vierzighall heissen könte, wenn es ein derartiges adelsgeschlecht geben sollte.

Nicht besser steht es mit der urkunde, die ich neu beibringe. Sie ist entnommen aus einem dem Wiener Deutschordens-centralarchive angehörenden diplomatarium, seu Regesta celeberrimi ordinis St. Johannis Hierosolym. per Bohemiam von Schwandner. Dort lautet dieselbe buchstäblich, wie ich sie der güte des herrn archivsecretärs dr. Grotefend zu Breslau verdanke: „1368 in den nächsten freitag nach sand Lucientag. Stephan Wulfing des Brewne sun, meine vettern baide Walther der Vogelwaid, Leopold der Vatter verschaffen den Haus S. Johanns Orden zu Fürstenfeld, herrn Hansen Rinderschinchk Commentewer daselbs und seinen nachkommen einen acker neben der Cröphin acker an den Mitlerweg und ein acker ob der Wolfsgrub, ein acker niederhalben des Chreützecken einen acker auch daselbs einen stadt und garten einen acker neben des Haus acker S. Iohannsorden, ein weingarten an dem alten Berchk. Originale in Tabulario Magni Prioratus Bohemiae.“

Die hiernach von einem Walther der Vogelwaid nebst zwei andern vettern an das ordenshaus der Johanniter in Fürstenfelde erfolgte schenkung von äckern und gärten ist immerhin bedeutend und lässt auf ein begütertes steierisches geschlecht schliessen, denn Fürstenfeld liegt im Raabviertel von Steiermark. Ob dies aber ein adeliges war, ist freilich damit noch nicht erwiesen. Genealogen und archivare werden nun darüber zu entscheiden haben, ob aus dieser bezeichnung: der Vogelweid ein schluss auf den adel zu machen ist. Wäre jedoch dieser Walther der Vogelweid ein collateral-descendent unsers dichters, so wäre das heimatland des ersteren, Steiermark, für die herkunft des letzteren nicht ohne bedeutung, die ja mit so gewichtigen gründen nach Oesterreich verlegt wird. — Indes ein beweis lässt sich auf die angeführte

urkunde nicht eher begründen, ehe nicht mehr und zuverlässigere zeugnisse für die existenz eines steierischen adelsgeschlechtes beigebracht sind. Herr archivar prof. dr. Zahn in Graz will die güte haben die hier gegebene spur weiter zu verfolgen. Denkbar ist es ja doch, dass sie zu einem resultate führte, wie fern dies auch jetzt noch zu liegen scheint.

BRESLAU. H. PALM.

ZU GOETHES ZAUBERLEHRLING.

DIE GESCHICHTE VOM ZAUBERLEHRLING AUS SPANISCHEN INQUISITIONSBÜCHERN.

Den stoff zu seinem Zauberlehrling entlehnte Goethe, wie jetzt allgemein angenommen wird (vgl. z. b. Düntzer, Goethes lyr. ged. erläutert I. 281 fg.) dem Lügenfreund des Lucian, der im ersten bande der Wielandschen übersetzung (1788) allgemeiner zugänglich wurde.

Auf diese quelle des Goetheschen gedichtes hatte zuerst F. Passow aufmerksam gemacht, in der Philomathie, II. (1817), „Über die romantische bearbeitung hellenischer sagen," jetzt in seinen vermischten schriften, herausgeg. von W. A. Passow. Leipzig 1843, s. 108 fg.

Ungefähr zehn jahre später wies C. L. Struve die griechische quelle des gedichtes nochmals nach, wie es scheint, ohne Passows arbeit zu kennen: „Zwei balladen von Goethe, verglichen mit den griechischen quellen." Königsberg 1826, abgedruckt in seinen opuscula selecta ed. J. Th. Struve. Lips. 1854. II. s. 418 fgg.

Passow bemerkte schon, der Zauberlehrling habe vielleicht noch eine viel ältere morgenländische quelle.[1] Ich bin nun in der lage eine erzählung vom Zauberlehrling vorzulegen, welche aller wahrscheinlichkeit nach nicht auf Lucian, sondern auf eine in Spanien durch Juden[2] oder Araber verbreitete volkstümliche überlieferung zurückgeht.

1) Bei Lucian erzählt Eucrates nämlich von dem „meister" (Pancrates) cap. 34: *Μεμφίτης ἀνὴρ τῶν ἱερῶν γραμματέων, θαυμάσιος τὴν σοφίαν καὶ τὴν παιδείαν πᾶσαν εἰδὼς τὴν Αἰγύπτιον. ἐλέγετο δὲ τρία καὶ εἴκοσιν ἔτη ἐν τοῖς ἀδύτοις ὑπόγειος ᾠκηκέναι μαγεύειν παιδευόμενος ὑπὸ τῆς Ἴσιδος.*

2) Herrn professor J. Zacher verdanke ich folgende interessante mitteilung: „die gestalt eines solchen dieners, mit specifisch jüdisch gestalteter änderung, ist auch der rabbinischen litteratur bekant unter dem namen Golem. Vgl. Abraham M. Tendlau, das buch der sagen und legenden jüdischer vorzeit. Stuttgart 1842 s. 16 fgg. nr. 4. „der Golem des Hoch-Rabbi-Löb." Anderwärts muss sich noch mehr über solchen Golem finden." Vgl. noch Eisenmenger, Entdecktes judenthum I. 435.

In dr. Sternbergs nachlasse nämlich, den mir mein verehrter lehrer und freund prof. Joh. Freudenberg zur durchsicht und etwaigen verwertung anvertraute, fand ich folgenden auszug[1] aus dem buche

„Junger Joseph der studirenden Hoch-Adelichen Jugend des Xaverianischen Seminarii zu Pologna. In verschiedenen Anreden von P. Cæsare Calini vorgetragen, anjetzt .... in das Teutsche aus dem Welschen übersetzt .... Augspurg ... 1734."

„Ein[2] arger Diener ist jener, welcher seinen Herrn zwar folgt; allein nur so lang, da man ihme gefällige, leichte und beliebige Sachen auftragt, in widrigen seinen Kopff nachgehet. Höret ein Geschicht, welche denkwürdig in Spanischen Inquisitions-Bücheren verzeichnet.

Ein gewisser Herr stunde in großer Freundschafft mit einem Zauberer: einstens hat er in dessen Cammer wahr genommen, wie daß, wann er wolte bedient werden, den Hut auf einen Besem gelegt, einen kleinen Creiß herum gezohen, und gewise Wort gemummlet. Worauf der Besem gleich ein Diener worden, welcher munter, hurtig und dienstwilligst sich erbotte, sagend: Was befihlt der Herr? was schaffen sie? Die vom Zauberer ergangene Befehl hat der neu-erschinene Aufwarter auf ein Nägelein vollzogen: Liesse sich verschicken, kommete zuruck, und verrichtete alles: und so der Herr seiner Diensten nicht mehr vonnöthen gehabt, ist der vermummte Aufwarter in ein Winkelein des Zimmers verschloffen, und der alte Besem worden. Der Herr von der Behändigkeit, und schneller Verwechslung dises Bedienten gantz eingenommen, wünschte ihme auch einen solchen, bey sich erwegend: so ich seiner Dienst brauchte, hätte ich ihn zu handen, wenn es an der Zeit, daß ich mich was kosten, oder ihne auszahlen solte, machte ich widerum einen Besem daraus. Also genau hat er ihne in Acht genommen, daß er die Wort der Zauberei eingetruckt. Kaum ist er nacher Hauß kommen, befihlt er gleich, man solle einen großen langen, neuen Besem herbey bringen: in dessen Betrachtung verliebt er sich, und drehete ihn in den Händen herum, Scherzweiß sprechend: O! diser wird einen tapfferen Hauß-Diener abgeben: ein schöner gebrähmter Hut unter den Arm, ein taffetetes weisses Camisol unter den Sardu, und seidene Schärpffen, werden ihn prächtig ausstaffiren. Spricht hernach die erlehrnete zauberische Wort, und verstellt den Besem zu einem Aufwarter, welcher

1) Sternberg hat seinem auszuge noch folgende bemerkung beigefügt: „Der verfasser des „Zauberlehrlings" wollte in seiner jugend die geschichte des erzvaters Joseph bearbeiten und hat den entwurf zu bildlichen darstellungen aus dessen leben gemacht; er kante wol diesen „jungen Joseph.""

2) A. a. o. s. 7 fgg.

alsobald gefragt, was befihlt der Herr? was verlangen sie? Gehe zu dem Meer hinaus, schaffet der Herr, holle Wasser, und schitte es in dises Beck. Der neue gebackene Diener gehet, und bringt das Wasser in das zubereitte Geschirr. Solcher Weiß gehet er, und widerkehrt mit dem Wasser so lang nacheinander, bis es der Herr abgeschaffen. Anjetzo, versetzte der Herr, ist deß Wassers gnug, gehe um einen Schwamm, dasselbe aufzutrücknen, der Diener aber gehet, und kommt gleich widerum mit neuem Wasser, .und schittet es, wie vor, aus. Hab es schon gesagt, deß Wassers ist genug, widersprache der Herr, jetzt gehe in Wald, und bringe Holtz. Er aber, an statt des Walds, kehret zum Meer, um neues Wasser zuzutragen. Gar zu lang würde es werden, alles zu erzehlen. Anjetzo befehl ich dir, widerholte der Herr, daß zu disem Ofen Feuer verschaffest, und gehet widerum zum Meer, und tragt Wasser zu. Das Zimmer schwimmete schon im Wasser. Und der stöttige Diener wolte auf nichts anders, als auf Wasser-tragen sich verstehen, die übrige Hauß-Bedienten wurden beruffen, man kommt zu denen Waffen, und hauet dem halßstärrigen Wasser-Träger Händ und Füß ab, aber umsonst: dann er zwar allda verschwunden, aber gleich auf ein neues, an jeden Arm, Schultern und Füß mit einem Wasser-Eimer beladen, zuruck gekommen, und es ausgeschittet. Das überläſtige Gewässer hat sich von der Cammer über die Stiegen, und durch die Thüren auf offentliche Gassen also ergossen, als ob ein reissender Bach daher schösse. Endlichen ist der Zauberer selbſt in das Mittel berufen worden, welcher mit wenigen Worten, so der Herr übermerckt, der Sach ein End gemacht, und verschaffen, daß die Stücke des höllischen Aufwarters sich in ein Winckel der Cammer verkrochen, sich in jener Gestalt sehen lassen, in welcher sie erschinen, bevor sie von denen Bedienten zerhauet worden, nemlichen Stuck eines Besem.

Handgreifflich sehet ihr, daß diser ein Teufel in Gestalt jenes Aufwarters gewesen. Und ob ich auch nichts melde, vermerket ihr, daß es niemahlen Rosen bringt, mit dem Teufel in einiger Verständnuß zu leben. Er schadet, wann er auch dienstlich zu seyn scheinet, ja ihr gehet noch weiter, und sagt zu meinem Fürhaben: Es ist kein Wunder, daß diser Diener ungehorsam gewesen; dann er ware ein Teufel. Ist kein Wunder, daß er aus so unterschidlichen Befehlen nur einen vollziehen wolte; dann er war ein Teufel. Sagt mir aber noch darzu für mein Zihl, und was ich suche; was haltet ihr von dem Jüngling, der nicht gehorsamen will, wie nennet man ihn? Es antworten alle einhellig: Er iſt ein Teufel, wie nennt man jenen Eigensinnigen, der nur seinem Kopff nachgehet? der nur thut was ihm luſt? heißt es gleich, er ist ein Teufel; ein Convictor, ein Student, der musicirt, wann er stu-

diren soll, der auch mit dem Augen-Wanck schwätzet, da ihme die Zungen mit dem Verbott gebunden; der Puppen und Docken mahlet, da er seine Composition machen soll, der denen Elteren widerspenstig, gegen den Lehr-Meister grob und ungeschlacht, der seinen Mitgesellen überläſtig etc. Von dergleichen sagt ja mit euch jedermann: Er iſt ein Teufele deß Convicts, ein Teufel unter seinen Gespanen."

BONN. AL. REIFFERSCHEID.

ZUR DEUTSCHEN NAMENFORSCHUNG.

Im ersten heft des 15. jahrganges der zeitschrift Germania bespricht herr prof. Höfer in Greifswald zwei verschiedene arten unserer jetzigen geschlechtsnamen, welche beide, wie es scheint, bisher noch nicht hinreichend gründlich und allgemein überzeugend behandelt worden sind, nämlich die benennungen nach der mutter und die mit vornamenbuchstaben verbundenen namen.

Im verlaufe der sehr dankenswerten auseinandersetzung über das metronymische verhältnis in den deutschen beinamen wird einiger heutigen familiennamen gedacht, deren erklärung zu bedenken gibt. Dahin gehören zunächst die namen *Nonne* und *Nonnemann*. Herr Höfer bezieht sich auf das bekante weibliche appellativ, fügt jedoch hinzu, dass *Nonne* auch aus älterem *Nuno* entstanden sein könne. Ähnlich hatte schon Pott gelehrt, aber der zweiten deutung den vorzug gegeben. Ohne zweifel reichen *Nonne* und *Nonnemann* ins altertum zurück; es fällt indessen auf, dass eben *Nuno* und nicht vielmehr *Nonno*, welche koseform in Förstemanns namenbuch unmittelbar davor steht, angeführt ist. Dieses *Nonno* ist eins mit *Nanno*, d. h. *Nando* (zu *nanthjan*, audere) und verdankt sein *o* für *a* einer dialektischen, besonders friesischen neigung. Daher ist *Nonne* gleich *Nanne, Nenne, Nonnemann* gleich *Nennemann;* man vergleiche ferner *Nonn*, *Nonnen, Nonnig, Nönnig.*

Schon oft hat man den geschlechtsnamen *Hedwig,* wie auch von herrn Höfer geschehen ist, auf das bekante feminin bezogen. Im altd. ist aber *Hedwig*, mit *wig* (pugna) componiert, ein männlicher personenname; der zweite teil des weiblichen enthält ursprünglich den stamm *wih* (sacer), welcher weit überwiegend zur bildung von frauennamen benutzt wurde. Sollte nun der jetzige zuname *Hedwig* nicht wenigstens im allgemeinen dieselbe beziehung auf den mannsnamen beanspruchen dürfen, welche vor jahrhunderten den männlichen personen dieses namens zukam, z. b. um 1200 einem holsteinischen abte Hedwicus?

Nachdem herr Höfer dem interessanten namen *Vernaleken,* neben welchem in Köln auch *Vernalken* vorkomt, gebührende rücksicht gewidmet hat, liegt es ihm nahe auch einer verbindung von *Herr*, *Her* mit dem eigentlichen namen zu gedenken. Er hält für möglich, dass in *Herholz* eine solche zusammensetzung angenommen werde, für wirklich gibt er sie natürlich nicht aus, sondern fügt ganz richtig hinzu: für *Herolds*. Allein selbst eine blosse annahme dürfte hier nicht leicht einen grund finden, zumal da weder aussprache noch schreibung mithelfen. Überdies sind namen, deren auslaut *-holz* aus altem *-old* hervorgeht, unter den lebenden geschlechtern so gewöhnlich, dass eben diese neigung ein *h* vorzuschieben und somit an ein bekantes wort anzulehnen der erklärung die alleinige und ausreichende stütze bietet; man vergleiche an und für sich dem misverstande noch ganz anders ausgesetzte namen wie *Reichholz* (*Richold*), *Reinholz* (*Raginold*), *Warmholz* (*Warinold*), *Weinholz* (*Winold*); von *Liutbold* stammen *Liebholz* und *Leibholz*. Von den übrigen mitgeteilten namen wird mit bestimtheit vielleicht nur der bremische *Herreilers* jene verbindung als eine wirklich stattgefundene offenbaren; dasselbe möchte ich nicht behaupten von *Herrhold, Herrwald, Herrguth*, *Herrmuth*, die hier hätten verglichen werden können. Mit dem namen *Herbeck*, den herr Höfer anführt, verhält es sich ähnlich wie mit *Herholz;* es lässt sich kaum erwarten, dass ihn irgend jemand als „herr Beck" verstehen wird, mögen auch nur wenige wissen, das Herbeck ein ort im kreise Lennep ist.

Den annehmlichen gedanken, dass eine anzahl neuerer familiennamen auf verwachsung des vornamenbuchstaben mit dem zunamen beruhe, hatte zuerst, wenn ich nicht irre, Hoffmann von Fallersleben in einem seiner namenbüchlein ausgesprochen, aber sich mit den wenigen beispielen *Abmeyer, Hameyer, Lameyer*, *Uhmeyer* begnügt. Herr Höfer stellt nun eine ansehnliche reihe andrer namen hin, welche auf gleiche weise entstanden zu sein scheinen können, rät aber mit recht zur vorsicht und gesteht, dass die meisten doch wol richtiger auf anderm wege erklärt werden müsten. Ja, wahrscheinlich die meisten; etwa die hälfte unterwirft er selbst einer zweiten deutung, während andre, die dem genanten verhältnisse ohne zweifel fern stehen, unangefochten bleiben. Der name *Dehaan* bedeutet vermutlich nicht D. Haan, sondern enthält den angewachsenen niederdeutschen oder niederländischen artikel; vergleiche *Dewulff, Devries*, *Devrient*. Als buchstäblich lokal stehn nachzuweisen *Endorf, Ibach*, *Iberg;* auf Effeld in der Rheinprovinz wird *Effeldt,* auf Elburg in den Niederlanden, wofern das altdeutsche nicht in betracht kommen soll, *Elborg* bezogen werden dürfen; *Uhsadel* ist ohne frage gleich dem in Mecklenburg-Strelitz gelegenen dorfe Usadel; für die

erklärung von *Ahammer* leistet der bairische ort Aham bequemen dienst; in *Wehaus* scheint die erste silbe dasselbe zu bedeuten wie in den geographischen namen Wehbach, Wehofen, Wehlack. — Am meisten fällt unter den vorgeführten beispielen der name *Eskuche* auf. Zwar gibt es leute, welche *Kuche* heissen, und der vorname eines von ihnen könte ja mit einem *S* beginnen, wodurch das verhältnis construiert wäre; allein auch *Esskuchen* ist heutiger geschlechtsname, der sich von dem vorhergehenden etymologisch doch nicht trennen lässt. Wie das deutsche wörterbuch die zusammensetzungen essfleisch, esskraut, essschwamm, esswildbret aufführt, ebenso kann esskuchen verstanden werden; nicht alle kuchen sind bekantlich zum essen, es gibt auch ölkuchen, metallkuchen und andre kuchen, die diesen namen nach der blossen form führen. Die namen *Eskuche, Esskuchen* sind daher mit *Pfannkuche, Pustkuchen* zu vergleichen.

Wer sich bemühen will, wird manche andre namen finden, die ebenso wahrscheinlich wie *Gehmeyer* und *Pemöller* aus der bezeichneten verwachsung entsprungen sind. In Berlin existiert eine familie *Banspach*; daneben *Anspach, Ansbach;* ebendaselbst wohnt unter vielen *Lüders* auch ein *Glüders.*

BONN. K. G. ANDRESEN.

INSBRUCKER GLOSSEN.

Glossen aus einer Insbrucker handschrift des Cornutus (ein werk des Johannes de Garlandia?) n. 355 (R 7) mbr. s. XIV f. 70ᵃ — 82ᵇ.

auriacum. i. malum aurum s. *messeink*
cadus, *legel*
pupa, illud cum quo ludunt puelle. s. *tochken*
v. 5. gazophilacon, *Schatzuaz*, in quo aduene ponunt suas res
v. 38. cormitus, vulgariter *terkeys* (ebenso im commentar: *terkeys.*)
v. 53. Sirga, longa camisia, *porten* et *borten*
v. 55. tiria, glacies, *Eiszapphen*
tignis, *sparren*
v. 82. Trica est pars mulieris crines. s. *zopphfe.* et ponitur pro meretrice, quia libenter ornat crines suos.

auriacum = aurichalcum. 38. gemeint ist wol: corytus, bair. *terkeis*, mhd. *tärkis.* 53. sirica, d. i. σηρική? 55. stiria. Z.

BRESLAU. R. PEIPER.

LITTERATUR.

Artur Köhler, Der syntaktische Gebrauch des Optativs im Gothischen (in Bartsch, Germanistische Studien I. Wien 1872. S. 77—133).

Erst nach einsendung der recension von Burckhardts schrift über den gotischen conjunctiv (band IV, s. 455 fgg. dieser zeitschr.) wurde mir die in einen sammelband versteckte abhandlung Köhlers über denselben gegenstand bekant, welche ich der aufmerksamkeit aller empfehle, die sich für syntaktische studien interessieren.

Ich hebe zunächst im anschluss an das über Burckhardts abhandlung gesagte anerkennend hervor, dass Köhler nach zwei seiten hin andere wege der untersuchung einschlägt als jener. Erstens sind der anordnung der beispiele nicht die griechischen modi des originaltextes zu grunde gelegt, da Köhler überall das selbständige verfahren des übersetzers anerkent; er sagt s. 127 bei den relativsätzen: wir müssen hier echt gotischen sprachgebrauch annehmen, der nur hier und da gelegentlich durch den griechischen ausdruck beeinflusst ist, im übrigen aber volle freiheit zeigt; vgl. s. 78. 131. 132 der abhandlung. Zweitens wird von den verschiedenen verwendungen des modus vorangestellt und zu grunde gelegt die in wünschenden sätzen. Zwar beginnt auch Köhlers abhandlung s. 77 mit dem unbewiesenen satze, dass „der modus der abhängigkeit in den germanischen sprachen die functionen des griechischen conjunctivs und optativs zusammen vertreten muss"; aber es wird nicht nur aus „bedürfnis nach einheitlicher benennung" dieser modus als optativ bezeichnet — worin ich hier Köhler sehr gern folge —, sondern diese bezeichnung auch durch die bildung und überwiegende bedeutung motivirt, und im folgenden werden, was nach dem eingange überrascht, die verschiedenen functionen des modus, soweit eine verbindung derselben versucht ist, mit der optativischen in verbindung gebracht, nirgends aber eine übereinstimmung mit dem griechischen conjunctiv gesucht. Namentlich wird die von Burckhardt so oft misdeutete verwendung des gotischen optativs für neutestamentliches futurum nicht nach dieser richtung verwertet; s. 94: „nicht das futurum des griechischen textes war hier massgebend, sondern die zweifelnde beschaffenheit der frage." S. 132 (über den moduswechsel Marc. 9, 39): „ein beweis mehr, wie oberflächlich die meinung ist, als diene der optativ auch dann zur widergabe des griechischen futurums, wenn nicht wesentliche innere gründe für seine anwendung vorhanden sind." S. 102: „Vulfila gibt das griechische futurum einfach durch ind. präs., wo eine wirkliche tatsache der zukunft bezeichnet wird, dagegen durch den opt. präs., wenn das zukünftige als nur gedacht, nur möglich hingestellt wird."[1] Vielmehr werden in vier paragraphen behandelt: eigentlicher optativ, opt. adhortativus, dubitativus und deliberativus, potentialis, wobei nur nach meiner ansicht die engere verbindung, die zwischen den beiden ersten und den beiden letzten verwendungen besteht, mehr hätte betont werden können. Die belege ergänzen in manchen punkten die Burckhardtsche aufzählung, obwol auch aus dieser hier und da ein citat nachgetragen werden kann. Erleichtert wird die prüfung bei Köhler durch abdruck des textes bei allen nicht ganz gewöhnlichen verwendungen und besprechung schwieriger stellen (ich mache aufmerksam auf die ansprechende erklärung von Skeireins I b—c s. 109. 110), oft mit hervorhebung bemerkenswerter eigentümlichkeiten des gotischen ausdrucks (s. 83. 84 u. a.) auch in anderen beziehungen.

1) Ähnlich für das griechische, obwol ohne unterscheidung des opt. vom conj., Westphal, Verbalflexion der lat. Sprache. Jena 1873. s. 114.

Zur sprache bringen möchte ich einige der von Köhler bei der anordnung befolgten allgemeinen grundsätze, weil eine sorgfältige prüfung der für die kapitelüberschriften massgebenden grammatischen kategorien der germanischen syntax ebenso schwierig wie notwendig ist (s. die lehrreiche geschichte bei Steinthal, Einleitung in die psychologie und sprachwissenschaft s. 24). Was zunächst das verhältnis der einfachen sätze zu den zusammengesetzten betrifft, so hat Köhler nicht diese unterscheidung, sondern die unterscheidung der verschiedenen functionen des optativs zum haupteinteilungsgrunde der abhandlung gewählt; er führt also jede art der satzverbindung unter derjenigen function des optativs auf, welche er in ihr am reinsten zu erblicken glaubt. So schliessen sich in § 1 an die selbständigen wunschsätze die nebensätze nach verbis des fürchtens und die absichtssätze, diese jedoch mit ausschluss der auf verba der willensäusserung folgenden, welche im § 2 (optativus adhortativus), und der an verba des bewirkens angeschlossenen, welche als consecutive betrachtet und erst § 4 angeführt werden; im § 3 (opt. deliberativus und dubitativus) stehn nur die mit ableitungen des stammes *hva-* eingeleiteten nebensätze der indirecten rede; alle übrigen nebensätze folgen unter § 4 (opt. potentialis). Ich kann diese anordnung nicht billigen. Einmal deshalb nicht, weil die verschiedenen functionen des optativs unter sich zusammenhängen, so dass satzverbindungen sowol von gleicher bedeutung als auch mit gleichen sprachlichen verbindungsmitteln an verschiedene stellen verteilt werden und consequenter weise noch mehr hätten verteilt werden müssen als Köhler es getan hat, vgl. z. b. s. 93 note. 95. Ebenso wie in den mit *ei* und *thatei* eingeführten hätten auch in den übrigen relativsätzen und in manchen anderen satzverbindungen mehrere functionen des optativs unterschieden werden können. Zweitens und hauptsächlich aber deshalb nicht, weil die unterscheidung der einfachen sätze von den verschiedenartigen satzverbindungen nicht bloss eine „schulmässige," auf einem „äusseren umstande" (s. 77) beruhende, sondern eine historisch begründete ist. Weil eben der einfache aussagesatz älter ist als der zusammengesetzte (*rocher de bronce* Delbrücks, Forschungen s. 12), können wir in ihm die älteste und ursprünglichste anwendung des modus erwarten, während in den zusammengesetzten sätzen sich jüngere (d. h. allgemeinere) geltung desselben und einwirkung mannigfaltigerer einflüsse zeigt. Dass diese berücksichtigung der satzentwicklung auch für die historische erkentnis des modusgebrauches fruchtbar gemacht werden kann, versuche ich an einigen punkten der Köhlerschen abhandlung nachzuweisen. Betrachten wir die optativischen hauptsätze der vier abteilungen, so steht der optativ wünschend (§ 1 a) und — was nur durch die situation davon verschieden ist — auffordernd (§ 2 a) oft; die unsichere vermutung eines nur als möglich gedachten ereignisses drückt er ziemlich häufig in einfachen fragen (§ 3 a), nie oder fast nie aber in einfachen, alleinstehenden aussagesätzen aus, denn unter den von Köhler § 4 a angeführten beispielen ist kein solcher, die von Burckhardt s. 30 angeführten stellen Marc. 10, 7. Luc. 6, 40. Joh. 9, 21, sowie der durch *sva* eingeführte nachsatz 1. Cor. 15, 49 stehn dem wunsche oder befehle mindestens sehr nahe. Dies ist für mich ein beweis dafür, dass auch im gotischen die bezeichnung des wunsches die ursprüngliche und specielle function der modusform gewesen ist; in allgemeinerer bedeutung erscheint sie im gotischen nur in einer bestimten art des einfachen alleinstehenden satzes, nämlich in der frage, bei der eine beteiligung des sprechenden subjectes neben der damit eng zusammenhängenden geringeren objectiven sicherheit oder tatsächlichkeit des ausgesprochenen ereignisses in anderer weise hervortritt. Dagegen ist für das gotische charakteristisch, dass die aus der speciellen wünschenden bedeutung abgeschwächte bezeichnung der allgemeinen möglichkeit dem optativ

sehr häufig zukomt in sätzen, die durch die einfach anreihenden conjunctionen *jah*, *aiththau*, auch *ith* (Luc. 6, 40) entweder an wünschende oder an einfach aussagende sätze im indicativ angereiht sind. Hierher gehören alle unter § 4 a bei Köhler s. 102. 103 angeführten beispiele, ausserdem aber eine reihe anderer, in welchen ebenfalls bei paralleler anfügung von sätzen durch *jah* oder *aiththau* der modus aus dem indicativ in den optativ übergeht; so viele fragesätze s. 93. 95. 96. 97; bedingungssätze s. 119, relativsätze s. 130. Man kann also annehmen, dass erst bei ausbildung zusammengesetzter satzverbindungen sich die allgemeine potentiale bedeutung des modus aus der speciellen wünschenden entwickelt hat. Viele beispiele sind nun derartig, dass jedes der beiden durch *jah* oder *aiththau* verbundenen ereignisse für sich betrachtet nach unserer auffassung gleiche bestimtheit und wirklichkeit hat; so z. b. Luc. 17, 8 *bithê gamatjis jah gadrigkais thu*, ebenso bei denselben verben Joh. 6, 53, vgl. Matth. 6, 31. Luc. 14, 27 *saei ni bairith galgan sainana jah gaggai afar mis.* 2. Cor. 9, 10. 2. Thess. 2, 3; Rom. 9, 11 *ni gabauranai vêsun, aiththau tavidêdeina hva thiuthis.* 1. Cor. 1, 13; 1. Cor. 14, 24 mit *ith;* andere beispiele an den bezeichneten stellen der abhandlung. Im griechischen steht überall gleicher modus in beiden verbundenen sätzen. Ich glaube, dass die erklärung dieses auffallenden überganges in den optativ (nur vereinzelt und aus bestimterer auffassung des ereignisses als eines einzelnen, tatsächlichen erklärlich ist der entgegengesetzte wechsel opt. — ind. zum beispiel in der doppelfrage mit *thau* Joh. 7, 17) darin zu suchen ist, dass das zweite ereignis einfach deshalb, weil es im anschluss an das vorher erwähnte ausgesagt wird, auch in seinem eintreten durch dasselbe bestimt, von dem eintreten jenes abhängig gedacht wird oder, wie ich es ausdrücken möchte, zwar nicht absolut, aber relativ, d. h. dadurch, dass es nur mit beziehung auf ein anderes ausgesagt wird, geringere geltung als jenes hat, das einfach im indicativ bleibt. Auf diese weise gewint der optativ eben eine formelle bedeutung als kenzeichen und dann auch bewust angewendetes mittel der satzverbindung; und gerade germanischen sprachen scheint eine solche verwendung des optativs im zweiten, einfach copulativ oder disjunctiv angereihten satze eigentümlich, wie er sich denn nicht nur im gotischen, sondern auch im altnordischen bei *ok* und *enda* (Lund oldnordisk ordföjningslære s. 310) und im althochdeutschen bei Otfrid (unverbunden III, 7, 88. 89. III, 14, 83. 84, vgl. L. 9. 10; mit *joh* IV, 16, 29. 32. I, 17, 19. 20; *ouh, inti ouh* I, 1, 8. 9. I, 10, 21. III, 25, 30, vgl. IV, 6, 37. 39; *odo* I, 23, 46. II, 4, 105. 106 u. a.) ohne merkliche verschiedenheit des inhaltes beider sätze findet.

Mehr noch muss die eben besprochene relativ gleiche oder relativ geringere geltung eines mit einem anderen in verbindung gebrachten ereignisses neben der absoluten, welche dasselbe für sich allein betrachtet hat, berücksichtigt werden bei der beurteilung des modus in nebensätzen. Ich bemerke unter verweisung auf die bei besprechung der Burckhardtschen schrift gegebenen nachweise, dass ich auch bei Köhler die absonderung derjenigen fälle, in welchen der optativ des nebensatzes entweder durch den modus (opt. in jeder bedeutung oft, häufig auch imp.) des hauptsatzes oder durch andere eigenschaften desselben (negation die den inhalt des nebensatzes trifft, fragende und hypothetische form) veranlasst ist oder wenigstens veranlasst sein kann, und die hervorhebung derjenigen fälle vermisst habe, in denen ein optativischer nebensatz einem affirmativ aussagenden indicativischen hauptsatze gegenübersteht. Bei diesen nebensätzen kann dann gefragt werden, ob der optativ wegen der absoluten beschaffenheit des (beabsichtigten oder allgemein möglichen) satzinhaltes gesetzt ist, oder ob er etwa auch bei einem als tatsächlich und bestimt

gedachten ereignis nur wegen der beziehung desselben zum inhalte des hauptsatzes gebraucht ist, also anfängt ein formelles mittel der satzverbindung zu werden. Das letztere wird sich nur in sehr wenigen fällen annehmen lassen. In indirecter rede scheint der optativ regel geworden zu sein bei mehreren, eine subjective ansicht ausdrückenden verben (s. 108—111), so *hugjan, vênjan, qithan* (wie ahd.); doch ist hier das material durch absonderung der oben erwähnten kategorien zu klären und durch berücksichtigung des indicativs zu vervollständigen. Die zahl der optativischen folgesätze bei indicativischem hauptsatz wird durch Köhlers aufzählung s. 113 um zwei (Rom. 7, 6. Skeireins IIId) gegen Burckhardt s. 33 vermehrt, während 2. Cor. 1, 8 bei K. fehlt; diese fälle sind vielleicht aus der beziehung auf den hauptsatz zu erklären und mit dem übergang des modus in einfach angereihten sätzen zu vergleichen.

In den zur umschreibung oder ausführung eines bestimten begriffes im hauptsatze dienenden nebensätzen mit *ei* (s. 104—106) ist der optativ fast überall als finaler oder potentialer zu erklären; der einzige nebensatz, der ein bestimtes tatsächliches ereignis enthält, schliesst sich an einen fragesatz an Luc. 1, 43 *hvathrô mis thata, ei qêmi aithei fraujins at mis?* In bedingungssätzen erklärt sich der optativ als potentialis, während der nachsatz einigemal durch veranschaulichung des einzelnen falles in den indicativ übergeht. Bei den relativsätzen (s. 130. 133) steigt die zahl der fälle, in welchen dem nebensatze durch den optativ allgemeinerer inhalt beigelegt wird als dem indicativischen hauptsatze, durch hinzufügung von Marc. 14, 44 und Col. 2, 22 auf fünf; in allen anderen fällen kann der optativ durch eine der oben angedeuteten eigentümlichkeiten des hauptsatzes erklärt werden, und die einteilung in hypothetische, conjunctive und causale relativsätze ist für erkentnis des modusgebrauches unfruchtbar.

Die als causalsätze s. 114 angeführten optativsätze mit *ei* wären vielleicht besser unter die indirecte rede und die consecutivsätze verteilt worden; hervorzuheben ist jedenfalls, dass der optativ in keinem dieser sätze deshalb steht, weil das in ihm enthaltene ereignis als grund für ein anderes angeführt wird, sondern weil der inhalt dieser sätze nur als möglich oder als beabsichtigt erscheint. Auch für die sätze mit *ni thatei* = οὐχ ὅτι wird die bezeichnung: causalsätze schwerlich zutreffen; ich betrachte sie lieber als consecutive ausführungen des durch die negation angedeuteten gedankens, und der — vom griechischen abweichende — optativ sowol des präsens als des prät. drückt aus, dass das ereignis als blos möglich vorgestellt ist, während durch die vorangeschickte negation die wirklichkeit im gegebenen falle ausdrücklich verneint wird. Dasselbe geschieht auch in den bei Köhler s. 116 unmittelbar angeschlossenen vergleichsätzen, welche sonst mit den causalsätzen nichts gemein haben. An einen comparativ angeschlossene vergleichsätze mit eigenem verbum finden sich im gotischen nicht; im althochdeutschen stehen sie wegen ihrer relativ geringeren geltung im optativ. Befremdend aber ist es, dass Köhler bei den optativischen temporalsätzen s. 124 fg. weder die schon von Gab.-Loebe § 282 hervorgehobene einwirkung des modus im hauptsatze anerkent, noch den optativ aus dem beabsichtigten oder als blos möglich gedachten inhalte des nebensatzes erklärt, sondern meint, dass ein „innerer logischer zusammenhang zwischen haupt- und nebensatz (!)“ den optativ veranlasse. *than* und *bithê* mit indicativ schliessen sich an einen indicativischen hauptsatz, mit optativ an einen optativischen oder imperativischen, weil in diesem falle das ereignis des nebensatzes die blosse möglichkeit des eintretens mit dem des hauptsatzes teilt; einmal — 1. Cor. 14, 26 — scheint durch *than* mit optativ vor indicativischem nachsatze ein bloss als möglich gedach-

der Bevers saga, betrachtet werden darf, die dem I. und IV. buche der Reali, deren helden Fiovo, bez. Buovo di Antona sind, genau entsprechen. Eine nähere begründung hat herr Kölbing einem andern orte vorbehalten.

Der litterarhistorischen besprechung der einzelnen sagas geht, wie bereits bemerkt, eine angabe der für eine jede benutzten handschriftlichen quellen und ihrer kritischen verwertung voraus; ein besondrer „anhang“ (einleitung XLVIII—LV) handelt „über die schreibweise der handschriften,“ bezüglich deren normalisierung in der vorliegenden ausgabe.

Von den handschriften, die hier in betracht kommen, wird wol herrn Kölbing kaum etwas wichtiges entgangen sein, da er ausser den von ihm abgeschriebenen und verglichenen Stockholmer und Kopenhagener (AM) sich sogar um die Chartacei des brittischen museums (Sloane 4857 und 4859, vgl. Guđbr. Vigfússon, Dict. p. XI) bemüht hat. Nur beiläufig sei erwähnt — um unnützen recherchen vorzubeugen — dass das membranfragment der Parcevalsaga in dem Kopenhagener cod. reg. 1837, dessen Antiqu. Tidsskr. 1846—48 s. 107 gedacht wird, nicht mehr vorhanden ist; es bestand nur aus der obern hälfte eines blattes mit 18 zeilen auf jeder seite, so dass sein verlust leicht zu verschmerzen ist. Rühmend sei hervorgehoben, dass herr Kölbing bei der beschreibung seiner handschriften, deren fast jede eine grössere anzahl von sagas enthält, nicht, wie dies so häufig geschieht, es unterlassen, den inhalt einer jeden vollständig zu verzeichnen; er wird sehr wol erkant haben, dass sich häufig in wahl und zusammenstellung der einzelnen stücke ein princip geltend macht, was für unsere beurteilung derselben von wert und gewicht sein kann.

Mit der art und weise, in welcher herr Kölbing seine handschriften für die herstellung des textes verwendet, können wir uns im ganzen einverstanden erklären; in einem falle vermögen wir ihm nicht beizustimmen. Er behauptet (einleitung s. VI), dass beide membranen der Iventssaga, A (Holm. perg. 6, 4°) und B (AM 489, 4°) trotz vielfacher abweichungen sich auf eine gemeinsame grundhandschrift zurückführen lassen und dass dies aus einigen gemeinsamen verderbnissen hervorgehe, deren er vier zum belege anführt.

Abgesehen davon, dass diese ansicht über das verhältnis von A und B, auch wenn sie sich als die richtige ergeben sollte, dennoch auf die constituierung des textes in vorliegendem falle keinen wesentlichen einfluss üben würde, und so viel wir sehen auch bei herrn Kölbing keinen solchen geübt hat, indem oben der text von A, unten — in der form von varianten — der text von B als nebeneinander gehende fassungen der saga mitgeteilt werden und nur hier und da eine lesart von B in den text von A heraufgenommen wird, möchten wir doch die verderbnis jener vier beispiele und somit ihre beweiskraft sehr bezweifeln.

1. (78[2]) in A: *þá taldi hann mér, hversu löngu næst hann herbergđi þann riddara, er ....,* ebenso in B: *talađi hann þá, hversu* usw. Hier wie dort statuiert herr Kölbing eine lücke vor *hversu löngu næst* und ergänzt sie auf grund des französischen originals: *qu'il ne savoit* durch die worte: *at hann vissi ekki;* sonach liest er: *þá taldi hann mér, at hann vissi ekki, hversu löngu næst* usw. Indessen *hversu löngu næst* heisst: wie lange zuletzt —, wann zum letzten male (er einen ritter bei sich beherbergte). Über diese bedeutung von *næst* siehe Fritzner 480[a].

2. (98[21]) A: *vei sé þeim riddara ok því úfrelsi er býr í ríkri frú ok svá þeim riddara, er hvárki ...:* weh über den ritter und über die blödigkeit einer vornehmen dame, und weh über den ritter, der ...; dagegen B: *vei sé þér ok því úfrelsi er býr í ríkrar frúr herbergi ok svá þeim riddara at hvárki ....:* wehe über dich (frau!) und über die blödigkeit, die hier im gemache einer vornehmen dame herscht,

und ebenso wehe über den ritter, der .... Wir finden keinen grund, weder in A noch B eine verderbnis anzunehmen, obwol herr Kölbing eine lücke annimt und auf grund des französischen „*chevalier qui ne s'an approche*“ nach den worten von B: *er býr í ríkrar frúr herbergi* die worte: *er ekki gengr nær* ergänzen möchte.

3. (103 [14]) A: *góðr riddari, segir hon, er hér sitr hjá mér, ek hefi frétt mart gott um hans athæfi* ...; dagegen B: *góðr riddari, segir hon, hér sitr hjá mér sá hinn ágæti riddari, er min bidr, hann heitir Ivent* .... Herr Kölbing: „für *góðr riddari* muss unbedingt in beiden fällen *góðir riddarar* hergestellt werden.“ Allerdings gilt es hier einer anrede, jedoch nicht, wie herr Kölbing verlangt, an die versammelten ritter, sondern an den *ráðgjafi* (102 [13]), der ihr zur vermählung rät und dem sie zunächst antwortet. In diesem falle erregt die lesart von B gar keinen anstoss, während allerdings A verderbt bleibt, auch wenn wir den plural mit herrn Kölbing wählten; es ist vor *er hér sitr hjá mér* wahrscheinlich dasjenige ausgefallen, worauf sich *er* bezieht.

4. (117 [23]) A: *ek hefi .. snúit virðing minni ok vent tign minni í týning, yndi mitt í angrsemi* ... ebenso B: *ek hefi ... snúit virðing minni í vesald, tign minni í týning, yndi mitt í angrsemi*. Herr Kölbing: „der unerklärbare casuswechsel in beiden manuscripten weist auf ein älteres verderbnis hin.“ Ein solcher casuswechsel ist keineswegs so auffallend, namentlich bei mehrgliedriger rede, wie hier z. b. dem *yndi mitt í angrsemi* noch 4 parallele ausdrücke folgen: *líf mitt í leiðindi, hjarta mitt í hugsótt, unnusta mína í úvin, frelsi mitt í friðleysi*. Ein gleicher casuswechsel findet sich 135 [25]: *við* (*rò*) *vatn ok vind*, (*τοῖς*) *eldingum ok illviðri*; ein wechsel der modi 151 [1]: *ef M... kæmi ok telr*; wechsel des genus 128 [30. 33] fgg.: *leóninn* und *leónit*.

Die von herrn Kölbing für seine texte gewälte und im allgemeinen consequent durchgeführte orthographische form ist diejenige, die man jetzt allgemein bei normalisierten texten anwendet. Nur hätte herr Kölbing einen schritt weiter gehen und nicht eine reihe handschriftlicher formen aufnehmen sollen, die als zu jung oder als zu vereinzelt sich mit jener normalorthographie nicht wol vertragen. Eine orthographie, die *hánum* für *honum* schreibt, die die umlaute *æ* und *œ* scheidet, die alle *vá* belässt usw. usw., gestattet weder: die 1. sg. der beiden conjunctive und des schwachen præt. auf *i* statt auf *a* (obwol auch dies, z. b. *hefða, þyrmda, finna*), noch: die 1. sg. *er, hefir, gefr, biðr, fær* usw. (obwol auch *em*, z. b. 134 [31]), noch: *—legr*, adj. und *—lega*, adv. stat *—ligr* und *—liga* (obwol auch dies 13 [6]. 29 [10]. 31 [34]), noch: *eing* für *eng* in *feingit, steingr* u. ö. (obwol nirgends *aung* für *öng*) usw. usw. Eben dahin gehören auch gewisse eigentümlichkeiten der betreffenden handschriften, die wol besser unter dem texte oder gesondert verzeichnet worden wären; so die erweiterung des *e* teils in *riuka, riukkja, riokkja, reiúkkja* (64 [3. 4]. 67 [26. 29]. 70 [26]) für *rekkja*, teils vor *g* in *þeigit, dreigit, meigi, seigja, deigi, reiginn, leigit* (167 fgg.) für *þegit, dregit, megi* usw.; unterlassung des umlautes in *skamm-, hall-, kattr, drukk-, vesald, harð* (?), ja auch *báði* 149 [9]. 151 [36] für *bæði*, andrerseits übermässiger umlaut in *myrginn* 194 [17]. 205 [6]; auslassung eines consonanten in: *gó(ð)lig* 139 [21], *lein(g)stum* 139 [9], *strein(g)leikum* 64 [11], auch *ve(r)str*, einfügung eines *g* (*j*) in *sægi* 212 [2] für *sæi: videret*, formen wie *öngvu* 189 [12] (während fast überall *þykkan* usw. ohne *v*; nur einmal *þykkvasta* 88 [3]); dissimilation in *eldidómr* 139 [2] für *ellidómr* (Gísl. frmp. 205); formen wie *syll* 129 [15] für *svill* oder *svilla, hirta* 69 [23] für *hirða, sókti* 170 [7] für *sótti* usw. — Ungehörige trennung von compositis in: *her tekit* 40 [14], *at hugat* 14 [35], *at hafast* 15 [4], *í gær kveld* 31 [32] usw. oder falsche wortteilung in: *ský | janna* 81 [3], *ósk | apligt* 162 — 163, *sár | sauka* 181 [15],

liche forschung, und die vorrede zu Strengleikar hat wol alles angeführt, was von diesem gesichtspunkte eine wissenschaftliche beschäftigung mit diesen sögur und eine kritische herausgabe derselben zu rechtfertigen vermag, in mehreren fällen sogar wünschenswert erscheinen lässt. Letzteres darf von herrn dr. Kölbings in der überschrift genantem buche gelten, das wir hier zur anzeige bringen.

Herrn professor Fr. Zarncke in Leipzig gewidmet und vom verleger und drucker sehr schmuck ausgestattet, enthält es vier isländische Riddarasögur, drei aus der Artussage: die Parcevals saga mit dem Valvers þáttr und die Ivents saga, eine aus einem fränkisch-deutschen sagenkreise: die Mírmans saga, diese wie jene hier zum ersten male herausgegeben; dass ein stück der letztgenanten von Unger in der 2. ausgabe seines Oldnorsk Læsebog (Christiania 1863) s. 67—79 (= Ridd. 139—140^{12}. 141^{1}—146^{26}. 149^{8}—159^{17}) bereits gedruckt war, scheint herrn Kölbing unbekant geblieben zu sein. Dem texte dieser sögur mit seinen varianten (s. 1—213) folgen namenregister, ein nachtrag und berichtigungen (s. 215—220); voraus geht ein vorwort und eine einleitung (p. III—IV und I—LV); übersicht des inhalts und columnenüberschriften des textes werden ungern vermisst.

Die einleitung handelt teils von der handschriftlichen überlieferung der einzelnen sagas und von den bei ihrer benutzung befolgten kritischen und orthographischen grundsätzen, teils erörtert sie litteraturgeschichtliche fragen rücksichtlich der Ivents saga und der Mírmans saga; über die quelle der Parcevals saga und des Valvers þáttr konte herr Kölbing auf seine untersuchung in Pfeiffers Germania bd. XIV und XV verweisen.

Hier hatte er nachgewiesen, dass der Parcevals saga und dem ihr in den handschriften unmittelbar folgenden Valvers þáttr ein altfranzösisches gedicht, der „Parceval le vieil" des Chretiens von Troyes zu grunde liege, wobei der nordische erzähler, so eng er sich seiner vorlage durchgängig angeschlossen, sie doch insoweit verlassen habe, als er 1. die geschichte des Valver, die im französischen original einen integrierenden bestandteil des gedichtes bildet, aus diesem herausgehoben und zum gegenstand einer besondern saga oder vielmehr eines sögu-þáttr, nämlich des Valvers þáttr, gemacht, als er 2. anfang wie schluss, die beide dem französischen gedichte fehlen, seiner saga aus eigner phantasie hinzugedichtet hat.

Der Ivents saga ist von herrn Kölbing eine ähnliche untersuchung über ihre quelle nicht zu teil geworden; sie war bereits von G. Stephens in Liffmanns ausgabe des altschwedischen Ivan geführt und zu dem resultate gelangt, dass die Ivents saga aus dem altfranzösischen: „Li romans dou chevalier au lyon," betitelten epos des Chrestiens von Troies herstamme. Die von herrn Kölbing der Ivents saga gewidmete untersuchung (einleitung XII—XXXVIII) führt die überschrift: „Die quelle der Ivents saga und das verhältnis der saga zum altschwedischen Hr. Ivan Lejon riddaren," bezieht sich aber nur auf dies verhältnis der vorliegenden saga zu einem jener 3 altschwedischen gedichte (Herr Ivan Lejon-Riddaren, Hertig Fredrik af Normandie, Flores och Blanzeflor), welche auf veranlassung der norwegischen königin Eufemia († 1313) verfasst, nach ihr den namen der Eufemia-visor führen. Die sehr sorgfältige und eingehende vergleichung, die herr Kölbing zwischen dem französischen original und den beiden nordischen nachbildungen anstellt, führt auf eine reihe von übereinstimmungen, einerseits zwischen dem schwedischen gedicht und der altnordischen saga gegenüber dem original, andrerseits zwischen dem original und dem gedicht gegenüber der saga; diese übereinstimmungen werden nun unter bezugnahme des ganz analogen verhältnisses des schwedischen Flores zu der altnordischen Flores saga in einer, wie uns scheint, treffenden weise dahin erklärt, dass, was

dem schwedischen dichter zur vorlage für sein gedicht diente, nicht jenes altfranzösische Epos des Chrestiens von Troies, sondern die nordische saga gewesen, diese aber nicht in der verkürzten isländischen bearbeitung, die uns allein erhalten ist, sondern in der frühern und ausführlicheren, für uns verlorenen norwegischen, im auftrage könig Hakon des Alten verfassten. (Rücksichtlich des beregten verhältnisses des schwedischen Flores zum altnordischen Flores hat C. J. Brandt in gleicher weise, wie herr Kölbing, sich sowol für die schwedische (nicht norwegische) fassung der Eufemia visor, als auch für die norwegisch-isländische (nicht französische) vorlage des schwedischen gedichts ausgesprochen; siehe Brandts vorrede zu seiner ausgabe der dänischen [d. i. der aus dem Schwedischen in das Dänische umgeformten] Eufemia viser, unter dem titel: Romantisk Digtning fra Middelalderen. I. Kbh. 1869).

„Die Mírmans saga und ihre stellung in einem grössern fränkisch-deutschen sagenkreise“ (einleitung s. XLII — XLVIII). Der inhalt der Mírmans saga ist kürzlich dieser: Mirman, sohn heidnischer eltern, begibt sich als junger mensch an den hof des christlichen königs Hlödver (Ludwig) von Frankreich und lässt sich hier taufen. Von seinen eltern aufgefordert, sie in der heimat zu besuchen, bemüht er sich hier vergebens sie für den christlichen glauben zu gewinnen, ja er wird sogar ein opfer seiner unversöhnlichen mutter, von der er durch einen trunk vergiftet und in folge dessen vom aussatz befallen wird. Überall heilung suchend gelangt er endlich nach Sicilien zur königstochter Cæcilia, von der er geheilt wird und der er zum danke dafür nicht nur einen zudringlichen freier, den Bœring, im zweikampfe erschlägt, sondern auch die eigne hand reicht. Doch von sehnsucht nach seinem alten pflegevater Hlödver getrieben, erbittet er sich urlaub von Cæcilien und begibt sich nach Frankreich; nicht lange nach seiner ankunft stirbt der könig und Mirman wird nicht allein zum thronerben erklärt, sondern verheiratet sich auch mit des königs junger wittwe, die ihn durch falsche gerüchte über die untreue der sicilianischen gattin Cæcilie zu berücken gewusst. Kaum ist diese hiervon benachrichtigt, als sie, verkleidet und zwar als Jarl Hiring mit stattlichem gefolge nach Frankreich zieht, hier den Mirman zum zweikampfe herausfordert und diesen, nachdem er in folge eines gebetes der Cæcilie all seine körperliche kraft und stärke verloren, auch besiegt. Als gefangenen führt sie ihn mit sich fort, um erst auf der heimfahrt nach Sicilien sich ihm zu erkennen zu geben und wider mit ihm zu versöhnen. Nach dem tode des schwiegervaters wird Mirman könig von Sicilien, über das er mit Cæcilien noch lange glückliche jahre herscht, bis ein jeder, getrent von dem andern, seine tage im kloster beschliesst.

Die Mírmans saga, wie uns herr Kölbing unterrichtet, bildet mit der Sigurðar saga þögla und der Flóvents saga innerhalb eines grösseren fränkisch-deutschen sagenkreises eine bestimte gruppe, für welche die hervorragende rolle charakteristisch ist, die in diesen sagas der ausbreitung des christentums zuerteilt wird. Obwol es herrn Kölbing nicht gelungen, ein bestimtes original für die Mírmans saga namhaft zu machen, vermag er doch eine gewisse gattung von erzählungen zu bezeichnen, der die vorliegende saga nach gehalt und richtung angehört. Er verweist auf das von L. Ranke („zur gesch. der ital. poesie“ 1837) näher beschriebene italienische volksbuch: Reali di Francia. Nicht allein, dass die von L. Ranke gegebene charakteristik dieser erzählungen, namentlich die hervorhebung ihres ernsten und strengen sinnes und des geistlichen rittertums ihrer helden sich als durchaus zutreffend für die Mírmans saga erweist, steht diese auch durch ihren inhalt mindestens mittelbar mit den Reali in enger beziehung und zwar insofern, als sie mit der Sigurðar saga þögla geradezu als vorgeschichte zu zwei andern riddarasögur, der Flóvents saga und

leik | *sins* 184[1] u. dgl. (wol nur druckfehler) und jedenfalls nur ein versehen ist es, dass besonders in der vorderen hälfte des buches die normalisierung sich öfters nicht auch auf die die interpunktion erstreckt.

Herrn Kölbings constitution des textes (s. 1—213), so wenig die darauf verwante mühe und sorgfalt verkant werden soll, gibt doch zu mancherlei berichtigungen raum, deren bei einem zweiten unternehmen dieser art gewiss weniger sein dürften; wir führen sie und unsere verbesserungsvorschläge mit einigen der wichtigsten orthographischen fehler hier auf, ohne der druckfehler, kleinen inconsequenzen, irrigen oder mangelnden längezeichen usw. weiter zu gedenken.

Parcevals saga (s. 3—53).

3[8] *Einn dag þá er* (da ist) *Parceval XII vetra gamall*, lies (mit A): *Einn dag þá er var* (als war) *Parceval XII vetra gamall* usw.; der verfasser, freilich ungeschickt genug, unterbricht seine erzählung durch die worte *hann hafði* ... *fugla* (3[9]—[13]) und fährt dann fort (3[13]) .. *ok einn dag* usw. — 4[14] *ofveykr*, l.: *ofvelkr*. — 4[37] *fregríss*, l.: *fregnvíss*. — 5[7] *landtjáldi*, l.: *landtjaldi*. — 5[23], 35[22] u. 110[9. 19] *at* (*edebat*), l.: *át*. — 6[33] *Ionet* (nicht *Jonet*) wegen *Yvones?* Germ. XIV, 146, vgl. Strengl. s. V, not. 1. — 8[28] u. ö. *mœr*, l.: *mær* (*virgo*). — 11[14] *nalgast*, l.: *nálgast*. — 12[12] *nœtr* (*noctes*) und so fast überall, l.: *nætr*. — 13[20] *at halda*, l. (mit b): *halda*. — 14[29] *aldri verðr mér hugr fyllandi við öngvan* ..., l.: *fælandi* (*timidus*)? — 15[1] *ok fullkomm.*, l.: *ok var fullkomm.* — 16[6] *ekki mætti þér mæla*, l.: *e. m. þ. ámæla* (*ne reprehendatis*)?; b gibt den richtigen sinn. — 17[32] *hvaðan er yðr koma hingat*, l.: *yður*. — 17[37] *gæzku*, l.: *gœzku* (*divitiis*). — 20[21] u. ö. *glæp-*, l.: *glœp*. — 22[13] *sagði misfarar Gingvari ok hann var farinn* ..., l.: *ok* **at** *hann v. f.* — 22[25] *vit*, l.: *vér* (?). — 25[24] *sögðu þeir*, l. (mit A): **ok** *sögðu þeir; ok* des nachsatzes wie 35[18]. 79[11], not. 11 u. ö. — 26[37] *bætir*, l.: *bœtir*. — 27[8] u. ö. *frœg-*, l.: *fræg-*. — 28[9] und 34[17] *dróttin*, l.: *dróttinn*. — 29[11] *aclade*, l.: *áklæði* (bettdecke); sonach: *ok var hon* (*rekkja*) *klædd hinu bezta áklæði*. — 31[31] *menn*, l.: *mann*. — 35[9] *minn*, l.: *minu*. — 36[32] und 39[28] *græða*, l.: *grœða*. — 37[25] *fældi*, l.: *fœldi*. — 40[27] *lét hann fœra Parceval hina beztu guðvefjarskikkju með* (Kölbing **ok** A) *allri hinni beztu gangveru* in A — *l. h. f. P. í hinni b. g. ok allri h. b. g.* in b; das richtige scheint b zu bieten, *fœra einn í einu* vgl. dän.: *iføre sig i* — sich in — und isl.: „*fœra sig í föt: vestes induere*“ Bj. Haldórsson. — 42[3] *þessara svikrœða*, l. (mit A): *þessa* und *svikræða*. — 42[5] *fyrir konunginum* (nicht: *f. konunginn*, s. 219): *coram rege*. — 42[27] *kunnast*, l.: *kærast* (?) vgl.: „*þat er hvörjum dýrmætast, sem hönum er kærast*“ sprw. bei Guðmundr Jónsson 367[11]. — 49[10] *hvárateggju lið*, l.: *hvártveggju l.* — 49[13] *frá telja hraustan riddaraskap*, l.: *hraustum*. — 51[34] *frá hans* (nicht: *f. hánum*, s. 219) d. i.: *frá hans húsi* vgl.: *at* m. gen.

Valvers þáttr (57—71).

57[24] *ok var sjór*, l. (mit Aab): *ok var sjór at* sc. *kastala*. — 58[15] *hversu margar úgiptur þann man henda*, l. (mit Aab): *hendir; hendir* steht hier impersonell mit 2 acc. (τὰς) *m. úgiptur* und *þann mann*, vgl.: *þá* (*eos*) *hefði hent glœp mikinn* Fms. V, 113[8]. — 64[7] *þér hafit nú sigrazt af öllum undrum*, l.: *á öll. undr.*, vgl. 65[24] u. ö. — 66[25] *fjðrðungum*, l.: *fjórðungum* (*quadrantibus*). — 66[25] *merki lit*, l. *m. litt* (ποικίλον). — 69[24] *er taluði við þik* .., *er guð gefi skömm*, l. (mit Aab): *er* (*qui*) *t. v. þ.* .. **ok** (*et cui*) *guð g. sk.* — 70[3] *við karlmann*, l.: *við k.* — 70[4] *þerra*, l.: *þetta*. — 70[14] *úbœriligan*, l.: *úbæriligan*. — 70[19] *angræði*, l.: *angrœði*.

Ivents saga (75—136).

79^{8} *olin*, l.: *úlin* (fera). — 80^{26} *hinum fegrsta smaragðu*, l.: *smaragði*. — 81^{6} *er tok .. storminn at minka*, l.: *stormrinn*. — 81^{16} *ekki sá ek viðinn fyrir þeim*, l. (mit A): *sá* (man sah). — 83^{17} *kattr er fullr kátr*, l.: *kattr fullr er kátr*, oder „*katr er fullr köttur*" sprw. bei Guðmundr Jónsson 189^{19}. — 85^{9} *munlaug*, l.: *munnlaug* (d. i. *mund-laug*, „handbad," waschbecken). — 85^{16} *sem hann rœki .. hjört*, l.: *ræki*. — 86^{12} *hvárrgi vildi undan öðrum hopa* ..., *nema þar sem kominn var at bíða sigrs eða dauða*, l. (mit A): *bíða* ohne *at*: „keiner wollte weichen, sondern wo er stand siegen oder sterben"; *nema*: sondern, s. Fritzn. 472^{b} 5. — 96^{18} *at spyrja þá* (?) *ráðs*, l. (mit B): *at kalla saman menn yðra ok spýrja þá ráðs*. — 97^{9} u. ö. *mœrin*, l.: *mærin*. — 103^{16} *athœfi*, l.: *athæfi*. — 104^{2} *en hon hafði þó gört at þeim öllum mislikaði*, l.: *hefði* (?): aber sie hätte es getan, auch wenn es allen misfallen hätte. — 109^{16} *hon .. sorgfull ok hugsótta*, l.: *sorga full ok hugsótta*. — 110^{11} *þá vissi hann*, l. (mit A): **ok** *v. h.*; *ok* im nachsatze. — 110^{13} *kæmi*, l.: *kœmi*. — 113^{18} *veldi*, l.: *valdi* (vgl. *hafði valit* B. — 119^{25} und 120^{17} *eidd* und *eyt*, l.: *eydd* und *eytt*, ebenso XLVII^{4} *eiðst*, l.: *eyzt*. — 123^{27} *mikit lás*, l.: *last* (*magnum vituperium*). — 131^{8} *yngri*, l.: *eldri*; denn die ältere wird (131^{5}) von der jüngern angeredet. — 136^{5} *hefir hann nú góðri lykt komit sitt starf*, l.: *á sitt starf*.

Mírmans saga (139—213).

139^{2} *eldadóms*, l.: *eldi-* oder *elli-dóms*. — 142^{6} *þeirrar vizku*, l. (mit Ung. 69^{20}): *annarra v.* — 142^{7} *með tollum ok svívirðingu* (Kölb. u. Ung. 69^{22}), l. *með tálum ok svív.* — 142^{9} *ansaði*, l.: *anzaði* (oder mit A: *andsaði*); *anza* d. i. *andsvara*. — 143^{27} *ok*, l.: *ek*. — 144^{1} *athœfi*, l.: *athæfi*. — 144^{36} *annarr* (*kostr*) *betri en*.., l. (mit A): *annarr en* .., d. i.: *annarr* (*kostr*) *en* .., wie häufig. — 146^{25} *legit*, l.: *leggit*. — 149^{12} *sumir vestr til Spánialands. Þar réð firir jarl* ... *einvígum*; *en sumir á hendr Hermanni* ...., l.: *sumir v. t. Sp.* (*þar r.* .. *ein.*), *en sumir á h. H.* — 153^{4} *ekki betra sverð* .. *með Dyrumdala sverði*, l. (mit U. 76^{18}): *e. b. sv. næst D. sv.* — 155^{14} *báru*, l. (mit U. 78^{3}): *þau báru*; wenn nicht das pron. ausgelassen wie 204^{20}: *ert* = *ertu* (?) — 155^{16} *heimsveröld*, l. (mit U. 78^{5}): *-vesöld*. — 156^{2} *allr ein guð*, l.: *a.* **einn** *g.* — 157^{13} und 172^{13} *gæzku*, l.: *gœzku*. — 159^{11} *ofranað*, l. (mit U. 13^{30}): *úfarnað*. — 162^{13} *hœfr*, l.: *hæfr*. — 163^{7} *skal*, l. (mit A): *ok skal*; *ok* im nachsatz. — 163^{12} *á ungu aldri*, l.: *á unga* (oder *ungum*) *aldri*. — 167^{8} *insigli*, l.: *innsigli*. — 170^{8} *í skálinni ok gjörði*, l. (mit C): *í skálinni ok fékk jarli, en hann tók við ok gjörði* ..; die worte *ok* ... *við* entweder von A oder vom setzer übersprungen. — 171^{2} *af þér*, l. (mit B): *af þér hafa*. — 173^{1} *lætr* .., l.: *lætr* **búa**. — 173^{18} *fékkst á*, l.: *fekkst á* **eigi**. — 179^{4} *mat lítill*, l.: *mátt lítill*. — 179^{5} **hét**, l.: *lét*. — 182^{6} u. 183^{3} *œfar*, l.: *æfar*. — 183^{2} *aptan*, l.: *aptann*. — 183^{9} *menn ernir*, l.: *mennirnir*. — 184^{3} *einn yðar*, l.: *einn yðarr*. — 184^{8} *býst þú*, l.: *búst þú*. — 185^{12} *þess nýt ek at þín*, l. (mit C): *þín nýt ek at því* — wenn nicht in A eine mischung von *njóta eins* (*af einum*) und *njóta eins* (fem.) *at einu*? — 189^{16} *hvárrtveggju*, l.: *-tveggja*. — 194^{2} *nú sendir Mírmann Gudifreyr*, l.: *Guðifrey*. — 194^{20} **á** *fagnaði*, l.: **af** *fagnaði*. — 195^{8} *trévetr*, l.: *þrévetr*. — 196^{18} *gjörði*, l.: *gjörðu*. — 197^{17} *spýrr hvert hann hafi frétt*, l.: *hvárt*. — 197^{19} *han*, l.: *hun* (nicht *hann*). — 199^{14} *ábyrgt*, l.: *ábyrgð*. — 203^{2} *á hendir Justino*, l.: *á hendr J.* — 203^{6} *rœða*, l.: *ráða*. — 204^{18} *freystum*, l.: *freistum*. — 206^{3} *kom*, l.: *kann*. — 206^{8} *hann .. kundi fram herinn til orrustu*, l.: *knúði* (?) — 207^{4} *framann*, l.: *framan*; doch 207^{8} *miskun*, l.: *miskunn*. — ebenso 213^{19} *up*, l.: *upp*. — 209^{6} *sinni*, l.: *sínu*. — 210^{19} *mínum*, l.: *munum*. —

leik | *sins* 184 1 u. dgl. (wol nur druckfehler) und jedenfalls nur ein versehen ist es, dass besonders in der vorderen hälfte des buches die normalisierung sich öfters nicht auch auf die die interpunktion erstreckt.

Herrn Kölbings constitution des textes (s. 1—213), so wenig die darauf verwante mühe und sorgfalt verkant werden soll, gibt doch zu mancherlei berichtigungen raum, deren bei einem zweiten unternehmen dieser art gewiss weniger sein dürften; wir führen sie und unsere verbesserungsvorschläge mit einigen der wichtigsten orthographischen fehler hier auf, ohne der druckfehler, kleinen inconsequenzen, irrigen oder mangelnden längezeichen usw. weiter zu gedenken.

Parcevals saga (s. 3—53).

3 8 *Einn dag þá er* (da ist) *Parceval XII vetra gamall*, lies (mit A): *Einn dag þá er var* (als war) *Parceval XII vetra gamall* usw.; der verfasser, freilich ungeschickt genug, unterbricht seine erzählung durch die worte *hann hafði ... fugla* (3 9 — 13) und fährt dann fort (3 13) .. *ok einn dag* usw. — 4 14 *ofveykr*, l.: *ofveikr*. — 4 37 *fregviss*, l.: *fregnviss*. — 5 7 *landtjáldi*, l.: *landtjaldi*. — 5 22, 35 22 u. 110 9, 19 *at* (*edebat*), l.: *át*. — 6 33 *Ionet* (nicht *Jonet*) wegen *Yvones*? Germ. XIV, 146, vgl. Strengl. s. V, not. 1. — 8 28 u. ö. *mœr*, l.: *mær* (*virgo*). — 11 14 *nalgast*, l.: *nálgast*. — 12 12 *nœtr* (*noctes*) und so fast überall, l.: *nætr*. — 13 26 *at halda*, l. (mit b): *halda*. — 14 29 *aldri verðr mér hugr fyllandi við öngvan* ..., l.: *fælandi* (*timidus*)? — 15 1 *ok fullkomm.*, l.: *ok var fullkomm.* — 16 6 *ekki mætti þér mæla*, l.: *e. m. þ. ámæla* (*ne reprehendatis*)?; b gibt den richtigen sinn. — 17 32 *hvaðan er yðr koma hingat*, l.: *yðar*. — 17 37 *gæzku*, l.: *gœzku* (*divitiis*). — 20 21 u. ö. *glæp-*, l.: *glœp*. — 22 13 *sagði misfarar Gingvari ok hann var farinn* ..., l.: *ok at hann v. f.* — 22 25 *vit*, l.: *vér* (?). — 25 24 *sögðu þeir*, l. (mit A): *ok sögðu þeir*; *ok* des nachsatzes wie 35 18. 79 11, not. 11 u. ö. — 26 37 *bætir*, l.: *bœtir*. — 27 8 u. ö. *frœg-*, l.: *fræg-*. — 28 9 und 34 17 *dróttin*, l.: *dróttinn*. — 29 11 *aclade*, l.: *áklæði* (bettdecke); sonach: *ok var hon* (*rekkja*) *klædd hinu bezta áklæði*. — 31 31 *menn*, l.: *mann*. — 35 9 *minn*, l.: *minu*. — 36 32 und 39 28 *græða*, l.: *grœða*. — 37 25 *fældi*, l.: *fœldi*. — 40 27 *lét hann fœra Parceval hinu beztu guðvefjarskikkju með* (Kölbing ok A) *allri hinni beztu gangveru* in A — *l. h. f. P. í hinni b. g. ok allri h. b. g.* in b; das richtige scheint b zu bieten, *fœra einn í einu* vgl. dän.: *iføre sig i* — sich in — und isl.: „*fœra sig í föt: vestes induere*“ Bj. Haldórsson. — 42 3 *þessara svikrœða*, l. (mit A): *þessa* und *svikræða*. — 42 5 *fyrir konunginum* (nicht: *f. konunginn*, s. 219): *coram rege*. — 42 27 *kunnast*, l.: *kærast* (?) vgl.: „*þat er hvörjum dýrmætast, sem hönum er kærast*“ sprw. bei Guðmundr Jónsson 367 11. — 49 19 *hvárategggju lið*, l.: *hvártveggju l.* — 49 13 *frá telja hraustan riddaraskap*, l.: *hraustum*. — 51 34 *frá hans* (nicht: *f. hánum*, s. 219) d. i.: *frá hans húsi* vgl.: *at* m. gen.

Valvers þáttr (57—71).

57 24 *ok var sjór*, l. (mit Aab): *ok var sjór at* sc. *kastala*. — 58 15 *hversu margar úgiptur þann man henda*, l. (mit Aab): *hendir*; *hendir* steht hier impersonell mit 2 acc. (τάς) *m. úgiptur* und *þann mann*, vgl.: *þá* (*eos*) *hefði hent glœp mikinn* Fms. V, 113 8. — 64 7 *þér hafit nú sigrazt af öllum undrum*, l.: *á öll. undr.*, vgl. 65 24 u. ö. — 66 25 *fjörðungum*, l.: *fjórðungum* (*quadrantibus*). — 66 25 *merki lit*, l. *m. litt* (σοικίλον). — 69 24 *er talaði við þik* .., *er guð gefi skömm*, l. (mit Aab): *er* (*qui*) *t. v. þ.* .. *ok* (*et cui*) *guð g. sk.* — 70 3 *við karlmann*, l.: *við k.* — 70 4 *þerra*, l.: *þetta*. — 70 14 *úbœriligan*, l.: *úbæriligan*. — 70 19 *angrœði*, l.: *angræði*.

Ivents saga (75—136).

79[8] *olin*, l.: *úlin* (fera). — 80[26] *hinum fegrsta smaragðu*, l.: *smaragði*. — 81[6] *er tok .. storminn at minka*, l.: *stormrinn*. — 81[16] *ekki sá ek viðinn fyrir þeim*, l. (mit A): *sá* (man sah). — 83[17] *kattr er fullr kátr*, l.: *kattr fullr er kátr*, oder *„katr er fullr köttur"* sprw. bei Guðmundr Jónsson 189[19]. — 85[9] *munlaug*, l.: *munnlaug* (d. i. *mund-laug*, „handbad," waschbecken). — 85[16] *sem hann rœki .. hjört*, l.: *ræki*. — 86[12] *hvárrgi vildi undan öðrum hopa ..., nema þar sem kominn var at bíða sigrs eða dauða*, l. (mit A): *bíða* ohne *at*: „keiner wollte weichen, sondern wo er stand siegen oder sterben"; *nema*: sondern, s. Fritzn. 472[b] 5. — 96[18] *at spyrja þá* (?) *ráðs*, l. (mit B): *at kalla saman menn yðra ok spýrja þá ráðs*. — 97[9] u. ö. *mœrin*, l.: *mærin*. — 103[16] *athœfi*, l.: *athæfi*. — 104[2] *en hon hafði þó gört at þeim öllum mislikaði*, l.: *hefði* (?): aber sie hätte es getan, auch wenn es allen misfallen hätte. — 109[16] *hon .. sorgfull ok hugsótta*, l.: *sorga full ok hugsótta*. — 110[11] *þá vissi hann*, l. (mit A): **ok** *v. h.*; *ok* im nachsatze. — 110[13] *kæmi*, l.: *kœmi*. — 113[18] *veldi*, l.: *valdi* (vgl. *hafði valit* B. — 119[25] und 120[17] *eidd* und *eyt*, l.: *eydd* und *eytt*, ebenso XLVII[4] *eiðst*, l.: *eyzt*. — 123[27] *mikit lás*, l.: *last* (*magnum vituperium*). — 131[8] *yngri*, l.: *eldri*; denn die ältere wird (131[5]) von der jüngern angeredet. — 136[5] *hefir hann nú góðri lykt komit sitt starf*, l.: *á sitt starf*.

Mírmans saga (139—213).

139[2] *eldadóms*, l.: *eldi-* oder *elli-dóms*. — 142[6] *þeirrar vizku*, l. (mit Ung. 69[20]): *annarra v.* — 142[7] *með tollum ok svívirðingu* (Kölb. u. Ung. 69[22]), l. *með tálum ok svív.* — 142[9] *ansaði*, l.: *anzaði* (oder mit A: *andsaði*); *anza* d. i. *andsvara*. — 143[27] *ok*, l.: *ek*. — 144[1] *athœfi*, l.: *athæfi*. — 144[36] *annarr* (*kostr*) *betri en..*, l. (mit A): *annarr en ..*, d. i.: *annarr* (*kostr*) *en ..*, wie häufig. — 146[25] *legit*, l.: *leggit*. — 149[12] *sumir vestr til Spánialands. Þar réð firir jarl ... einvígum; en sumir á hendr Hermanni ....*, l.: *sumir v. t. Sp.* (*þar r. .. ein.*), *en sumir á h. H.* — 153[4] *ekki betra sverð .. með Dyrumdala sverði*, l. (mit U. 76[18]): *e. b. sv. næst D. sv.* — 155[14] *báru*, l. (mit U. 78[3]): *þau báru*; wenn nicht das pron. ausgelassen wie 204[20]: *ert* = *ertu* (?) — 155[16] *heimsveröld*, l. (mit U. 78[5]): *-vesöld*. — 156[2] *allr ein guð*, l.: *a.* **einn** *g.* — 157[13] und 172[13] *gæzku*, l.: *gœzku*. — 159[11] *ofranað*, l. (mit U. 13[30]): *úfarnað*. — 162[13] *hœfr*, l.: *hæfr*. — 163[7] *skal*, l. (mit A): *ok skal*; *ok* im nachsatz. — 163[12] *á ungu aldri*, l.: *á unga* (oder *ungum*) *aldri*. — 167[8] *insigli*, l.: *innsigli*. — 170[8] *í skálinni ok gjörði*, l. (mit C): *í skálinni ok fékk jarli, en hann tók við ok gjörði ..*; die worte *ok ... við* entweder von A oder vom setzer übersprungen. — 171[2] *af þér*, l. (mit B): *af þér hafa*. — 173[1] *lætr ..*, l.: *lætr* **búa**. — 173[18] *fékkst á*, l.: *fekkst á* **eigi**. — 179[4] *mat lítill*, l.: *mátt lítill*. — 179[5] **hét**, l.: *lét*. — 182[5] u. 183[3] *œfar*, l.: *æfar*. — 183[2] *aptan*, l.: *aptann*. — 183[9] *menn ernir*, l.: *mennirnir*. — 184[3] *einn yðar*, l.: *einn yðarr*. — 184[8] *býst þú*, l.: *búst þú*. — 185[12] *þess nýt ek at þín*, l. (mit C): *þín nýt ek at því* — wenn nicht in A eine mischung von *njóta eins* (*af einum*) und *njóta eins* (fem.) *at einu*? — 189[16] *hvárrtveggju*, l.: *-tveggja*. — 194[2] *nú sendir Mírmann Guðifreyr*, l.: *Guðifrey*. — 194[20] **á** *fagnaði*, l.: **af** *fagnaði*. — 195[8] **tré***vetr*, l.: **þ***révetr*. — 196[18] *gjörði*, l.: *gjörðu*. — 197[17] *spýrr hvert hann hafi frétt*, l.: *hvárt*. — 197[19] *han*, l.: *hun* (nicht *hann*). — 199[14] *ábyrgt*, l.: *ábyrgð*. — 203[2] *á hendir Justino*, l.: *á hendr J.* — 203[6] *rœða*, l.: *ráða*. — 204[18] *freystum*, l.: *freistum*. — 206[3] *kom*, l.: *kann*. — 206[8] *hann .. kundi fram herinn til orrustu*, l.: *knúði* (?) — 207[4] *framann*, l.: *framan*; doch 207[8] *miskun*, l.: *miskunn*. — ebenso 213[19] *up*, l.: *upp*. — 209[6] *sinni*, l.: *sinu*. — 210[19] *minum*, l.: *munum*. —

211^{11} *góður*, l.: *góðar*. — 211^{14} *með*, l.: *mik*. — 212^{11} ***þinna synda vegni***, l.: *þ. s. vegna*. — 213^{20} *blómr*, l.: *blóm*, n. oder *blómi*, m. (NB. die vorausgehenden wörter: *ekkert upp nefnt* sind jedenfalls verderbt; der sinn ist: kein schimpfnamen). — 213^{20} *óðlast*, l.: *öðlazt* (ebenso 210^{8} *óðlast*, l.: *öðl.*) — 213^{22} ***meyjar er fætist hafa um hennar daga***, l.: *fæzt* (*quæ natae sunt*).

Die sprache dieser sögur bietet in grammatischer wie lexicalischer beziehung mancherlei eigentümlichkeiten; es wäre wünschenswert, herr Kölbing hätte auch andern mitgeteilt, was er darüber jedenfalls für sich selber aufgezeichnet; denn je mehr er von diesen sagas gelesen und je eingehender er sich mit ihnen beschäftigt hat, um so mehr, müssen wir annehmen, wird er seinen blick für derartige eigentümlichkeiten geschärft haben.

Wir stellen hier alphabetisch zusammen, was uns von eigentümlichen oder doch jedenfalls seltneren wörtern und redeweisen vornehmlich aufgefallen.

aferfa: enterben 130^{29}. *allr* vor articuliertem superlative zu dessen verstärkung adjectivisch gebraucht statt des adverbialen gen. *allra*, in 40^{28}: ***í allri hinni beztu gangveru*** (AB): „im allerbesten kleide.“ *at*, præp. vor dem inf. ausgelassen wie in *sofa fara:* schlafen gehen (*hann varð .. sofa fara* 75^{13}, ***nu er tími sofa fara*** 31^{4}), andrerseits nicht allein nach *kunna*, wie dies ja häufig in der spätern sprache, sondern auch nach *mun* (*ekki mun yðr mikit at vinnast yðru erendi* 150^{33}) und *skal* (*skalt þú einsaman at gera slíkt* 129^{3}), ja sogar nach *vil* (***ek vildi at lesa mér blóm*** 66^{7}; NB. 148^{2} lies: *ef hann vildi at-ríða:* turnieren, nicht: *at ríða*). *at*, conj. für *er* (134^{10} u. ö.), wie *er* für *at* (61^{11}. 77^{20} u. ö.). ***beinalag***, n. niederlegen der gebeine, begrabenwerden, tod 190^{3}. *bligja:* stieren (von den augen eines götzenbildes) 143^{19}. *buzel*, n.: bouteille 18^{2}. *dettyrði*, n. pl. hinfallende, unbedachte worte 190^{19}. *drymba*, f. „eine art strumpf-hose“ GV 49. ***ekkert:*** *nihil*, wie jetzt allgemein 199^{5} (NB. 213^{9} scheint verderbte lesart). ***falda auga:*** die augen (vor scham) niederschlagen 212^{4}. *farleysi* und sein gegensatz ***farvisi*** (4^{12}), wol nur vom verfasser für den vorliegenden fall gebildete wörter. ***fjörbrosa***, f. (142^{1}) von einem frauenzimmer, die ewig lächelt. *forleinging*, f. (91^{29}): verlangen, desiderium. *fullgist*, ppt. (158^{7}): von einer fülle von gästen heimgesucht. *fyrir*, præp. c. dat. (143^{8}. 148^{11}): im vergleich zu ..; *fyrir eins* (204^{3}): nur (vgl. *at eins*) in: *ek vilda fyrir eins, hun væri* .., ich wünsche nur, sie wäre usw. *gangandi greiði* (30^{18}. 32^{17}. 41^{32}): bezeichnung der gral-schüssel, „wandernde bewirtung“ (?!); 30^{17}: *þeir í völsku máli kalla graull* ist wol ***gráll*** (wie Germ. XIV, 160) und nicht ***graull*** zu lesen (?). *gangvera*, f. (16^{2}. 40^{28}. 64^{21}. 97^{11} u. ö.) die wörterbücher kennen nur *gangveri* (*-vari, -ari*) m. oder *gangverja*, f.; ohne *j* auch 90^{17}: *nýu*, wie dergleichen häufig z. b. in AM. 132, fol. (Laxd.): ***bæar, eyar*** usw. *grön*, f. (162^{16}) in: *verðr eitt einum fyrir grönum:* es komt einem etwas vor den mund („schnabel“). *halda upp einum* (63^{10}): jemanden beschützen. ***heimr***, m. (81^{11}): horizont, in: ***heimrinn hreinsaðist***, während in B: ***af himnum hreinsaðist.*** ***höfuðgull***, n. (64^{14}): goldnes diadem, vgl. *fingrgull:* goldner ring. ***höfuðórar***, f. pl. (190^{17}): deliria. *hvárkin -né* (163^{1}) für *hvárki-né*, vgl. dän. ***hverken***. ***júr*** (68^{9}): ja; s. *jaur* (oder *júr*) bei G. Vigf. dict. 324^{b}. *lagðr*, ppt. (201^{8}): ***l. með gulli:*** mit gold belegt, exornatus. *ljósta* (206^{18}) mit schwachem præs. 3. sg. ind.: ***lýstir***. *mann* (17^{21}. 17^{35}) für *maðr*. *marsleggja* (78^{13}) d. i.: ***sleggja merjandi*** von einem grossen schmiedehammer. *matvélar*, (44^{7} und 143^{21}); zu unterscheiden ***matvélar*** (oder ***matvælar***), f. pl. (44^{7}): doli cibarii, in: ***fyrir þær matvélar er hann gjörir hér:*** weil er speisen entwendet oder dergl. — und ***matvæli***, n. pl. (Jón Arnason, æfint. Isl. II, 475^{29} u. ö.): ***cibaria;*** weder das eine noch das andre scheint

143[21] zu passen, wo das götzenbild sein soll: *matvélar* (obwol ausser herrn Kölbing auch Fritzner 438[b], Unger 70[26] (und 173[a]) und G. Vigf. 414[b] so lesen). *mannvélar*: menschliches machwerk? *međ*, præp. (91[14]) *međ þat:* hierauf. *mishugna* (126[8]): missfallen. *misserisdagr*, m. (119[13]): termin, wofür 130[21]: *eindagi*. *pikisdagr*, m. (75[8]): pfingsten, vgl.: *pykkis-dagr* (Bp. I, 706[14]), nd.: *pingest-d.* *reiđibol*, n. oder *reiđibola*, f. (187[8]): *riddari í reiđiboli*, von einer schachfigur. *sitia ok standa sem einn vill* (144[26]): sich ganz nach dem willen jemandes richten. *τοῦ sjálfs, τῆς sjálfrar, τῶν sjálfra*, gleichsam substantive, denen das pron. poss. adjectivisch hinzutritt, z. b.: *sjálfrar þinnar nauđsynjar* das bedürfnis deines selbst, d. i. dein eignes bedürfnis 95[13], ebenso 134[26] u. ö. nicht der seltenheit wegen, sondern nur gelegentlich mit rücksicht auf J. Grimm IV, 362 erwähnt, der diese der ahd., alts., ags. sprache übliche construction in den nordischen sprachen vermisst. *spík* (pl. *spíkr* Gísl. prøv. 415[31]), f. (143[29]. 158[9]): splitter, spahn. *stálligr*, adj. (129[19]): *chalybeius*. *stedda*, f. (42[11]): streitross (engl. *steed*). *textus* (30[17])? *tön*, f. (20[28])? *þungmeginn*, adj. (23[16]): beschwert. *úútskýranligr* (nicht: *úatskýr.*), adj. (212[18]): unbeschreiblich. *úlinn*, adj. (79[18]): wild, grausam. *vandi*, m. *difficultas in berr vanda einum til handa* (142[4]): es gerät jemand in verlegenheit. *veđr*, n., witterung, *in hafa eitt viđ veđri* (180[8]): etwas bekant werden lassen. *víđræss*, adj. (79[18]): weitumherschweifend. *vildr*, adj., herrlich, sehr häufig z. b. 97[15]. *vindingar*, m. pl. und *hriflingar*, m. pl. (4[10]), eine art hosen, strümpfe oder schuh (?) NB. nicht angeführt in R. Keysers schrift über die altnorwegische kleidung. *vökull*, adj. (76 not. 19): wachsam. *yfir drepskapr*, m. (148[20]): verheimlichung, auch Bp. I, 727[21]. *yfirmikill*, adj. (123): übermächtig.

Eben hierher möchten wir auch noch rechnen den häufigen gebrauch des part. præs. mit *vera* (auch mit *verđa* 14[29]. 210[19]) statt des verbum finitum, z. b. *verit vel skiljandi ok eyru til leggjandi* 76[9], *var hann þat mjök hugsandi* 38[19] u. ö,; ferner dasselbe part. præs. in passivem sinne, so *ljúganda lof:* lob das gelogen wird 105[8] oder *Finnandi-atburđr* (name einer burg, wie *Hangandi-borg* 182[10]): abenteuer, das gefunden wird 128[1] mit herrn Kölbings anmerkung; — sodann die auslassung des relativs 182[9]. 184[7]. 190[21] a. ö.

Noch sei auch eines besondern und (nur?) der Parcevalssaga eigentümlichen redeschmuckes gedacht, auf den herr Kölbing schon Germ. XIV, 180 aufmerksam gemacht, jener reimenden ausgänge zweigliedriger sätze mit zum teil sprichwörtlichem inhalte, z. b. *sá er illa fallinn at berjast, er eigi kann vápnum verjast*, oder: *gott kemr aldin af góđum viđi, svá er góđr mađr međ góđum siđi* usw. usw. Doch auch an eigentlichen, zum teil alten sprichwörtern hat jede der vorliegenden sagas mehrere aufzuweisen: 4[17]. 4[19] (bis). 10[7]. 14[20]. 26[14]. 35[25] (bis). 42[27]. 61[9] (bis). 83[17]. 134[18]. 140[4] und not. 1. 146[20].

KIEL, JAN. 1873. TH. MÖBIUS.

A Comparative Grammar of the Anglo-Saxon Language by **Francis A. March.** London 1870. XII, 253 s. 8.

Noch vor kurzem war zu beklagen, dass das studium des Angelsächsischen, das durch Kemble und Thorpe seinerzeit in England blühte, dort jetzt fast ganz vergessen sei. In neuester zeit hat ein junger gelehrter, Henry Sweet, wider mit veröffentlichung angelsächsischer texte begonnen und in der einleitung zu King Alfreds West Saxon Version of Gregorys Pastoral Care (Early English Text Soc.) viel beachtenswertes für die angelsächsischen dialecte gegeben. In Amerika betreibt man das studium des angelsächsischen recht eifrig, und eine frucht dieses fleisses ist vorliegende grammatik.

March beschränkt sich darin nicht nur auf das Angelsächsische, sondern geht auch auf die verwanten dialekte und sogar bis zum Sanskrit zurück. Dadurch zeigt er, dass seine grammatik nicht für anfänger, sondern für gelehrte geschrieben sein soll. In der ausführung des ganzen ist allerdings eine gewisse ungleichheit der einzelnen teile nicht zu verkennen. Am wolgelungensten ist entschieden der dritte teil (s. 118--136), welcher die noch so wenig behandelte syntax zum gegenstande hat. Hier bringt March viel neues und alles ist recht übersichtlich dargestellt.

Das werk begint mit einer übersicht der bevölkerungsverhältnisse in England nach der eroberung durch die Angelsachsen. Es wäre zu wünschen gewesen, dass dieser teil etwas weiter ausgeführt worden wäre, da gerade diese verteilung der einzelnen stämme so wichtig für die dialectischen unterschiede ist. Als einzig erkenbaren dialect neben dem Angelsächsischen stellt March das Nordhumbrische auf. Durch die erwähnte arbeit von Sweet haben wir allerdings kürzlich etwas mehr licht über die südwestlichen dialecte erhalten, und manches, was March noch als „irregular" in den handschriften darstellt, dürfen wir nun als dialectische verschiedenheit bezeichnen. Mit recht betont March, dass das verhältnis zwischen Angelsächsisch (wol besonders Nordhumbrisch) und Nordisch noch nicht klar gemacht ist. Sicherlich ist vieles, was man jetzt noch nordischem einflusse zuschreibt, aus dem Friesischen herzuleiten. Über die einwirkung des Latein auf das Angelsächsische sagt der verfasser: *It is not to be doubted, therefore, that the Latin exercised a great influence on the Anglo-Saxon: if it did not lead to the introduction of wholly new forms, either in etymology or syntax, it led to the extended and uniform use of those forms which are like the Latin, and to the disuse of others, so as to draw the grammars near each other.* Was der verfasser damit meint, ist leider nicht weiter ausgeführt. Ausser sehr wenigen wörtern aus älterer zeit und vielen ausdrücken, welche das Angelsächsische wie alle andern sprachen durch einführung des christentums erhielt, läs,t sich kein einfluss des Latein feststellen. Mit einer übersicht des indogermanischen sprachstammes und der germanischen familie im besondern schliesst die einleitung.

Der erste teil handelt über *Phonology*, und zwar wird zuerst die aussprache der laute behandelt. *â* ist darin mit dem *a*-laute des neuengl. *fall* angesetzt. Für die südwestgegenden Englands, wo schon nags. *â* oft geradezu in *ô* überging (z. b. in Ancren Riwle) ist dies zuzugeben. Für die nördlicheren gegenden hingegen, wo sich noch jetzt vielfach das alte *â* erhalten hat, ist es mehr als zweifelhaft. Bei *w* macht March mit recht darauf aufmerksam, dass wir in den verbindungen *wl*, *wr* einen andern laut (*German w*) als *w* vor vocalen haben, wie noch jetzt in Südwestengland: *I vrite*, *vright* und ähnlich gesprochen wird.

Über den accent gibt March an, der hauptton liege auf der ersten silbe, statt zu sagen: auf der stammsilbe. So betont er: *úncûđ*, führt aber dann unter den praefixen, die den hauptton nicht tragen können: *un-* auf. Es folgt dann eine betrachtung der einzelnen laute. Nicht immer sind hier die lautveränderungen genau angegeben. So heisst es: *ă* bleibe vor *m* und *n*. *Before m and n*, fährt March fort, *it also suffers assimilation to o.* In wirklichkeit ist *a* vor *m* und *n* grösteuteils zu *o* verdumpft worden, bis nach Nordhumbrien zeigt sich diese erscheinung. Auch können wir durchaus nicht übereinstimmen, wenn March *eá* = got. *au* mit *eá* nach *sc* und *g* zusammenwirft. Über die sehr interessanten nordhumbrischen lautverhältnisse geht der verfasser zu schnell weg; z. b. *ă* (im Nordh.) *is often used where Anglo-Saxon has ea, sometimes where it has e, i, eo, u*" ist doch gar zu knapp.

Hieran schliessen sich alsdann die lautveränderungen (Euphonic Changes), wobei auch die lautverschiebung (*Shifting*) behandelt wird, nach alter weise und sehr kurz.

In der formenlehre muste March, wie jeder, der für das Angelsächsische eine *a*-, *i*- und *u*-declination aufstellt, (während in der tat nur noch die *a*-declination besteht, von den andern aber nur einzelne casus vorkommen), viele formen geben, die sich kaum belegen lassen. Der verfasser vermehrt aber noch diese schwierigkeiten, indem er auch noch durch alle geschlechter einen vocativ und einen instrumentalis durchführt. Natürlich muss in den allermeisten fällen der nominativ und dativ dazu herhalten.

Das über das verbum gesagte ist im allgemeinen klar und vollständig; vor allem vollständig sind die übersichtstabellen der einzelnen conjugationsklassen. Die tabellen jedoch, wo einzelne verba durchconjugiert sind, gewähren einen ganz eigentümlichen anblick. Obgleich der verfasser z. b. s. 82 selbst schreibt: *Present* (*and future*) *tense*: *ic nime* usw. folgt s. 84 *future*: *ic sceal* (*wille*) *niman*, *þû scealt niman* usw., dann perf. *ic hæbbe numen*. Auch das ganze passiv und ein *periphrastic conditional* (s. 91) hätte der verfasser sparen können. Dies erinnert doch zu sehr an moderne lehrbücher.

Auch sei hier noch ein wort gesagt, wie March das weiterleben der verschiedenen formen ausführt. Was soll es nützen, wenn March sehr häufig von Laȝamon und Ormulum gleich auf Chaucer überspringt, z. b. s. 72, s. 118 und fgg. ohne die dazwischen liegenden denkmäler zu beachten? Höchstens wird dann bisweilen eine form als *Old English* dazwischen angeführt, ein ausdruck, welcher jetzt so verschieden gebraucht wird, dass er ohne weitere erklärung gar nichts sagt. Entweder hätte er diese fortführung näher erörtern oder ganz weglassen sollen.

Im letzten teile, der wider sehr kurz gehalten ist, über die prosodie, huldigt der verfasser der vierhebungstheorie, eine lehre, die gerade wider in neuester zeit zu debatten anlass gegeben hat, und deren richtigkeit noch keineswegs so fest steht, als March anzunehmen scheint.

Nochmals sei hervorgehoben, dass der dritte teil, die syntax, der wichtigste ist, und gerade darin viel neues und beachtenswertes geboten wird.

LEIPZIG. RICHARD WÜLCKER.

Wörterbuch zum Rig-Veda von **Hermann Grassmann**, Professor am Marienstifts-Gymnasium zu Stettin. 1. Lieferung. Leipzig, F. A. Brockhaus 1873. (In ungefähr 6 lieferungen.)

Der herr verfasser bietet durch dieses vortreffliche werk ein wesentliches hilfsmittel für das verständnis des Veda und für die vergleichende sprachwissenschaft dar. Auf grund eines sehr eingehenden und gründlichen studiums der Veden überhaupt hat er die im Rig-Veda, dem Veda κατ' ἐξοχήν, erscheinenden wörter mit allen ihren in ihm auftretenden formen gesammelt, und durch vergleichung aller stellen, an denen sie vorkommen — welche im wörterbuch gleichfalls verzeichnet sind — sowie mit berücksichtigung der anderen Veden und der durch die etymologie gebotenen hilfsmittel, ihre bedeutung festgestellt. Die arbeit ist eine äusserst fleissige, zuverlässige und — wie die mannigfachen abweichungen vom Petersburger wörterbuch beweisen — durchaus selbständige. Ausserdem verdient noch besonders hervorgehoben zu werden, dass der herr verfasser die wörter nicht der herkömlichen schreibung gemäss, sondern ihrer durch die metrik erwiesenen aussprache entsprechend aufführt — *ámartia* statt *ámartyá*, *âtithiguá* statt *âtithigvá* u. a. — Über anderes, in dem er die praxis der modernen wissenschaft verlässt und sich dem davon abweichenden verfahren der indischen lexicographen und grammatiker nähert — im

ansetzen von stämmen und wurzeln: *pitṛ* statt *pitar*, *vṛdh* statt *vardh* —, über abweichungen in der transscription und dergl. gibt die vorrede auskunft.

Diese kurze anzeige möge genügen, um die für die vergleichende sprachwissenschaft, deren fruchtbarer betrieb durch eine gründliche kentnis des Veda-dialectes bedingt ist, sich interessierenden leser dieser zeitschrift auf die obige, die kentnis des Veda wesentlich fördernde arbeit hinzuweisen. Eine eingehende besprechung ist hier nicht am platze. — Dagegen benutzt referent die gelegenheit, um auf ein bereits vor drei jahren erschienenes, aber, wie es scheint, seiner bedeutung entsprechend nicht hinreichend gekantes werk desselben verfassers aufmerksam zu machen:

Deutsche Pflanzennamen von **Hermann Grassmann**, professor am Marienstiftsgymnasium zu Stettin. Stettin 1870. Druck von R. Grassmann. VIII, 208 s. 8°.

Das werk hat, wie die vorrede sagt, den zweck, „für alle im gebiete deutscher zunge wachsenden pflanzen deutsche namen einzuführen, welche denselben grad der bestimtheit an sich tragen, wie die lateinischen, und welche die letzteren an durchsichtigkeit und einfachheit übertreffen sollen.“ Der herr herausgeber bemerkt weiter sehr richtig, der bisherige mangel brauchbarer deutscher namen sei der wissenschaft und ihrer verbreitung von unberechenbarem nachteile gewesen, da der unterricht in der pflanzenkunde in allen schulen, in welchen kentnis der lateinischen und griechischen sprache nicht mitgeteilt oder vorausgesetzt werden könne, an diesem mangel scheitere; und die einführung deutscher namen sei auch für die wissenschaft selbst notwendig, wenn sie nicht der ausschliessliche besitz eines kleinen, durch unterricht in jenen beiden sprachen herangebildeten kreises bleiben und durch diese vereinzelung nach und nach in todtem formalismus untergehen solle. Sie ist ferner um so gebotener, als für die pflanzenkunde „besonders durch Bischoffs bemühungen eine wissenschaftlich bestimte deutsche kunstsprache geschaffen ist, welche schon jetzt die noch vor kurzer zeit allein herrschende lateinische terminologie durch klarheit und mannigfaltigkeit der benennungen weit überflügelt hat,“ während es für die benennung der pflanzen noch gänzlich an wissenschaftlich bestimten deutschen namen gebricht. — Diesen übelständen abzuhelfen, ist das vorliegende werk bestimt, welches seine entstehung der gemeinschaftlichen arbeit des herrn herausgebers und zweier verwanter, der herren oberlehrer und buchdrucker R. Grassmann und rector C. Hess verdankt. Die wahl der deutschen pflanzennamen entspringt im wesentlichen jener gemeinsamen arbeit, während ihre begründung den berufenen händen des herrn herausgebers anvertraut ward. Mit grossem fleisse sind solche werke, welche eine ausbeute in aussicht stellten, durchsucht, und ist aus ihnen ein reiches material von deutschen pflanzennamen alter und neuer zeit zusammengebracht worden. Über die methodischen grundsätze, welche bei der wahl der benennungen für gattungen, arten, familien und weiter die varietäten, die untergattungen oder rotten, die natürlichen ordnungen und klassen massgebend waren, gibt die einleitung auskunft, und glaubt referent, dass man ihnen im allgemeinen zustimmen werde. Sehr wichtig für die entscheidung zu gunsten des einen oder anderen namens war die untersuchung ihrer ursprünglichen bedeutung, wobei der herr herausgeber die verwanten sprachen zu rate gezogen hat. Viele seiner ansichten haben entschieden das richtige getroffen und verdienen vollen beifall; ich verweise der kürze wegen nur auf die nummern 316, 318, 321, 459, 629, 630, 641, 743 (epheu, mistel, holunder, esche, hasel, heister, föhre, hirse) u. a. Die vorgeschlagenen benennungen sind durchgehend den regeln der deutschen wortbildung entsprechend, und tragen ein

durchaus deutsches gepräge, wenn uns auch viele in hinsicht auf die gewohnten bezeichnungen auf den ersten blick hin etwas fremd anmuten.

Der ansicht, dass *bôna* aus *bagna* entstanden sei (nr. 178), steht die, wenn ich nicht irre, zuerst von Fick aufgestellte, dass es auf einer grundform *babna* beruhe, entgegen. Für jene ansicht dürfte das unklare got. *bagm(a)-s*, ags. *beám*, wol kaum beweisend sein, dagegen spricht ksl. *bobŭ*. Man wird nur *bauna* nicht direct aus *babna* durch übergang des *b* in *v* erklären dürfen; diesen im deutschen anzunehmen ist höchst bedenklich, obgleich er sich in einigen nominibus propriis findet und in mittellateinischen quellen schreibungen wie *provatum* statt *probatum* u. a. vorkommen (Pertz, L. I, 157). Vielmehr wurde *babna* zu *baubna* (vgl. got. *laub(a)-s*, lit. *lapa-s*) und *b* ausgedrängt. Verwant sind in diesem falle wol unser *beben*, gr. *φέβ-ομαι*, wurzel *bhabh* (europäisch *bheb*); vgl. lat. *fibra* faser, *fimbria* saum, franse. In diesem falle wären die ranken von bedeutung für die benennung der pflanze gewesen. — Zu nr. 442 bemerke ich, dass *vaccinium vitis idaea* im schmalkaldischen braunschnitzer heisst (Vilmar, Idiotikon von Kurhessen s. 51), das wol aus dem böhm, *brusnica* entlehnt ist. — Warum herr Grassmann in *Gundram* (nr. 541) eine zusammensetzung von *gund* und *ram* „in der bedeutung bock zur bezeichnung der als männlich gedachten pflanze" sieht und dieses wort nicht dem althochdeutschen namen *Gunthram* gleich setzt,. ist mir nicht klar. — Die vermutung, dass der name schiesst und ziest (nr. 547) aus dem slavischen entlehnt sei, wird durch den hessischen namen für *stachys alpina* partunnikraut bestätigt, wenn in dem ersten teile des wortes mit recht der lit. *Perkunas* gesucht ist (Vilmar, a. a. o. s. 294). — Das wort *rosa* (nr. 194) fürt herr Grassmann mit *radix*, *ῥάδιξ*, *ῥίζα*, got. *vaurt(i)-s* usw. auf die sskr. wurzel *vrad*, welcher er die bedeutung „beugen," das Pet. Wbch. „weich, mürbe werden" gibt (adj. *vrandin*, nach herrn Grassmann „schwach," ursprünglich „biegsam," nach dem Pet. Wbch. „mürbe, morsch werdend"), zurück. „Wurzel, zweig, kraut sind hiernach von der biegsamkeit, weichheit, zartheit benant; und ebenso wird *ῥόδον* die rose als die „zarte" benennen." Berücksichtigung hätte hier auch die wurzel *vardh*, gedeihen machen, wachsen u. a. verdient, aus der im sskr. mehrere pflanzennamen gebildet werden (*vardha*, *vardhaka*, *vardhamâna*). Dann bedeutete wurzel in letzter instanz „das wachstum gebende," oder „das wachstum vermittelnde" (vgl. *vardhana* wachstumgeber) und rose ursprünglich nur pflanze (vgl. Justi s. v. *vareda*). Die lautgesetze der in betracht kommenden sprachen fügen sich dieser herleitung, mit einziger scheinbarer ausnahme des deutschen; doch kommen fälle genug vor, in denen deutsche tenuis grundsprachlicher aspirata entspricht. — Den namen „eiche," ahd. *eih*, an. *eik*, ags. *âc* vermittelt herr Grassmann sehr schön mit dem altind. *yaj* verehren, heilig halten, indem er sie als den den göttern geweihten, heiligen baum erklärt. Vielleicht hätte er dabei das ahd. *neihan*, immolare, libare (Graff II, 1015), welches aus *in-eihan* entstanden, und dessen zweiter teil dem *yaj* entsprechen könte, anziehen können. Dennoch steht der sinnigen deutung des herrn herausgebers vielleicht eine derbere wirklichkeit gegenüber. Im altn. ist das part. prät. eines verlorenen reduplicierenden verbs *eika, eikinn*, rasend, heftig, erhalten. Wie wir in anderen sprachen sehen, entsteht aus diesen begriffen leicht der des mächtigen, kräftigen, und vielleicht ist in dieser weise *eik* mit *eikinn* verwant. Es gehörte dann weiter zu got. *aikan*, das seinen genauen reflex im sskr. *ej* sich rühren, sich bewegen, hat. — Da diese behauptung der bisherigen ansicht, welche *áikan* die bedeutung „sagen" gibt, widerspricht, so erlaube ich mir, sie kurz zu begründen. *Aikan* erscheint nur im compos. *af-áikan* verleugnen, absagen, und die bisher allgemein angenommene ansicht stützt sich ein-

mal auf dieses, andrerseits auf die vorausgesetzte identität von *áikan und ahd. *jëhan*. Dieses aber ist als beweisend durchaus zurückzuweisen, denn jene identität beruht selbst nur auf der voraussetzung, dass das **áikan* entsprechende ahd. verb ein präteritum *iah* gebildet haben würde, welches dann zur basis eines neuen starken verbs gedient haben könte. Die bedeutung eines compositums aber ist in vielen fällen durchaus nicht massgebend, wo es sich um die feststellung der bedeutung des verlorenen verbum simplex handelt. Im vorliegenden falle wäre es völlig unmethodisch, den voraussetzungen zu lieb das gotische reduplicierende verbum **áikan* von dem altnordischen im part. prät. erhaltenen, ebenfalls reduplicierenden **eika* zu trennen. Nimt man die identität beider an, so ergibt sich ein germanisches *aikan* = sskr. *ej* sich bewegen. *Eikinn* bedeutet dann ursprünglich „sich bewegend," weiter „sich heftig bewegend," „heftig," „rasend." *Af-áikan* bedeutet, wie sskr. *apa-ej*, „sich von etwas hinwegbewegen," „etwas verlassen," und weiterhin „sich von etwas lossagen," „etwas verleugnen." Dem got. *þu mik afáikis kunnan þrim sinþam* entsprechend heisst es im altbulgarischen: *tri kraty otŭvrĭžeši sę mene*, du wirst mich drei mal verleugnen. Hier liegt in *otŭvrěšti* eine dem *afáikan* ganz analoge entwicklung der bedeutung vor, denn *vrěšti* heisst werfen, *otŭvrěšti* wegwerfen, *otŭvrěšti sę* c. gen. sich abwenden von etwas, jemanden verleugnen. — Meine erklärung von *af-áikan* ist demnach ganz unbedenklich, und, da sie das an. **eika* berücksichtigt, jedesfalls vorzuziehen.

Andre von den ansichten herrn prof. Grassmanns abweichende vermutungen wage ich nicht zu äussern, da ihre begründung, wie überhaupt eine vollkommen gerechte beurteilung des vorliegenden werkes eingehende botanische kentnisse verlangt. Ich begnüge mich nur noch darauf hinzuweisen, dass herr Grassmann — wie er diess auch in der vorrede selbst hervorhebt — mit dieser arbeit ein noch fast gänzlich unangebautes feld betreten hat, und wenn bei einem ersten planmässigen angriff sich da immer grosse schwierigkeiten entgegenstellen, so ist das hier in erhöhtem masse der fall, wo es sich um die etymologie von eigennamen handelt, die, einen conservativeren charakter an sich tragend als andre wörter, leicht unverständlich und dann in weit höherem grade der entstellung ausgesetzt sind, als diese. Noch schwieriger aber als die etymologie andrer arten von namen ist die der pflanzennamen, da sie in den seltensten fällen erbgut aus früheren sprachperioden, sondern erst in der neuen heimat der vegetation entsprechend gebildet sind. Ferner sind nachweislich namen einer pflanze auf andere übertragen und mit anderen vertauscht; manche mögen auch — was allerdings nicht zu beweisen, aber doch im höchsten grade wahrscheinlich ist — aus der sprache der aboriginer adoptiert sein. Alle diese schwierigkeiten erschweren die forschung sehr, und ein *haud liquet* wird stets verzeihlich sein. Dieses spricht herr Grassmann denn auch öfters aus; er hat sich bemüht, sich „durch den reiz glänzender hypothesen nicht verlocken zu lassen," ohne jedoch überall diesen reizen gegenüber ganz kalt geblieben zu sein: so ist. z. b. seine zurückführung von ahd. *rûta*, ags. *rûde* mit lat. *ruta* auf grundsprl. *rudh*, sskr. *ruh* wachsen (nr. 134) gewis nichts anderes als eine hypothese, und zwar eine höchst unwahrscheinliche, da die europäischen sprachen das *r* dieser wurzel nur als *l* erhalten haben. — Doch um gerecht zu sein, muss man zugeben, dass keiner jungen disciplin die hypothesen erspart bleiben. Immer eingehenderes studium wird auch hier bald die fehlenden mittel der kritik entdecken. Und ein solches ist eben so reizend als geboten, da seine resultate von der grösten bedeutung für die geschichte der indogermanischen völkerbewegung sind — ich erinnere nur an das aus der übereinstimmung von *bôka*, *fâgu-s* und *φηγό-ς* sich ergebende resultat —; es erfordert

freilich bearbeiter, die, wie herr Grassmann, in der sprachvergleichenden disciplin eben so bewandert sind, als in den exacten wissenschaften.

Da der druck des werkes bereits 1867 begonnen hat, so haben später erschienene werke nicht benutzt werden können. Ich führe deshalb zwei mir bekant gewordene titel an:

1) Prior, Alex., On the popular names of british plants, being an explanation of the origin and meaning of the names of our indigenous and most commonly cultivated species. 2. ed. revised throughout. London, Williams and Norgate 1871.

2) Das älteste und erste Herbarium Deutschlands, im Jahre 1592 von Dr. Caspar Ratzenberger angelegt, gegenwärtig noch im Königlichen Museum zu Cassel befindlich, beschrieben und commentiert von Dr. H. F. Kessler. Cassel, Freyschmidt 1871.

Das erste werk habe ich leider nirgends auftreiben können, das zweite enthält überall ausser den lateinischen auch die deutschen namen; doch bieten sie keine wesentliche bereicherung der von herrn Grassmann angeführten.

MÜNCHEN, 28. MAI 1873. ADALBERT BEZZENBERGER.

ZUR LITTERATUR DER DEUTSCHEN PFLANZENNAMEN.

Ich erlaube mir, einige auf die litteratur der pflanzennamen bezügliche bemerkungen hier anzuknüpfen.

Von älteren werken würden wol noch einige floren nutzbare ausbeute liefern können, in welchen eine fülle deutscher pflanzennamen derart aufgeführt wird, dass sich sicher erkennen lässt, welchen bestimten pflanzen sie überhaupt oder in landschaftlicher begrenzung gelten, und welche anderen benennungen neben ihnen in gleicher bedeutung vorkommen. So z. b. Heinrich Gottfried Grafens von Mattuschka Flora Silesiaca oder verzeichnis der in Schlesien wildwachsenden pflanzen. Breslau und Leipzig, 1776. 77. Korn. — Wertvolles darf man auch zu finden erwarten in den schriften des um die geschichte der botanik so verdienten ehemaligen Königsberger professors Ernst H. F. Meyer: „Vergleichende Erklärung eines bisher noch ungedruckten Pflanzenglossares.“ Königsberg 1837. 4°. und „Preussens Pflanzengattungen nach Familien geordnet.“ Königsberg 1839.

Unter den neuesten nach dem Grassmannschen buche veröffentlichten arbeiten aber verdient hervorhebung

„Das mittelniederdeutsche Gothaer Arzneibuch und seine Pflanzennamen. Von Prof. Dr. **Regel.**“ 16 und 26 s. 4°., erschienen 1872 und 1873 in zwei programmen des Gymnasium Ernestinum zu Gotha.

Die herzogliche bibliothek zu Gotha besitzt unter nr. 980 eine papierhandschrift von 172 blättern in kleinfolio aus dem ende des 14. oder dem anfange des 15. jahrhunderts, welche verschiedene stücke, überwiegend medicinischen und astrologischen inhaltes enthält, darunter, von bl. 85 bis bl. 103, auch eine „practica bartholomei, introductiones et experimenta magistri bartholomei in practica ypocratis, galigeni et constantini grecorum medicorum.“ Von dieser practica Bartholomaei besitzt die Münchener bibliothek, nach angabe des Schmellerschen cataloges,[1] unter Cgm. 430. 439. 464. 720. 722. 824 sechs handschriften des funfzehnten jahrhunderts, ausserdem unter Cgm. 92 eine handschrift von 18 pergamentblättern in 8° des dreizehnten

1) Die deutschen handschriften der k. hof- und staatsbibliothek zu München nach J. A. Schmellers kürzerem verzeichniss. Erster teil. München 1866. 8°.

bis vierzehnten jahrhunderts, und unter Cgm. 5153 i) ein bruchstück von fünf pergamentenen octavblättern des dreizehnten jahrhunderts. Der im titel der practica neben Hippokrates und Galen genante Constantinus ist doch wol der berühmte vorläufer der Schola Salernitana, Constantinus Afer, aus Carthago, der nach neununddreissigjährigen wissenschaftlichen reisen in Afrika und Asien nach Salerno kam, und sich endlich unter dem abte Desiderius im jahre 1086 als mönch nach Monte Casino zurückzog. Kurze auskunft über sein leben und seine schriften gibt Ldw. Choulant, Handbuch der bücherkunde für die ältere medicin. 2. A. Lpz. 1841. s. 253—256. Demnach scheint die practica Bartholomaei in die frühe zeit der Salernitanischen praxis zu gehören, als arabische medicin eben erst anfieng eingang zu gewinnen; vielleicht ist sie nur übersetzung oder bearbeitung einer schrift von Constantinus. Dass diese schriften in romanischer (französischer?) sprache bearbeitet wurden, erzählt der in Montecasino erzogene, gegen 1140 gestorbene Petrus Diaconus, de viris illustribus Casinensibus: „Adto, Constantini Africani auditor, et Agnetis imperatricis capellanus, ea quae supradictus Constantinus de diversis linguis transtulerat, cothurnato sermone in Romanam linguam descripsit. Atto, sive Haito, vel Hetto, varie enim id nomen scribitur, floruit anno MLXX.“ (Choulant a. a. o. s. 255). Die französin Agnes von Poitiers, witwe kaiser Heinrichs III, hatte damals ihren gewöhnlichen wohnsitz zu Rom, in dem an den vatican stossenden kloster der heiligen Petronella (v. Giesebrecht, Geschichte der deutschen kaiserzeit. 3. aufl. 3, 1095).

Die deutsche Practica des Bartholomaeus scheint recht beliebt und verbreitet gewesen zu sein, und möchte wol schon deshalb, dann aber auch als eins der ältesten deutschen medicinischen handbüchlein beachtung, und vielleicht auch eine gute ausgabe verdienen. — Ein zwar noch etwas älteres, aber auch viel kürzeres „arzinbuoch ypocratis“ mit angehängtem pflanzenglossar hat Graff, Diutisca 2, 269—277 aus einer handschrift des zwölften jahrhunderts, cod. C. 58 der Wasserkirchbibliothek zu Zürich, veröffentlicht. Über medicinische studien, praxis und schriften des vierzehnten jahrhunderts gibt reichliche und anziehende belehrung A. W. E. Th. Henschel, Schlesiens wissenschaftliche zustände im vierzehnten jahrhundert; ein beitrag insbesondere zur geschichte der medicin. Breslau 1850 s. 46—104. Derselbe hat auch die in Breslau befindlichen medicinischen handschriften verzeichnet: „Catalogus codicum medii aevi medicorum ac physicorum qui manuscripti in bibliothecis Vratislaviensibus asservantur. Particula I et II auctore A. G. E. Th. Henschel. Vratisl. ap. Ed. Trewendt (in commiss.) 1847. 4⁰.“ — Über eine gehaltvolle, der Rhedigerschen bibliothek zu Breslau gehörige, 152 folioblätter befassende deutsche medicinische pergamenthandschrift des vierzehnten jahrhunderts hat Heinrich Hoffmann von Fallersleben bericht gegeben, und proben daraus hinzugefügt, in seinen „Fundgruben“ (Breslau 1830) 1, 317—327. Wie es so häufig in medicinischen handschriften der fall ist, findet sich auch in dieser ein von blatt 114—121 reichendes lateinisches und deutsches verzeichnis officineller pflanzen. Ein anderes exemplar desselben arzneibuches vom jahre 1457 besitzt die Münchener bibliothek in der quarthandschrift Cgm. 724 (bl. 110—204). — Zahlreiche deutsche pflanzennamen hat derselbe Hoffmann aus Wiener handschriften mitgeteilt in seinen „Sumerlaten. Mittelhochdeutsche glossen aus den handschriften der k. k. hofbibliothek zu Wien. Wien, bei Rohrmann und Schweigerd. 1834.“ In der vorrede dieses werkchens hat Hoffmann schon damals den wunsch ausgesprochen, dass ein botaniker die so zahlreich überlieferten alten deutschen pflanzennamen samle, die pflanzen nach den jetzigen systemen bestimme, den grund ihrer benennungen erforsche, und ihr frühestes vorkommen auf vaterländischem boden ermittle, und hat an diesen wunsch einige

litterarische nachweisungen über fundstätten deutscher pflanzennamen der alt- und der mittelhochdeutschen zeit geknüpft.

Aus allen den verschiedenen stücken nun, aus welchen die vorgenannte Gothaer handschrift besteht, hat herr prof. Regel die deutschen pflanzennamen gesammelt, alphabetisch geordnet nnd erörtert. Sein absehen gieng nicht darauf, ihre etymologie und die dadurch bedingte grundbedeutung ihrer benennung zu erforschen, sondern zunächst nur eine vorarbeit für das niederdeutsche wörterbuch von Lübben und Schiller zu liefern. Zu diesem zwecke hat er alle in der handschrift vorkommenden schreibungen jedes pflanzennamens aufgeführt, das wichtigste des über jede pflanze gesagten möglichst mit den eigenen worten der handschrift in knappster fassung hinzugefügt, und unter herbeiziehung der betreffenden werke und schriften von Nemnich, Grimm, Diefenbach, Schambach, Schiller u. a. zu ermitteln und festzustellen gesucht, welcher bestimten pflanze jede benennung gelte. Die mit guter kentnis, mühsamem fleisse und gewissenhafter gründlichkeit ausgeführte arbeit bildet demzufolge eine breite und verlässige grundlage für jede weiter darauf zu bauende, sei es botanische, sei es sprachwissenschaftliche forschung, und verdient die lobendste anerkennung.

HALLE. J. ZACHER.

G. A. **Bürger's** Werke. Herausgegeben von **Eduard Grisebach.** Zwei bändchen. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1872. LXIV, 134 und XXXVI, 171 s. 8°. baar n. 3/4 thlr.

Diese zeitschrift kann nicht von jeder der neuen classikerausgaben notiz nehmen, die seit einigen jahren durch eine reihe von verlagsbuchhandlungen wetteifernd an den markt gebracht werden. Machen doch viele gar nicht den anspruch mehr zu sein als ein billiger abdruck irgend eines recipierten textes, und das kaufende publikum hat an den verschiedenen formaten, an der grösse der lettern und an der güte des papiers kriterien genug, um sich nach seinem geschmacke auszusuchen. Wenn aber eine dieser ausgaben als erste kritische bezeichnet wird, wie die vorliegende von Bürgers werken; dann ist hier wol der ort zu betrachten, wie sie geartet ist. Ich wage freilich nicht zu entscheiden, ob der herausgeber seine kritische ausgabe allen gebildeten, oder nur dem engern kreise der litteraturforscher bestimt hat. Das vorwort lässt das erste erwarten; ein blick in die briefsamlung des ersten teils, die bei aller lückenhaftigkeit genug unwesentliches detail, ja sogar den ganzen schmutz der ehestandsgeschichte in sich aufgenommen hat, lässt dagegen vermuten, dass ausschliesslich auf einen gelehrten leserkreis gerechnet sei. Da der herausgeber selbst von den früheren ausgaben sagt, sie genügten den berechtigten ansprüchen nicht, so wollen wir unsere ansicht nicht zurückhalten, dass der litterarhistoriker durch die Grisebachsche arbeit wenig gefördert wird.

Der erste teil beginnt mit einer biographisch-litterarischen skizze, welche „die ganze litteraturepoche, zum teil nach neuen gesichtspunkten, einer kritischen betrachtung unterwirft.“ Die neuen gesichtspunkte zeigen von vornherein die bedenkliche absicht, Bürger, nach Arthur Schopenhauers vorgang, unter den deutschen dichtern die erste stelle nach Goethe anzuweisen. Um das fertig zu bringen, wird zunächst s. XIX die in ihrer einseitigen übertreibung gar nicht zu rechtfertigende behauptung aufgestellt, eine neue epoche der deutschen litteratur datiere nicht von Lessing, nicht von Klopstock, noch weniger von Wieland: sie datiere von Herder. Da nun gleichzeitig von dieser neuen epoche gesagt wird, sie hebe naturgemäss mit dem staatlichen aufblühen Preussens unter Friedrich dem Grossen an, und der übrigens ungenau citierte Goethe in der note zurechtgewiesen wird, dass er den als dichter

so unglaublich überschätzten Lessing als beweis des neuen eingeführt habe: so mag der leser selber zusehen, wie er sich aus solchem phrasenlabyrinth herauswindet. Das erste nationale lustspiel, zu dem Friedrichs taten den anstoss gegeben, darf bei leibe nicht für etwas neues gelten, denn Lessing ist ja kein dichter, ist nur ein gelehrter und vortrefflich schreibender philologe, und Herder, der bei seinem ersten schriftstellerischen auftreten von der lebensluft in dem aufblühenden preussischen staate nichts wissen wollte, sondern seine fürstenideale in Russland suchte, muss unter einflüssen gross geworden sein, die ihn nie beherscht haben, wie kürzlich Suphan im 10. bande der Altpreussischen Monatsschrift s. 97 fgg. eingehend nachgewiesen hat. Herder muss aber der alleinige prophet sein, damit aus seinen schülern Goethe, Bürger und Lenz s. XXV ein neumodisches classikertrifolium zusammengestellt werden kann. Man ahnt schon im voraus, was s. XXXVII fgg. wirklich nachkomt, wo Schiller, der dichter kalter und gemachter balladen, nach Schopenhauers machtspruch, wegen seiner bekanten recension gehörig abgekanzelt wird. In jedem sinn unästhetisch soll diese recension sein, und Bürgers unglückliche, von dem dichter selbst später nicht mehr gebilligte verteidigung gegen dieselbe wird als sehr zutreffend bezeichnet. Bei dieser auffassung ist nur das eine nicht zu begreifen, warum herr Grisebach diese glückliche antikritik nicht in extenso hat abdrucken lassen. Platz wäre doch leicht zu finden gewesen; auch der leser, der sich entschieden auf Schillers seite stellt, hätte ein grösseres interesse für dieses document, als für die angehängten Ossianübersetzungen. Das bestreben, Bürger über das rechte mass hinaus zu preisen, tritt in der einleitung immer wider hervor. Nur ein paar beispiele mögen noch angeführt werden. „Dass Goethe und Bürger sogleich in die sprachen des auslandes übertragen wurden, verbrieft uns erst das wirkliche dasein einer neuen deutschen litteratur," heisst es s. XXXI. Wuste herr Grisebach denn nicht, dass Klopstocks Messias und Lessings Minna alsbald nach ihrem erscheinen übersetzt worden sind, während die Lenore ein vierteljahrhundert auf ihren übersetzer gewartet hat? „Was ist von Hölty, Miller, Hahn oder gar von Voss bis heute wirklich am leben geblieben?" wird s. XXVIII gefragt. Der unparteiische beurteiler hat darauf nur die antwort: Von Hahn freilich nichts, weil er so gut wie nichts geschrieben hat; von den andern im verhältnis gerade so viel als von Bürger. Bürger hat auch den souveränen ton, der ihm von seinem herausgeber gegen den Göttinger dichterbund zugeschrieben wird, durchaus nicht in dem sinne, als ob er sich ein poetisches gottesgnadentum beigelegt habe. Der ungedruckte teil seines briefwechsels mit Boie über die Lenore enthält sogar das widerholte bekentnis, dass Miller sein meister im liede sei. Mit recht ist er stolz auf seine unsterbliche ballade, dergleichen die Göttinger, die noch in Gleimscher manier die stoffe romanzierten, nicht hervorgebracht, aber er ist so weit entfernt von der ihm angedichteten überhebung, dass er fortwährend den guten rat der freunde bei der letzten ausfeilung der Lenore in anspruch nimt. Dass er dem eigentlichen bunde immer ferner gestanden, wird durch seine „gesunde sinlichkeit" und die Wielandische schlüpfrigkeit mancher seiner jugendgedichte genügend erklärt; die tugendrigoristen des Hains zählten gewis mehr als ein Bürgersches lied zu den buhlgesängen. Hatte er doch einmal den Klopstock lästernden versuch gemacht, die bundesbrüder Wielands gesundheit trinken zu lassen, und hatte damit ein pereat hervorgerufen. Am unangenehmsten berührt diese glorificierung Bürgers, wo die biographie von seinem ehelichen leben redet. Es gehört ein eigentümlicher geschmack dazu, mit dem herausgeber in dem verhältnis zu Molly die complicierte passionsgeschichte eines modernen gemüts zu erkennen. Von einer passion kann ich da nichts mehr entdecken, wo kaum ein

kampf gegen die leidenschaft versucht wird, wo dieser von der andern seite kaum ein widerstand entgegentritt, und wo nach dem kecken durchbrechen aller sittlichen schranken nicht der schmerz über ein begangenes schweres unrecht, sondern höchstens einmal die besorgnis vor dem bekantwerden der heillosen geschichte zum vorschein komt. Bei der erwähnung der dritten ehe werden wir kurz angewiesen, Bürger nicht zu hart zu beurteilen. Das soll auch niemand, aber so gerecht möge er beurteilt werden, dass nicht durch die abwehr falscher verschönerungen die schatten noch tiefer hervortreten, die herr Grisebach in Bürgers leben und werken so gern als blosse flecken in der sonne qualificieren möchte.

Auf s. 3 — 96 folgen der biographie briefe, zunächst die bekanten an Boie über die Lenore, dann ein paar fragmente, die aus Weinholds Boie entlehnt sind. Völlig unbegreiflich ist, dass eine kritische ausgabe solche läppchen bringt, wenn die originale noch vorhanden sind. Für das ungenügende dieser mitteilung gewährt das bisher ungedruckte billet an Dieterich aus dem besitz des herausgebers keinen ersatz; inwiefern es zu den besten briefen gehört, deren publication s. LIII versprochen ist, bleibt mir ebenso unverständlich, wie die wahrscheinlich diesen in eile hingeworfenen zeilen entnommene charakteristik der Bürgerschen handschrift, die niemals gross, derbe und frei wie die Goethesche gewesen ist. Alles folgende war schon gedruckt: es sind noch ein paar briefproben aus Weinhold, der wegen seines unglaublichen mangels an sittlichem zartgefühl berüchtigte brief an den schwager in Indien, der brief an Boie mit Mollys todesanzeige, ein brief an Born, ein paar an Meyer aus dem trefflichen buche von Elise Campe, ein brief an das ministerium, und zwei brieffragmente, von denen das die samlung beschliessende vielleicht nicht einmal echt ist. Dazwischen füllt dann aber den grösten raum, wie schon oben angedeutet, die ganze briefsamlung der Reinhardschen ehestandsgeschichte, und zwar nicht nach dem original, sondern nach einem nachdruck von Bürgers werken. Ich kenne diesen nachdruck nicht. Es wäre ja möglich, dass dieser pirat sich gescheut hätte, allen unflat des originals wider zu veröffentlichen. Wie dem auch sei, die kritische ausgabe durfte einen so verstümmelten abdruck nicht bringen. Für das grosse publikum ist das gegebene schon zu viel; dem historiker, der ein treues bild von Bürgers individualität mit allen ihren schlacken gewinnen will, kann nur das ganze dienen. Und bei den auslassungen, von denen man bei oberflächlicher vergleichung schon gegen zwanzig findet, (nur eine ist im texte durch punkte angedeutet) handelt es sich nicht um einzelne rohe ausdrücke, sondern zum teil um seitenlange erzählungen. Es war freilich eine törichte verirrung, Elise Hahn eine märtyrerkrone flechten zu wollen, aber das körnchen wahrheit steckt doch in dem Ebelingschen buche, dass bei dem tiefen fall der leichtsinnigen frau der unglückliche gatte nicht ohne schuld ist, und wenn man einmal diese dinge wider an die öffentlichkeit zerrt, dann darf auf keiner seite etwas vertuscht werden. In beziehung auf die ganze briefsamlung möchte man doch fragen, warum herr Grisebach sich mit dieser willkürlichen auswahl begnügt. Warum hat er denn die schon gedruckten briefe an Klopstock, Kästner und Heyne, an Voss, Stolberg und Gleim, an Müllner, an Marianne Ehrmann zurückgelassen? warum den brief über Klingers zwillinge, den Wagner in seiner dritten samlung publiciert hat? warum hat er sich nicht die erlaubnis v. Donops zum widerabdruck der in Westermanns monatsheften verborgenen verschafft? warum vor allen dingen nicht die benutzung des Kielschen nachlasses, der ihm doch bekant war, ermöglicht? Konte er sich dieses reiche material so wenig wie den betreffenden teil der Boieschen papiere verschaffen, so wäre ein vollständiges verzichten auf den versuch, eine briefsamlung herauszugeben, eher am platze gewesen.

Den schluss des bandes machen die abhandlung über volkspoesie und die übersetzungen aus Ossian. Die aufnahme der letztern ist wunderlich motiviert mit dem interesse, das Ossian neuerdings wider in anspruch nehme. Sie sind für die übersetzerkunst des sprachgewaltigen dichters von weit untergeordneterer bedeutung, als die hexametrische Ilias, an deren widerabdruck ein „verständiger herausgeber" viel eher hätte denken können.

Der zweite teil bringt die Grisebachsche auswahl von gedichten, „das echte poetische gold, ausgebrant und von den schlacken gereinigt." Vorausgeschickt sind die vorreden der ausgaben von 1778 und 1789 und seltsamerweise die rechenschaft über die veränderungen in der nachtfeier der Venus, während dies gedicht selbst keine aufnahme gefunden hat. Nach dem vorgang der ausgabe von 1789, deren text im wesentlichen widergegeben wird, sind die gedichte in drei bücher geteilt, und Tittmann erhält einen tüchtigen seitenhieb dafür, dass er von der weisen einteilung Bürgers willkürlich abgewichen sei und durch das bemühen, die gedichte chronologisch zu ordnen, alles in eine chaotische unordnung gebracht habe. Und das schreibt herr Grisebach, der selbst höchst willkürlich von der Bürgerschen einteilung abgeht, indem er ohne not die balladen vor die lyrischen gedichte stellt und diesen die überschrift „lieder an Molly" gibt. Da müssen sich nun spinnerlied, hummellied, sinnenliebe, lied, sinnesänderung und feldjägerlied zu balladen oder romanzen stempeln lassen, weil sie nun einmal nicht lieder an Molly sind. Aber auch so ist unter die Mollylieder mancherlei geraten, was nicht dahin gehört. Himmel und erde, schon im mai 1773 gedichtet, ist von Bürger erst später auf Molly bezogen; das winterlied kann der zeit seiner abfassung nach nichts mit Molly zu tun haben, und auch von den folgenden mag noch manches an Mollys schwester gerichtet sein. Kurz, herr Grisebach hat wahrlich nicht ursache, anderer leute anordnung zu schelten; bei ihm laufen ältere und neuere stücke in allen drei büchern nach reiner willkür durch einander.

Die bibliographischen notizen im inhaltsverzeichniss und am schluss der biographie lassen vermuten, dass herr Grisebach das nötige material an musenalmanachen und alten ausgaben der gedichte gar nicht bei seiner arbeit zur hand gehabt hat. So kent er offenbar die Reinhardsche prachtausgabe von 1817 nicht, welche alle gedichte enthält, auf deren wideraufnahme er sich so viel zu gute tut, bis auf die resignation aus dem Heidelberger taschenbuch. Er weiss nicht, dass die beiden sonette „der entfernten" schon im M.-A. 1790 s. 221 fg. stehen und aus diesem durch ein misverständnis von Böcking in Schlegels werke aufgenommen sind. Er führt diesen Almanach wol beim hummellied an, aber durchgesehen hat er ihn sicherlich nicht, sonst hätte er wol auch s. 108 das epigramm vom wappen gefunden, das er aus seinem Wiener nachdruck mitteilt. Die angaben über den ersten standort Bürgerscher gedichte sind auch sonst mehrfach ungenau; die antiquare z. b. stehen im Almanach für 1788, Prometheus 1785, Meine meinung 1786. Von der übersetzung des Münchhausen heisst es s. XXXI, sie sei 1787 erschienen. Das findet man freilich auch sonst angegeben, auf dem titel der ersten auflage steht aber London 1786. Und was soll man zu der behauptung s. XXXII sagen, Bürger habe die Akademie der schönen redekünste hauptsächlich durch eigene beiträge speisen müssen? Die drei von Bürger edierten hefte, 342 seiten stark, enthalten nur zwei stücke aus seiner feder, das gebet der weihe und den Bellin, zusammen kaum 20 seiten; alles andere ist von Schlegel, Bouterwek und ungenanten. Aber, sagt der leser vielleicht ungeduldig, es sollte ja vom zweiten teil die rede sein, warum sind wir schon wider beim ersten? Das ist ja eben die wunderbarste einrichtung des buches, dass jeder,

der wissen will, was Bürger eigentlich gedichtet hat, immer wider im ersten bande suchen muss, welche gedichte herr Grisebach der aufnahme in seinen unverfälschten und ganzen Bürger nach sorgfältigster auswahl im geiste des dichters nicht gewürdigt hat. Da heisst s. XLII die langathmige übersetzung aus Pope ungeeignet für die aufnahme. Und nun lese man in M. Bernays interessanter schrift Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare s. 57, was Bürger selbst von jener übersetzung geurteilt hat, und erfreue sich dabei an den feinsinnigen bemerkungen von Bernays über den ganzen charakter der Bürgerschen übersetzungskunst. S. XV wird von der ankündigung der prachtausgabe gesprochen, welche Tittmann vermutlich gesehen habe, als ob diese ankündigung aus der welt wäre. Konte herr Grisebach nicht eine zeitung des jahres 1789 zu rate ziehen und aus derselben, z. b. aus dem Hamburger correspondenten vom 10. october (die ankündigung ist vom 15. september datiert) lernen, dass Bürger durchaus nicht die weglassung der Europa beabsichtigt hat? Ganz unverständlich ist die bemerkung über die epigramme, s. XXXIX, anm. ***. Die prüderie gegen die echt deutsche derbheit, welche in derselben Tittmann zur last gelegt wird, hat dieser gegen die von herrn Grisebach aufgenommenen stücke gar nicht zu empfinden gelegenheit gehabt; was Tittmann für nicht geeignet zur veröffentlichung für die grosse leserwelt hielt, sind ohne zweifel einige pseudonyme epigramme aus den Musenalmanachen, welche in der schon erwähnten Reinhardschen ausgabe von 1817 stehen, von deren existenz aber herr Grisebach keine ahnung hat. Sie durften um so eher weggelassen werden, als Bürgers autorschaft nicht mit sicherheit erwiesen ist; vielleicht gehören sie Meyer, der auch auf das fragment eines wahrhaften gesprächs im M.-A. für 1788, der chiffre nach zu urteilen, ebensoviel, vielleicht mehr anspruch hat, als Bürger.

Es mag genug sein. Druckfehler im text, an denen es nicht fehlt, will ich nicht aufzählen. So viel wird aus dem angeführten klar sein, dass herr Grisebach sich seine aufgabe, eine kritische Bürgerausgabe zu liefern, viel leichter gedacht hat, als sie in wahrheit ist, und daher auch weit davon entfernt geblieben ist, sie zu lösen. Meinem urteil nach ist die Tittmannsche ausgabe eine brauchbarere grundlage für die so wünschenswerte arbeit. Und doch hat herr Grisebach e i n e fruchtbare idee für die ausführung derselben beigebracht, welche hoffentlich nicht verloren geht, nämlich die, dass der text im wesentlichen auf grund der ausgabe von 1789 zu constituieren ist. Mögen dann unter dem text die älteren lesarten und die handschriftlichen correcturen, die Reinhard benutzt hat, ihren platz finden. Ausgeschlossen darf von einer solchen kritischen ausgabe kein gedicht werden, mag es echtes gold sein oder nicht. Wer nur nach diesem sucht, braucht ja überhaupt nicht nach Bürgers w e r k e n zu greifen; eine fülle von anthologien liefert ihm alles, was er wünschen kann. Wäre auch von Bürger selbst der wunsch ausgesprochen, dass man solche schmelzversuche mit seinen werken anstellen sollte — in der vorrede von 1789 s. 7 fgg. stehen die worte nemlich gar nicht so, wie herr Grisebach sie mit anführungszeichen citiert —: er dürfte jetzt nicht mehr erfüllt werden, da das historische interesse an der entwickelung des dichters jedes andere überwiegt. Wir leben eben nicht mehr zu einer zeit, in der ein Herder Bürgers freund Boie zu ähnlichen liebesdiensten auffordern konte, wie Ramler und Voss sie andern zeitgenossen geleistet haben, und nehmen schon anstoss an solchen einzelnen änderungen, wie sie herr Grisebach ohne not versucht hat. Zur aufnahme in eine vollständige, chronologisch geordnete ausgabe möchte ich ausser den nachweislich echten epigrammen aus der Cornelia von 1817 noch das lied zum geburtstage, Voss M.-A. 1778 s. 148 Y, empfehlen, das endlich einmal in den werken seines verfassers ein plätz-

chen verdient, nachdem es allen möglichen nichtbeteiligten irrigerweise zugeschrieben worden ist.

HAMBURG, APRIL 1873. REDLICH.

Friedrich der Grosse und die deutsche Litteratur. Mit Benutzung handschriftlicher Quellen. Von **Heinrich Pröhle.** Berlin. Franz Lipperheide. 1872. XII. 303 s. in 8°.

Friedrich den Grossen „der deutschen litteratur zwar noch als abgewant, aber doch in beständigen wechselwirkungen mit ihr zu zeigen, von deren bedeutung wenige handbücher der deutschen litteraturgeschichte und von deren umfange bisher keins eine ahnung gehabt hat," dies ist mit des verfassers eigenen worten (s. 194) die aufgabe des vorliegenden buches. Etwas parteiisch klingen diese worte, so weit sie sich auf die früheren leistungen beziehen. Goethe, von allen zeitgenossen und überlebenden durch seine stellung innerhalb und über der deutschen litteratur wie durch seinen politischen standort — der ihn dem directen einflusse Friedrichs fern gehalten und doch freien ausblick verschafft hatte, des königs wesen zu beobachten — am meisten befähigt ein urteil zu fällen, hat sich über das verhältnis des grossen königs zur vaterländischen litteratur bündig und erschöpfend ausgesprochen. Es ist mehr als zufall, wenn die darstellungen, welche die namhafteren handbücher von des königs einfluss auf die nationallitteratur geben, sich mehr oder minder als commentare zu Goethes gedrungener und einfacher urschrift darstellen — besonders auffallend zeigt es sich an Loebells vorzüglichem excurse im ersten bande der Vorlesungen über die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tode s. 324—346 — die grundzüge des verhältnisses sind eben von Goethe sicher aufgedeckt, die hauptpunkte kräftig hervorgehoben. Dass seit Goethe die bedeutung der persönlichkeit und der leistungen Friedrichs für den fortschritt der litteratur von keinem verständigen litteraturhistoriker unterschätzt ist, lässt sich nicht verkennen. Auch dem umfange des wirkungskreises nach hat man durchgängig die belebende und antreibende kraft der erscheinung Friedrichs nach gebür veranschlagt; man hat selbst den aufschwung des prosaischen stils in der geschichtlichen und philosophischen redegattung als eine folge des durch Friedrichs siege gehobenen nationalbewustseins aufgefasst. Unser autor zieht die grenzen enger; er lässt die prosalitteratur fast ganz ausser dem bereiche seiner beobachtung,[1] auch diejenige, die unleugbar ihre kraft aus dem boden des preussischen patriotismus gesogen hat, wie die der philosophisch-politischen schriften Thomas Abbts. Die „ahnungen" der litteraturhistoriker sind also gegen unsern verfasser etwas im vorsprunge; der anerkennenswerte fortschritt aber, den sein buch darstellt, besteht darin, dass seine beobachtungen innerhalb des engeren kreises der poetischen litteratur im einzelnen vieles neue zu tage fördern, aus fundstätten, an denen zu suchen vielen die gelegenheit, noch mehreren die lust abgeht.

Allerdings können wir seinen beobachtungen unumwunden nur in so weit recht geben, als sie den einwirkungen Friedrichs auf die litteratur gelten; an beständige wechselwirkungen beider grössen zu glauben können wir uns trotz des verfassers bemühungen einen einfluss der deutschen litteratur auf Friedrich darzutun, nicht verstehen. Nichts weiter ergeben dieselben, als dass zu verschiedenen zeiten

1) Als ausnahme seien die sehr bemerkenswerten angaben über Klopstocks Gelehrtenrepublik angeführt, s. 190 fg.

bemühet gewesen.“ Seinem poetischen ideale genügen von den neueren Gessner, Uz, Ramler, Kleist, Gleim; als meister der prosa gelten ihm neben vielen unbedeutenden und älteren (unter diesen natürlich Gottsched) Mendelssohn, Sulzer und Wieland. Aber eben durch diese schon vor jahrzehnten erreichte gestalt glaubt er, sei den anforderungen des königs ein genüge getan, und so ladet er ihn ein, in das gelobte land, an dessen pforten er schon stehe, einzutreten. Seine schrift mit der des königs zusammenzustellen [1] ist besonders deswegen interessant, weil Tralles mit seiner bildung in demselben boden der französischen und französierenden aufklärung wurzelt als der ihm gleichaltrige könig, und weil ihm wie jenem, als einem manne von geschäften, die schönen wissenschaften nur sache der erholung, nicht der täglichen beschäftigung haben sein können. Er ergänzt als ein gegenbild zu ihm aus der wissenschaftlich-praktischen sphäre die beobachtung, dass in dingen des geschmackes die in den bildungsjahren gewonnenen grundsätze auch bei vorzüglich begabten menschen sich desto ausschliesslicher in der herschaft behaupten, je mehr in ihrer tätigkeit die richtung auf das praktische die oberhand gewint.

Jerusalems „Schreiben über die Teutsche Sprache und Litteratur“ [2] ist im auftrage der herzogin witwe von Braunschweig verfasst und ins Französische übersetzt. Ob die absicht der fürstin, diese antwort dem königlichen verwanten vorzulegen, zur ausführung gebracht worden, habe ich nicht ermitteln können. Förderlich wäre gerade diese apologie am wenigsten gewesen. Der verfasser komt vor lauter devotion und vor furcht, durch eine abweichende meinung dem hohen leser zu misfallen, nicht zu einem freien worte; nur für Lessing und Winkelmann spricht er mit woltuender wärme, von den Weimaraner grössen getraut er sich nur Wieland zu nennen. „Wolgemeint, bescheiden, aufrichtig, alt, kalt und arm“ — mit solcher charakteristik fertigt Goethe (an Frau v. Stein 19. Febr. 1781) das büchlein auf das beste ab.

Ein drittes auf Friedrichs schrift bezügliches werkchen, gerade das ausführlichste und mit dem grösten geschick geschriebene, hat auf den könig nachweislich eindruck gemacht: die Lettres sur la Langue et la Litterature Allemande, relatives à l'Ouvrage De la L. A. . . . Dédié a Sa Majesté le Roi de Prusse par Leon Gomperz. A Danzic 1781.[3] Nicht nur in format und seitenzahl, sondern auch im aus-

1) Zu Friedrichs vorschlag: „Mettez un a au bout de ces terminaisons (der verba) et faites en sagena, gebena, nehmena“ bemerkt Pröhle (s. 171): „Wahrscheinlich dachte Fr. an sein geliebtes Schlesien . . .“ Schon Tralles komt dem könige mit dem beispiele seines heimischen dialekts vergnügt zu hilfe (s. 29) und führt unter anderem die worte aus einer „beschreibung vom gebürge“ an „Wo da grussa Rusfa (?) wachsa, mit da grussa hohla langa Stiela.“ Schwerlich hat aber Friedrich an solche mundartlichen formen gedacht; für seine grammatische neuerung hätte ja auch nicht ein „wachsa,“ sondern nur ein „wachsena“ gesprochen. „Natürlich aber,“ fährt Pröhle fort, „wuste der könig nicht, dass das *a* wirklich eine alte deutsche endung gewesen.“ Er hat es aber sehr bald erfahren. Denn Gomperz machte ihn in seiner erwiderungsschrift (über welche wir weiteres alsbald anführen) darauf aufmerksam. Er führt (s. 44) die zeilen „Nu darf man daz ouch r e d i n a Thaz Kriachi niht es widaron“ aus einer handschrift des klosters Freisingen an mit dem hinweis „Vous voyez . . le mot redina au lieu de reden.“

2) Berlin 1781. 29 s. 8. Lettre sur la litterature Allemande. Traduite de l'Allemand. 40 s. 8.

3) Gleichzeitig liess Gomperz in Danzig eine deutsche übersetzung erscheinen. Goldbeck, Litterarische Nachrichten von Preussen. Zweiter Theil. (Leipzig und Dessau 1783.) s. 21 fg.

druck und im ganzen zuschnitt schliesst es sich genau an das werk dės königs an. Gomperz, der verfasser,[1] ein gewanter jüdischer litterat und kaufmann, hatte in seiner geburtsstadt Metz sich grosse geläufigkeit im gebrauche des französischen, durch eindringliche studien, denen er sich, seit er als jüngling nach Königsberg gekommen war, ergeben hatte, umfangreiche kentnisse in der alten und neueren litteratur und in der philosophie, endlich durch reisen einen freien weltmännischen ton angeeignet. Zu der zeit, als seine Briefe über die deutsche Sprache und Literatur erschienen, lebte er in Danzig, war also der rücksichten, welche ein untertanenverhältnis auferlegt, ledig. Dieser vorteile weiss er sich höchst glücklich zu bedienen. Er spielt in seinen, dem namen nach an einen gebildeten ausländer gerichteten briefen ganz meisterlich die rolle des étranger, der aus einem kenner und bewünderer der deutschen wissenschaft und dichtkunst auch ein kenner und liebhaber der deutschen sprache geworden und sogar von der älteren gestalt derselben sich eine anschauung verschafft hat. Immer ist es nur ein dilettant, der sich das wort zu führen erlaubt; was würde erst ein einheimischer, ein gelehrter zum schutze und preise der verteidigten sache vorbringen? (s. 68 fg.). Und dieser dilettant besitzt die hofmännische geschmeidigkeit, unhaltbaren urteilen des souveränen dilettanten, die der gelehrte sehr gründlich widerlegen müste, mit seinem bescheidenen Cependant je crois zu begegnen. Kurz, Gomperz hat den ton, in welchem allein sich gegen des königs ansichten mit einigem erfolge reagieren liess, glücklich getroffen. Ihm ist es also gelungen, sich bei Friedrich gehör zu verschaffen. Les Lettres .... que vous M'adressez en date du 30 Mai, antwortet Friedrich aus Potsdam le 6 Sept. 1781, Me sont parvenues seulement ces jours-ci; elles renferment des observations justes, qui vous font honneur. Je vous remercie de l'attention, que vous Me témoignés en Me les présentant, à la quelle je ne puis qu'être sensible etc.[2] Hiernach unterliegt es also keinem zweifel, dass der grosse könig schon im jahre nach abfassung seiner schrift sich einen richtigen überblick über den derzeitigen stand der dinge im reiche der deutschen litteratur verschafft hat.[3]

1) Goldbeck L. N. (erster Theil). Berlin 1781. S. 41 fg.

2) Goldbeck II, 232.

3) Die audienz Gleims bei Friedrich am 22. decbr. 1785, von der Pröhles buch s. 275—281 handelt, hat folglich nicht die ihr an diesem orte beigelegte bedeutung, dem könige den blick geöffnet zu haben. Das Gleimsche gedicht, welches s. 277—280 mitgeteilt wird, erwähnt — wenn man die schwachen dichtungen des alten Gleim streng nach dem wortlaute prüfen darf — gerade die hauptsache, dass Gleim es gewesen, der die namen aller der darin enkomiastisch aufgeführten männer dem könige bekant gemacht habe, gar nicht; dieses verdienst hätte Gleim keinenfalls verschwiegen, wenn er es sich hätte zuerkennen dürfen. Das gereimte tagebuchblatt dagegen: „Der König und Gleim. Zu Potsdam, den 22. dec. 1785“ (s. 276) lässt erkennen, dass jene audienz viel zu kurz und des königs geneigtheit, auf die lage der deutschen litteratur einzugehen, zu gering gewesen ist, um auch nur eine auswahl aus den im zweiten gedichte besungenen namen mit einigen begleitenden worten dem könige vorzuführen. Wenn Friedrich, wie jenes kurze, in seiner naivetät durchaus glaubwürdige tagebuchgedicht berichtet, die frage hingeworfen hat: „Ist Wieland gross, ist Klopstock grösser?“ so ist dies beweis genug, dass seit 1780 sein interesse an der deutschen litteratur sich gesteigert hat — denn die schrift Sur la lit. kent weder den einen noch den andern; andrerseits ist es uns sehr wol begreiflich, dass Friedrich nach Gleims enthusiastischer antwort: „Der, Sire, wäre stolz, der's zu entscheiden wagt“ kurz abgebrochen hat. Durch enthusiasmus wird eben ein skeptiker am wenigsten bekehrt.

verunglückte versuche gemacht worden sind, des königs teilnahme für die nationale litteratur zu erwecken, und dass ihm ein und das andere produkt der preussischen dichterschule vor augen (s. 42. 78. 104), ein und das andere schlagwort der theoristen dieser schule zu ohren gekommen ist (s. 168. 178). Unter jenen, den unglücklichen versuchen, hätten Hamanns schriften „Philologische Einfälle und Zweifel über eine academische Preis-Schrift," „Lettre Perdue d'un Sauvage du Nord" (1773)[1] erwähnt werden können. Die erstere schrift wurde durch eine einleitung, „Selbstgespräch eines Autors," Nicolai zum druck angeboten. Nicolai lehnte ab, und beantwortete, um Hamann zu bereden, „seine patriotische Philippicam im pulte ruhen zu lassen," das Selbstgespräch durch eine den dunkeln stil Hamanns nachahmende Epistel; darin gibt er unverholen dem Magus im Norden zu verstehen: durch unliebsame und herausfordernde äusserungen über die verwaltung und über des monarchen verhalten zur deutschen litteratur könne er in die unwillkommene lage geraten, eine reise nach Spandau oder Stettin antreten zu müssen (Von und an Herder I, 347 fg.). Um die kleine samlung desjenigen, was Friedrich an erzeugnissen der deutschen litteratur vor 1780 bekant geworden ist, zu vervollständigen, führen wir Nicolais roman Sebaldus Nothanker an, den der könig, wenn der nachricht Nicolais an Herder (V. u. a. H. I, 353) zu trauen ist, sogar seines beifalls gewürdigt hat.

Die tatsache, dass Friedrich ein mächtiger förderer der nationalen litteratur gewesen, ohne ein kenner derselben, und ohne im eigentlichen sinne ihr gönner zu sein, geht auch aus Pröhles darstellung klar hervor. Den gründen nachforschend, die den könig zur abkehr von dem heimischen vermochten, hat Pröhle ausser den bisher genanten (der mangelhaften gestalt, in der ihm am hofe seines vaters die deutsche bildung erschien, und dem in form und gehalt kläglichen zustande der deutschen litteratur zur zeit seiner vollen wissenschaftlichen musse) den einfluss einer den aufschwung der litteratur mit neid betrachtenden camarilla namhaft gemacht, deren häupter Sulzer, Sack und Maupertuis gewesen seien (s. 43 fg. 167). Wir zweifeln an dem neide der Franzosen und der Schweizer in Friedrichs umgebung nicht, wol aber daran, dass es den intriguen dieser männer hätte gelingen können, „die deutschen poeten, vornehmlich den seraphischen Klopstock, dem könige vorzuenthalten" (s. 41). Für einen Ramler und Gleim war es wol ein leidiger trost, zu glauben, dass Klopstocks und ihre gedichte den könig zum freunde der deutschen muse machen würden, sobald nur die von den neidischen gelehrten des hofes vorgezogenen riegel brächen. Aber nach dem urteile eines mannes, dem nüchterne lebensklugheit den blick klar erhielt, und der von dem treiben am hofe wol unterrichtet sein konte, waren es nicht die Schweizer, die den könig zum verächter der deutschen litteratur machten, sondern der könig, der sie zur annahme des französischen wesens zwang. „Nur allzusicher sei es," schreibt Nicolai an Herder am 18. märz 1773, „dass der könig keinen Deutschen befördere, er müsse denn sein vaterland verleugnen und sich zum Franzosen machen (dies haben Sulzer, Lambert, Guichard u. a. getan)," und mit beziehung auf Hamanns oben genante schrift setzt er hinzu, „da dies nicht zu ändern sei, werde es schicklicher sein, still zu sein, als unnütze ratschläge darüber zu geben." (V. u. a. H. I, 348).[2] In der tat bedurfte es nicht eines Sack, den ja Friedrich so wenig achtete, dass er ihn gelegentlich zur zielscheibe seines bittern

1) Über die Lettre Perdue zu vgl. Petri in der neuen ausgabe v. Hamanns Werk. II, 377.

2) Die beiden briefe Nicolais vom 2. und 18. märz 1773 enthalten fast alles, was sich zur erklärung der schroffen abneigung Friedrichs gegen die deutsche litteratur vorbringen lässt.

spottes über orthodoxie nahm (s. 204 fg.), um Klopstocks poesie dem könige misliebig zu machen. Wer an dem ausdrucke gottmensch als einer contradictio in adjecto anstoss nahm und den begriff einer blutigen genugtuung für einen dem höchsten wesen nicht anständigen hielt, für den war, wie Nicolai mit recht meint, alle kunst Klopstocks verloren. Und so bleibt in erklärung der teilnahmlosigkeit des königs gegenüber einer litteratur, die durch rastloses vorwärtsstreben den beweis einer verjüngten lebenskraft gab, der alte Goethe mit seiner ansicht „vom alten Fritz, der alles wuste, was er wissen wollte," im rechte; es war allerdings eine „eigensinnige, voreingenommene, unrectificierliche denkungsart" (Goethe an Merck, d. 14. nov. 1782), die aus dem geringen befunde früherer zeit, ohne von dem fortgange kentnis zu nehmen, ein ferneres dreissigjähriges zurückbleiben folgern wollte. Mit recht aber hat Pröhle gelegentlich (s. 73. 170) auch darauf hingewiesen, dass Friedrich, befangen in den vorurteilen der alten französischen kunsttheorie, gerade von den vorzüglicheren erzeugnissen der vaterländischen litteratur sich fremdartig berührt fühlen muste.

Die einwirkung Friedrichs auf die entwicklung der deutschen litteratur ist eine teils unwillkürliche, teils absichtliche. Jene, die bedeutendere, die er durch sein blosses dasein übte; diese seine auf cultivierung der sprache bezüglichen anweisungen und ratschläge, die in der bekanten schrift über die deutsche litteratur ihren abschluss fanden, aber schon im ersten jahrzehnt seiner regierung, wie Pröhle nachweist, und späterhin für die beschäftigung und richtung nicht weniger, wenn auch nicht eben vorzüglicher geister von bestimmendem einflusse gewesen sind.

Es wäre für die übersicht über das gesamte dieser sowol wie jener wirkungen vorteilhafter gewesen, wenn in Pröhles darstellung des nach Friedrich genanten litteraturzeitalters dieser ebenso als „der polarstern leuchtete, um den sich alles drehte," wie dies nach Goethes urteil in der politischen welt unleugbar der fall war. Aber die beschaffenheit des in bedeutendem umfange verwerteten handschriftlichen materials — der bändereichen correspondenz, welche die Gleimsche familienstiftung aufbewahrt — hat den verfasser meist zur biographischen einzeldarstellung geführt; die allmähliche veröffentlichung der einzelnen aufsätze, hauptsächlich in der unterhaltenden beilage einer Berliner zeitung, hat ebenso das festhalten eines gesichtspunktes erschwert. Zu bedauern ist es, dass der verfasser bei der verarbeitung zum ganzen die lediglich journalistischen zwecken dienenden stücke nicht strenger ausgeschieden hat. Nicht selten überwuchert die menge des biographischen details den litterarhistorischen grundbau; es lassen sich ganze capitel nachweisen, die den gang der darstellung hemmen und zu dem hauptgegenstande entweder gar keine beziehung haben, oder nur lose damit zusammenhängen (I, 2. IV s. 107—117. V, 2. 3. 4. VI, 1.). Wir haben solche stücke herausgehoben, die, nach ihrem werte für die litteraturgeschichte veranschlagt, hätten fern bleiben können; dem meisten aber, was „nicht zur fabel gehört," wird man den ort, den es nun einmal gefunden, gern vergönnen, da es uns figuren in frischen farben darstellt, welche wir uns schon gewöhnt hatten in den handbüchern der litteraturgeschichte grau in grau gemalt zu finden. Gleim, Ramler und Kleist werden uns lebendig; der letzte gewint durch die hier zuerst abgedruckten briefe (s. 228—262. 265—269), lauter zeugnisse einer biedern, aller künstelei und falschen empfindsamkeit abholden sinnesart und proben eines zwar etwas steifen, aber doch kräftigen und natürlichen prosastils, als mensch und schriftsteller am meisten. Über Gleims patriotisch-kriegerische lyrik bringt die quellenmässige darstellung (s. 52—60. 66—86) schätzbare aufschlüsse. Dasselbe gilt von dem ganzen abschnitte, der Klopstock gewidmet ist (s. 121—154, dazu s. 43—45)

„Klopstock und der preussische Staat“ betitelt, wenn gleich das hauptsächliche sich lediglich auf den dichter bezieht. Der aufsatz geht besonders genau auf die lebensverhältnisse Klopstocks ein und weist den zusammenhang zwischen seinen bürgerlichen und ökonomischen umständen, seiner poetischen tätigkeit und seinen politischen idealen nach. Es ist bewuster zweck des schriftstellers, das hausleinene unterkleid des barden aus den falten des gelüfteten talars hervorblicken zu lassen; mancher wird finden, dass dies unbeschadet des gesamteindrucks mit etwas mehr zurückhaltung hätte geschehen können. Zudem wird man zwar immer politische neigungen und abneigungen, aber doch nur sehr behutsam poetisches und schriftstellerisches schaffen auf die bedingungen der bürgerlichen existenz zurückführen dürfen; bei dem letzteren sind zeitströmung und studien die eigentlich treibenden kräfte. Auch sonst macht sich hier und da in dem buche eine neigung, dem kleinen eine gewisse wichtigkeit beizulegen, geltend, nicht im einklange, scheint es, mit der würde der hauptfigur, um welche die einzelnen dargestellten repräsentanten der nationallitteratur ihre durch liebe oder abneigung bestimte stellung einnehmen. Unter diesen vermissen wir neben Klopstock und Lessing ungern den Preussen Herder. In den jünglingsjahren ausgewandert und den preussischen staatseinrichtungen, nicht dem vaterlande entfremdet, hat Herder zuerst in widerwilliger bewunderung der kriegerischen und staatsmännischen grösse Friedrichs, dann in bekämpfung der vorliebe desselben für französisches maschinenwesen in schriftentum und verwaltung und seiner stellung zur landesgeistlichkeit sein lebhaftes interesse an dem helden des jahrhunderts verraten (Auch eine Philos. d. Gesch. s. 174. 181 fgg. Fünfzehn Provinzialblätter s. 22—24); schliesslich aber ist er mit rückhaltloser anerkennung der allmählich klar erkanten menschlichen höhe Friedrichs hervorgetreten zu einer zeit, in der dies ohne den verdacht der schmeichelei geschehen konte, vor zeitgenossen, die sich schon gewöhnt hatten Friedrichs verdienste kälter zu beurteilen (vgl. Pröhle s. 180 fgg.).

Als directe einwirkung Friedrichs lässt uns der verfasser an verschiedenen stellen seines buches (s. 40—42. 165 fg.) die anregung einer sehr ausgebreiteten, den alten zugewanten übersetzungstätigkeit erkennen. Da er hierfür belege aus dem anfange der funfziger und dem ende der siebziger jahre gibt, so mag hier an einem einzelnen falle bewiesen werden, dass der monarch auch im fast überwältigenden drange der verwaltungsgeschäfte, denen er nach dem Hubertusburger frieden sich hingab, an seinem gedanken, durch übersetzungen der klassischen schriftsteller die bildung und sprache seines volkes zu heben festhielt. Im jahre 1765 erschienen kurz nach einander zwei übersetzungen von Tacitus, dem lieblingsschriftsteller Friedrichs. Mit einer anspielung auf die aus dem boden gestampften legionen des Pompejus erklärt ein recensent in der Königsberger Zeitung das erscheinen derselben in folgenden worten: „Ein viel grösserer könig ... äussert kaum seine verwunderung, woher die Deutschen keine übersetzung des Tacitus hätten, und auf ein wort von ihm ... springt auch sogleich von dem so schweren lateinischen geschichtschreiber eine übersetzung nach der anderen hervor.“ Übrigens stand der könig mit seinem ratschlage nicht allein. Auch Thomas Abbt brachte in den Literaturbriefen (XIII, 99) die ansicht zur sprache, „die übersetzer der alten könten unsere classischen schriftsteller werden,“ und wurde wenige jahre später (1766) von Herder in den Fragmenten (I, 62) mit triftigen gründen widerlegt — so weit war also schon fast funfzehn jahre vor dem erscheinen der schrift Sur la litérature allemande die deutsche litteratur den vorschlägen des königs vorausgekommen.

Zu der analyse und besprechung dieser schrift (s. 165—173) hätten notwendig nachrichten über die aufnahme derselben bei den zeitgenossen und über die an sie

anknüpfende litteratur kommen sollen. Einige beiträge zu diesem noch zu schreibenden capitel werden daher hier nicht unerwünscht sein.

Mit befremdung und nicht ohne unwillen und enttäuschung wurde das buch des königs in Weimar gelesen.[1] Es war durchaus nicht von vorn herein die absicht der fürsten im reiche der litteratur den ungerechten anklagen des königs vornehmes schweigen entgegenzusetzen. Goethe schreibt im januar und februar 1781 sein Gespräch über die deutsche Literatur, zu dem Herder berichtigende bemerkungen liefert (Aus Herders Nachlass I, 66); dieser selbst geht mit einer umarbeitung seiner jugendschrift über die deutsche Litteratur um; „die Fragmente," meldet er seinem verleger am 18. april 1781, „haben jetzt durch die schrift seiner Majestät von Preussen einen neuen zunder der widerauferweckung erhalten" (V. u. a. H. II, 90); und ohne zweifel sind noch einzelne abschnitte der Briefe zu Beförderung der Humanität (IX, 20—61. 167—176) mit bezug auf jene schrift verfasst. Moesers treffliche schutzschrift, deren hauptsätze Loebell gründlich erörtert, hat wahrscheinlich zu dem späteren entschlusse, einer kundgebung sich zu enthalten, den ausschlag gegeben, ebenso ist wol die rücksicht auf des herzogs beziehungen zum Berliner hofe von einfluss gewesen.

Beachtung verdienen aber auch die antwortenden stimmen von weniger bedeutenden schriftstellern; gerade diese sind es, die die ansichten des grösseren gelehrten und gebildeten kreises vertreten, und die uns einen einblick verschaffen, in welcher ausdehnung und stärke sich eben dort die vorstellung von einem im laufe der letzten drei jahrzehnte gemachten fortschritte verbreitet hatte. Es gab noch ein gelehrtes publikum, welches das wegwerfende urteil Friedrichs über Shakespeare und den Götz von Berlichingen mit genugtuung las, und die hoffnung hegte, den durch Klopstock und — Goethe eingerissenen sprachverderbnis werde seine schrift noch zu rechter zeit steuern. Im namen dieser alten herren aus Gottscheds schule begrüsst der Breslauer arzt und dichter Tralles[2] die „vortreffliche schrift" des königlichen herren. Vier jahre älter als dieser hatte er neben seiner wissenschaft, in der sein name von gutem klange war, sich eifrig mit den schönen redekünsten beschäftigt und in seinen jüngeren jahren nicht ohne anerkennung nach dem muster Hallers, Brockes und Hagedorns gedichtet — hält er doch den versuch nicht für zu kühn, durch proben seines eigenen poetischen und prosaischen stils seinen monarchen zu höherer achtung vor der deutschen sprache zu bekehren. Unablässig hat er auf die neuen erscheinungen in der litteratur gemerkt; aber an den neueren poeten, besonders an den kindern des sturmes und dranges, hat er eben so wenig gefallen finden können als an ihrem meister Shakespeare; ja er bedauert es, „dass Lessing, der die reine deutsche sprache in seiner gewalt hat, wie er es vorher so oft gezeigt, sie in seinem Nathan dem Weisen, von Goethen angesteckt, geflissentlich zu verderben

1) Diese stimmung komt auch in Herders gedicht An den Kaisor (Joseph II) zum ausbruch (Herders Gedichte 1817. I, 256). An diesen wendet sich der dichter mit der hoffnungsvollen bitte, beschützer des deutschen wesens in religion, sitte, sprache, kunst und wissenschaft zu werden: „dass die holden zeiten, Die Friederich von ferne sieht, Und nicht beförderte, sich um Dich breiten Und sein Dein ewig lied." Man hat irriger weise diesem gedichte die jahreszahl 1778 übergeschrieben; es kann nicht vor dem erscheinen der schrift sur la litt. all. entstanden sein, da die angeführte letzte strophe eine anspielung auf den schluss jener schrift (Je suis comme Moïse; je vois de loin la terre promise —) enthält.

2) Schreiben von der deutschen Sprache und Literatur, bey Gelegenheit der . . . vortreflichen Schrift: über die deutsche Literatur usw. Breslau 1781. 56 s. 8.

jüngeren augenzeugen dürfen unangefochten neben einander bestehen, da ein widerspruch zwischen ihnen nicht einmal scheinbar stattfindet. Vielleicht komt Pröhle in dem leben Gleims, welches er uns in erfreuliche aussicht stellt (s. 199. 262), auf den gegenstand zurück; es bleibt ihm vorbehalten, die hand, die Lessings inschrift verwischt hat, zu entdecken.

BERLIN, DEN 21. MAI 1873. BERNHARD SUPHAN.

Laas, Dr. Ernst: Der deutsche Unterricht auf höheren Lehranstalten. Ein kritisch-organisatorischer Versuch. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1872. 8. VII und 408 s. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der verfasser dieser schrift, früher gymnasiallehrer in Berlin, jetzt ordentlicher professor in Strassburg, hat sich bereits vor einigen jahren durch sein buch „Der deutsche Aufsatz in der ersten Gymnasialklasse“ bekant gemacht, über dessen vorzüge und mängel referent hinwegzugehen sich das recht nimt. An dieses buch knüpft Laas jetzt an: da eine neue auflage erforderlich war, fühlte er das bedürfnis einer umarbeitung, und so entstand die vorliegende schrift. Dem eignen geständnis des verfassers zu folge fehlte seiner früheren arbeit die „einheit.“

Auch der böswilligste referent wird nun anerkennen müssen, dass Laas in der neuen schrift augenfällig dartut, einen wie grossen fortschritt er in der durchdringung und beherschung des einschlagenden materials, so wie auch in der klärung und sichtung desselben gemacht hat. Eine überraschende fülle von sehr weit auseinander liegenden kentnissen, von denen sich freilich viele als neuerworbene bezeichnen liessen, treten vor unser auge und tuen dar, dass der verfasser mit rastloser energie und auch mit glück gearbeitet hat. Auch seine pädagogische befähigung ist unverkenbar im ausreifen begriffen.

Trotzdem muss jedoch referent bekennen, dass das problem des deutschen unterrichts, wenn es eins ist, von Laas nicht gelöst ist. Ja er muss vor etwaigen versuchen, die lösung in dieser von ihm näher beschriebenen richtung zu suchen, warnen. Dem unermüdlichen arbeiten und ringen des verfassers fehlt ein gewisser naturalistischer zug, ein gefühl, ja ich möchte sagen ein instinkt für das richtige und angemessene, den auch das fleissigste studium nicht gewährt. Noch immer verkent Laas, dass es junge menschen sind von 15—20 jahren, denen seine bemühungen gelten; noch immer, dass das gymnasium nur eine für wissenschaftliche studien vorbereitende anstalt ist. Diese jungen menschen sollen arbeiten und studieren lernen, aber sie sollen auch fröhlich sein, sollen teil haben an dem leben der familie und der natur und besitzen ein unveräusserliches urrecht, nach welchem man nicht mit allzu derber und dreister hand an ihnen herummodellieren soll. Die wissenschaft in ihrer gliederung, auch die deutsche sprachwissenschaft und die litteraturgeschichte haben nur in soweit das recht, die entwickelung der individualität zu bestimmen, als sie für die jugend fassbar sind und höheren ansprüchen der jugendlichen individualität nicht entgegentreten.

Doch wir würden Laas unrecht tun, wenn wir nicht dem gange seiner untersuchungen ins einzelne folgten. Das ganze der arbeit zerfällt in zwei hauptteile, einen historischen und einen mehr kritisch-dogmatischen. Der erstere behandelt in 8 capiteln folgende materien: 1) stellung der aufgabe; 2) Luther, Melanchthon, Sturm, die ratio studiorum der jesuiten. 3) Der wert der alten sprachen für die schulen der gegenwart. 4) Die nationale schule. 5) Zincgreff. Der Palmenorden, Opitz Ratich und die Ratichianer. 6) Die neueren sprachen. 7) Die deutschen classiker und die Germanisten. 8) R. Hiecke. Ph. Wackernagel. R. v. Raumer. Der ver-

fasser versucht in diesen abschnitten gewissermassen eine geschichte des deutschen unterrichts zu geben; er zeigt, wie er sich nach und nach neben die alten und neuen sprachen in die schulen eingedrängt hat, komt aber allmählich zu einem abriss über die entwickelung der deutschen philologie.

Wenn nun auch seine forschung über diese und verwante materien nach tiefe und umfang als nicht ausreichend bezeichnet werden muss, und manches hierbei ausgesprochene urteil der historischen begründung ermangelt, so wird man doch dem verfasser einen besonderen vorwurf um so weniger daraus machen können, als es zum teil ausserordentlich schwierige, auf dem gebiete der sprach- und litteraturwissenschaft nicht ausschliesslich oder auch nur hauptsächlich zu lösende fragen gilt. Laas kent z. b. keine deutsche stadtschule vor der reformation. Die sätze: „Mit den deutschen evangelischen büchern drang der erste deutsche unterricht wider die absicht der latinissimi in die schulen ein. Diese bücher waren die ersten anfänge der neuhochdeutschen litteratur, Luther ihr erster classiker" sind unrichtig, wie überhaupt Laas keine ausreichende kentnis von dem verhältnisse der sprache Luthers zu der der unmittelbar vorausgehenden oder folgenden zeit und vornehmlich des 17. jahrhunderts hat. Er sieht die grosse kluft zwischen dem 16. und dem 17. jahrhundert nicht und weiss daher auch den humanisten und ihren in schulmässiger tätigkeit gänzlich aufgehenden nachfolgern keine richtige stellung anzuweisen. Ebenso wenig reichen seine kentnisse aus, um die bedeutung, welche sich in jener zeit das Französische errang, zu erklären. Er schöpft hier nur aus sehr secundären quellen. Das Französische war schon vor dem dreissigjährigen kriege die sprache zahlreicher diplomaten und zwar gerade aus den dem hause Habsburg feindlichen und eine erneuerung des deutschen lebens suchenden kreisen, z. b. in der Pfalz, in Hessen, in Anhalt. Die behauptung, welche Rühs aufgestellt hat, dass vor und im dreissigjährigen kriege die kentnis des Französischen sehr selten sei, ist unrichtig. — Im letzten abschnitt beurteilt der verfasser Hiecke ungerecht, der sich in der tat sehr hohe, jetzt noch fortwirkende verdienste um den deutschen unterricht erworben hat. Laas wirft ihm „verstiegenheit" vor, und wir geben zu, dass Hieckes ansprüche an die arbeitsfähigkeit der schüler übertrieben und allzu sehr nach seiner eignen bemessen waren. Allein sein gerade jetzt in neuer auflage erscheinendes buch über den deutschen unterricht, sowie sein handbuch deutscher prosa tun unwiderleglich dar, dass er jenes teil naturwüchsiger pädagogischer befähigung, welches nun doch einmal notwendig ist, wirklich besass.

Im ersten capitel des zweiten teils betont Laas die stilistisch-rhetorische seite des deutschen unterrichts und stellt zunächst die anforderung an den lehrer, dass er selbst ein dialectiker im platonischen sinne sei; an die behörden aber richtet er das ansinnen, das sogenante oberlehrerexamen von männern abnehmen zu lassen, die wirklich im stande sind „darauf hin die geister zu prüfen." So viel wir wissen, wird nun eine derartige prüfung in der philosophie bereits abgelegt, wir würden auch eine verschärfung derselben mit beifall begrüssen, allein die forderungen, welche Laas auch hier erhebt, müssen wir gleichfalls als vollständig übertrieben hinstellen. Der candidat soll nach ihm „den Platon und den Aristoteles studiert haben," wenn nicht ganz, so doch von Platon: Protagoras, Gorgias, Phädrus, gastmahl, staat, Phädon und von Aristoteles ausser den Trendelenburgischen elementen die topik, die Nikomachische ethik, die rhetorik und de anima. Dazu kommen noch Ciceros rhetorische schriften, Quintilian: ferner Agricolas de inventione dialectica, Melanchthons erotemata dialectices und elementa rhetorices!! Würden dem entsprechende anforderungen an den candidaten auch von der ästhetischen, der sprach-

lichen und der litterarhistorischen seite gestellt, so würde er in der tat seine ganze studienzeit hindurch genug zu arbeiten haben, wenn er ihnen insgesamt auch nur notdürftig nachkommen wollte. Dann würde das Deutsche ein besonderes fach des prüfungsreglements werden müssen, was aus zahlreichen gründen durchaus verwerflich sein würde. — Im folgenden capitel schildert der verfasser zuerst den gang, den seine bildung in dieser disciplin auf dem gymnasium genommen hat. Wie es scheint, glaubt er, dass eine derartige unterweisung eine allgemein übliche gewesen ist. Dem müssen wir jedoch aus eigener erfahrung auf das bestimteste widersprechen. Wir kennen zahlreiche persönlichkeiten von rang und namen, welche sich männern wie z. b. Wieck, Hiecke, Koberstein, Eckstein, Rinne zu hohem dank verpflichtet bekennen. Ferner stellt er uns die weiterführung seiner studien dar, als ihm ohne grammatische und litterarhistorische kentnisse der unterricht in der obersten klasse übertragen wurde. Er beweist damit, dass er im examen und später von seinem director jedenfalls überschätzt worden ist, sonst hätte ihm die facultas und der unterricht nicht übertragen werden dürfen.

Im elften capitel wird gefordert, dass deutsche litteratur und deutsche grammatik auf dem national-gymnasium getrieben werde, und das zwölfte entwirft einen unterrichtsplan für die letztere, nach welchem in der untersekunda Mittelhochdeutsch gelehrt, in obersekunda Nibelungenlied und Walther gelesen werden soll. Wir erklären uns gegen diesen grammatischen unterricht in der untersekunda, weil wir es, selbst wenn er mit wöchentlich 3 stunden möglich wäre, für eine versündigung an der jugend, d. h. an knaben, welche häufig noch im 14. oder 15. jahre stehen, halten würden. Gerade diese klasse hat des lernstoffes im Griechischen und in der lateinischen grammatik noch hinlänglich genug. Dieser grammatische unterricht würde ferner für diejenigen vollständig wertlos sein, welche nach absolvierung dieser klasse das gymnasium verlassen, er würde, wenn nicht beide abteilungen geteilt sind, in jedem semester von neuem zu beginnen haben. Ausser der deutschen grammatik aber soll neben der häuslichen und der klassenlectüre noch poetik getrieben, die hauptdaten über den entwickelungsgang der klassischen litteratur von 1748—1815 gelernt und ein halbjahr Goethes leben im abriss, ein halbjahr Schillers leben im abriss mitgeteilt werden!! Das alles knaben von 14—16 jahren, die zum teil noch nicht confirmiert sind!

Darauf folgt in der obersekunda, welche mit 4 stunden bedacht ist, ein vollständiger litterarhistorischer unterricht, zu welchem der verfasser das schema entwirft. Er soll bis an die reformationszeit heranreichen. Hier setzt die prima mit 5 stunden ein und führt die unterweisung im ersten jahre bis zu Lessing inclusive nach der vom verfasser erörterten weise. Die form dieser überlieferung an die schüler ist nicht die einfach erzählende, sondern die „der historisch-kritischen reflexion“ auch für Lessing! Im sechzehnten capitel bespricht Laas den unterricht in der poetik, die er mit den üblichen ästhetischen erörterungen der schule gewahrt wissen will, worin wir ihm vollständig beistimmen. Doch halten wir es für unrichtig, die aristotelische poetik zum gegenstand besonderer unterweisung zu machen.

Derartigen ansprüchen genügen jedoch auch die lesebücher nicht: der verfasser dringt auf handbücher für den litterarhistorischen und den rhetorisch-stilistischen unterricht. Unserer meinung nach sind beide vollständig entbehrlich. Ein deutsches lesebuch für oberklassen soll überhaupt keinem dieser beiden zwecke ausschliesslich und auch nicht beiden zusammen genommen dienen. Es sollen den schülern wirkliche musterstücke deutscher prosa gegeben werden, nach form und inhalt vollendete darstellungen ohne rücksicht auf besonders daran vorzunehmende operationen oder gar auf ein litterarhistorisches compendium. Wir wünschen vor allem, dass

die lebendige gute prosa der gegenwart und der letzten vergangenheit, so weit sie ohne eigentlich gelehrte kentnisse verständlich ist, der jugend vorgeführt werde. Davon ist die höhere prosa keineswegs auszuschliessen (Laas s. 360): ein primaner soll eine wissenschaftliche darstellung über einen gemeinverständlichen gegenstand allerdings auch verstehen lernen.

Der verfasser hofft selbst nicht, dass seine vorschläge aussicht auf verwirklichung haben und richtet sie dadurch in eigner person. Und in der tat ist es auch vollständig wertlos, dass ein abiturient einen abriss der deutschen litteraturgeschichte im kopfe hat, und unmöglich, dass er eine, wenn auch noch so beschränkte kentnis der historischen entwickelung seiner muttersprache oder „die richtige einsicht in den bau der neuhochdeutschen schriftsprache" besitzt. Schüler sind nicht im stande, die historische stellung einer litterarischen persönlichkeit zu erkennen, geschweige denn die historische bedingtheit der litteratur als solcher. Die schule soll nur zum verständniss des einzelnen anleiten und kann höchstens hier und da zusammenhängende verhältnisse aufdecken. Und auch das letztere hat nur insofern wert, als der schüler selbst mittätig sein kann, es ist ziemlich wertlos, sobald er dies urteil nur auf treu und glauben annimt. — Trotzdem teilen wir jedoch den wunsch des verfassers in betreff einer vermehrung der deutschen oder, wie wir hinzusetzen, der historischen stunden in der prima. Wir wünschen eine der mathematik oder dem griechischen zu entleihende stunde mehr, die vorzugsweise zur lectüre verwendet und dem lehrer des Deutschen oder der geschichte je nach umständen anvertraut werden könte. Es ist doch sehr bedenklich, dass von der ernsten guten prosa unserer zeit den schülern so ausserordentlich wenig nahe gelegt werden kann: um so bedenklicher, als die poetische cultur einer früheren zeit nun als fast vollständig erloschen betrachtet werden muss, und die gegenwart sich häufig nur in dem seichten gewäsch der zeitungen und journale in die gemüter der jugend eindrängt. Dagegen fällt ein wirklich eingehendes studium der litteraturgeschichte nur der universität zu: wer primanern wöchentlich 5 stunden litteraturhistorischer, logischer oder psychologischer unterweisungen angedeihen lassen wollte, würde bald merken, dass eine solche beköstigung nur die robustesten magen vertragen können, an denen nun einmal nichts zu verderben ist. Aber wie, wenn ein satyrikus später einmal plauderte?

HALLE. OPEL.

Nachtrag zu s. 231.

In den mir jetzt erst zu gesicht kommenden sitzungsberichten der Wiener akad. von 1872 phil. hist. cl. bd. 72 s. 451—566 gibt herr Jos. Haupt höchst dankenswerten bericht über zahlreiche deutsche medic. handschriften, meist sammelhandschriften, deren verfasser die benutzten werke in mannigfachster weise verkürzt, verändert, erweitert haben. Als benutzte hauptwerke stellt er heraus:

1) Ein methodisch angelegtes arzneibuch in 4 büchern aus griech., lat., arab. und salernitan. quellen. (Auch in der Bresl. Rehdig. hdschr.)

2) Die deutsche Practica Bartholomaei, ursprünglich mitteldeutsch, verfasst in der ersten hälfte des 13. jahrhunderts, oder noch früher, und sehr verbreitet und viel benutzt.

3) Macer Floridus, in mindestens 2 mitteld. überss., des 13. und 14. jh.

4) Drei deutsche übersetzungen oder bearbeitungen einer lat. anweisung zur baum- und weinzucht, die ein gelehrter vielgereister Franke Gotfried nach dem muster des Palladius verfast hatte. Auch unter dem titel Lucidarius vorkommend (vergl. Wackernagel LG. s. 322).

Die ausgabe des arzinbuoches ypocratis der Züricher wasserkirchbibliothek und der Practica Bartholomaei von Fz. Pfeiffer in den sitzungsberichten bd. XLII (Zwei deutsche arzneibücher des XII. und XIII. jahrhunderts. Wien 1863) bezeichnet und erweist er als ganz ungenügend.

J. ZACHER.

Halle, Buchdruckerei des Waisenhauses.

Mit besonderem eifer greift Gomperz die sprachlichen bemerkungen des königs auf,[1] um aus grammatischen, metrischen und rhetorischen gesichtspunkten die vorzüglichkeit der deutschen sprache zu erweisen. In diesen abschnitt seiner schrift flicht er teils als beweismittel, teils als sprachproben etliche wolgewählte stellen von bedeutenden dichtern (so zwei längere aus Lessings Nathan s. 66) und prosaikern (aus Herders Preisschriften s. 31. 38) ein. Aber weder hier, noch in den briefen, die von der entwicklung und dem höhestande der nationalen litteratur handeln, findet sich ein wort von Goethe — ein deutlicher beweis, wie sehr jener damals noch gegen Lessing, Wieland, Herder im schatten stand.

Die scheinbar leicht hingeworfenen aperçus über die elemente der sprache, die sich selbst auf aussprache und orthographie erstrecken (Lettre III. IV) unterbricht der briefsteller mit dem vorschlage, die regelung der deutschen orthographie der academie der wissenschaften zu Berlin zu übertragen und mit dem rate, litterarische gesellschaften als mittel zu verallgemeinerung des geschmackvollen ausdrucks und zur vereinigung der zu sehr zerstreuten und in der vereinzelung verkommenden geistigen kräfte zu gründen (s. 56—58). Damit trägt er nur eine folgerung aus dem urteile vor, welches Friedrich (p. 30 seiner schrift) über den einfluss der Academia della Crusca auf die veredelung der italienischen sprache fällt. Friedrich hat aber, wie Pröhle nachweist (s. 171), wenigstens in jüngeren jahren ein die wissenschaftlichen kräfte Deutschlands einigendes institut wegen der politischen zersplitterung des reiches für unmöglich gehalten, ein mistrauen, welches die folgezeit gerechtfertigt hat. Als zwei jahre nach Friedrichs tode der edle Karl Friedrich von Baden die idee einer solchen academie, eines „Patriotischen Instituts für den Allgemeingeist Deutschlands“ zur ausführung bringen wollte, kam man über den entwurf der statuten und über die vorbereitenden verhandlungen nicht hinaus.[2]

Nach der lecture von Gomperzs Lettres muss Friedrich zu der einsicht gekommen sein, dass von allen seinen schriften die Sur la litérature ihm am wenigsten gelungen war. Aber zu einem beschützer und förderer der deutschen litteratur vermochte auch Gomperz den könig nicht zu machen; es war vergeblich, dass er sein diplomatisch feines mémoire mit einem complimente schloss, das jenes fördernde interesse im voraus in anspruch nehmend den könig von Preussen mit dem Prince de Brunswick und dem Duc de Weimar in eine linie stellte.

Von uns aber möge es der herr verfasser nicht als ein leeres compliment annehmen, wenn wir den hiermit geschlossenen excurs für eine kritische gegengabe erklären, die wir ihm zum danke für seine fleissigen quellenforschungen darbieten. Wir schliessen unsere recension, wie der herr verfasser seine schrift, mit einem „Anhange,“ der einige unter einander unzusammenhängende beobachtungen enthält.

Lessings aufenthalt bei Tauenzien nent Pröhle s. 90 die einzige glückliche zeit seines lebens, seinen aufbruch aus des generals nähe unbedingt einen fehler. Sollte ihm nicht Lessings eigenes urteil über diese zeit (WW. Lachm. XII, 159) gegenwärtig gewesen sein? Uns scheint Schoene weit mehr recht zu haben, wenn er die zeit vom october 1776 bis december 1777 als „das friedenvollste und glücklichste

1) Zu Friedrichs oben (s. 244 anm. 1) erwähntem vorschlage bemerkt Gomperz s. 42: Malgré la singularité de ce projet il faut avouer que ce n'est qu'une oreille accoutumée à l'euphonie, qui puisse être à la portée d'avoir une telle idée.

2) Herders Adrastea VI, 215—242 und die ergänzung in den W. W. z. Ph. u. G. XXII, 132—141.

jahr in Lessings leben“ bezeichnet. (Briefwechsel zw. Less. und seiner Frau. 1870. Vorrede s. XXII—XXIV).

Wenn s. 178 in einem briefe von Götz an Gleim (aus dem jahre 1764) von der vereitelten hoffnung die rede ist, durch Friedrichs protection „endlich einen Sophokles, einen Molière, einen Quinault und Metastasio und überhaupt einen schauplatz zu bekommen“ — „denn wo werden wir ihn bekommen, wenn er nicht in Berlin erschaffen wird?“ — so hätte Pröhle besser getan, nicht mit nächstem bezug auf das vorangehende von der möglichkeit zu reden, „Berlin zu einem schauplatze für solche dichter wie Götz zu machen.“ Götz spricht von der einrichtung einer nationalbühne.

Als beweis von Klopstocks mangelhafter kentnis des vaterländischen altertums führt Pröhle s. 290 die übertragung der druiden und barden auf deutschen boden an. Nach seiner ansicht ist Klopstock dadurch zu der verwechslung der Galen und Germanen verleitet, „dass er in Britannien ebensowol nachkommen der Celten als der Germanen fand.“ Demnach scheint er den weit verbreiteten irrtum zu teilen, wonach Klopstock die urheberschaft an jener verkehrten vorstellung zur last fällt. Diese ist jedoch weit älteren datums. Schon Opitz weiss in seinem buche von der Deutschen Poeterey auf grund einer misverstandenen stelle des Tacitus zu erzählen, dass bei den alten Deutschen eine sängerzunft, die barden, bestanden habe, „welches sie vielleichte den Frantzosen nachgethan haben.“ (S. 19 der ausg. v. 1658). Ich will nicht behaupten, dass Klopstock aus Opitz geschöpft hat; aber soviel ist sicher, dass man schon längst vor der durch Klopstock geschaffenen bardenlitteratur von germanischen druiden und barden gefabelt hat. „Fürst, barde, feldherr und soldat“ opfern bei Hagedorn in der ode Der Wein zechend und tanzend „um Wodans blutaltar, in Herthas heiligtum und um die Irmensäule“ (Oden und Lieder s. 182 der ausg. von 1747); in den anmerkungen finden wir zusammengestellt, was dem dichter aus Clüver, Leibnitz und Cranz von dem götterglauben und den altertümern der Germanen bekant ist — ziemlich dasselbe, was Klopstock, abgesehen von der mythologie der Edda, gewust und poetisch verwant hat. (vgl. Pröhle s. 290). Deutsche druiden spielen in Schönaichs epos Hermann (1751) eine rolle. „Das alte Deutsche,“ meint Herder in der ersten samlung der fragmente (1766. s. 72), „mag bei den alten druiden in ihren heiligen eichenwäldern Orpheisch geklungen haben.“ Klopstock hat sich also nur einen traditionellen irrtum angeeignet; ihm ist es dann allerdings zuzuschreiben, dass sich der glaube an druiden und barden bei den Germanen bis in den anfang dieses jahrhunderts erhalten hat.

Zu s. 288 und 296. Lessing hat, als er mit F. H. Jacobi im august des jahres 1780 gast bei Gleim war, zum andenken an seine berühmt gewordene disputation mit dem Pempelforter philosophen im gartenhause Gleims zu seinem namen den spruch Ἓν καὶ πᾶν geschrieben. So berichtet Jacobi in der streitschrift über Lessings Spinozismus und beruft sich auf das zeugnis derjenigen, welche die drei worte gelesen. Pröhle zweifelt an der richtigkeit dieser angabe; denn — er hat, als er im august 1839 mit einem freunde die tapeteninschriften des „Hüttchens“ abschrieb, neben Lessings namen nur die worte Dies in lite gefunden. Jacobis bericht schliesst aber allen verdacht der täuschung aus (ein irrtum Jacobis ist vollends unmöglich), und überdies wird er von ganz unparteiischer seite bestätigt. Auch Herder hat Lessings Ἓν καὶ πᾶν in Gleims gartenhause „selbst gelesen“ und lust gehabt, „sein Ἓν καὶ πᾶν siebenmal darunter zu schreiben, vor freude, so unerwartet an Lessing einen glaubensgenossen seines philosophischen Credo zu finden.“ (Aus Herders Nachlass II, 251, Brief an Jacobi vom 6. febr. 1784). Die aussagen der älteren und des

ZUR GERMANIA DES TACITUS.

(Fortsetzung.)

9. Capitel 26: Agri pro numero cultorum ab universis in vices occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur ... arva per annos mutant, et superest ager ...

Man hat die obige stelle als die schwierigste der Germania bezeichnet. Und kaum haben sich auch an irgend eine andere so viel erläuterungsversuche angehängt, als an sie. Haben doch ausser philologen auch historiker und nationalökonomen und selbst landwirte es an ihrer hülfe nicht fehlen lassen, die freilich immer nur insofern eine wirklich förderliche hätte sein können, als sie eine philologische gewesen wäre; das heisst zunächst den taciteischen worten völlig gerecht zu werden verstanden hätte. Von einer wirklichen schwierigkeit in ihnen kann gar keine rede sein, da sich über alle einzelnheiten eine wirkliche entscheidung gewinnen lässt.

Was zunächst den weiteren zusammenhang betrifft, in den die worte gestellt sind, so ist hervorzuheben, dass der in den letzten capiteln des allgemeinen teiles (bis capitel 27) der Germania allerdings etwas weniger eng im einzelnen ist, als in den früheren capiteln, aber doch auch noch nicht so lose, dass er nur noch in einer geordneten aufzählung bestände, wobei die bestattung der toten (capitel 27) den natürlichen abschluss bildete, es weiter aber doch mehr zufällig wäre, dass gerade ihr die ackerwirtschaft vorausgeht. Von der nahrung und trinklust (capitel 23) wendet sich Tacitus zu den vergnügungen (capitel 24), dem schwerttanz, dem würfelspiel. Dass in dem letzteren manche auch ihre persönliche freiheit verspielen, bildet den künstlichen übergang zu den verhältnissen der unfreien überhaupt und der halbfreien (capitel 25), womit vorläufig das taciteische *liberti* übersetzt sein mag. Die unfreien haben den freien bestimte lieferungen (*frumenti modum* .. *aut pecoris aut vestis*) zu leisten, daran knüpft sich, was Tacitus sonst noch von wichtigeren erwerbsquellen mitzuteilen hat: zins- und wuchergeschäft (capitel 26: *fenus agitare* usw.), das in Rom eine grosse rolle spielte, kennen die Germanen nicht, sagt er, und wendet sich nun gleich zum ackerbau. Dem Römer lag sehr nah, vom zinsgeschäft und ackerbau neben einander zu sprechen. So verbindet Tacitus in den historien

(1, 20) auch *agri aut fenus* (darunter ist hier das „capital“ verstanden), die vom leichtsinnigen volke, dem man alte schenkungen zum teil wider abnehmen wollte, durchgebracht waren. In den annalen (14, 53) preist Seneca die gnade Neros, deren er sich zu erfreuen gehabt, durch die er ganz verwöhnt sei, und verbindet auch wider beides: *ubi est animus ille modicis contentus? talis hortos exstruit et per haec suburbana incedit et tantis agrorum spatiis, tam lato fenore exuberat?* Nero erwidert darauf (1, 55): *quae a me habes, horti et fenus et villae, casibus obnoxia sunt.* An einer anderen stelle (Annalen 6, 17) ist von einer verordnung des senats die rede, nach der bestimte capitalteile in italischen grundstücken angelegt werden sollen: *senatus praescripserat, duas quisque fenoris partes in agris per Italiam collocaret.*

Wenn wir nun zur genaueren erwägung der „schwierigen stelle“ selbst übergehen, so ist zunächst nötig, über das *agri* sich ausreichende klarheit zu verschaffen und insbesondere über sein verhältnis zu den im nächstfolgenden noch erwähnten *camporum* und *arva*, neben welchen letzteren der *ager* noch einmal entgegentritt. Gerade hier aber sind die wörter auch so deutlich auseinander gehalten, dass auf ihren unterschied ein helles licht fällt. Am wenigsten häufig werden bei Tacitus, in der Germania überhaupt nur hier, die *arva* genant; sie stehen in allernächster beziehung zur bebauung, zur bestellung der felder. So heisst es Annalen 13, 54: *semina arvis intulerant*, Historien 2, 87: *ipsi cultores arvaque maturis jam frugibus ut hostile solum vastabantur,* und im gegensatz tritt seine bedeutung recht deutlich heraus Annalen 2, 64: *in ea divisione arva et urbes et vicina Graecis Cotyi, quod incultum, ferox adnexum hostibus, Rhescuporidi cessit.* Wir nennen noch Annalen 13, 57: *ignes terra editi villas arva vicos passim corripiebant,* Agricola 31, wo der Britanne Calgacus sagt: *neque enim arva nobis aut metalla aut portus sunt, quibus exercendis reservemur* und auch Annalen 15, 42, wo erzählt wird, dass Nero einen palast erbaut, in dem nicht die gewöhnlichen luxusgegenstände, edelstein und gold, sondern *arva et stagna et ... silvae* sich befinden sollen. Sonst erwähnt Tacitus *arva* nur noch Annalen 13, 55 und 16, 3. Im gegensatz zu *arva* enthält *campus* gar keine bestimte beziehung auf den ackerbau, es bildet zunächst den gegensatz zu berg und hügeln, bezeichnet also „ebene, fläche,“ wobei die etwaige brauchbarkeit oder nichtbrauchbarkeit zum ackerbau ganz unentschieden bleibt. In weitaus den meisten fällen gebraucht Tacitus das wort in bezug auf militärische verhältnisse; die *campi* sind wichtig für die heere, namentlich für die reiterei. So heisst es Historien 4, 22: *adsultante per campos equite,* Annalen 11, 9: *exercitu campos persultante,* Annalen 15, 17: *facilitate camporum praevenientem equitem,*

15, 9: *turmae subjectis campis magna specie volitabant, alares quoque Pannonios, robur equitatus, in parte campi locat;* Historien 3, 61: *cognitum est Interamnam proximis campis praesidio quadringentorum equitum teneri,* Annalen 2, 16: *proelium poscentes in campum cui Idistaviso nomen deducunt,* und sonst. Gern ist *campus* mit dem meist adjectivischen *patens* verbunden, so Historien 3, 21: *(legio) septima Galbiana patenti campo stetit,* Historien 2, 19: *si cum exercitu Caecina patentibus campis tam paucas cohortes circumfudisset,* 2, 43: *patenti campo duae legiones congressae sunt,* 3, 8: *patentibus circum campis ad pugnam equestrem.* Des *campus Martius* (Historien 2, 95 und 3, 82) oder *campus Martis* (Annalen 1, 8; 3, 4; 13, 17; 13, 31; 15, 39) ist hier auch erwähnung zu tun; Annalen 1, 15: *tum primum e campo comitia ad patres translata sunt* ist der zusatz *Martis* ganz fortgelassen. Sonst nennen wir noch Historien 5, 17: *quae provideri astu ducis oportuerit, provisa, campos madentes et ipsis gnaros,* wie Civilis sagt; Annnalen 13, 55: *quo tantam partem campi jacere, in quam pecora et armenta militum aliquanto transmitterentur?* Historien 3, 50: *umentibus Pado campis;* Historien 5, 3: *haud procul exitio totis campis procubuerant,* von den juden gesagt; 5, 14: *latitudo camporum suopte ingenio umentium;* Annalen 1, 79: *pessum ituros fecundissimos Italiae campos;* 15, 40: *sexto demum die apud imas Esquilias finis incendio factus, prorutis per immensum aedificiis, ut continuae violentiae campus et velut vacuum caelum occurreret.* Die Germania hat das wort nur noch im sechzehnten capitel: *colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit.*

Anders als bei *campus* ist mit *ager* stets der begriff der nutzbarkeit für den menschen verbunden; es bezeichnet in der regel ackerland, aber, kann man sagen, die *agri* können benutzt werden, werden es vielleicht schon, die *arva* werden wirklich benutzt. So werden in unserer stelle die *agri* eben erst genommen, und besonders deutlich ist der unterschied, wo im gleich folgenden den *arva* das *ager* unmittelbar zur seite tritt. An manchen stellen, wo sich *ager* findet, könten statt dessen auch *arva* genant sein; doch ist hervorzuheben, dass *ager* überhaupt ein viel geläufigeres wort ist. Die Germania hat es ausser im sechsundzwanzigsten capitel noch im 15.: *agrorum cura feminis senibusque et infirmissimo cuique ex familia;* 29: *qui decumates agros exercent;* 31: *nulli domus aut ager aut aliqua cura;* 46: *ingemere agris.* Gern wird das gebiet, wo menschen wohnen und den acker bauen, kurz als *ager* benant, so: Historien 3, 15: *Cremonensem agrum;* 3, 42: *Picenus ager;* 3, 78: *per agrum Sabinum;* Annalen 11, 20: *in agro Mattiaco;* 2, 6: *apud principium agri Batavi;* 4, 43: *Dent heliatem agrum;*

14, 3: *Tusculanum vel Antiatem in agrum;* 13, 56: *agrum Tencterum;* 15, 47: *in agro Placentino;* 16, 10: *Formianos in agros.* Für die bestimte beziehung der *agri* auf den ackerbau bedarfs keiner ausführlichen belege; genant sein mögen noch: Agricola 31: *ager atque annus in frumentum ... conteruntur;* Historien 2, 12: *pleni agri;* 3, 34: (*Cremona*) *ubere agri ... adolevit floruitque;* Annalen 11, 7: *exercendo agros tolerare vitam;* Historien 5, 23: *agros villasque Civilis intactas nota arte ducum sinebat;* Historien 2, 56: *ipsique milites .. refertos agros .. in praedam .. destinabant.* Mehr als einmal wird berichtet, wie die *agri* als besonders wertvolles besitztum von den feinden verwüstet werden, so Historien 1, 67 und Annalen 12, 32: *vastati agri;* Historien 4, 50: *lateque vastatis agris;* 1, 51: *populationes agrorum ... hauserunt animo.* Dass die *agri* den begriff der nutzbarkeit in sich schliessen, tritt Annalen 1, 17 recht deutlich heraus, wo Percennius die soldaten aufwiegelt und unter anderem sagt: *ac si quis tot casus vita superaverit, trahi adhuc diversas in terras, ubi per nomen agrorum uligines paludum vel inculta montium accipiant.* Zum schluss führen wir hier noch an den anfang von Annalen 13, 55: *Eosdem agros Ampsivarii occupavere* „die selben äcker" (aus denen die Friesen durch die Römer fortgeschickt waren) „nahmen die Ampsivaren in Besitz," weil er uns lehrt, wenn es überhaupt dieser belehrung noch bedurft hätte, dass unser *agri .. occupantur,* das von so vielen erklärern falsch gedeutet worden ist, nur heissen kann „die äcker werden in besitz genommen" und nicht anders.

Waitz (Verfassungsgeschichte 1², 105) drückt sich darüber, wenn er auch das richtige festhält, nicht bestimt genug aus, wenn er sagt: „Die einzige möglichkeit wäre, dass der autor habe sagen wollen, abwechselnd bald diese bald jene äcker, die der gesamtheit gehörten, seien in anbau genommen. Aber die worte erlauben schwerlich eine solche auslegung," und seite 134: „Manche nehmen deshalb das *occupare* in anderem sinne; schon Bethmann-Hollweg (s. 11): dass nur in derselben feldmark in einem mehrjährigen kreislauf genommen wird; und das ist dann wesentlich dasselbe, was andere verstehen, wenn sie *occupare* erklären: in angriff, in anbau nehmen (Langethal s. 11; Münscher in einem Marburger programm von 1857). Allein ich meine es verträgt sich nicht mit der bedeutung des wortes." Besonders unglücklich urteilt wider Schweizer: „Zunächst frägt es sich, ob *occupantur* von einer erstmaligen besitznahme von gebiet gesagt sein müsse, oder ob es von anhandnahme einer sache zu bestimtem zwecke gebraucht werden könne: „„es werden in angriff genommen."" Sprachlich ist die letztere auffassung nicht unmöglich, sachlich wol allein zu rechtfertigen, da es sich

hier nicht um gründung neuer staaten und dörfer, sondern um besitz und landwirtschaft handelt." An falschen übersetzungen führe ich nur die an von A. Bacmeister (Stuttgart 1868): „Die feldmarkung, je nach der anzahl der bebauer grösser oder kleiner, gehört der ganzen gemeinde als gesamtbesitz" und von S. Dyckhoff (Paderborn 1869) „Von dem ackergrund ergreift nach verhältnis der zahl seiner besteller zu wechselweiser benutzung die gesamte gemeinde besitz."

Ganz ähnlich wie in unserer und der angeführten annalenstelle ist *occupare* noch zweimal in der Germania gebraucht, nämlich 28: *quantulum enim amnis obstabat, quo minus ut quaeque gens evaluerat occuparet permutaretque sedes promiscuas adhuc* und 29: *dubiae possessionis solum occupavere*, ausserdem zweimal Agricola 11: *Silurum colorati vultus, torti plerumque crines et posita contra Hispania Hiberos veteres trajecisse easque sedes occupasse fidem faciunt* und *in universum tamen aestimanti Gallos vicinam insulam occupasse credibile est* und noch Historien 4, 12: *Batavi ... extrema Gallicae orae vacua cultoribus simulque insulam juxta sitam occupavere.* Weiter sind mir noch gegen vierzig taciteische stellen zur hand, an denen *occupâre* gebraucht ist und an denen es überall mit der deutlichen bedeutung „in besitz nehmen, um es dann in seiner gewalt zu haben" auftritt. Die Germania hat es ausser an den bereits genanten stellen noch 22: *ut apud quos plurimum hiems occupat* und 35: *Chaucorum gens, quamquam incipiat a Frisiis ac partem litoris occupet;* sonst wird es in den weitaus meisten fällen in militärischer bedeutung gebraucht, wie Annalen 2, 80: *Piso .. castellum ... occupat;* 3, 43: *Augustodunum caput gentis ... Sacrovis occupaverat;* 4, 47: *valida manu montem occupat;* Historien 1, 84: *nationes aliquas occupavit Vitellius;* 2, 15: *occupato juxta colle defensi;* 2, 100: *ad occupandam Cremonam.* Auch die nicht vielen stellen, an denen das wort in übertragener bedeutung gebraucht ist, lassen seine grundbedeutung durchaus nicht verkennen, so Historien 1, 76: *occupaverat animos prior auditus;* 1, 40: *occupare pericula jubet;* 1, 39: *cum ... plerique rostra occupanda censerent;* Agricola 39: *si militarem gloriam alius occuparet;* Annalen 4, 74: *pavor internos occupaverat animos.*

Nun wird einiges über *ab universis* zu sagen sein, denn auch daran sind nicht alle vorübergegangen, ohne anstoss zu nehmen. Die etymologie von *universus* ist deutlich genug: wir finden in der zusammensetzung die glieder vereinigt, die ungefähr entsprechend in *in unum conversos* (Dialogus 6) frei neben einander liegen, so dass es zunächst „auf eins, das ist auf einen punkt gerichtet, vereinigt" bedeutet, also ganz ähnlich entwickelt ist, wie unser zusammen, dessen schlussteil

unmittelbar zum gotischen *sama* „derselbe“ und mit diesem zum griechischen ἕν- (zunächst aus σέμ-) „eins“ gehört; das *zu-* darin gibt ungefähr dieselbe bedeutung wie das lateinische *-versus* dort als schlussteil. So bildet *universus* den gegensatz zu *singulus*, wie er denn auch mehrfach deutlich ausgesprochen ist, so Historien 3, 14: *haec singuli, haec universi ... vociferantes;* Agricola 12: *ita singuli pugnant, universi vincuntur;* Dialogus 18: *mox ad singulos veniam, nunc mihi cum universis negotium est;* Historien 2, 75: *facilius universos impelli quam singulos vitari;* Historien 3, 68: *modo singulis modo universis commendans* und ähnlich auch Dialogus 21: *eae placent [orationes], sive universae sive partes earum* und Historien 5, 16: *exhortatio ducum non more contionis apud universos, sed ut quosque suorum advehebantur.* Wir können deshalb Schweizer, wenn er erläuternd mit „gesamtheiten“ übersetzt, vollständig beistimmen; er ergänzt übrigens zu *universis* ein *cultoribus* und übersetzt im ganzen „von den bauerschaften als gesamtheiten.“

Dabei können wir uns aber noch nicht ganz beruhigen. Jene ergänzung scheint nicht so ganz selbstverständlich. Kritz erklärt in seiner ausgabe der Germania das folgende *in vices*, das er durch die ganz und gar abgeschmackte conjectur oder vermeintliche lesart *vicis* ersetzt, über die wir gar kein wort weiter verschwenden, für unerträglich und fährt dann fort: *Nam qui sunt universi, si haec vox substantivum est? Omnes certe Germani esse nequeunt; absurdum enim hoc, quia est impossibile; nec minus historiae repugnat, quia nomadae Germani non fuerunt ..; denique prorsus ineptum est pro numero dici de universis, quia universitas una est, neque variam rationem habet.* Er hat also das *universis* gar nicht verstanden. Aber zum beispiel auch Waitz (seite 134) ist der ansicht, „dass *universi* ohne jede nähere bezeichnung wenig verständlich erscheint, auch wol ohne grosse härte gar nicht so absolut gesetzt werden kann.“ Absolut aber oder ohne substantivischen zusatz wird *universi* gar nicht so selten gebraucht und dabei ist zu bemerken, was von „all“ und den gleichbedeutenden wörtern überhaupt gilt, dass sie ganz gewöhnlich mit der als selbstverständlich geltenden einschränkung, „alles an das man vernünftiger weise denken kann“ gebraucht werden. Wenn der dichter Ilias 1, 5 sagt, dass die gefallenen helden οἰωνοῖσι πᾶσι, „allen raubvögeln“ zur beute gegeben seien, so ist damit nicht gesagt, dass absolut alle raubvögel, die es überhaupt damals gab, gekommen seien, sondern nur so weit alle, als vernünftiger weise gedacht werden können, als in der nähe waren, oder ähnlich. *Universa jam plebs Palatium implebat* heissts Historien 1, 32 und niemand wird dabei an eine absolut vollzählige plebs denken

wollen. Noch mag angeführt sein Annalen 1, 21: *Adcurritur ab universis*, das sich auf die aufrührerischen soldaten bezieht. Historien 4, 15: [*Civilis*] *Magno cum adsensu auditus barbaro ritu et patriis exsecrationibus universos adigit*, das ist alle, die er um sich versammelt hatte. Agricola 16: *sumpsere universi bellum* umfasst nicht absolut alle Britannen, sondern insoweit nur alle, aber diese alle in einer vereinigten masse, als man vernünftiger weise denken kann. Es darf hier noch bemerkt werden, dass Döderlein das *ab universis* ganz unübersetzt lässt.

In unserer stelle bezieht sich *universis* „die gesamtheit, die vereinigte masse," natürlich auch nicht auf absolut sämtliche Germanen (denn von Germanen ist doch in der Germania selbstverständlich die rede), sondern nur auf die, die überhaupt äcker in besitz nehmen, so dass man auch, da doch von etwas allgemein gültigem die rede sein soll, geradezu umschreiben könte „wenn sie äcker in besitz nehmen, tun sie es als gesamtheit, als vereinigte masse," es ziehen nicht vereinzelte ansiedler aus, sich einen acker zu erwerben. In etwas gibt aber Tacitus auch selbst noch eine erläuternde beschränkung, er fügt zu *pro numero cultorum* und lässt darin verstehen, dass nur an eine bestimte anzahl von ackerbau treibenden Germanen gedacht werden soll. *Cultores* nent er sonst noch in der Germania 28: *manet adhuc Boihaemi nomen ... quamvis mutatis cultoribus* und in anderer bedeutung 45: *deae cultorem*, ausserdem Historien 4, 12: *extrema Gallicae orae vacua cultoribus*; 5, 3: *pulsis cultoribus optinuére terras*; Annalen 12, 55: *vim cultoribus et oppidanis .. audebant*; 12, 61: *Argivos vel Coeum Latonae parentem vetustissimos insulae cultores* und wider in anderer bedeutung Annalen 1, 73: *cultores Augusti*, von denen eine stelle (Historien 4, 12) auch bereits oben angeführt wurde. Das *pro numero*, wörtlich „für die zahl" der bauer, dann „der zahl entsprechend". ist deutlich genug: viele bauern nahmen mehr land als wenige, wenige beschränkten sich auf das was sie bewältigen konten. Es ist ganz ähnlich mehrere male in den Historien gebraucht, nämlich 2, 94: *liberti principum conferre pro numero mancipiorum ut tributum jussi* „der zahl der sclaven entsprechend sollten sie beitragen," 4, 33: *latiorem quam pro numero terrorem faciunt* „verbreiten grösseren schrecken, als man ihrer zahl nach erwarten konte" und 5, 13: *arma cunctis qui ferre possent, et plures quam pro numero audebant*, „es machten von den waffen mehr gebrauch, als man ihrer zahl nach hätte erwarten können."

Die meiste unbequemlichkeit hat den erklärern das nun zu erwägende *in vices* gemacht, aber auf alles das, was die verschiedenen darüber vorgebracht, hier näher einzugehen, lohnt nicht der mühe, da sich keiner zunächst die nötige mühe gegeben hat, einfach zu bestimmen,

was *in vices* an und für sich bedeutet. In der überlieferung steht *in vices* durchaus fest und nur ein völliger mangel an kritik wird aus den paar überlieferten verschiedenen lesarten etwas anderes entnehmen wollen. Münscher (Marburger programm von 1864, seite 44) ist der ansicht, dass die ausdrücke *invicem* und *occupantur* sich gar nicht mit einander vertragen wollen und fährt dann in eigentümlicher weise fort: „Nach meinem dafürhalten bleibt für jetzt nur ein ausweg: das wort *invicem* zwar im text zu belassen, aber offen anzuerkennen, dass es vorläufig für uns gleichsam todt ist.“ Wolle man diesen ausweg nicht billigen, so bleibe nichts übrig, als Tacitus einen irrtum zuzuschreiben oder den text zu ändern. Aus Waitz (seite 104) führen wir folgendes an: „Wie die worte gewöhnlich gelesen werden“ [aber es handelt sich gar nicht um eine bloss gewöhnliche lesart, sondern eine nach den einfachsten grundsätzen gesunder textkritik ganz festgestellte], „ist zweimal von einem wechseln oder tauschen die rede. Zunächst die besitznahme soll wechselweise erfolgt sein .... Wie oft dies geschehen, sagt der autor nicht: von einer jährlichen widerholung ist nicht die rede. Auch wie der wechsel geregelt wird, ist nicht angedeutet. Sollte es heissen, dass nach belieben land bald hier bald da in besitz genommen werde, so wäre es ein zustand noch ungleich roher, ungeordneter, als ihn Cäsar beschreibt, nach dem die obrigkeiten die leitung der sache hatten. Doch ist daran gewiss in keiner weise zu denken, und ebenso wenig anzunehmen, dass unter den grösseren gemeinschaften ein wechsel des landes stattgefunden habe.“ Etwas weiterhin (seite 105) heisst es: „was von der besitznahme und von der teilung, die dieser gleich nachfolgt, gesagt wird, muss überhaupt den gedanken einer widerholung fern halten: auf eine einmalige, nicht eine regelmässig oder doch öfter widerkehrende handlung deutet alles in dem ausdruck des schriftstellers hin.“ Nun bringt Waitz die unglückliche textänderung vor und fährt dann fort: „Dann aber ist in der ganzen nachricht von der ersten ansiedlung und anlage der dörfer die rede. Auch zu des Tacitus zeit und lange nachher muste eine solche häufig vorkommen, sei es dass ein neues gebiet erobert und in anbau genommen, oder ein bis dahin ödes land bewohner erhielt, die den wald lichteten und das feld urbar machten.“ Schweizer urteilt wider sehr unglücklich und leidig schwankend. Er fasst, wie ich oben schon anführte, das *occupantur* ganz unrichtig, wobei ihm dann *in vices* „wechselweise“ wenig beschwer macht, und fährt dann fort: „diejenigen ausleger, welche in *occupantur* ein zum ersten male in besitz nehmen sehen, müssen [???] *in vices* so fassen, dass darin, was an sich ganz richtig ist, der sinn liege, es bleibe das eroberte land gemeindegut, gehe nicht in privatbesitz über.“

In vices findet sich bei Tacitus nur an unserer stelle, während ihm *in vicem* ganz geläufig ist, in der Germania allein viermal vorkömt, nämlich 18: *in haec munera uxor accipitur, atque in vicem ipsa armorum aliquid viro affert;* 21: *abeunti, si quid poposcerit, concedere moris; et poscendi in vicem eadem facilitas;* 22: *de reconciliandis in vicem inimicis* und 37: *medio tam longi aevi spatio multa in vicem damna.* Über die etymologie von *vic-* (*vicem*) habe ich schon vor vierzehn jahren an einem andern orte gesprochen und dort ausgeführt, dass es mit unserem wechsel und weichen, dem griechischen εἴκειν, alt Ϝείκειν, eng zusammenhängt; das wort bedeutet zunächst „das weichen, das zurückweichen," daraus aber, dass das eine zurückweicht, zurückweicht vor dem andern und dieses in seine stelle rückt, entsteht der begriff des „wechsels." Bei dem singularischen *in vicem* handelt sichs aber regelmässig nur um zwei dinge, um ein A und B: B rückt an die stelle von A und A rückt an die stelle von B, wobei nicht ausgeschlossen ist, dass auf jeder dieser beiden seiten sich wider mehrere einzelne befinden. Verfolgen wir das *in vicem* durch den ganzen Tacitus. Mehrfach wird es von zwei einander gegenüberstehenden feinden oder feindlichen gruppen gebraucht. So Historien 4, 37: *magnis in vicem cladibus cum Germanis certabant* (*Treviri*); 3, 46: *cuncta in vicem hostilia;* 3, 70: *antequam in vicem hostilia coeptarent;* 1, 65: *multae in vicem clades* (*inter Lugdunenses et Viennenses*); Annalen 15, 14: *multum in vicem disceptato,* zwischen Vologeses und Paetus; 14, 17: *oppidanâ lasciviâ in vicem incessentes probra* (nämlich die *coloni Nucerini Pompejanique*); Dialogus 25: *quod in vicem se optrectaverunt;* Historien 1, 74: *stupra et flagitia in vicem objectavere* Vitellius und Otho. Sonst sind noch anzuführen Dialogus 20: *juvenes ... non solum audire sed etiam referre domum aliquid illustre et dignum memoria volunt; traduntque in vicem* „teilen sich gegenseitig mit;" 31: *in judiciis fere de aequitate, in deliberationibus ** de honestate disserimus, ita ut plerumque haec in vicem misceantur;* Annalen 13, 38: *commeantibus in vicem nuntiis* „durch hin und her gehende boten;" Agricola 6: *per mutuam caritatem et in vicem se anteponendo,* von Agricola und seiner frau gesagt; 24: *siquidem Hibernia medio inter Britanniam atque Hispaniam sita et Gallico quoque mari opportuna valentissimam imperii partem magnis in vicem usibus miscuerit,* wo sichs also um *Hibernia* und *valentissimam imperii partem* handelt; Historien 2, 47: *experti in vicem sumus ego et fortuna;* 3, 25: *rumor, advenisse Mucianum, exercitus in vicem salutasse;* Annalen 12, 47: *cruorem eliciunt atque in vicem lambunt,* von zwei asiatischen königen; 13, 2: *juvantes in vicem* Burrus und Seneca; Agricola 16: *his atque talibus in vicem instincti,* von den Britannen und unter ihnen

zunächst von einzelnen paaren zu denken; 37: *rari et vitabundi in vicem,* die fliehenden weichen einander ängstlich aus; 38: *miscere in vicem consilia aliqua,* von den Britannen; Historien 1, 75: *omnibus in vicem gnaris,* von den Othonianern gesagt.

Ganz anders nun gestaltet sich das verhältnis bei dem pluralischen *in vices;* da handelt sichs nicht mehr um nur ein A und B, die einander gleichsam ablösen, sondern um eine längere reihe A, B, C und so fort, in der B an die stelle von A rückt, an die stelle von B nun aber nicht A, sondern ein ferneres C, ein D an die stelle von C und so fort. In bezug auf die besitzergreifung der äcker sagt Tacitus also, dass verschiedene gruppen von *cultores* einander ablösten, wobei natürlich von irgend welcher regelmässigkeit gar keine rede sein kann. Tacitus selbst aber gibt uns von solcher bewegung ein bild in den Annalen 13, 54 und 55. Da wird erzählt, wie die Friesen am rhein ein freies gebiet (*agros vacuos*), in dem früher die Usipen, noch früher die Tubanten und vor diesen die Chamaven gesessen, einnehmen, sich anbauen und das land bestellen (*fixerant domos, semina arvis intulerant utque patrium solum exercebant*), von den Römern aber verdrängt werden, und wie nun die Ampsivaren einrücken (*eosdem agros Ampsivarii occupavere*), die aber auch nicht unbehelligt von den Römern bleiben und sich bald wider in bewegung setzen müssen. Tacitus setzte *in vices* höchst wahrscheinlich nur zu, um sein präsentisches *occupantur* (*agri*) nicht zu seltsam erscheinen zu lassen, da doch die Germanen bei ihm wesentlich als sesshaftes volk erscheinen und jedem die frage nahe liegen muste, wie denn bei den Germanen eine solche besitznahme freier äcker (mit *ager* ist schon der begriff der cultur verbunden) überhaupt möglich sei. Im lebendigen präsens des werdens darzustellen aber liebt Tacitus, auch wo sichs mehr um bestehende fertige zustände handelt, wie wenn er im sechzehnten capitel sagt *vicos locant* statt „ihre dörfer bestehen —,“ *suam quisque domum spatio circumdat* statt „ihre häuser sind mit einem freien raum umgeben,“ *materia .. utuntur* statt „ihre häuser bestehen aus —,“ *quaedam loca diligentius illinunt* statt „an einigen stellen sind ihre häuser mit mehr sorgfalt bestrichen.“

Ganz ähnlich wie *in vices* ist bei Tacitus auch einmal das einfache *vices* nicht vom einfachen wechsel zwischen A und B, sondern von dem nacheinander von A, B, C ... gebraucht, nämlich Annalen 3, 55: *nisi forte rebus cunctis inest quidam velut orbis, ut quem ad modum temporum vices, ita morum vertantur.* Sonst werden auch die einfachen *vicem, vice, vices* bei Tacitus mehrfach vom wechsel zwischen je zweien gebraucht, nämlich Annalen 6, 35: *cum ... equestris proelii more frontis et tergi vices* (nämlich *essent*) „sie sich abwechselnd nach vorn und

nach rückwärts bewegten;" Historien 1, 72: *unde nulla innocentiae cura sed vices impunitatis* (vorher *pessimus quisque ... gratiam praeparat*), vom gegenseitigen sich nicht bestrafen; Historien 4, 27: *scelerum et suppliciorum vices*, von der gegenseitigkeit zwischen den anhängern des Vitellius und Vespasian. Auch Agricola 18: *has bellorum vices ... Agricola invenit* von dem abwechselnden waffenglück zwischen den Britannen und Römern. Aber auch wo die in frage stehenden wörter noch sonst bei Tacitus vorkommen, ist ihre oben angegebene grundbedeutung nicht zu verkennen, so Historien 3, 71: *ni Sabinus revolsas undique statuas ... vice muri objecisset*, eine mauer tritt gleichsam zurück und die statuen rücken an ihre stelle; Annalen 6, 21: *quaeque dixerat oracli vice accipiens*; 4, 37: *qui omnia facta dictaque ejus vice legis observem*; auch Annalen 4, 8: *vestram meamque vicem explete*, „füllt eure stelle aus, tut eure pflicht." Mehrfach hat sich der begriff des erwiderns, des vergeltens in unsern wörtern entwickelt, so Annalen 15, 66: *hortaturque ultro redderet tam bono principi vicem*; Historien 3, 75: *Vitellius ... placatus ac velut vicem reddens*, besänftigt und gleichsam gegendienst leistend; 4, 3: *tanto proclivius est injuriae quam beneficio vicem exsolvere*. An noch ein paar anderen stellen lässt sich *vicem* gradezu mit „geschick, schicksal" übersetzen, so Historien 1, 29: *patris et senatus et imperii vicem doleo*, wo auch das bild zu grunde liegt, dass die genanten einem anderen, einer anderen gewalt weichen, und Annalen 15, 16: *maesti manipuli ac vicem commilitonum miserantes*.

Leider kann ich das auch ausser Tacitus nur selten begegnende *in vices* zu weiterer erläuterung bei keinem einzigen prosaiker nachweisen, habe nur noch drei dichterstellen zur hand, die es enthalten, die natürlich nicht so schwer wiegen können, als sorgfältig abgewogene taciteische worte. Zweimal findet sichs bei Ovid, einmal bei Juvenal. Der letztere, bei dem das singularische *in vicem* gar nicht vorkömt, hat es in dem verse (6, 31) *inque vices equitant ac luna teste moventur*, dessen unzüchtiger inhalt doch wol eher ein einfaches gegenseitig, als ein wüstes nach- und durcheinander sein soll. Die nächstanzuführende Ovidische stelle (Metamorphosen 4, 191) lautet:

> *Exigit indicii memorem Cythereïa poenam,*
> *Inque vices illum, tectos qui laesit amores,*
> *Laedit amore pari*

betrifft also auch nur ein A und ein B, die Venus und den Sol, der von der ersteren gestraft wird; anders aber ists mit der zweiten Ovidischen stelle (Metamorphosen 12, 161):

Pugnam referunt hostisque suamque,
Inque vices adita atque exhausta pericula saepe
Commemorare juvat,

wo sichs um eine grössere anzahl von opferfestteilnehmern handelt, die einander im erzählen ablösen, in der reihe nacheinander kommen, ganz wie die landeinnehmenden Germanen. Das nämliche verhältnis ist sonst mehrfach durch *per vices*, wie es an der stelle von *in vices* auch in einige alte drucke der Germania (Mailand 1475, Leipzig 1502, Erfurt 1509, Wien 1515, Rom 1515 und andere) eingedrungen ist, gegeben; so in den Metamorphosen 4, 40:

Utile opus manuum vario sermone levemus:
Perque vices aliquid, quod tempora longa videri
Non sinat, in medium vacuas referamus ad aures,

wo auch von mehreren nach einander erzählenden die rede ist. In den Ovidischen festen (4, 483):

Perque vices modo „Persephone," modo „Filia!" clamat,
Clamat, et alternis nomen utramque ciet

ist wider nur von einem A und B die rede, von den namen Persephone und „tochter," die die umirrende Ceres abwechselnd ruft und auch abwechselnd zusammen ruft. Das nacheinander einer nicht genauer bestimten längeren reihe tritt aber wider sehr deutlich heraus in zwei stellen aus Plinius naturgeschichte, die wir auch noch anführen, 7, 7: *equitatu circumventi infirmos aut fessos volneratosve in medium agmen recipiunt, ac velut imperio aut ratione per vicis subeuntes*, die elephanten lösen sich in ihrem verteidigungskampfe ab, und 12, 30 (14): *quidam promiscuum tus iis populis esse tradunt in silvis. alii per vicis annorum dividi,* wo sichs um eine jährliche teilung der weihrauchbäume in Arabien handelt.

Nach der gemeinsamen besitzergreifung des landes, fährt dann die darstellung des Tacitus fort, wird dem einzelnen sein bestimtes stück zugeteilt: *quos mox inter se ... partiuntur.* Es tritt also ohne ausdrückliche erwähnung doch auch hier wider der schon oben betonte gegensatz der *singuli* gegen die *universi* heraus. Das verfahren bei der einnahme und verteilung der äcker ist genau, wie in der homerischen welt in bezug auf die beute: sie wird gemeinsam gemacht, bildet eine grosse einheitliche masse und komt erst dann zur verteilung an die einzelnen. Was einmal verteilt ist, kann nicht wider zurückgenommen und von neuem verteilt werden.

ἀλλὰ τὰ μὲν πολίων ἐξεπράθομεν, τὰ δέδασται,
λαϜοὺς δ'οὐκ ἐπέοικε παλίλλογα ταῦτ' ἐπαγείρειν,

sagt Achilleus (Ilias 1, 125. 126), als sein beuteanteil zurückgenommen werden soll. So hat auch bei den Germanen nach einmal geschehener

verteilung der äcker jeder sein bestimtes teil, und von einer nochmaligen oder gar öfter widerholten teilung des ackergebietes, für die doch auch gar kein grund einzusehen wäre, ist bei Tacitus nicht die allergeringste spur, wie oft man sie auch in ihn hat hinein deuten wollen. Die verteilung der äcker selbst aber, sagt Tacitus noch, geschieht *secundum dignationem.* Auch das ist noch genauer zu prüfen, da auch daran sich mehrfach unrichtige anschauung angeknüpft hat. Hat doch zum beispiel Friedrich Thudichum (Der altdeutsche staat, seite 98) gar erklärt „nach einer schätzung, würdigung, d. h. bonitirung und billigen örtlichen verteilung." Er hat auch *principis dignationem* im dreizehnten capitel, auf das er hinweist, misverstanden, worüber ich ein ander mal genauer zu handeln gedenke, und lehnt sich hier gegen die gewönliche und einzig richtige erklärung „nach würde, rang und ansehen der bebauer" entschieden auf. Das sei, meint er, in der ausführung undenkbar und widerstreite namentlich auch dem princip, dass *pro numero cultorum* eingenommen werde, was auch eine verteilung *pro numero cultorum* voraussetze, während doch in dem *pro numero* ganz und gar nicht gesagt ist, dass jeder einzelne genau so viel bekam als der andre. Thudichum fügt noch hinzu: „der stelle Cäsars, 6, 22: *quum suas quisque opes cum potentissimis aequari videat,* ganz zu geschweigen." Selbstverständlich aber ist in bezug auf genaue erklärung taciteischer worte völlig gleichgiltig, was Cäsar sagt. *Dignatio,* betont Thudichum, sei eben in activem sinne zu nehmen, grade wie es im [vielmehr ganz falsch verstandenen] dreizehnten capitel und in einer ganzen anzahl von stellen auch bei anderen schriftstellern gebraucht sei. Die drei stellen aber, die nun zu hilfe geholt werden (Vellejus 2, 52: *dignatione partium,* Justin 28, 4: *in summa dignatione regis* und Suetons Caligula 24: *sorores ... nec dignatione dilexit*) und sich sämtlich auf rein menschliche dinge beziehen, können ebenso wenig ein *dignatio* als „äckerbonitirung" erweisen, als gerade Tacitus bei seiner ganz eigentümlichen diction aus „andern schriftstellern" erklärt werden soll.

Dignatio steht in naher verwantschaft mit *dignitas* und beider wörter bedeutung, um deretwillen wir die vollständig durchsichtige bildung hier nicht weiter zu zerlegen brauchen, wird uns am deutlichsten werden, wenn wir sie mit einander vergleichen und ihre verwendung bei Tacitus vollständig überblicken. Dabei ist im allgemeinen hervorzuheben, dass, während *dignitas* in älterer zeit bereits ein sehr geläufiges wort ist, *dignatio,* das bei Cicero nur ein einziges mal in einem briefe nachgewiesen ist, erst später im gebrauch beliebter wird: Tacitus hat es fast schon halb so oft als *dignitas.* Das letztere bezieht sich in den weitaus meisten fällen bei Tacitus auf die römischen staatsämter, so Histo-

rien 2, 57: *ut libertum suum Asiaticum equestri dignitate donaret;* 4, 39: *Hormo dignitas equestris data;* Annalen 3, 30 und 16, 17: *dignitate senatoria;* 3, 17: *exuta dignitate* auch in bezug auf die senatorenwürde; Historien 1, 77: *Otho pontificatus auguratusque honoratis jam senibus cumulum dignitatis addidit;* 1, 1: *dignitatem nostram a Vespasiano inchoatam, a Tito auctam, a Domitiano longius provectam non abnuerim,* womit Tacitus auf die von ihm selbst bekleideten staatsämter hinweist; Agricola 44: *incolumi dignitate;* 9: *deinde provinciae Aquitaniae praeposuit, splendidae imprimis dignitate administrationis* (also in bezug auf die präfectur von Aquitanien) *ac spe consulatus;* Historien 3, 33: *non dignitas, non aetas protegebat;* 2, 48: *ut cuique aetas aut dignitas;* Annalen 16, 31: *gemmas et vestes et dignitatis insignia dedi;* Historien 4, 4: *pauci, quibus conspicua dignitas;* 4, 42: *nec dignitatem aut salutem illa saevitia redemisti;* Annalen 6, 17: *eversio rei familiaris dignitatem ac famam praeceps dabat;* 13, 27: *non frustra majores, cum dignitatem ordinum dividerent, libertatem in communi posuisse;* 14, 43: *at quem dignitas sua defendet, cum praefectura urbis non profuerit;* Dialogus 9: *carmina et versus ... neque dignitatem ullam auctoribus suis conciliant neque utilitates alunt;* Annalen 1, 39: *Planco ... quem dignitas fuga impediverat;* Dialogus 5: *studium* (von der beredsamkeit und dem rechtsstudium ist die rede), *quo non aliud in civitate nostra vel ad utilitatem fructuosius vel ad dignitatem amplius ... excogitari potest.* Auch Historien 4, 84: *dignitatem legatorum, numerum navium, auri pondus augebat* (*Ptolemaeus*) kann hier angeführt sein. Weiter sind zu nennen: Historien 1, 77: *ex dignitate rei publicae;* Annalen 2, 35 und 13, 31: *ex dignitate populi Romani;* ferner Historien 1, 66: *tum vetustas dignitasque coloniae valuit.* Auch wo sonst noch *dignitas* bei Tacitus sich findet, tritt fast überall seine beziehung auf menschen und menschliche verhältnisse deutlich heraus, so Annalen 11, 22: *quaestura tamen ex dignitate candidatorum aut facilitate tribuentium gratuito concedebatur;* Dialogus 13: *ne nostris quidem temporibus Secundus Pomponius Afro Domitio vel dignitate vitae vel perpetuitate famae cesserit;* Annalen 1, 11: *plus in oratione tali dignitatis, quam fidei erat;* Dialogus 30: *apte dicere pro dignitate rerum;* Annalen 11, 28 und 12, 51: *dignitate formae;* Annalen 6, 7: *qui ... sanctissimis Arruntii artibus dignitate ultionis aequabatur.* In der Germania findet sich unser *dignitas* nur einmal im dreizehnten capitel: *magnaque et comitum aemulatio, quibus primus apud principem suum locus, et principum, cui plurimi et acerrimi comites: haec dignitas, hae vires.*

Noch ausschliesslicher als *dignitas* bezieht sich *dignatio* bei Tacitus auf menschen, bezeichnet „rangstellung, geltung, ansehen," so

Historien 1, 19: *dignationem Caesaris,* eines mitgliedes der kaiserlichen familie; 1, 52: *imperatoris dignationem;* Annalen 2, 33: *distinctos senatus et equitum census, non quia diversi natura, sed ut, sicut locis* (im theater) *ordinibus* (als zwei höhere stände) *dignationibus antistent, ita ..;* 3, 75: *consulatum ei* (dem Capito Atejus) *acceleraverat Augustus, ut Labeonem Antistium isdem artibus* (durch rechtsgelehrsamkeit) *praecellentem dignatione ejus magistratus anteiret;* 4, 16: *ut gliscerct dignatio sacerdotum;* 13, 20: *Fabius Rusticus auctor est, scriptos esse ad Caecinam Tuscum codicillos, mandata ei praetoriarum cohortium cura, sed ope Senecae dignationem* (also die präfectur der prätorischen cohorten) *Burro retentam;* 4, 52: *is recens praetura, modicus dignationis;* Historien 3, 80: *auxit invidiam super violatum legati praetorisque nomen propria dignatio viri* „das persönliche ansehen des mannes;“ Annalen 6, 27: *non permissa provincia dignationem addiderat* „hatte sein ansehen erhöht“; 13, 42; *crimen, periculum, omnia potius toleraturum quam veterem ac domi* (durch eigne mittel) *partam dignationem subitae felicitati submitteret.* Auch Annalen 2, 53: *excepere* (den Germanicus) *quaesitissimis honoribus, vetera suorum facta dictaque praeferentes, quo plus dignationis adulatio haberet* gehört hieher, mit den taten und worten ihrer vorfahren prunkend hofften die schmeichelnden Griechen ihr ansehen zu erhöhen, mehr eindruck zu machen. Dem gegenüber gehört in der tat mehr als kurzsichtigkeit dazu, die *principis dignationem* im 13. und das *secundum dignationem* in unserm capitel der Germania so vollständig falsch zu beurteilen, wie Thudichum es getan.

Wie sich nun aber die ackerverteilung „nach rang und würden“ im einzelnen gestaltete, darüber sagt Tacitus gar nichts weiter. Man mag vermuten, dass die *principes* besonders gut dabei bedacht wurden; etwa weitere abstufung aber lässt sich aus Tacitus nicht feststellen.

Auch die zugefügte bemerkung, dass die weiten germanischen ebenen die teilung der äcker leicht machen, *facilitatem partiendi camporum spatia praebent* ist von misdeutung nicht ganz verschont geblieben. Übersetzt doch Mosler (Leipzig 1862) „das teilen wird durch zwischenräume zwischen den feldern leichter,“ was an und für sich sinnlos auch auf völliger verkennung des *camporum spatia* beruht. Und schon in der Germania selbst finden wir das *spatium* ganz entsprechend gebraucht, so im ersten capitel: *insularum immensa spatia* und im 35.: *tam immensum terrarum spatium;* weiter aber zum beispiel noch Agricola 10: *immensum et enorme spatium procurrentium extremo jam litore terrarum;* Historien 3, 8: *ex distantibus terrarum spatiis;* 3, 38: *terrarum ac maris immensis spatiis;* 4, 32: *vana illa castrorum spatia;* Annalen

3, 53: *villarumne infinita spatia*, wo überall von keinen „zwischenräumen“ die rede ist.

Viel mehr misverständnis hat wider der folgende satz *arva per annos mutant et superest ager* hervorgerufen, dessen ganz deutlicher inhalt ist, dass die Germanen ihr ackerland jährlich an anderen stellen bestellt und das übrige brach liegen gelassen, wobei Tacitus wider ganz ungesagt lässt, wie oft man so in der bestellung gewechselt, und von einer bestimten dreifelderwirtschaft zu sprechen ganz und gar nicht erlaubt. Schweizer urteilt über die stelle durchaus richtig; nur hätte er sich über *superest* noch bestimter aussprechen sollen und dann gehört in eine erklärung des Tacitus nicht hinein, was Schweizer an erläuterung andersher beibringt. Waitz (seite 104) übersetzt: „Sie wechseln jährlich die saatfelder“ und fährt dann unrichtig fort: „und dazu ist land genug vorhanden.“ „Es ist genug vorhanden“ heisst aber nicht *superest*, sondern „es ist im überfluss vorhanden;“ das aber hier noch mal zu sagen, konte Tacitus gar nicht einfallen, da ja die äcker *pro numero cultorum* eingenommen wurden, worin doch nimmermehr liegen kann, dass man viel mehr nahm, als man brauchte. Auch würde es sehr wunderbar noch mal neben der bemerkung stehen, dass die grosse ausdehnung der ebenen die einteilung leicht mache. Auch über den ganzen satz urteilt Waitz (seite 135) zu wenig entschieden „die letzten worte *Arva ... ager* werden am einfachsten von dem wechsel im gebrauch verstanden,“ da nur diese auffassung überhaupt möglich ist. Waitz spricht sich gegen die auffassung eines wechselns oder tauschens der äcker im besitz aus und sagt etwas später noch: „Schon eher könte an jenen wechsel gedacht werden, der bei der sogenanten strengen feldgemeinschaft vorkomt, und der, obschon eigentlich ein wechsel im gebrauch, doch zugleich zu einem wechsel im besitz führt und mit der eigentümlichen art des gesamteigentums in verbindung steht, die wir als altgermanisch anzusehen haben .... Doch enthalten die worte nichts, was bestimt zu dieser erklärung hinführte, oder auch nur berechtigte anzunehmen, Tacitus habe jene einrichtung gekant und bei seiner beschreibung vor augen gehabt.“

Zur strengeren beurteilung des satzes wird es zunächst von wert sein, über den begriff von *mutare* sich etwas klarer zu machen. Es führt auf ein altes adjectivisches oder noch participielles *moitos* mit der bedeutung „verändert“ zurück, so dass es zunächst sagt verändert machen, verändern,“ ein begriff, der deutlich genug ist und hier keiner weiteren erläuterung bedarf, wie wenn es im Dialogus 19 heisst: *formam quoque ac speciem orationis esse mutandam:* darin liegt, dass die *forma* und *species* allerdings bleiben sollen, aber sie sollen nicht so bleiben, wie sie gewesen sind. Diese selbe bedeutung des „veränderns“ liegt nun

aber auch zu grunde, wo sichs bei dem *mutare* um ein „wechseln, tauschen, an die stelle eines andern setzen“ zu handeln scheint, wie Annalen 4, 14: *mutando sordidas merces* „durch tauschen schmutziger waaren“: die einzelnen stücke sollen an sich wol unverändert bleiben, aber als waaren verändern sie sich in ihrem verhältnis; Annalen 2, 29: *veste mutata*, die einzelnen kleidungsstücke können dabei sämtlich gewechselt werden, aber die bekleidung selbst bleibt, sie wird nur verändert; Annalen 3, 17: *ut ... isque* (nämlich Gnaeus Piso) *praenomen mutaret*, er hiess später nicht mehr Gnaeus, sondern Lucius; das praenomen als solches aber blieb; Annalen 1, 16: *mutatus princeps:* der princeps war geblieben, war nur verändert, wenn auch an die stelle des bestimten Augustus ein völlig neuer, nämlich Tiberius, getreten war. Ganz ähnlich in der Germania 28: *mutatis cultoribus:* die einzelnen *cultores* waren sämtlich durch andere ersetzt, aber *cultores* waren geblieben, waren als solche nur verändert.

Ganz ähnlich wie in den letztgegebenen beispielen hat sich die bedeutung des *mutare* weiter auch entwickelt in bezug auf örtlichkeiten, insbesondere bewohnte örtlichkeiten. Annalen 12, 14: *locos mutare* bezeichnet kein verändern der örter an und für sich, sondern eine veränderung nur in so weit, als früher besetzte örter verlassen und neue bezogen werden, also eine veränderung der stellung, des aufenthalts. Das ort-innehaben, konte man sagen, ist das was bleibt und nur verändert wird. Wo sichs um eine veränderung von örtern an und für sich handeln soll, drückt sich Tacitus anders aus, so Annalen 14, 10: *quia tamen non, ut hominum vultus, ita locorum facies mutantur.* Sonst gebraucht Tacitus *mutare* in bezug auf örtlichkeiten in der oben erläuterten weise noch Annalen 3, 44: *neque loco neque vultu mutato;* 6, 50: *mutatis saepius locis;* auch Historien 2, 80: *ut ... Suriacis legionibus Germanica hiberna ... mutarentur,* die germanischen winterquartiere werden insofern verändert, als sie von syrischen legionen bezogen werden; ferner Historien 5, 2: *mutare sedes;* 4, 73: *mutandae sedis amor* und so auch Germania 2: *mutare sedes* und Germania 28: *quo minus ... quaeque gens ... permutaret ... sedes.* In dieses nämliche gebiet von bedeutungsentwicklung gehört nun aber auch *arva ... mutant;* die *arva* werden nicht an und für sich verändert; nicht etwa vergrössert oder verbessert oder sonst was, sondern die veränderung bezieht sich darauf, dass sie verlassen und andre *arva* in angriff genommen werden. An einen wechsel der besitzer kann dabei entfernt nicht gedacht werden, da von besitzern oder bebauern neben den *arvis* gar nicht die rede ist: das subject zu *mutant* ist nur das allgemeine *Germani.*

Weiter bleibt dann aber das *et superest ager* noch genauer abzuwägen. Auf Waitzens urteil über die worte kam ich schon im vorausgehenden, führe hier aus ihm (s. 136) noch des näheren an: „Früher übersetzte man wol: und ein teil des ackers (der alte acker, Anton) liegt brach,“ eine übersetzung, der sich Waitz früher selbst angeschlossen. „Andere,“ fährt er fort, „haben es auf die gemeine mark, den nicht zur teilung gekommenen teil der feldmark bezogen“ ... „Allein Knies (Die polit. ökonomie s. 142 N.) hat mit recht [??] bemerkt, dass *ager superest* nach Taciteischem sprachgebrauch heissen müsse: es ist land genug (dazu) vorhanden.“ Waitz weist hier auf das bekante *ne ferrum quidem superest* im sechsten capitel der Germania hin und fügt dann noch zu: „Was Zacher s. 358 anm., Roscher s. 70 und Langethal a. a. o. s. 69 bemerken, beweist nur, dass *superesse* wol auch in anderer bedeutung „noch existieren“ (Germania c. 34 usw.) gebraucht wird, für „übrigbleiben“ kann aus Tacitus keine stelle angeführt werden; und hier ist wenigstens gar kein grund, einen solchen diesem schriftsteller sonst fremden gebrauch anzunehmen.“ Darin ist gar manches verfehlte und unrichtige.

„Genug vorhanden sein“ heisst, wie ich schon oben hervorhob, *superesse* überhaupt niemals; dann und wann aber wol „in überfluss vorhanden sein,“ bei Tacitus indess nur sehr selten. Anführen lässt sich für diese bedeutung nicht viel mehr als eben jenes *ne ferrum quidem superest,* dessen häufiges vermeintlich endgültig beweisendes anführen für unser *et superest ager,* darf man sagen, auf übergrosser kurzsichtigkeit beruht, da doch Tacitus *superesse* sonst noch häufig genug gebraucht, um uns über seine bedeutung auch an unserer stelle nicht im zweifel zu lassen. Nipperdey übersetzt Annalen 14, 54: *superest tibi robur* „du hast in überfluss,“ aber sicher mit unrecht; „dir ist kraft übrig, du hast noch volle kraft,“ sagt Seneca, der sich vorher selbst als *senex* bezeichnet, zu Nero. Auch Historien 1, 83 in Othos worten: *neque ut affectus vestros in amorem mei accenderem, commilitones, neque ut animum ad virtutem cohortarer* (*utraque enim egregie supersunt*), zwingt zu der von Heräus gegebenen übersetzung: „ist in herlicher fülle vorhanden“ nichts bestimtes; es liegt näher zu übersetzen „ist in herlicher weise übrig geblieben, ist in euch nicht erloschen, liebe gegen mich und mut habt ihr in rühmlicher weise bewahrt.“ Historien 1, 51: *viri arma equi ad usum et ad decus supererant* kann man schon eher an die bedeutung des überflusses denken, obwol doch auch möglich ist „waren übrig, waren noch vorhanden“ im gegensatz zu der eingebüssten disciplin: *disciplinae, quam ... resolvunt.* Sonst wird in der fraglichen beziehung von Heräus noch hingewiesen auf Annalen 1, 67: *quodsi fuge-*

rent, pluris silvas, profundas magis paludes, saevitiam hostium superesse, wo aber gar nicht von einer im überfluss vorhandenen wut der feinde die rede ist, sondern davon, dass überhaupt noch wälder, sümpfe, wütende feinde übrig seien, die man überwinden, durchkämpfen müsse. Dann werden auch noch zwei stellen aus dem Agricola hieher gezogen, aber capitel 44: *gratia oris supererat* heisst nicht „anmut des gesichts war in überfluss vorhanden," sondern „sie war übrig, war allein da," denn unmittelbar vorher ist gesagt *nihil metus et impetus in voltu*, und capitel 45: *omnia sine dubio, optime parentum, assidente amantissima uxore superfuere honori tuo,* wo allerdings die übersetzung „alles war zu deiner ehre im überfluss vorhanden, geschah zu deiner ehre im überfluss" zunächst liegt. Sonst aber ist bei Tacitus, der doch *superesse* sehr gern gebraucht, keine stelle nachzuweisen, in der es „im überfluss vorhanden sein" bedeutete.

Zu genauerer erläuterung des wortes ist hervorzuheben wichtig, dass das *super-* darin überall eine bestimte beziehung haben muss, ohne die es ganz zusammenhangslos in der luft schweben würde, dass diese beziehung aber auch eine nächstliegende sein muss. In ganz vereinzelt stehender bedeutung ist es bei Tacitus gebraucht in den Annalen 3, 47: *fide ac virtute legatos, se consiliis superfuisse*, wo Nipperdey, der aber in ähnlicher bedeutung auch Agricola 44: *gratia oris supererat* übersetzen will „überwog," sehr gut erklärt *superiorem fuisse,* das „über" aber seine erklärung in der nahen beziehung auf die „unterliegenden" findet. In den meisten fällen weist das *super* in *superesse* auf etwas, das irgendwie abgetan, gleichsam beseitigt ist. So komt es bei personen leicht zur bedeutung des überlebens ganz ähnlich wie *superstes,* eigentlich „über die, welche gestorben sind," wie Annalen 13, 17: *principem, qui unus superesset e familia summum ad fastigium genita;* 4, 7: *dum superfuit* „so lange Drusus übrig war, lebte;" 13, 18: *nobilium, qui etiam tum supererant;* 6, 51: *donec Germanicus ac Drusus superfuere* „noch lebten;" 6, 40: *dum superfuit pater Lepidus.* Aber auch sonst ist die beziehung des *super-* leicht zu ergänzen, wie Germ. 34: *superesse adhuc Herculis columnas,* nämlich über das, was im laufe der zeit zerstört oder zu grunde gegangen ist; Historien 5, 16: *superesse qui fugam animis, qui vulnera tergo ferant,* über die, die im kampf gefallen waren; 3, 66: *superesse studia populi,* neben dem, was etwa sonst verloren sei; 4, 57: *superesse fidas provincias,* wenn auch andere abgefallen seien; 4, 7: *quantum superesse, ut collega dicatur,* man sei fast schon so weit gekommen; 1, 3: *bellum ea tempestate nullum nisi adversus Germanos supererat,* die übrigen waren schon abgetan; 1, 8: *ea sola species adulandi supererat,* alle übrigen arten von schmeichelei

hatte man schon angewant; Historien 2, 36: *abreptis quae supererant navibus*; 2, 46: *superesse adhuc novas vires*; Annalen 15, 40: *pauca tectorum vestigia supererant*, die übrigen waren durch das feuer völlig zerstört. Und noch eine reihe weiterer stellen würde sich hinzutun lassen.

Nur in seltenen fällen wird die bestimtere beziehung für das *super* deutlich ausgesprochen, so Historien 4, 11: *Alfenus Varus ignaviae infamiaeque suae superfuit* „lebte über seine feigheit und schande hinaus, überlebte sie,“ starb nicht mit ihr; Historien 1, 79 und 4, 60: *qui proelio superfuerant* „die über den kampf hinaus waren, die den kampf überlebten;“ 1, 22: *cum superfuturum eum Neroni promisisset* „verheissen hatte, dass er über den Nero hinaus sein werde, ihn überleben werde;“ Annalen 15, 43: *ceterum urbis, quae domui supererant* „was an stadtgebiet noch über den palast hinaus war, was der palast noch übrig liess.“ Ganz besonders deutlich durch den ganzen zusammenhang ist nun aber die zu ergänzende beziehung auch zu unserm *superest ager:* es ist das ackerland, was über die *arva*, das unmittelbar in anbau genommene land, hinaus ist. Diese ganz nahe liegende beziehung zu umgehen, wäre ein grober exegetischer fehler; die ferner entwickelte bedeutung „in überfluss vorhanden sein“ kann für *superesse* eben erst da in frage kommen, wo keine andere beziehung nahe liegt: die dann eintretende bedeutung entsteht mit der ergänzung („über das“ oder „mehr als das“) „was man nötig hat,“ was hier im ganzen zusammenhang, wie auch schon oben hervorgehoben wurde, völlig abgeschmackt sein würde.

Im nächstfolgenden hat man keine besondere schwierigkeit mehr gefunden; da wollen wir damit schliessen, dass wir das ganze, was uns Tacitus in bezug auf den ackerbau der Germanen mitteilt, noch mal in der kürze zusammenfassen: Wo die Germanen einander nachrückend ackerland in besitz nehmen, tun sie es in gemeinschaft, und erst dann wird jedem einzelnen sein stück zugeteilt, was in den weiten germanischen ebenen sich ohne schwierigkeit ausführen lässt. Man ackert alljährlich an einer andern stelle, und dann bleibt das übrige land unbestellt. Den fruchtbaren boden ganz auszunutzen versteht man nicht und legt deshalb keine obstpflanzungen, wiesen und gärten an; man baut nur getreide. So kömmts denn auch, dass man das jahr nicht nach römischer weise, sondern nur in winter, frühling und sommer einteilt. Da man die früchte des herbstes nicht kent, hat man für ihn auch keinen besondern namen.

Wie sich zu diesen mitteilungen, was Cäsar vom ackerbau der Germanen sagt, verhält oder was man aus später nachtaciteischer zeit

darüber weiss, ist für eine genaue erklärung der worte des Tacitus ohne alle bedeutung.

DORPAT, DEN 22. [10.] AUGUST 1872. LEO MEYER.

HISTÔRIE VAN SENT REINOLT.

Die handschrift der „Histôrie van sent Reinolt" befand sich früher im besitze des um die deutsche philologie hochverdienten E. von Groote in Köln. Er vermachte sie im jahre 1864 mit dreizehn andern handschriften und einer grossen anzahl älterer und neuerer germanistischer druckwerke dem archive seiner vaterstadt, vgl. Pfeiffers Germ. IX, 379 fg. Herr stadtarchivar dr. L. Ennen erleichterte mir mit dankenswerter liberalität die benutzung der seiner obhut anvertrauten schätze.

Schon im jahre 1817 hatte v. d. Hagen im dritten bande von Büschings wöchentlichen nachrichten s. 131 auf diese handschrift aufmerksam gemacht. Er fügte a. a. o. dem kurzen berichte über die handschrift, den er briefen des besitzers entnommen hatte, die bemerkung hinzu: „diese in 16. Kapiteln verfaßte Niederdeutsche Prosa führt wohl noch näher auf die Quellen unsers und des Holländischen Volksbuches von den Heimons-Kindern." Wie es scheint, hat man seitdem die „Histôrie" keiner weitern beachtung gewürdigt, die sie doch nicht nur als niederrheinisches sprachdenkmal, sondern auch als älteste deutsche prosa von den Heimonskindern wol verdient hätte.

v. Groote hat die handschrift, wie er a. a. o. mitteilt, „in Köln als Anhang eines andern Mönchsbuchs gefunden." Sie ist eine papierhandschrift aus der ersten hälfte des XV. jahrhunderts in 8°. Sie besteht aus einer lage von sieben doppelblättern und einer andern von fünf. Das erste blatt der ersten lage ist ausgeschnitten, so dass das zweite blatt, auf dem die „Histôrie" anhebt, jetzt erstes blatt ist. Das drittletzte blatt der zweiten lage ist nur auf der vordern seite beschrieben, die andere seite und das folgende blatt ist leer, das letzte blatt machte v. Groote zum titelblatt. Die handschrift ist noch ungebunden. Das wasserzeichen ist das siebente der bei Bodemann, Xylogr. und typogr. incunabeln der königl. bibl. in Hannover, im anhange mit nr. 18 bezeichneten, nur ist über dem mittleren kreuze noch ein zweites, mit dem ersten durch einen graden strich verbundenes. Die handschrift ist von éinem schreiber sauber und im ganzen sorgfältig geschrieben; sie ist abschrift einer andern. Das sieht man zunächst aus den besserungen des schreibers: f. 1 hat er nach *eynche* über der zeile *gauc* nachgetragen,

desgleichen nach *keyser: hoirte,* f. 1ᵇ am rande *wrechen* nach *bloide* gehörig, nach *want* auf derselben seite hatte er zuerst *hei* ausgelassen und dergl. mehr. Dasselbe sieht man, wenn man auf seine verlesungen achtet: f. 1ᵇ steht in der handschrift *dat* statt *dan,* ferner *hei hei eme,* in seiner vorlage stand *hei heime,* f. 2ᵇ schrieb er zuerst *xp* statt *xii,* f. 4 *dat hei dat hei d,* er verbessert *do hei dat,* f. 10 und f. 11 steht *bestryden* statt *bescryden,* f. 10 *achten* statt *achter,* f. 14ᵇ *begunte zo den louffen zo den,* wo er aber das erste *den* durch punkte tilgt, f. 15 hatte er zuerst *vmbtrynt* übersehen, er schrieb *viii vmbtrynt,* tilgte dann aber *viii,* so muss er auch f. 19 *van* vor *genade* unterpunktieren. Am bestimtesten weist auf eine vorlage sein irtum auf f. 18. Zu demselben schlusse führen endlich auch seine auslassungen auf f. 1 und f. 2ᵇ.

Seine verbesserungen zeigen aber auch, dass er selbst in kleinigkeiten genau zu sein bestrebt war. Er verbessert z. b. f. 2ᵇ *wmb* in *vmb,* f. 3ᵇ *m. s. soene* in *m. s. sone, antwort* in *antworde, l. reeden* in *l. reden,* f. 4ᵇ *genicken* in *geneken,* f. 5 *sy* in *sych,* f. 5ᵇ *ervrcuede* in *ervruede,* f. 9ᵇ *sloch* in *sloich,* f. 10ᵇ *gelefft* in *gcleefft, swaicheit* in *swacheit,* f. 12 *mere* in *miere,* f. 15 *dag* in *dach,* f. 13 *hueffstat* in *huefftstat,* f. 17ᵇ *geschiet* in *gescheit,* f. 16ᵇ tilgt er *neu* und schreibt *nuewe.* — Vom rubricator sind die überschriften so wie die anfangsbuchstaben der einzelnen kapitel, er hat auch die anfangsbuchstaben der sätze und der eigennamen durch einen strich ausgezeichnet, die zahlen unterstrichen, ausserdem was der erste schreiber getilgt wissen wolte, nochmals durchstrichen und auf f. 9 ein versehen desselben berichtigt, indem er *xx* noch das ᶜ hinzufügte. In der handschrift gilt als interpunktionszeichen nur der punkt am ende der sätze, einigemal nach satzabschnitten. Nur ausnahmsweise ist das pünktchen aufs *i* gesetzt, öfter die zwei punkte auf *y.*

Von der wortschreibung der handschrift bin ich in folgenden punkten abgewichen: in der handschrift steht für *u* im anlaute fast durchgängig *v* und für *v* im inlaute immer *u,* ich habe immer im erstern falle *u,* im andern *v* gesetzt. Ferner habe ich *y* der handschrift, wo es für *i* oder *j* steht, *i* oder *j* geschrieben. In der handschrift steht *y* für *i* z. b.: in *vmbtrynt, konynck, rytterlichen, synt, yntseyn, eyn, keyser, Heymo, stayde, haynt, duychte, tzuynen, uyss:* für *î* z. b. in *tzyden, syns, synre, Paryss, stryde;* für *j* in *yagen, yagede, yamerde, yonge.* Ferner mache ich gegen die handschrift einen unterschied zwischen dem umlaute von *o* und *ô.* Den einfachen consonanten setze ich in folgenden fällen statt des doppelten der handschrift:

I. im auslaute, 1) nach vocalen und zwar a) nach kurzen: *aff, affslain, afflais, gaff, clerck-, paf-, ritter-, vrunt-schaff.* — *off, hoff,*

buschoff. — *crafft, lægenhafftige.* — *brulofft.* — *sack, plack, rock.* — *ass, vergass, vermass.* — *Malagiss, gevenckniss.* — *ross, sloss.* — *suss. kussden, rcssden, missdedig.*

b) nach langen: *geleefft.* — *hoiff, verhoiff.* — *hœfft, bedrœfft, bedrœffde, drœffheit, drœffliche.* — *huefft, hueffdes, huefftstat.* — *ungeluefflichen.* — *schaickspyl.* — *Paryss, pryss, wyss, wissheit.* — *voiss, barvoiss, groesslich.* — *wss, uiss, uisstrecken, uissleiden, huiss.*

c) nach diphthongen: *schreiff, leiff, bleiff, verdreiff.* — *leiffde.* — *lieff, rieff.* — *lieffde.* — *louff, gelouffte.* — *eicklich.* — *beiss, verweiss. seissden.*

2) nach consonanten: *halff.* — *vunff, vunffden.* — *sanfftmœdich.* — *nuinwerff, anderwerff, dirdewerff.* — *volcks.* — *dranck, ganck* (f. 15[b]), *lanck, sanck, spranck, twanck, danckde, kranckheiden, vranckrich.* — *innencklich, gevenckniss.* — *verdrenckt, verkrenckt, krenckde.* — *geinck, heinck, umbveinck, untfeinck.* — *dinck, koninck, konincks, koninckrich, penninck, umbrinck.* — *versinckt.* — *starck, marckgreven.* — *clerckschaff, stercklichen, werck, wercklude, werckman.* — *wirckde, gewirckt.*

II. im inlaute, a) nach langen vocalen: *sœcken, versœcken.* — *slaiffen. slaiffe.* — *anroiffen.*

b) nach diphthongen: *lauffen.* — *louffe.* — *reiffen, usleiffen.*

c) nach consonanten: *volcke, marschalcke.* — *krancke, verdrencken, koninckingen.* — *marcke, sarcke. wercken.* — *vunffe, jonffern, jonfferlich.*

Die verbindung *tz* rechne ich nicht hierhin, weil sie auch immer im anlaute für *z* steht, ich setze immer *z*. Für *tusschen* schreibe ich *tuschen.*

In diesen doppelungen darf man keine schreiberlaunen sehen wollen: der grund derselben ist nur in der verschärften aussprache des consonanten zu suchen, die sich im auslaute besonders nach *l n r,* sowie vor *t* einstellte. Dieselbe wahrnehmung, welche hier den schreiber doppelte consonanten setzen liess, lag auch der schreibung *ffrauwe, ffrisch, ffrom, ffunf* und dergl. (vgl. Weinhold, alem. gr. 125, bair. gr. 135) zu grunde, auch *Fflandern* findet sich, vgl. z. b. Germ. IX. 322.

Ich unterlasse es hier auf die mundartlichen eigentümlichkeiten der „Histôrie" einzugehen, weil ich demnächst den ndr. vocalismus und consonantismus im zusammenhange darzustellen beabsichtige. Nur über einen punkt möchte ich in der kürze meine ansicht andeuten, nämlich über *âi, âe, ôi, ôe,* (*ûi*) in *hâit, gâen, dôid* (*hûis*) u. dgl. Diese laute finden sich, abgesehen vom niederd. und niederl., in den mitteld. dialecten, vgl. Rückert, L. d. h. Ludw. 161 f., entw. e. darst. der schles. d. mundart im ma., zeitschr. f. gesch. Schles. VIII. 2. 236 fg. 261. 262, ebenso in den alemannischen und in den bairischen, vgl. Weinhold, alem.

gr. 37, 65; bair. gr. 54, 67. Die einen, so schon Kinderling, gesch. d. alts. spr. 367, sehen darin doppellaute, andere unechte umlaute, so Weinhold a. a. o., andere möchten in *e* oder *i* nur dehnungszeichen sehen. Das wesen dieser laute scheint Regel, Haupts zeitschr. III. 53 fg. in der hauptsache richtig erkant zu haben, der hier vocalzerdehnung annimt, vgl. noch Rückert, entw. 237 fg. Wie ich aber glaube, muss man diese erscheinungen etwas anders beurteilen. Man muss hierbei beachten, dass dies *e* oder *i* sich nach *â, ô, û* besonders vor *ch, r, s, t (d), z,* dann auch vor *l, m, n, f* zeigt. Ich möchte nämlich in diesem *e, i* eine art von nachlaut des vorhergehenden vocals erblicken, der besonders deutlich wird, wenn zur hervorbringung des folgenden consonanten eine gewisse kraftanstrengung erfordert wird. Die heutige ndr. mundart hat diesen nachschlag ganz deutlich auch nach diphthongen, z. b. *zebrou^e^che* (zerbrochen), *ei^e^sse* (essen) u. a.

[f. 1] Histôrie van sent Reinolt.[1]

In den jâiren uns hêren dô men schreif umbtrint echt hondert,[2] dô der grôisse Karolus was keiser van Rôme ind koninc van Vrancrîch: in den zîden was ein grôis hôegebôren edel vurste gebôren van deme edelen geslecht van Burbône, geheischen Heimo van Dordône. Deser was sêre mechtich ind rîch van landen, steden ind burgen, ind boven al was hei ein strenge man ind vrome in ritterlichen werken, alsô dat dô sîns gelichs neit en was. Dâr umb wart hei sêre intsein neit alleine van deme gemeinen volke, mêr ouch der keiser ind de hêren van Vrancrîch .... umb sînre strenger rechtverdicheit willen.

Nû hatte der keiser Karl einen seden, dat hei alwege up den pinxtdach hof zô halden plach in der stat zô Parîs, mit vil hêren ind vursten van mencherlei landen. Sô geviel it up eine zît, dat deser vurgeschreven Heimo ouch dâ was mit sînen vrunden ind sînre ritterschaf. Deser Heimo hatte einen neven geheischen Hûgo van Burbône ind was sînre suster son. Der geinc zô deme keiser ind bat in gôiderteirlichen ind sachte: hie sint mîne œmen, der eine Heimo van Dordône, der ander Heimerîn van Burbône, dê hâint uch vil gedeint in strîde ind in orlich intgâin de heiden, ind hâint verslagen Hispânien ind Allixlant, ind ir en hâit in nie einche gâve gegeven of weirdicheit bewîst; ind en wilt ir des neit dôin, sô belêent si doch mit irem eigenen gôide. Dô der keiser hôirte dese kôinheit van deme ritter, wart hei zornich ind zôich *[f. 1^b^]* sîn swert ûis ind slôich in dôit.

1) *Hs. rot*: Dyt is de historie van sent Reynolt vnsem hilgen patroyn.
2) *Hs.* viii^c^.

Als dit hôirten de zwêne vurschreven hêren Heimo ind Heimerîn, wôirden si ûssermâissen sêre zornich ind verstûrden alle dat konincrîch van Vrancrîch mit birnen, mit rouven nacht ind dach. Dit orlich wêrde mê dan[1] echtzeinde half jâir. Dâ enbinnen en wart it nie vrede: want Heimo hatte geswôren, dat hei sînen neven suelde mit mans blôide wrechen; alsô dat de genôissen van Vrancrîch den keiser bâden, dat hei sôinen môiste mit Heimen. Want si môisten alzît bereit sîn zô strîden, wanne hei woulde. Dô der keiser dat hôirte, volgede hei irs râides, al dêde hei it nôede, ind untbôit Heimen, dat hei eme sînen neven, den hei dôit geslagen hatte, nuinwerf weder wigen wuelde mit rôidem goulde.

Als Heime dit hôirte, was it eme sêre unmêre, want hei de vêede liever hatte. Dô untbôit hei Heime[2] anderwerf: wuelde hei sich lâissen, hei wuelde eme geven sîne suster, geheischen Aia, zô einre êelicher hûisfrauwen, ind dâr zô suelde hei sîn gôit ind allet dat he van den heiden wunne vrî eigen haven ind van niemant zô lêene intfangen dan alleine van gode.

Wê Heime des keisers suster nam zô einre hûisfrauwen ind veir kinder gewan.[3]

Als Heime dese antwort hôirte, behagede si eme wâil, ind zôich mit grôissem volke zô Cenlis, dâ de sôine geschîen soulde. Dô quam der keiser ouch dar mit vunf hondert[4] ritteren, wullen ind barvôis, ind brâcht mit sich sîn suster ind trûewede si eme dâ an der selver stat, ind sînen neven den dôiden der wart e*[ff. 2]*me nuinwerf gewigen mit rôidem goulde. Dô bat Heime den keiser, dat hei komen wuelde zô sînre brûloft. Des en woulde hei neit dôin. Herumb wart hei sêre zornich ind zôich mit sîner brûit zô Pirlepunt ind aldâ hîlte hei de feste der brûiloft. Dese hof wêrde veirzich[5] dage ind veirzich[5] nachte. Des aventz dô si slâifen geingen, dô nam Heime sîn swert ind swôir dâ up, dat hei allet dat dœden wuelde, dat van des keisers geslechte wêre. Dô wart de vrauwe sêre verveirt, nochtant bewîst si sich gôiderteirlich intgâin in. In korter zît dâr nâ wart de vrauwe swanger van der genâden gotz.

Nû plach Heime stêetlich zô vechten intgâin de heiden, sô dat hei selden zô hûis was ind ouch neit en wiste, dat de vrauwe swanger was. Dô de zît anquam, dat si dat kint gebêren soulde, zôich si in ein jonferen clôister, up dat it heimlich blêve ind dat is Heime neit gewar

1) *Hs.* dat. 2) *Hs.* hei heim eme. 3) *Diese überschrift und die folgenden in der hs. rot.* 4) *Hs.* v^c^. 5) *Hs.* xl.

en wûrde. Nochtant leis si it bîschrîven ind besegelen, up dat men wissen möchte, dat it ein êekint was. Dit geschach veir reisen, alsô dat si veir sône gebeirde, dat des Heime neit en wiste. Want als vur gesacht is, sô was hei stietlich in strîde intgâin de heiden ind gewan vil landes ind ouch de dœrnen crône uns hêren ind de nêgel.

Der eirste van desen veir sönen was geheischen Ritsart, der zweide Adelhart, der dirde Writsart, der veirde Reinolt. Deser was der schôinste ind der stoultste van in allen, sô dat hei si alle boven geinc in strîde ind in menlichen werken.

[f. 2b] **Wê Lodewich koninc gekrœnt ward ind wê eme Reinolt sîn hueft af slôich, want it eme sîn brôider Adelhart af gewonnen hatte.**

Zô den selven zîden hatte der keiser Karolus einen son geheischen Lodewich, der was vunfzein[1] jâir alt, als ouch Reinolt was. Desen woulde hei koninc lâissen krœnen ind sante ûis eirsame boden: den oversten van den zwelf[2] genôissen van Vrancrîch mit namen Rôlant, de ouch sînre suster son was, mit namen Berta, ind ouch drî[3] ander hêren mit iren knechten zô Heimen van Dordône ind leis in bidden, dat hei komen wuelde ind helpen krœnen sînen son Lodewich: want umb sînen willen wart der hof gelenget veirzich[4] dage ind veirzich[4] nacht.

Als dese boden quâmen bî Heimen zô Pirlapunt, dô hielt hei hof mit drîzich hondert[5] ritteren ind echtzein hondert[6] gewâpender man ind ein eiclich hatte in sînre .... scharp swert. Dit was sîn sede, als hei hof zô halden plach. Dô vielen si neder up ire knêe ind bâden in, dat hei komen wuelde ind krœnen Lodewich. Als hei dat hôirte, wart hei sêre gram, want hei sorgede, dat der jonge koninc alle sîn gôid krigen suelde, want hei hasde in mê dan sînen vader. Dâr umb verweis hei der vrauwen, dat si eme geine kindere gedragen en hatte, als hei meinte. Ever de vrauwe, want si sanftmœdich was, antworde si gôiderteirlich ind sachte: ir hâit doch geswôren, dat ir wilt dœden allet, dat van mîns brôiders geslechte is. Mêr wilt ir den eit brechen, sô wil ich uch ûre kindere zûinen. Als hei dat hôirte, wart hei sêre blîde van herzen ind heisch de hêren dô wilkome sîn, den hei eirst neit zô sprechen en *[f. 3]* woulde.

Dô geingen si samen zô einre steinen kemnâden, dâ de jonge hêren inne beslossen wâren. Dô hei si sach, behageden si eme wâil ind Reinolt boven alle de anderen, want in dûichte, dat hei meiste van sînre natûren was. Dô leis hei si vur sich komen in den sal ind machde si

1) *Hs.*: xv. 2) *Hs.*: xii. 3) *Hs.*: iii. 4) *Hs.*: xl. 5) *Hs.*: xxx^c. 6) *Hs.*: xviii^c.

alle veir ritter ind cleite si nâ ritterlichem stâide. Ever Reinolt dem gaf hei zô eigen drî burge: Pirlapunt, Montagunt ind Valkestein. Dâr nâ gaf hei in allen wâpen ind pêrt. Dat schôinste pêrt gaf men Reinolt. Mêr want hei stark ind môedich was, sô was it eme zô swach; ind alle de pêerde, dê men eme vurbrâchte, en deinden eme neit.

Dô sprach der vader: son ich hâin noch ein ros, dat heischt Beiart ind is umbmûirt, deme en dar niemant genêken. Ein dromedârius hâit it gewunnen ind hâit nuin [1] ros craft. Dit ros was swarz als ein râve ind hatte ougen als ein lêbart, it en hatte zop noch mânen, ind was grôis ind stark ind ûissermâissen snel. Sîn louf was recht als ein pîl ûis eime bogen ind sîne sprunge ungelueflichen grôis, sô dat it alle ander pêerde boven geinc. Bî dit pêert [2] geinc Reinolt ind slôich ind twanc it alsô lange, dat it eme underdênich wart, ind reit dô ûis intgâin sînen vader. Dô vlouwen si alle vur deme enxtlichen pêerde.

Als dit geschiet was, dô bereite sich Heime zô varen zô des keisers hove mit sînen sönen ind mit den, dê ûis Vrancrîch komen wâren, mit vil voulks ind mit grôissem gôide. Dô der keiser ire zôkumpst *[f. 3ᵇ]* vernam, zôich hei in intgâin mit sîme sone ind mit alle sîme volke ind heisch si wilkum sîn. Dô Lodewich sach dat schône ros, dat Reinolt hatte, sprach hei: neve, gevet mir dat pêert. Reinolt antworde: suelde ich it iemant geven, ich gêve it uch, mêr mich en mach gein ander ros dragen. Dô dat Lodewich hôirte, versmêde it eme sêre ind dêde Reinolt ind sînen brœderen alle den hôimôit ind spît, den hei mochte. Ind Reinolt behielt den prîs in allen dingen ind overwan den jongen koninc in deme spile den stein zô werpen. Dâr umb wart hei sêre verzurnt ind geinc zô râide mit sînen râitgeveren, dat verrêder wâren. De gâven eme in, dat hei spelen suelde mit deme markgrêven Adelhart, Reinoltz brôder, schâikspil umb ein hœft. Sô wer vunf spile nâ ein ander wunne, der suelde deme anderen sîn hœft afslâin. Dese râit behagede eme wâil ind lies in zô sich komen ind lachte eme lœgenhaftige reden vur, wê dat hei sich hette vermessen intgâin in zô spilen, sô as eme sîne rêede hatten gerâden zô sagen. Als Adelhart dese verrêtenisse hôirte, sacht hei, dat hei des unschuldich wêre ind dat hei gerne mit eme spilen wuelde umb burge, slosse ind ander gôit, mêr neit umb sîn hœft. Doch wart hei dar gedrungen ind beslossen in des koninks kemnâden, dat hei neit enwech komen en mocht, hei môiste mit eme spilen.

Dô si nû sâissen ind spilden, dô wan Lodewich drî spile up ein. Dô vermas hei sich ind sachte, dat hei eme sîn hœft afslâin wuelde

1) *Hs.*: ix. 2) *Hs.*: peer.

[f. 4] mit sîns selves swerde ind dat hei in umb alle der werelt gôit neit en wuelde lâissen verdingen. Dô Adelhart dat hôirt, wart hei besweirt van herzen ind rief got an umb hulpe. Ind unse lieve hêre, de den rechtverdigen neit en liest in deme ende, hei verhengede, dat der koninc verlôir. Ind Adelhart de wan vunf spile nâ ein ander, sô dat hei deme koninc sîn hœft af wan. Dô sprach Adelhart gôiderteirlich, want hei sanftmœdich was: sœsse neve, nû hâin ich ûr hœft gewunnen, mêr ich en wil is uch neit nemen; ever en spilt neit mê umb sô dûiren pant. Dê uch desen râit hâint gegeven, en achten neit vil up uch. Dô wart der koninc zornich ind slôich in mit deme spilbrede, dat eme nase ind mont blôide. Dô geinc hei van eme in den stal blôidende, ever Reinolt quam in den stal bî Beiart ind vant in blôiden. Dô vrâgede hei in, wer eme den laster hette gedâin. Dô en sachte hei it eme neit gerne, want hei kante sîne sinne wâil; doch want hei it wissen woulde, dô sacht hei eme alle dinc, wê it gevaren was. Dô hei dat hôirt, wart hei enxtlichen zornich ind swôir, dat hei dat hœft haven wuelde ind geins sins sô kostlichen pant dâ zô lâissen. Dô geinc Reinolt zô sîme vader ind verzalt eme alle dinc ind sacht eme, dat hei mit alle sîme volc zœge ûis der stat van Parîs, ind dat hei neit en sechte, um wat sachen si ûistrekden, up dat men is in deme hove neit gewar en wurde, ind dat si Beiart mit ûisleiden suelden.

[f. 4ᵇ] Mêr Reinolt ind Adelhart dêden ire wâpen an, dâr over dêden si ire cleider ind geingen in den sal ind grôiten Karl den keiser. Dâr nâ zôich hei ûis sîn swert ind slôich Lodewich dat hœft af, dat dat blôit Karl up sîne cleider spranc. Dâr nâ gaf hei Adelhart dat hœft in de hant ind sacht, dat in Lodewich eirlichen bezalt hette. Dô rief Karl, dat men Reinolt halden suelde. Dô slôigen si alle up Reinolt ind up Adelhart, ever si wêrden sich vrŏmlich ind brâichen mit gewalt durch de schâir, dat si mœde wâren, êe si quâmen bî iren vader up dat velt, ind dâ warden si des keisers, de dar quam mit vil volks. Dô hôif sich dâ ein grôis strît; ever Heimen wart sîn ros under eme dôit gestechen ind sîns volks was vil erslagen, dâr umb môist hei sich [1] gevangen geven. Ind den drîn brœderen wôirden ouch ire pêerde dôit gestechen, ever Beiart kunde ûissermâissen wâil vechten: it beis mit sînen zenden ind zotrat mit den vœssen allet dat bî it quam, sô dat eme niemant genêken en dorste. Dô sprach Reinolt: ir hêren, sitzet alle up Beiart. Dô nâmen si ire sadel ind lachten si up Beiart ind sâissen dar up alle veir ind rieden van danne. Ever Heime ir vader ind vrauwe Aia, ir môder, môisten sweren, wâ si ire kindere krêgen, dat si si Karl senden suelden.

1) *Hs.*: sich up geuangen.

Ind alsô lies men si vrî, want de genôissen wâren ire mâige ind hatten si leif ind wâren is getrôist, dat Lodewich dôit was, want hei neit *[f. 5]* wîse en was.

Wê Reinolt eime heidenschen koninc sîn hueft af slôich umb dat hei eme sînen schaz neit weder geven en woulde.

Als dit alsus was geschiet, quam Reinolt mit sînen brœderen zô Pirlapunt ind verzalte in, wê it in in Vrancrîch gegangen hatte, ind wê si Lodewich dat hueft af hatten geslagen. Als si dit hôirten, wôirden si alle sêre bedrœft. Dâr nâ gebôit Reinolt, dat men in ein sômêre laden suelde mit goulde van irs vaders gôide. Dat nâmen si mit sich ind zôigen in Hispânien bî einen heidenschen koninc, de heisch Safforête. Đô hei si sach, bekant hei si bî irem wâpen, want ir vader de was aldâ unthalden gewest wâil seven jâir. Dese koninc intfeinc si blîdelich, ind si hulpen eme in strîde ind in orlich dach ind nacht. Ind iren schaz, den si mit sich brâchten, gâven si deme koninc zô verwâren.

Dô si eme nû lange ind vil hatten gedeint ind hei in mit allen geine êre en bewîste, noch cleider noch zoult en gaf, dô bâden si in, dat hei in iren schaz weder gêve, sô wuelden si van eme scheiden. Des en woulde hei neit dôin ind versprach si ind sacht, hei wuelde si dôin hangen. Als dat Reinolt hôirte, wart hei sêre zornich ind zôich sîn swert ûis ind slôich eme sîn hueft af ind gaf it Adelhart in de hant ind sachte: wir willen it halden vur unsen schaz zô pande. Dô hôif sich dâ ein grôis *[f. 5ᵇ]* strît, ind den drîn brœderen wôirden ire pêerde dôit gestechen. Dô sâissen si alle up Beiart ind wêrden sich mit grôisser craft, êe si durch de schâren kunden gebrechen, ind si wôirden sêre gewont ind Beiart ouch, nochtant drôich it si ûis der nôit. Dô si nû iren vîanden untkomen wâren, resden si sich ein wênich ind eiclich verbant deme anderen sîne wonden. Dô nâmen si dat hueft ind satten it boven ir baneir ind Reinolt bant dar up de crône, ind vôirten it mit sich vur iren schaz.

Wê si quâmen zô deme koninc van Tarrascônien ind wê hei Reinolt sîne dochter gaf zô einre hûisfrauwen.

Dâr nâ quam Reinolt mit sînen brœderen zô Tarrascônien zô deme koninc Ivo. Der intfeinc si mit grôisser vrueden, want Safforête was sîn meiste vîant ind hatte eme sînen vader ind sîne zwêne brœdere dôit geslagen ind hatte eme ouch drî castêle genomen in sîme lande. Ind hei vrâgede si, van wat geslechtes dat si wêren. Dô sachten si eme, si wêren Heimen kindere van Dordône. Dô hei dat hôirte, ervruede hei sich noch mê, dat zô eme quâmen de besten van kristenheit. Ind si

blêven bî eme ind hulpen eme sîne lant weder in winnen, dê eme genomen wâren.

Nû hatte der koninc Ivo eine einige dochter, geheischen Claricia, dê sêre schôine was, dese gaf hei Reinolt mit râide sînre vursten, ind den dirden deil van sîme schatze gaf hei eme dar zô ind ein deil sîns [f. 6] landes. Als dit alsus geschiet was, dêde Reinolt vergaderen vil volks steinmetzer, zimmerlûde ind ander meister ind dêde machen ein ûissermâissen schôin castiel of burch, sêre hôige ind stark. Ind hatte veir mûiren ront umbgâin, alsô dat men is geins sins winnen en mochte. Ind was gebouwet van clâren marmoren steinen. Ind Reinolt gaf eme einen namen ind heisch it Montalbâin. Hie up wôende Reinolt mit sînen brœderen ind mit sînre ritterschaf, want de burch was grôis ind stark, alsô dat des gelichs neit en was in alle deme lande.

Wê sîne brœdere gevangen ind verlôist wôirden ind van anderen eventûren, dê hei hatte.

Hernâ begerde hei sîn môder zô sein, want hei en hatte si binnen seven [1] jâiren neit gesein, want hei en dorste neit komen zô Pirlapunt, dâ si wôende, umb dat sîn vader ind sîn môder hatten geswôren, dat si ire kindere Karl senden suelden, wêre it, dat si si krigen môchten. Mêr sô cleiten si sich alle veir als pilgerûn ind quâmen zô Pirlapunt ind bâden den porzener, dat hei de vrauwe bêede, dat si si herbrigen wuelde umb irre kindere wille, dat in got zô sôinen helpen mœste. Dô si dat hôirte, untfeinc si si gerne ind heisch in alle gemach andôin. Dâr nâ sachten si ire heimlichen, dat si ire kindere wêren. Als si dat hôirte, wart si sêre blîde, mêr si vervôerte sêre, dat men is neit [f. 6b] gewar en wûrde.

Doch wôirden si dâ verspîet ind wart Karl zô wissen gedâin, dat si dâ wâren. Dô zôich hei dar mit grôissem volc ind belacht si, ever de môder halp Reinolt heimlichen enwech, want Karl mê verbolgen was up in, dan up alle de anderen. Dâr nâ gaf si den drinnen râit, dat si wullen ind barvôis deme koninc ôitmôedenclich zô vôis vielen ind bieden genâde. Alsô dêden si ind de môder viel eme ouch zô vôis ind bat vur ire kindere, ever it was dô [2] vergeves. Dô leis hei si vangen ind binden ind vôirt si mit sich in Vrancrîch ind satte si in den kerker, ind sachte, dat hei si alsô lange wuelde halden gevangen, bis dat hei Reinolt krêge, dan wuelde hei si alsamen dôin hangen.

Als dit alsus geschiet was, bedrœfde hei sich, umb dat sîne brœdere gevangen wâren, ind kierde weder zô Montalbâin. Dâr nâ reit hei

1) *Hs.*: vii. 2) *Hs.*: zo.

mit Beiart under de galge ind warde, of si sîne brœdere dar brêchten, dat hei in zô hulpen quême. Ind van grôisser drœfheit ind swâirheit sîns herzen sô wart hei slâifen, ind Beiart geinc dâ weiden ind geinc ûisserwege. Dô quâmen dar gâin xxv knechte ind sâgen Beiart dâ gâin. Dô machden si einen reifen van gerden ind umbringden it ind brâchten it deme koninc. De untfeinc it mit grôisser vrueden ind gaf it Rôlant, sîme neven, dat hei Reinolt dâ mit twingen suelde. Mêr overmitz hulpe van Malagis, sô kreich hei it weder.

[f. 7] Dâr nâ wart deme koninc gerâden, dat hei sîne crône suelde lâissen ûisvœren ind richten si up veir stachen ind gebieden durch alle sîne lant, dat mallich zô der crônen komen suelde, ind wer si wunne, deme suelde si der koninc veirvalt weder lœsen mit rôidem goulde. Ind dat ros, dat dat beste mach loufen, dat suelde hei gelden ind geven it sîme neven Rôlant, up dat hei Reinolt dâr mit twingen suelde. Als dit der koninc hôirde, behagede it eme wâil ind gebôit dit alsus zô geschîen. Nochtant intfôerte hei, dat it Reinolt vernemen suelde. Dâr umb gebôit hei alle de porzen zô sliessen ind alle de wege zô besetzen ind geine vremde ritter in zô lâissen. Nochtant verhengde it got overmitz hulpe van Malagis, de Reinolt ind Beiart alsô verwandelde, dat men si neit en kante. Ind alsô quâmen si under de schâre, ind Beiart was alsô snel van loufe ind quam eirst zô der crônen. Ind Reinolt wan de crône ind nam si mit sich ind de dûrbar steine dêde hei van der crônen ind satte si zô Montalbâin tuschen de zinnen in ein zeichen sînre victôrien. Ind der koninc môiste eine ander crône weder dôin machen. Ouch sô verlôist Malagis sîne brœder ûis der gevencnis overmitz sînre kunst, ind brâchte si weder zô Montalbâin.

Wê hei verrâden wart van sîme swegerhêren umb veir sômêr geladen mit goulde.

[f. 7b] Dâr nâ geveil it ever, dat Karl hof hîlte mit vil hêren ind vursten ind dâ was ouch Ivo, der koninc van Tarrascônien, Reinoltz swegerhêre. Zô desem geinc Karl ind bat in, dat hei eme Reinolt ind sîne brœdere overleverde, sô wuelde hei eme geven veir sômêre geladen mit rôidem goulde. Ivo vergas alle der truewen, dê eme Reinolt gedâin hatte, ind wart verleit overmitz dat gôit ind gelovede deme keiser, dat hei si eme leveren suelde in Valkalône overmitz verrêderîe, als hei ouch dêde.

Alsus schiede hei van danne; ind der keiser sante Fauken van Morliône mit veir dûsend[1] mannen zô Valkalône, irre dô zô warden.

1) *Hs.*: iiii^{m}.

Ind Ivo der koninc zôich zô Montalbâin bî Reinolt ind leis in verstâin in lôisheit, wê dat hei si versôint hette mit Karl. Ind sachte, dat hei alleine mit sînen brœderen trecken suelde zô Valkalône, ind dat hei niemant van sîme volke mit nemen en suelde, noch Beiart noch geinreleie wâpen, mêr si suelden rîden up mûlen van Arragône ind haven an cleidere van scharlachen ind in iren henden lilien ind blômen.

Als hei dese rede hôirte, en behagede si eme mit al neit, mêr hei sachte, dat hei sich mit sînre hûisfrauwen wuelde berâden. Dô de vrauwe dat hôirte, wederrêde si it eme allet dat si mochte. Ever Reinolt hatte Iven in sô grôisser wirdicheit, dat hei neit en geloufte, dat hei eme sulche verrêderie dôin suelde, *[f. 8]* ind volchde sîns râdes ind neit der vrauwe. Ever si was sêre beanxtet ind rief Ritsart iren swâger heimlich ind gaf eme veir[1] swerde, dat hei dê mit sich vœrte, dat is Reinolt neit en wuste: of si in einch nôit quêmen, dat si get hetten, dâ si sich mit wêrden.

Alsus reden si intgâin Valkalône. Dô si zô Valkalône quâmen, vunden si dâ Fauken van Morliône mit vil volks, dê dar gesant wâren umb si zô vangen. Ind vernâmen ouch, dat si Ivo verrâden hatte umb veir[2] sômêre geladen mit goulde. Dô wôirden si sêre verveirt, umb dat si geine hulpe en hatten ind ouch ungewâpent wâren. Dô gaf Ritsart eiclichem sîn swert in de hant ind satten sich sterklichen zer wêr, eiclich vur den anderen ind griffen einen vrîen môit, sô dat si irre vil dôit slôigen. Ind Reinolt slôich Fauken van Morliôin dôit ind nam sîn pêrt ind sîne wâpen ind alsô dêde ein eiclich van sînen brœderen, ind wêrden sich mit alle irre craft; ever Writsart wart sêre gewont, alsô dat hei in neit mê gehelpen en kunde; ind Ritsart wart gevangen, mêr Reinolt verlôist in.

Alsus streden si eine lange wîle, mêr want des volks allet mê quam ind si sêre mœde wâren, sô vlouwen si up einen berch, dâ vil steine lâgen, ind wêrden sich mit steinen ind wurpen zô dôide man ind pêrt: ind mit der hulpen gotz ind ouch overmitz hulpe van Malagis, de eme zô hulpen quam mit vil *[f. 8ᵇ]* volks. Ind alsô wunnen si den strît ind keirden weder zô Montalbâin. Ind de ander hêren van Vrancrîch, dê over bleven wâren, keirden weder zô Parîs ind sachten Karl, wê it zô Valkalône ergangen was.

Dô wâinde Rôlant, dat Ive Reinolt nâ hulpe gedâin hette, ind zôich mit den zwelf[3] genôissen in sîn lant ind veinge in ind woulde in hangen. Als Reinoltz vrauwe dat vernam, wart si bedrœft, want it ir vader was. Dô hatte si ein cleine sôngen, geheischen Adelhart, dat nam

1) *Hs.*: iiii. 2) *Hs.*: iiii. 3) *Hs.*: xii.

si bî der hant ind quam alweinende vur Reinolt. Dô hei dat sach, wart hei beweget ind zôich intgâin Rôlant, ind nam in eme mit gewalt.

Dâr nâ over eine kurte zît was Ritsart ûisgereden jagen mit Malagis, ind Rôlant quam eme zô gemôete ind veinc in ind brâchte in Karl, dat hei mit eme dêde, wat hei wuelde. Ind want in niemant van den genôissen hangen en woulde, sô leverde hei in eime hêren, geheischen Rîpe van Rîpermont, dat hei in hangen suelde. Mêr Reinolt quam dar ind verlôiste sînen brôider ind heinc den hêren van Rîpermunt an den galgen. Alsus dêde Reinolt dem keiser vil hôimôides, ind in allen dingen wan hei prîs, alsus dat der keiser sachte: ich wêre liever ein arme man, dan dat mich Reinolt sus sal verwinnen in allen dingen.

Wê Karl Montalbâin belacht ind wê Reinolt sôine kreich ind wê Beiart verdrenkt wart.

[f. 9] Dâr nâ zôich Karl ûis mit vunfzein dûsent[1] mannen, âin de gene, dê noch nâ quâmen, ind belacht Montalbâin an allen enden al umb ind umb ind verstûirde ind verherde Reinoltz lant. Als hei dat sach, satte hei sich sterklich zer wêr mit sîme volc, want hei hatte stietz bî sich vunfzein hondert[2] gewâpender man. Ind Ivo, der koninc van Tarrascônien, sante eme xx hondert,[3] ind Malagis brâchte eme vunf hondert.[4]

Der keiser umbsatte Montalbâin mit magnêlen, tribucken, catten, sôgen ind ander gewêr, mêr hei en kunde is geins sins gewinnen, want it was sêre starc ind unwinlich ind hatte zwei pâr mûiren umbgâin. Alsus lach der keiser dâr vur wâil vii jâir, ouch wart binnen den vii jâiren mench sturm dâr vur gehalden, alsô dat deme koninc vil grôisser hêren ind vursten wôirden verslagen ind vil volks, want Reinolt ind sîne brœdere wâren sô wâil gemaneirt zô strîden, ind Beiart beiss mit den zenden ind trat ind slôich mit den vœssen alle dat bî it quam. Mêr si hatten alsô grôissen honger, dê dâr binnen wâren, dat si ire pêerde môisten essen. Dô wôirden si zô râide, dat si alle veir sâissen up Beiart ind reden heimlichen van danne. Ever der keiser wart des gewar ind jagede in nâ bis in den walt van Ardân. Ind dâ belacht hei si up eime slos, dat ouch Reinoltz was.

Dô quam dar Reinoltz môder, vrauwe Aia van Pirlapunt, ind viel deme keiser irem brôder zô vôisse mit drîn koninkingen ind mit drîn grêven. Ind des keisers hœchste hêren bâ *[f. 9b]* den alle vur Reinolt. Dô sprach der keiser: êe si mîne vruntschaf erkrîgen, sô wil ich haven Beiart, de sô wâil kan strîden, mînen willen dâ mit zô dôin. Als Reinolt dat hôirt, wart hei besweirt van herzen, want hei dat ros sêre lief

1) *Hs.*: xv m. 2) *Hs.*: xv c. 3) *Hs.*: xx c. 4) *Hs.*: v c.

hatte; mêr want de zît nâ bî was, dat hei zô hantz overmitz de genâde gotz ein ander man werden soulde, sô geinc hei van deme slosse ind gaf deme keiser Beiart in sîne hant, intgâin sînre brœdere wille. Dô leis eme der keiser einen mullenstein an den hals binden ind leis it werpen in ein reveir. Mêr it slôich den stein zô stucken ind ran ûis deme reveir. Dô môiste it Reinolt wederumb vangen. Dô leis eme der keiser einen mullenstein binden an eiclichen vôis ind leis it ever werpen in dat reveir. Ever it slôich mit vœssen ind zobrach de steine ind leif ûis deme reveir. Ever Reinolt de veinc it weder ind gaf it deme keiser ind sacht: nemet nû Beiart dirdewerf, intgeit it nû weder, ich en vangens uch nummermê!

Dô sacht Karl: Reinolt, ir en moget sînre neit sein, ir môist uch umb kieren, dat uch Beiart neit en sîe, hei en versinkt anders nummermê. Dô môiste Reinolt sweren vur alle den hêren, dat hei nâ Beiart neit sein en suelde. Dô lies eme Karl binden zwein mulensteine an eiclichen vôis ind einen an den hals ind alsô werpen in dat reveir. Ind alsô sanc it dô zô grunde ind Reinolt veil in unmacht. Dâr nâ stôint hei up ind geinc alleine durch den *[f. 10]* busch ind swôir, dat hei nummer pêrt bescrîden [1] en suelde noch swert gurden an sîne side, noch spôeren an sîne vœsse, ind ouch dat hei nummer kristen minschen verslâin en suelde. Ind alsô keirde hei weder zô Montalbâin.

Wê Reinolt schiede van sînre hûisfrauwen ind van sînen kinderen, ind wê hei in de wœstenîe geinc.

Als Reinolt weder komen was zô Montalbâin, verzalt hei sînre hûisfrauwen, wê dat de sôene mit Karl gescheit was, ind dat Beiart verdrenkt wêre. Dô wart si bedrœft, umb dat Beiart dôit was, ind was ouch vrôe, umb dat si versôent wâren. Dô leis Reinolt alle sîne kindere vur sich komen, ind sînen elsten son, geheischen Emerich, den slôich hei ritter ind gaf eme den castêel Montalbâin ind sîn swert ind machde in hêre van deme lande. Ind sînen anderen kinderen deilte hei sîn gôit ind gaf in marke ind burge ind ander grôisse lêne. Dâr nâ kusde hei sîne hûisfrauwe ind sîne kindere mit grôisser besweirnisse sîns herzen.

Ind des selven nachtes dêde hei ûis sîne kostliche cleidere ind dêde an einen snœden roc ind geinc van deme castêel Montalbâin ind leis achter [2] lant ind lûde, goult ind silver ind allet dat hei hatte ind de ganze werelt, sîne hûisfrauwe, sîne kindere, sîne alderen, sîne brœdere, alsô dat hei niemant van in allen dâr nâ en gesach, ûisgenomen sînen son Emerich. Ever si wâren *[f. 10b]* ûisser mâissen sêre bedrœft, dat

1) *Hs.*: bestryden. 2) *Hs.*: achten.

si in verlôren hatten ind sôichten in alre wege ind en kunden sînre neit vinden.

Ind Reinolt geinge des nachtes in deme mânen schîne durch de wœstenîe, dâ vant hei einen hermiten, der en hatte binnen xv jâiren nie minschen gesein. Zô deme geinc Reinolt ind verzalte eme sînen stâit ind bîchte alle sîne sunden, dê hei van kinde up gedâin hatte, mit grôissem ruewen. Dô riede eme der hermite, dat hei dâ blêve in der wœstenîen ind dêde sîn hemde ûis ind sîne schôene ind eisse spîse gelich den biesten, ouch leirde hei in, wê hei got anbeden suelde.

Sus bleif hei dâ drî jâir lanc ind en as neit dan worzelen ind krûit ind dranc wasser. Hei geinc blôis huefdes ind blôisser vœsse ind lach up der blôisser erden ind leit grôissen kummer van hagel, van snêe, van hizden, van kelden ind grôis armôede willenclich umb de minne gotz. Zô deme lesten wart hei alsô underkomen van deme lîve ind alsô sêre verkrenkt van der grôisser ungewôenheit, want hei in alre wêelden ind genœgeden nâ der werelt louf geleêeft hatte ind nû zô sô grôisser armôede ind ellendicheit gekomen was, sô dat hei is van swacheit sînre natûren neit langer lîden en mochte, ind geinc zô deme hermiten ind clagede eme sîne nôit.

Wê der engel deme hermiten offenbâirde, *[f. 11]* **dat Reinolt trecken suelde zô Jherusalem.**

Als Reinolt alsus in desem grôissen kummer was, sô quam ein engel zô deme hermiten ind sachte eme, dat hei Reinolt zô wissen dêde, dat hei trecken suelde zô Jherusalem [1] ind helpen dat hilge lant weder winnen ind brengen in der cristen hand. Als hei dit hôirte, sachte hei eme, wê dat hei verlovet hette nummer pêrt zô bescrîden [2] noch swert an sîne side zô gurden noch spôren an sîne vœsse, dâr umb en möchte hei neit dar trecken. Dô sachte hei eme, hei möchte wâil harnersch ind ander wâpen haven, stöcke, pêeken ind der gelich.

Alsus geinc hei ûis der wœstenîen ind geinc durch Ungeren ind vort in dat lant van Slavônien ind quam in de haven van Tripen. Dô quam dar de mêre, dat Cabêrien belacht wêre ind Akers wôre in sorgen. Dô santen si in hulpe zô pêerde ind ouch zô vôisse. Ind Reinolt lief zô vôisse mit den anderen. Dit was weirlichen de verwandelinge der rechter hant gotz, want der gene, de dat vernôemste was under allen vursten, de was nû unbekant, ind de dat beste ros plach zô rîden, dat de werelt binnen hatte, de geinc nû ôitmôedenclich zô vôisse mit den

1) *Hs.*: ihrl'm *so immer.* 2) *Hs.*: bestryden, *von späterer hand am rande:* bestygen.

anderen knechten. Ind hei zôich einen prûimboum ûis der erden ind machde in bequême zô dragen, dâ mit woulde hei sich weren. Alsus quâmen si vur Jherusalem ind Reinolt slôich vil *[f. 11b]* heiden zô dôide mit sîme stave. Ind want de heiden vil hatten gehôirt van Reinolt ind van sînen werken, de hei vurzîdes gedâin hatte, sô sprâichen si: Reinolt ist verresen.

In der selver zît dô was Malagis, dâ vur af gesacht is, in der wœstenîen ind hatte gode gedeint in grôisser abstinencien drî [1] jâir lanc. Dô quam zô eme eine stimme van deme hemel, dê sacht, dat hei trecken suelde zô Jherusalem ind helpen dat hilge lant weder winnen. Ouch sachte si eme, dat hei Reinolt sînen neven dâr vinden suelde. Dô wart hei sêre blîde ind geinc snellichen darwart. Ind dô si bî ein quâmen, umbveingen si sich mit vrueden, ind mallich verzalt deme andere sînen stâit. Dâr nâ zôigen si vort zô deme strîde mit den kristen, dê dâ wâren, ind si behielten den prîs ind slôigen vil heiden dôit. Ever Malagis wart geschossen mit eime quadrêle durch sîne burst, alsô dat hei neder veil van deme pêerde up de erde. Dô gesâinde hei Reinolt ind beval gode sîne sêle ind vôir zô deme êwigen leven.

Alsus lâgen si ein ganz jâir vur Jherusalem ind Reinolt slôich drî [1] soldâne dôit ind wan de stat ind brâchte alle dat lant in der cristen hant. Ind si woulden in krœnen als einen hêren, de dat lant gewonnen hatte, mêr hei en woulde is neit gehengen noch begerde geine zîtliche êre, mêr hei begerde de zît sîns levens zô blîven in armôede ind in unbekantheit, ind alsô schiede hei van *[f. 12]* Jherusalem. Ind si geleiten in eirlichen zô schiffe ind bôiden eme vil gôitz, goult, silver ind mencherhande zeirheit, mêr hei en begerde neit mê, dan dâ hei mit zô lande möchte komen, ind alsô vôiren si veirzich [2] dage ind veirzich [2] nachte ind quâmen zô Marsilien.

Wê Reinolt weder quam zô Parîs ind van Karl eirlichen intfangen wart.

Dô hei zô Marsilien quam, dô hôirt hei dâ nuewe miere, wê dat Karl der keiser einen kamp up genomen hette intgâin Reinoltz son, Emerich. Ind dat was alsus zô komen. Dô Reinolt mit deme keiser versôint was ind Beiart verdrenkt was, sô jâmerde Karl sêre, dat Reinolt sô drœflichen van eme schiede ind sîne erven alsô leis. Dô untbôit hei Emerich, dat hei zô eme quême, ind gaf eme zô lêene allet dat sîn vader gehat hatte, ind vôirte in mit sich in Vrancrîch ind hielte in bî sich in grôisser êren. Dô dat sâgen des keisers riede, dat verrêder wâren, de selven, dê ouch Lodewich den râit gâven, dat hei mit Adel-

1) *Hs.*: iii. 2) *Hs.*: xl.

hart spelen suelde umb sîn hueft, dâ vil ungelucks van quam, sô benîden si dat, dat Emerich sus vurgezogen wart van deme keiser, ind slôigen einen valschen lœgenaftigen râit ind sachten, dat hei geswôren hette, dat hei sînen vader ind sîne œmen, sîns vader brœdere, ind Beiart, den hei gehat suelde haven, noch wrechen suelde: des hei doch nie gedâcht en hatte. Umb deser sachen willen was der kamp up genomen. Dô Reinoult dat *[f. 12ᵇ]* vernam, wart he sêre besweirt van herzen ind zôich zô Parîs ind quam bî keiser Karl sînen œmen als ein arme pilgerim. Ind der keiser vrâgede in, of hei einche nuewe mêre wiste van over mêer. Dô sachte hei, wê hei dâ gewest wêre ind dat si grôisse hulpe gehat hetten van zwên mannen. Dô vrâgede der keiser, wer si wêren. Dô sprach hei, it was Reinolt ind Malagis, ever Malagis wart dâ dôit geschossen. Dô vrâgede hei, of hei neit en wiste, wâ Reinolt wêre. Hei antworde: hei steit hie vur uch als ein arme man. Als hei dat hôirte, zô hantz umbveinc hei in ind intfeinge in mit grôisser vrueden. Ind alle de genôissen ervrueden sich ind boven al Emerich sîn son, ever de verrêder bedrœfden sich. Der keiser lies in kostlichen cleiden ind dêde eme vil zô gemache.

Dô vrâgede hei sînen son, wâ Heime, sîn vader, wêre ind sîne brœdere. Dô sachte hei: si sœkent uch alle ind hâint geswôren, dat si neit weder komen en willen, si en haven uch vunden. Als hei dat hôirte, wart hei sêre schrîende ind sîn son verzalte eme de sache, wâr umb hei den kamp up genomen hatte. Dô sachte hei: vil lieve kint, en vôerte dich neit, want got is bereit zô helpen den rechtverdigen, de in in hoffen. Sus bleif Reinolt dâ, bis dat de zît quam, dat men den camp halden soulde. Dô gaf got Emerich de victôrie, dat hei den camp wan ind slôich den anderen dôit, dat ein *[f. 13]* stark, strîdebar man was, ind Emerich was ein kint van xv jâiren.

Dô veil Reinolt, de hilge man, up sîne knêe ind dankde gode van der êren, dat sîn kint den kamp gewonnen hatte. Dô dêde Karl den dôiden sleifen an den galgen, ind dêde de verrêder van sîme râide ind alle ir geslechte. Ind Emerich keirde weder mit deme keiser zô Parîs. Ind hei besserde eme sîne lêene ind gaf eme burge ind ander gôede ind heilte in bî sich in grôisser êren.

Wê hei van Karl schiede ind zô Collen quam.

Her nâ gedâchte Reinolt, wê hei sîn leven vort an möchte leiden nâ gotz willen. Ind want de gotliche leifde brante in sîme herzen, sô leis hei den keiser sînen œmen ind sînen son ind alle de werelt ind dêde ûis sîne costliche cleidere ind cleite sich mit snœden cleideren ind geinc des nachtes heimlich ûis deme pallâis ind quam in ein vremt lant, dâ

in niemant en kante. Nû hôirt hei sagen van der hilger stat Collen — dê dâ ist eine hueftstat alle des landes van Germânien — wê dat dâr vil hilger lîchame ind grôis hiltum inne wêre. Sô quam hei dar, umb zô versœken alle de menchveldige hilge stede. Sus bleif hei zô Collen ind geine in sent Peters clôister ind dêde ein geistlich cleit an ind gaf sich over umb de liefde gotz, deme dâ zô dienen is reg*[f. 13ᵇ]* nieren.

In desem clôister levede hei sô hillenclich, dat got vil mirâkel durch in dêde binnen sîme leven. Want hei gaf den lamen dat gâin, den douven dat hœren, dê blint gebôren wâren, gaf hei dat gesicht. Ouch zuichden vil minschen,[1] dê it hatten gesein, dat got overmitz sîn gebet einen dôiden erweckde ind gaf in levendich sînre môder weder, dê dâ sêre schrêe. Hei machde ouch gesunt ein kint, dat zô eme gedragen wart, dat vil jâir dat kalde geleden hatte. Dat wart des selven dages gesunt ind geine weder heim got lovende. Hei verdreif ouch de bœse geiste van den besessen minschen. It geveil, dat dat volke der niester provincien kranc wart van der pestilencien ind woulden liever sterven van eime snellen dôide, dan alzît gepînigct zô werden van einre ungesunder suichden. Dô si vernâmen dat geruich des hilgen mans Reinoldus, santen si zô eme eirsame manne zô bidden gesuntheit iren lîchamen. Dô si zô eme quâmen, vielen si vur sîne vœsse ind bâden in mit trânen, dat hei got wuelde bidden, dat dat volc erlôist wûrde van der fenînder suichden. Dô veil hei neder innenclich in sin gebet ind bat got vur dat volc. Unse lieve hêre erhôirte sîn gebet ind verlôiste alle dat volc van der swâirre suichden der pestilencien. Ind si dankden gode ind alle jâir loveden ind grôismachden si den hilgen man Reinoldum, ind verkundichden *[f. 14]* durch alle de werelt sîne duichden ind wonderwerke, dê got durch in gewirkt hâit. Alle dese mirâkel wirkde got durch in in sîme leven.

Wê hei gedœdet wart van den steinmetzeren ind in ein wasser geworpen.

In den zîden sô regierde de hilge buschof Agilolphus dat buschdum zô Collen, de dâ was ein man van grôisser hillicheit ind iunferlicher reinicheit ind van wîsem râide, want van sînre wîsheit wôirden geregeirt alle de sachen des landes van Gallien, want hei was ein vursorger des keisers Karoli. Deser begunte zô bouwen de kirche sent Peters binnen Collen, ind men gebôit achterlande allen steinmetzeren ind zimmerlûden, sô wer gelt verdienen wuelde, de suelde zô Collen komen. Alsô quam dar vil volks zô deme nuewen werke, alsô wart der hilge man gemacht ein meister ind regeire der werklûde ind dat hei ein overgesichte up si

1) *Hs.*: mynschden.

haven sulde. Dit dêde hei getruewelich ind gaf sich selver zô werke ind dêde mê werks alleine, dan der anderre veir of vunfe. Ind als de anderen geingen essen of slâifen, sô drôich hei steine, morter ind der gelich. Ind al dêde hei sus grôissen arbeit, hei en as nochtant neit dan eins des dages ein gerstenbrôit ind dranc wasser ind en woulde ouch neit mê lôins haven, dan des dages einen penninc. Dô vrâgeden si in, wê hei heische ind wanne hei wêre. Des *[f. 14b]* en woulde hei neit sagen; dô hieschen si in sent Peters werkman.

De meister verwissen den anderen knechten, dat si sô luewelich wirkden ind sô vil geldes nâmen, ind dat deser sô grôissen arbeit dêde ind en nam neit mê dan des dages einen penninc. Her umb wôirden si in sô sêre hassen ind benîden ind hatten mencherleie râit, wê si sînre quît möchten werden. Nû hatte der hilge man eine gewôenheit, dat hei alle de kirchen binnen der stat Collen plach zô visentieren, sîn aflâis zô holen ind sîn gebet zô sprechen ind underwegen sîne almissen zô geven den armen, dê sînre beiten. Dit bekanten sîne gesellen wâil ind machden einen râit, wê dat si up in wuelden warden. Ind in heimlichen dœden, als si ouch dêden.

Desen râit bekante der hilge vrunt gotz in deme geiste ind begunte zô loufen zô den pînen, recht of hei geladen wêre zô den wâillusten, ind offerde sich den mœrderen als sînen vrunden, up dat hei möchte verdienen ein merteler up zô stîgen zô den hemelen. Ind als si in sâgen, vielen si wreitlichen in in ind slôigen eme mit iren hemeren sîne hilge hueft inzwei, alsô dat sîne hirnen ûisleifen. Dese zeichen der wonden zeunet men noch zô Dorpmunde in sîme hilgen huefde. Dâr nâ stâichen si in in einen sac ind voulten den *[f. 15]* mit steinen ind wurpen in in ein wasser, nâ bî deme Rîne, up dat ire misdât verborgen blêve. Ever de sêle des hilgen mertelers wart van den engelen mit grôissem lovesange gevôirt in den hemel.

Der alre hillichste merteler sent Reinolt wart gedœdet in den jâiren uns hêren, dô men schreif umbtrint echt hondert ind zein [1] des veirten [2] dages in deme Mei, ind wart gedœdet zô Collen, in der hilger stat, up deme selven plâin, dâ nû sîne capelle steit, dê gebouwet is zô der êren sîns namen ind sîns dûrbâren blôides, dat hei dâ verstûrt, dâ ouch grôis aflâis is zô verdienen, gegeven van deme stôil van Rôme, des niesten dages nâ drûzein dach als man sîn hôgezît vîrt.

Wê dat lîcham sent Reinoltz des hilgen mertelers vonden wart.

Als hei alsus verborgen lach in deme wasser, sô hôirten summigen, dê des wirdich wâren, boven deme wasser sœssen sanc van hemel-

1) *Hs.*: viii c ind x. 2) *Hs.*: iiii.

scher mêlodîen, ouch sâgen si des nachtes grôisse clâirheit schînen, recht als de sunne in deme middage. Ever nâ deme dôide des hilgen mertelers gebôit der overste des clôisters, dâ hei inne gewest was, dat men den lîcham irs brôiders over al sœken suelde. Sunder dô si in lange gesôichten durch den umbrinc der werelt, sô en vunden si is neit. Mêr *[f. 15ᵇ]* der hêre, deme der eirweirdige merteler lovelichen gedeint hatte, der en woulde neit langer verborgen lâissen sîn den lîcham des mertelers, ind wê hei in leif hâit gehat, dat bewîst hei overmitz mirâkel, dê her nâ volgen.

It geviel, dat zô der selver zît eine rîche vrauwe was binnen Collen, dê vil jâire hatte kranc gelegen, der gein arzeter en gelovede hoffen der gesuntheit, it en wêre, dat si got gesunt machde. Der vrauwen begunt alsô de grôissen wêwen zô drucken in einre nacht, dat si des dôides begerde. Nâ der middernacht, dô si sêre was vermœdet, wart si besweirt mit slâife. Ind in dem selven slâife erschein ire ein alre clâirste man ind sachte ire: ganc zô deme wasser, in wilch der hilge merteler sent Reinolt is in geworpen, der van den steinmetzeren is gedœdet, dâ saltu gesunt werden. Dô de vrauwe intwachende wart, gedâchte si, wat si gesein hatte. Des morgens verzalte si it iren vrunden. Ire vrunde leissen si dragen zô der stâit, dê si gewîst was, up dat si gesunt möchte werden durch dat verdeinst des eirweirdigen mertelers sent Reinoltz. Dô si dar gedragen was, erschein der sac, dâ der hilge lîcham inne was, in der hœchden des wassers swimmende. Alzôhantz als de vrauwe des saks gewar wart, stôint si stark *[f. 16]* ind gesunt up van deme bedde der krankheit.

Dâ geschach ein wunderlich mirâkel. Sô balde der hilge lîcham gezogen was ûis deme wasser, sô hôven alle de clocken an ind luiten in allen kirchen, dê binnen der stat Collen wâren sonder trecken einichs minschen, alleine van der craft gotz, zô êren deme hilgen merteler sent Reinolt. Dô quam dar der buschof van Collen mit den oversten der stat, mit den prelâten ind vil volks. Ind dô der lîcham ûis deme sacke gezogen was, bekanten si an sînen cleideren, dat it der gene was, den si plâgen zô heischen sent Peters werkman. Dô dêden si eme sîne cleidere ûis ind sâgen, dat hei umb sînen blôissen lîcham einen kostlichen gulden gurdel, der grôis gôit wert was, dâr an heinc ein segel van pûirem goulde sêre swâir von gewichte. Dô nam der buschof dat segel in de hant ind begunte zô lesen ind dâr stôinde alsus geschreven: Reinolt, herzoch van Montalbâin, grêve van Merwaldâin. Dô der buschof hôirte ind bekante, wer hei was, wart hei sich verwonderen, dat sich sô grôissen edelen vurste zô sô armen ôitmôedigen leven vernedert hatte, ind bedrœfde sich, dat sô hilgen man sô jêmerlichen gedœdet was.

Dâr nâ nâmen si den hilgen lîcham ind lachten in up de bâir, up wilcher de kranke vrauwe dar gedragen was, ind deckden in mit sîden dôicheren. *[f. 16ᵇ]* Ind de vrauwe, dê gesunt was wôrden, halp den hilgen lîcham dragen mit den dregeren zô deme clôister, dar sich der hilge man in gegeven hatte, dâ zô der selver zît ein mönch, de gestorven was, overmitz verdeinst des hilgen mertelers sent Reinoltz uperweckt wart van deme dôide. Dese vindinge is gescheit des dridden dages des mâindes Septembris.

Wê sent Reinoltz lîcham zô Dorpmunde is komen.

In den selven zîden wâren de van Dorpmunde nuewe bekiert zô deme cristen gelouven, ind als si hôirten de nuewe mêre ind de mirâkel des alren hillichsten mertelers sent Reinoltz, sô quâmen si zô Collen zô deme ertschenbuschof. Ind want dâr sô vil hiltums ind hilger lîcham in der stat was ind si mit al neit en hatten, sô bâden si den buschof ôitmôedenclichen, dat hei in einen lîcham geven wuelde, up dat dat lant dê eirweirdiger wêre ind ouch dê sicherre van den vîanden. Ind begerden, dat hei in ein lit of get gêve van sent Reinolt, deme hilgen merteler, ind sachten, dat si eine kirche wuelden machen in sîne êre. Der buschof en woulde is neit dôin, mêr hei woulde in ganz dâ behalden, ever hei rief zô samen de clerkschaf der stat ind vrâgede, wat hilges hei geven möchte den van Dorpmunde. Dô si lange zwîvelden, wen si dar senden suelden, dô be*[f. 17]*wîste der hêre overmitz mirâkel, dat sent Reinolt in zô senden wêre, want der sarke, dâr dat hilge lîcham inne lach, stôint vur der kirchen ind zounte, dat hei nutze suelde sîn deme volke, dat nuewe bekiert was. Nochtant zwîvelde dat blinde gemœde der minschen, wat si dôin suelden, ind den der hêre offenbâirlichen verzount zô senden, den drôgen si wederumb in de kirche. Dit geschach drîmâil nâ ein ander. Zô deme lesten dêde unse hêre up de ougen irs herzen ind bekanten offenbâirlichen, dat hei der gene was, der zô senden wêre, gesunt zô machen dat volke.

Her umb quâmen zô samen de pâfschaf mit alle deme volke ind nâmen den lîcham des alren hillichsten mertelers Reinoldus ind lachten in eirweirdenclichen in eine zeirliche kasse ind satten in up eine kare umb en wech zô vœren. Sô geschach ein wunderlich mirâkel: zô hantz keirde sich de kare umb, êe si de pêerde an spienen, ind begunte sêre zô loufen sonder iemans hulpe den rechten wech zô Dorpmonde wart. Der buschof van Collen volgede nâ mit processien ind eine grôisse schar volks ûis der stat Collen bî drî dûsent mit unzelligem lovesange drî mîlen weges zô êren deme hilgen lîcham ind kierden weder. Ever de kare lief vort mit deme lîcham zô Dorpmonde in de stat ind bleif stâin

up der selver stêde, dâr *[f. 17b]* nû eine sêre schôine kirche gebouwet is in sîne êre, in wilcher hei rastet: ind is ein patrône ind beschirmer alle des landes, als men offenbâirlichen gesein hâit, dat hei stôinde up der mûiren van der stat ind beschirmde si van den vîanden, dê si belegen hatten. Vil ander wonderwerke ind mirâkel hâit got gewirkt durch in. Dese overvœringe is gescheit des sevenden dages in Jânuâriô, dat is des eirsten dages nâ druizein dach.

Wê hei canoniceirt wart van deme pâise Leo overmitz bede keiser Karls sîns œmen.

Her nâ untbôit der buschof van Collen deme keiser Carolô, dat sîn neve Reinoldus van Montalbâin dâr gedœdet wêre heimlich van den steinmetzeren ind wê sîn lîcham overmitz mirâkel gevonden wêre. Als der keiser dat hôirte, wart hei sêre zornich ind woulde Collen belegen, want Reinoldus sîn neve in der stat gedœdet was. Mêr dô hei hôirte, dat hei mit sô vil mirâkulen schînende was ind de stat ouch mit allen geine schoult an sîme dôide en hatte, sô heische hei eme over leveren de misdêdigen, dê in zô unrecht gedœdet hatten, ind leis si alle in dat wasser werpen ind verdrenken.

Her nâ sante der keiser zô Rôme einen ertschenbuschof, geheischen Ebrôneus, de ouch sîn bîchter was, zô deme pâis Leo deme veirden, dat hei eme seulde verzellen de *[f. 18]* hillicheit sîns neven Reinoldus ind ouch de mirâkel, dê got durch in gewirkt hatte, ind dat in der pâis seulde canonicêren ind verheven, als hei weirdich wêre. Als der pâis dat hôirte, dêde hei des keisers bede ind verhôif in mit grôisser eirweirdicheit ind schreif sînen namen in dat bôich der hilgen. Ever up de selve zît, dô hei canoniceirt wart, sô veil ein vûir van deme hemel up dat lîcham des hilgen mertelers sent Reinoltz in ein zeichen sînre grôisser hillicheit ind ein hemelsch gezuichenisse. Dâ mit wart bewîst, dat it der wille gotz was, dat hei, der in deme hemel glorificeirt was, ouch[1] in der erden verhaven ind geeirt soulde werden.

Unse lieve hêre hâit etzliche hilge begâvet mit genâden, alsô dat hei in macht hâit gegeven summige krankheiden zô genesen, als den veir marschalken ind ouch etzlichen anderen hilgen. Des gelichs hâit der almechtige got ouch desen hilgen mertelor sent Reinolt grôeslichen geeirt, alsô dat hei eme gewalt gegeven hâit etzliche grôisse swâir krankheiden zô genesen.

Zô deme eirsten over de pestilencie, dê in desen landen sêre regneirende is, want unse lieve hêre hâit binnen sîme leven overmitz sîn gebet eine ganze lantschaf verlôist van der pestilencien, dê in ôitmôe-

1) *Hs.*: bewyst dat hei der in deme hemel glorificeirt was. dat it der wille gotz was dat hei ouch

denclich bâden *[f. 18ᵇ]* umb hulpe, ind want hei dat van gode mocht erwerven, dô hei noch was up deser erden, wê vil mê vermach hei nû van gôde verkrîgen, dâ hei bî eme is regneirende in deme hemel? Dâr umb sal men in sunderlich êren ind anrôifen vur de grôisse krenkde der pestilencien.

Zô dem zweiden hâit hei macht gesunt zô machen, dê dâr gichtig sint, wilche krankheit den minschen underwîlen berouvet der gewalt alle sînre geleder, sô dat hei sich gerœren noch gewegen en kan sonder grôisse pîne. Van deser krankheit hâit hei gesunt gemacht eine vrauwe, der gein arzeder helpen en mocht. Dê wart gesunt overmit sîn verdeinst.

Zô deme dirden over de ûssetzicheit ind quâiden plac, wonden ind flecken in deme lîcham zô genesen. Dâ de gene, dê mit alsulchden krenkden bevanden sint, grôisse sîricheit ind pîne van binnen ind van bûissen haven: desen mach hei zô hulpen komen, is, dat si genâde an eme sœken ind begeren.

Zô deme veirden over de krankheit, dê dâr heischt de vallende suichde, dê zumzît alsô stark is, dat si de lûide neder zô der erden wirpt recht of si dôit weren.

Zô deme vunfden over dê, dê apostêmen ind geswêre hâint in der kêelen ind neit in genemen en kunnen, dô dickwîle de lûide van ster- *[f. 19]* ven binnen xxiiii ôren, is it, dat men in neit in zîde zô hulpen en kuimpt.

Zô deme seisden over dê, dê gebrech hâint in den hirnen, als de wânsinnich sint of dol of râsende ind heischen frenêtici.

Zô deme sevenden over dat febris, wilche eine sêre gemeine krende is. Zô deme echden [1] over de besessen minschen, dê gepîniget ind gequelt werden van den bœsen geisten, dê zô reinigen ind zô verlœsen overmitz sîn verdeinst, ouch de lamen ind de blinden gesunt zô machen, is it, dat si in innenclichen anrôifen, hei mach in allen zô hulpen komen in iren nœden. Ouch mach hei uns zô hulpen komen in ûiswendigen nœden ind perikulen ind verlœsen uns van krêge ind orlich ind van den sichtlichen vîanden. Als dickwîle geschiet is in der stat zô Dorpmonde, dâr sîn hilge lîcham rastet, dat de stat belacht was van iren vîanden, dat si in sichtlichen sâgen stâin up der mûiren van der stat ind beschirmde ind verlôist si van allen nœden. Desen alren hillichsten merteler sent Reinolt lâist uns innenclichen anrôifen, dat hei uns genâde erwerve van gode, dat wir nummer van eme gescheiden en werden. Des gunne uns der vader, der son ind der hilge geist. Amen.

BONN. AL. REIFFERSCHEID.

1) *Hs.*: viii.

ÜBER DEN SYNTACTISCHEN GEBRAUCH DER PARTICIPIA IM GOTISCHEN.

I.

Der reichen fülle von participien, welche andere sprachen (z. b. die griechische) aufweisen, haben die germanischen nur zwei gegenüber zu stellen: ein activisches präsentiales und ein passivisches präteritales.[1] Unzweifelhaft konten sie in vorhistorischer zeit auch activische vergangenheit und passivische gegenwart durch participia ausdrücken, dieselben sind jedoch mit zahlreichen anderen verbal- und nominalformen im laufe der jahrhunderte verloren gegangen, und kaum vermag der scharfsinn des sprachforschers aus dürftigen resten und der vergleichung anderer idiome ihre ehemalige gestalt zu erschliessen.[2] Wol oder übel müssen daher die erhaltenen formen die vertretung der verlorenen mit übernehmen.

Das gotische participium act., welches bei starken und schwachen verbis durch anhängung des suffixes *-nd* an den präsensstamm gebildet wird, bezeichnet ein in der gegenwart handelndes subject. Das participium pass., bei den starken verbis durch das suffix *-na*, welches mittels des vocals *a* an die wurzel tritt, bei den schwachen durch das suffix *-da*, das sich dem stammesausgang anfügt, gebildet, bezeichnet ein object, an dem die handlung vollendet ist. Ein subject, das eine handlung vollendet hat, und ein object, an dem eine handlung vollzogen wird, vermag das gotische durch eigene formen nicht auszudrücken.

1) Zu diesen bezeichnungen berechtigt uns der in allen germanischen sprachen im grossen und ganzen gleiche gebrauch dieser participia. Ob aber diese bestimte bedeutung schon von vornherein in ihnen lag oder ob sie ursprünglich nur den begriff des verbums in adjectivischer form ausdrückten, ohne an ein bestimtes genus und tempus verbi gebunden zu sein, das ist eine frage, die von der vergleichenden sprachforschung wird gelöst werden müssen. Manche tatsachen sprechen für die zweite möglichkeit, z. b. dass das sogenante participium passivi in gewissen fällen geradezu activische bedeutung hat, wie in den lateinischen deponentibus (*ausus*, *gavisus*) und den gotischen intransitivis (*qumans*), sowie eine reihe von ausdrücken, wie *biligendiu minne* (Parz. 193, 4), engl. *the house is building* usw. Anderes spricht dagegen, wie z. b. der umstand, dass das suffix *-na* überall zur bildung passivischer ausdrücke verwant zu werden scheint, vgl. lat. *do-n-um*, das gegebene. — Über einzelne fälle, wo got. part. praes. im passivischen sinne zu stehen scheint, s. u.

2) J. Grimm vermutet (GDS 457) in got. *beruseis*, *jukuzi* alte participia praet. act. Jedenfalls aber war in der zeit, welcher unsere gotischen denkmäler angehören, das bewustsein von der bedeutung dieser formen längst geschwunden; dieselben sind also für die syntax ohne jede bedeutung. — Vgl. auch Leo Meyer, die got. sprache p. 176 fg.

Ein bedürfnis, auch diese verhältnisse in der sprache widerzugeben, war jedoch, wie überall, auch im gotischen vorhanden und wurde nicht etwa erst dann fühlbar, als man bei gelegenheit der bibelübersetzung gezwungen wurde, griechische participia praet. act. und praes. pass. zu verdeutschen. Wol aber bietet sich uns hierdurch die gewünschte gelegenheit, aus der vergleichung jener griechischen formen mit den dafür eingesetzten substraten zu lernen, wie sich die gotische sprache zu helfen suchte; und um später bei der besprechung der syntactischen functionen des gotischen particips durch dergleichen untersuchungen nicht aufgehalten zu werden, scheint es zweckmässig, bereits an dieser stelle abzuhandeln, wie die verschiedenen griechischen participia im gotischen widergegeben sind, sowie die fälle zu verzeichnen, wo gotische participia an stelle anderer griechischer formen getreten sind.

Das gotische participium act. entspricht gemäss seiner oben angegebenen bedeutung genau nur dem griechischen participium praes. act. Dieses wird daher regelmässig durch jenes widergegeben: *sa inn gaggands þairh daur, ὁ εἰσερχόμενος διὰ τῆς θύρας*, J. 10, 2. — *þu manna visands taujis þuk silban du guþa, σὺ ἄνθρωπος ὢν ποιεῖς σεαυτὸν θεόν*, J. 10, 33. — *kunnandam vitoþ rodja, γινώσκουσι νόμον λαλῶ*, R. 7, 1 usw. An zahlreichen stellen muss jedoch das got. part. praes. auch griechische participia aor. und perf. act. widergeben: *usgaggands, ἐξελθών*, L. 1, 22. *galukands, κλείσας*, Mt. 6, 6. *anahneivands, κύψας*, Mc. 1, 7. *salbonds, χρίσας*, 2 Cor. 1, 21.[1] — *afarlaistjandin, παρη-*

1) Ausserdem vertritt got. part. praes. griechisches part. aor. act. an folgenden stellen: Mt. 5, 24. 8, 1. 2. 3. 5. 7. 8. 10. 14. 18. 19. 23. 25. 28. 32. 33. 34. 9, 1. 2. 8. 9. 10. 11. 12. 18. 20. 22. 23. 25. 28. 31. 36. 10, 40. 11, 2. 4. 25. 25, 40. 26, 66. 6?. 71. 73. 75. 27, 2. 3. 4. 5. 6. 7. 47. 48. 50. 53. 54. 58. 59. 60. 64. 66. Mc. 1, 7. 18. 20. 21. 26. 29. 31. 35. 37. 41. 43. 45. 2, 4. 5. 8. 12. 14. 16. 17. 3, 6. 21. 22. 27. 4, 1. 18. 36. 5, 2. 6. 7. 13. 21. 22. 23. 26. 27. 30. 32. 36. 39. 40. 6, 5. 12. 16. 17. 20. 22. 24. 25. 27. 29. 54. 55. 7, 1. 2. 6. 8. 24. 25. 30. 31. 33. 34. 8, 6. 7. 9. 12. 13. 17. 23. 24. 29. 33. 9, 5. 12. 14. 15. 17. 19. 20. 22. 24. 25. 26. 27. 28. 30. 35. 36. 37. 10, 1. 2. 3. 5. 14. 16. 17. 20. 21. 22. 24. 27. 29. 32. 41. 47. 49 50. 51. 11, 2. 12. 13. 14. 15. 22. 29. 33. 12, 3. 4. 8. 12. 14. 17. 24. 28. 34. 35. 14, 11. 12. 45. 48. 50. 52. 60. 63. 67. 69. 15, 1. 2. 8. 12. 15. 17. 24. 35 36. 37. 39. 43. 45. 46. 16, 1. 4. 5. 8. 9. 10. 11. L. 1, 22. 28. 39. 60. 63. 2, 16. 17. 18. 36. 38. 43. 44. 45. 48. 3, 11. 4, 5. 8. 12. 13. 17. 20. 29. 30. 35. 38. 39. 42. 5, 2. 3. 5. 6. 8. 11. 12. 13. 19. 20. 22. 24. 25. 28. 31. 6, 3. 8. 17. 20. 49. 7, 3. 4. 9. 10. 13. 14. 20. 22. 24. 29. 36. 37. 38. 39. 40. 43. 8, 12. 14. 15. 16. 21. 24. 27. 28. 33. 34. 36. 37. 41. 44. 47. 50. 51. 54. 9, 10. 11. 12. 13. 16. 19. 20. 21. 22. 25. 28. 32. 37. 41. 47. 48. 49. 52. 54. 62. 10, 10. 16. 18. 25. 27. 30. 14, 10. 15. 21. 28. 31. 32. 15, 4. 5. 6. 9. 15. 17. 18. 20. 23. 28. 29. 16, 2. 6. 23. 24. 17, 14. 15. 17. 18. 19. 37. 18, 8. 15. 18. 22. 23. 24. 26. 31. 33 36. 43. 19, 1. 4. 5. 6. 7. 11. 13. 15. 23. 28. 30. 32. 35. 40. 41. 45. 20, 3. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 20. 23. 24. 26. 27. 29. 34. 39. J. 6, 11. 12. 14. 15. 38. 40. 41. 60.

κολουθηκότι, L. 1, 3. *haitandin*, *κεκληκότι*, L. 14, 12. *matjandam*, *βεβρωκόσιν*, J. 6, 13. *farjandans*, *ἐληλακότες*, J. 6, 19.[1] Wir sehen also, dass das got. part. act. sämtliche participia der griechischen activa und activischen deponentia, mit ausnahme des part. futuri, vertreten muss. Dieses komt im N. T. äusserst selten vor und nur an zwei stellen ist uns der gotische text daneben erhalten. Hier gibt Vulfila einmal das gr. part. fut. durch den infinitiv wider: *ἴδωμεν εἰ ἔρχεται Ἠλίας σώσων αὐτόν*, *saihvam qimaiu Helias nasjan ina* Mt. 27, 49, (doch hat dem übersetzer möglicherweise schon die lesart *σῶσαι*, welche einige handschriften bieten, vorgelegen). Jedoch auch J. 6, 64 hat der Gote es vermieden, an stelle des griech. part. fut. ebenfalls ein part. zu verwenden, sondern die auflösung in einen relativsatz vorgezogen: *ᾔδει ὁ Ἰησοῦς .. τίς ἐστιν ὁ παραδώσων αὐτόν*, *vissa Jesus hvas ist saei galeveiþ ina.* Freilich liest hier die zur italischen klasse gehörige handschrift D *παραδιδοὺς*, und da der gotische text, wie bekant, dieser klasse am nächsten steht, mag dem übersetzer die letztere lesart bereits vorgelegen haben.

Auch die griechischen participia praes. medii werden grösstenteils durch gotische participia praes. widergegeben, da jenes meist activische bedeutung bewahrt und sehr oft nur durch eine kaum merkbare nüancierung des sinnes vom act. sich unterscheidet: *ἐξομολογούμενος*, *athaitands*, Mt. 10, 1. Mc. 3, 23. 30 u. ö. *ἐπικαλούμενος*, *bidjands*, R. 10, 12. *ἀνεχόμενες*, *uspulands*, Eph. 4, 2 usw. Ferner muss das got. part. praes. häufig an die stelle eines griech. part. aor. med. treten: *προσκαλεσάμενος*, *athaitands*, Mt. 10, 1. *περιβλεψάμενος*, *bisaihvands*, Mc. 3, 34. 11, 11; *insaihvands*, Mc. 9, 8; *ussaihvands*, L. 6, 10. *ἀπολαβόμενος*,

7, 16. 18. 33. 40. 8, 59. 9, 4. 6. 11. 18. 11, 4. 17. 28. 31. 32. 43. 45. 12, 12. 24. 29. 44. 45. 13, 12. 16. 20. 21. 26. 14, 24. 15, 21. 16, 5. 8. 18, 1. 4. 22. 38. 19. 13. R. 7, 6. 8. 9. 11. 8, 3. 37. 9, 20. 10, 5. 16. 22. 1 Co. 5, 3. 9, 27. 10, 28. 11, 24. 14, 25. 15, 28. 2 Co. 1, 21. 22. 2, 3. 12. 4, 14. 15. 5, 15. 18. 7, 5. 12. 11, 8. 9. 12, 20. 21. Gal. 1, 6. 2, 1. 7. 9. 20. 3, 3. 4, 9. 15. Eph. 1, 13. 15. 20. 2, 14. 15. 16. 17. 3, 9. 4, 8. 5, 26. 6, 13. 16. Phil. 2, 7. 28. 30 3, 6. 4, 14. Col. 1, 20. 2, 13. 14. 15. 1 Th. 2, 13. 3, 6. 1 Tim. 1, 12. 19. 2, 6. 3, 13. 6, 13. 2 Tim. 1, 9. 10. 17. 4, 10. 11. (Die participia aor. griech. deponentia sind in dies verzeichnis mit aufgenommen.)

1) Ausserdem steht got. part. praes. für griech. part. perf. act. an folgenden stellen: J. 8, 31. 12, 37. 18, 18. 21. 1 Co. 15, 19. 2 Co. 12, 21. 13, 2. Eph. 1, 12. 1 Tim. 4, 3. Participium perf. eines activischen deponens findet sich nur 2 Tim. 3, 5: *ἠρνημένος*, *invidands*. — Dass diejenigen griech. part. perf., welche präsentiale bedeutung haben, got. ebenfalls durch part. praes. gegeben werden, versteht sich von selbst: *παρεστηκώς*, *standands*, L. 1, 19. J. 18, 22. *περιεστώς*, *bistandands*, J. 11, 42. *εἰδώς*, *vitands*, L. 9, 33. J. 6, 61. *kunnands*, Gal. 4, 8. *πεποιθώς*, *gatrauands*, Phil. 1, 14. Philem. 21. — L. 8, 53 hat Vulfila wol *ἰδόντες* statt *εἰδότες* gelesen, da er sonst *εἰδώς* nie durch *gasaihvands* widergibt.

afnimands, Mc. 7, 33. — Vgl. Mc. 8, 23. 32. 11, 21. 14, 47. L. 6, 13. 8, 45. 9, 1. 47. J. 9, 11. 2 Co. 1, 22. 5, 19. Eph. 4, 25. 1 Tim. 1, 12. 19. — Wenn im griechischen die reflexivbedeutung des mediums deutlich hervortritt, drückt sie auch der Gote zuweilen durch hinzufügung seines reflexivpronomens aus: *θερμαινόμενος*, *varmjands sik*, Mc. 14, 54. 67. J. 18, 18. 25. *μετασχηματιζόμενος*, *gagaleikonds sik*, 2 Co. 11, 13. *ἐπεκτεινόμενος*, *mik ufþanjands*, Phil. 3, 14. *ὑπεραιρόμενος*, *ufarhafjands sik*, 2 Th. 2, 4. *ἀποστρεφόμενος*, *afvandjands sis*, Tit. 1, 14. *ἀπεκδυσάμενοι*, *afslauþjandans izvis*, Col. 3, 9.

Endlich erscheint got. part. praes. zuweilen auch an stelle griechischer adjectiva verbalia auf *-τος*: *unfraþjands*, *ἀσύνετος*, R. 10, 19. *ufsliupands*, *παρείσακτος*, Gal. 2, 4. *aviliudonds*, *εὐχάριστος*, Col. 3, 15. *unsveibands*, *ἀδιάλειπτος*, 2 Tim. 1, 3. Für griech. *ἀνεπίλημπτος*, *ἀνέγκλητος* findet sich im cod. Ambr. B neben *ungafairinoþs* (1 Tim. 5, 7. 6, 14. Tit. 1, 7) auch *ungafairinonds* (1 Tim. 3, 2. Tit. 1, 6), während der cod. A ausschliesslich die erstere form bietet (1 Tim. 3, 2. 10. 5, 7. 6, 14). Es ist daher die annahme wahrscheinlich, das *ungafairinonds* erst in späterer zeit als nebenform aufgetaucht ist.

Häufig setzt auch der gotische übersetzer für griechische participia pass. sinverwante participia act., und zwar meist von intransitiven verbis. Dies mögen nachfolgende beispiele belegen.

Als vertreter des griech. part. praes. pass. erscheint got. part. act. nur an drei stellen: *αὐξανόμενον*, *vahsjando*, Mc. 4, 8 (doch haben viele handschriften, darunter EFG, *αὐξάνοντα*); *συμβιβαζόμενον*, *þeihando*, Col. 2, 19; *ἐντρεφόμενος*, *alands*, 1 Tim. 4, 6. Zahlreicher sind die fälle, dass griech. part. aor. und pf. pass. in angegebener weise übersetzt sind: *urreisands*, *ἐγερθείς*, Mt. 8, 26. 9, 6. 19. R. 7, 4; *idreigonds*, *μεταμεληθείς*, Mt. 27, 3; *gavandjands sik*, *ἐπιστραφείς*, Mc. 5, 30. 8, 33 und ohne das reflexivpronomen: *gavandjands*, *στραφείς*, L. 9, 55; *vandjands sik*, *στραφείς*, L. 7, 9; *gasleiþjands*, *ζημιωθείς*, L. 9, 25; *gaslepands*, *κοιμηθείς*, 1 Co. 15, 18; *anaslepands*, 1 Th. 4, 15. — *ligands*, *βεβλημένος*, Mt. 8, 14. 9, 2. Mc. 7, 30; *κεκοιμημένος*, Mt. 27, 52; *skalkinonds*, *δεδουλωμένος*, Gal. 4, 3; *gaslepands*, *κεκοιμημένος*, 1 Co. 15, 20; *anaslepands*, 1 Th. 4, 13.

Alle diese stellen haben nichts auffallendes, auch der Grieche hätte statt *βεβλημένος κείμενος*, statt *δεδουλωμένος λατρεύων* setzen können. Jedoch haben wir schon oben gesehen, dass neben dem passivischen particip *ungafairinoþs* die active form *ungafairinonds*, wenn auch nur in einer wahrscheinlich jüngeren handschrift überliefert, auftrat, ohne dass ein unterschied in der bedeutung stattfände. Auch an einer anderen stelle scheint got. part. act. gerazu in passivischem sinne gesetzt zu

sein. 1 Cor. 15, 29 lautet der griechische text: *ἐπεὶ τί ποιήσουσιν οἱ βαπτιζόμενοι ὑπὲρ τῶν νεκρῶν; εἰ ὅλως νεκροὶ οὐκ ἐγείρονται, τί καὶ βαπτίζονται ὑπὲρ αὐτῶν;* und der Gote übersetzt: *aiþþau hva vaurkjand þai daupjandans faur dauþans, jabai allis dauþans ni urreisand? duhve þau daupjand faur ins?* Massmann hat sich dadurch zu helfen gesucht, dass er in seiner ausgabe des Vulfila (Stuttg. 1857) *daupjandans* einfach in *daupidai*, *daupjand* in *daupjanda* änderte: das heisst den knoten durchhauen, nicht ihn lösen. Die beobachtung des gebrauchs von *daupjan* wird eine genügende erklärung finden lassen. Gewöhnlich übersetzt es das activische *βαπτίζειν τινά* (Mc. 1, 8. L. 3, 16. 1. Co. 1, 16 u. ö.), doch steht auch Mc. 7, 4 *daupjand* für *βαπτίσωνται*, an unserer stelle für *βαπτίζονται*, L. 3, 7 *daupjan fram sis* sogar für *βαπτισθῆναι ὑπ' αὐτοῦ*, 3, 12 *daupjan βαπτισθῆναι*. Auch die infinitive anderer verba werden häufig genug ohne weiteres an stelle griechischer infinitivi pass. gesetzt.[1] Wir sehen also, dass andere activische formen direct zur vertretung passivischer oder medialer verwant werden, warum sollte dies nicht auch beim part. möglich sein? Überdies wissen wir auch, dass die verwendung des part. praes. in passivischem sinne den germanischen sprachen nicht fremd ist. Grimm, der diesen gebrauch in seiner grammatik[2] ausführlich behandelt, sagt freilich, bei Vulf. biete sich seines wissens kein beispiel für denselben dar; wie leicht konte ihm aber bei der überfülle des von ihm herangezogenen stoffes eine einzelne stelle entgehen. Übrigens ist auch noch eine andere erklärung denkbar. Wie *στραφείς* sowol durch *gavandjands sik* als auch durch das blosse *gavandjands* übertragen wurde (s. o. p. 297), so könte man vielleicht auch hier *daupjandans, daupjand* reflexiv auffassen? Auch Mc. 7, 4 stand ja *daupjand* für die medialform *βαπτίσωνται*, *daupjan* bedeutete also sowol taufen als sich taufen lassen.[3] — Möglicherweise ist noch eine zweite stelle hierher zu ziehen, nämlich 1 Co. 15, 58: *svaei nu, broþrjus meinai liubans, tulgjai vairþiþ, ungavagidai, ufarfulljandans in vaurstva fraujins sinteino, ὥστε, ἀδελφοί μου ἀγαπητοί, ἑδραῖοι γίνεσθε, ἀμετακίνητοι, περισσεύοντες ἐν τῷ ἔργῳ τοῦ κυρίου πάντοτε.* Dass *ufarfulljan* ein transitiv ist, beweist die zweite stelle, an der es begegnet (2 Co. 7, 4: *ufarfulliþs im fahedais*), sowie der umstand, dass *fulljan* selbst sowie die composita *gafulljan* und *usfulljan* stets transitiv gebraucht werden. Massmann hat sich auch hier auf leichte weise geholfen, indem er gegen die autorität beider handschriften *ufarfull-*

1) Grimm, gramm. IV, 57 fg.
2) IV, 64 fg.
3) Vgl. 1 Co. 7, 18 *περιτεμνέσθω*, *bimaitai*, (er lasse sich beschneiden), Gal. 5, 2 *περιτέμνησθε*, *bimaitiþ* (ihr lasset euch beschneiden).

nandans schreibt. Mir scheint die ungezwungenste erklärung die zu sein, dass dem übersetzer ein *izvis* vorschwebte, welches (wie oben das *sik* bei *gavandjands*) unausgedrückt blieb. Freilich komt das reflexivpronomen bei *fulljan* und seinen compositis nirgends vor, und so wird man es vielleicht vorziehen müssen, *ufarfulljandans* geradezu in passivischem sinne zu nehmen.

Das gotische participium pass. entspricht seiner natur nach den griechischen präteritalen participien des passivs und vertritt dieselben an zahlreichen stellen: *afsatiþs*, ἀπολελυμένος, Mt. 5, 32; *þiuþiþs*, εὐλογημένος, L. 1, 42; *galagiþs*, βεβλημένος, J. 3, 24; *frabauhts*, πεπραμμένος, R. 7, 14.[1] — *ushauhiþs*, ὑψωθείς, Mt. 11, 23; *saians*, σπαρείς, Mc. 4, 20; *galausiþs*, ῥυσθείς, L, 1, 74; *gateviþs*, χειροτονηθείς, 2 Cor. 8, 19.[2] — Oft muss jedoch auch das griechische part. praes. pass. durch gotisches part. praet. widergegeben werden: *fraisans*, πειραζόμενος, Mc. 1, 13. L. 4, 2; *haldans*, βοσκόμενος, Mc. 5, 11; *gasakans*, ἐλεγχόμενος, L. 3, 19; *fralusans*, ἀπολλύμενος, J. 6, 27; *gauriþs*, λυπούμενος, 2 Co. 2, 2.[3] — Auffallend ist es, dass einmal griechisches part. perf. pass. durch *haban* mit dem part. praet. umschrieben wird: *gatan-*

1) Ausserdem vertritt got. part. praet. das griech. part. perf. pass. an folgenden stellen: Mt. 7, 14. 9, 36. 10, 26. 30. 11, 8. 25, 41. 27, 9. Mc. 1, 6. 3, 1. 3. 4, 15. 5, 15. 11, 2. 4. 9. 10. 12, 4. 14, 15. 51. 15, 7. 26. 32. 46. L. 1, 45. 2, 12. 26. 4, 16. 17. 18. 6, 38. 40. 7, 25. 9, 45. 14, 17. 18. 19. 24. 16, 18. 18, 31. 19, 30. 32. 20, 17. J. 6, 31. 45. 65. 9, 7. 32. 10, 34. 11, 44. 12, 14. 16. 15, 25. 16, 24. 17, 13. 23. 18, 24. 19, 11. R. 9, 22. 28. 13, 1. 1 Co. 1, 23. 7, 18. 25. 11, 5. 15, 54. 2 Co. 2, 12. 3, 2. 3. 7. 4, 3. 13. 8, 1. 9, 3. 5. 10, 10. Gal. 2, 11. 3, 1. Eph. 1, 18. 2, 5. 8. 3, 18. Col. 1, 21. 23. 4, 6. 1 Tim. 6, 5. 2 Tim. 2, 8. 21. 3, 4. 6. 17. Tit. 1, 15. Das griech. part. ἀπολωλώς, welches activische form, aber passivische bedeutung hat, wird got. durch *fralusans* gegeben: L. 15, 4. 6. 24.

2) Got. part. praet. erscheint an stelle des griech. part. aor. pass. noch an folgenden stellen: Mt. 8, 17. 27, 9. 44. Mc. 5, 26. 6, 2. 9, 31. L. 2, 18. 21. 3, 21. 4, 2. 7, 10. 29. 30. 8, 6. 9, 31. 10, 15. 17, 10. 20. 2 Co. 3, 3. 7, 12. 11, 6. 12, 2. Gal. 2, 9. 4, 9. 29. Eph. 1, 11. 3, 7. 4, 24. Phil. 2, 8. Col. 2, 12. 1 Th. 2, 17. 1 Tim. 2, 14. 3, 6. 2 Tim. 1, 9. 10.

3) Griech. part. praes. pass. wird ferner an folgenden stellen durch got. part. praet. vertreten; Mt. 6, 30. 8, 6. 30. 11, 7. Mc. 1, 10 (falls hier mit GL. und Schulze *uslukanans* zu lesen ist) 2, 3. 4, 16. 18. 5, 41. 15, 22. 34. L. 2, 34. 4, 15. 38. 6, 15. 18. 38. 7, 8. 11. 24. 8, 32. 9, 10. 10, 8. 18, 34. 19, 2. J. 9, 11. 12, 6. 1 Co. 5, 11. 11, 24. 2 Co. 3, 2. 14. 4, 8. 9. 18. 5, 4. 6, 8. 9. 7, 5. 8, 19. 20. 10, 5. Gal. 4, 24. 5, 3. 6, 6. 9. 13. Eph. 1, 21. 2, 11. 21. 4, 14. 16. Phil. 1, 28. 3, 10. Col. 1, 11. 23. 3, 10. 1 Th. 4, 15. 2 Th. 1, 7. 2, 4. 1 Tim. 4, 4. — Fast futuralen sinn hat das part. praet. in der stelle Mt. 6, 30: *havi gistradagis in auhn galagiþ*, χόρτον αὔριον εἰς κλίβανον βαλλόμενον, heu, das morgen in den ofen geworfen werden wird.

dilda habandane swesa miþwissein, κεκαυτηριασμένων τὴν ἰδίαν συνείδησιν, 1 Tim. 4, 2. Wahrscheinlich hat es der Gote nicht wagen wollen, den griechischen accusativ der beziehung neben dem passivischen particip nachzuahmen.

Da die verba auf *-nan* entschieden passivische bedeutung haben, so erscheinen die participia derselben meist als vertreter griechischer participia des passivs, gewöhnlich des part. praes.: *ganipnands*, λυπούμενος, Mc. 10, 22; *fullnands*, πληρούμενος, L. 2, 40; *aflifnands*, περιλειπόμενος, J. 6, 12. 1 Th. 4, 17; *fralusnands*, ἀπολλύμενος, 1 Co. 1, 18. 2 Co. 2, 15 (glosse.), 4, 3; *fraqistnands*, ἀπολλύμενος, 2 Co. 2, 15; *gataurnands*, καταργούμενος, 2 Co. 3, 11. 7, 13; *gabignands*, πλουτιζόμενος, 2 Co. 9, 11; *auknands*, ἐπιχορηγούμενος, Col. 2, 19. — Dreimal erscheint statt dessen griechisches part. aor. pass.: *miþuskeinands*, συμφυείς, L. 8, 7; *gahaftnands*, κολληθείς, L. 10, 11; *infeinands*, σπλαγχνισθείς, Mc. 1, 41; einmal auch adjectivum verbale: *unhvapnands*, ἄσβεστος, Mc. 9, 45. Lc. 3, 17; endlich auch sinverwantes part. act.: *maurnands*, μεριμνῶν, Mt. 6, 27; *gabignands*, πλουτῶν, L. 1, 53; *gawaknands*, διαγρηγορήσας, L. 9, 32; *gadauþnands*, ἀποθανών, R. 7, 6; *managnands*, πλεονάσας, 2 Co. 4, 15.

Viermal komt auch das gotische part. praet. an stelle eines griechischen part. aor. med. vor und zwar gehören diese participia sämtlich verbis der bekleidung an: *gawasiþs*, ἐνδυσάμενος, 2 Co. 5, 3; *ufgaurdans*, *gapaidoþs*, περιζωσάμενος, ἐνδυσάμενος, Eph. 6, 14; *gahamoþs*, ἐνδυσάμενος, 1 Th. 5, 8. Grimm (gr. IV, 645) fasst diese participia als zu gotischen medien gehörig auf, da sie einen objectsaccusativ bei sich haben.

Häufig erscheinen auch die gotischen part. praet. als vertreter der griechischen adjectiva verbalia auf *-τός*: *unþwahans*, ἄνιπτος, Mc. 7, 2; *gawaliþs*, ἐκλεκτός, Mc. 13, 20. 22. 27 u. ö.; *kunþs*, γνωστός, L. 2, 44. J. 18, 15. 16; *aliþs*, σιτευτός, L. 15, 23. 27. 30; *laisiþs*, διδακτός, J. 6, 45; *fraqiþans*, ἐπάρατος, J. 7, 49; *unusspilloþs*, ἀνεξερεύνητος, R. 11, 33; ἀνεκδιήγητος, 2 Co. 9, 15; *unbilaistiþs*, *unfairlaistiþs*, ἀνεξιχνίαστος, R. 11, 33. Eph. 3, 8; *galaþoþs*, κλητός, 1 Co. 1, 24; *andhuliþs*, ἀκατακάλυπτος, 1 Co. 11, 5; *ungawagiþs*, ἀμετακίνητος, 1 Co. 15, 58; *þiuþiþs*, εὐλογητός, 2 Co. 1, 3; *gatulgiþs*, ἀμεταμέλητος, 2 Co. 7, 10; *gasaihvans*, ὁρατός, Col. 1, 16; *ungasaihvans*, ἀόρατος, Col. 1, 15. 16 u. ö.; *ungafairinoþs*, ἀνεπίληπτος, 1 Tim. 3, 2 u. ö., ἀνέγκλητος, 1 Tim. 3, 10. Tit. 1, 7; *niujasatiþs*, νεόφυτος, 1 Tim. 3, 6.

Dass ein gotisches participium praet. von ursprünglich passivischer bedeutung zugleich ein activisches particip vertreten könne, davon ist keine spur vorhanden, während wir den umgekehrten fall oben (p. 297 fg.)

haben kennen lernen. Wol aber haben eine reihe von verbis, die intransitiva nämlich, welche keines passivs fähig sind, trotzdem ein präteritales particip gebildet, das also ausschliesslich activische bedeutung haben muss. (Grimm, gr. IV, 69.) Es sind jedoch nur von sehr wenigen gotischen intransitivis participia praet. zu belegen, und zwar von den verbis der bewegung *qiman, gaqiman, usgaggan* und *garinnan* (von den einfachen verbis *gaggan* und *rinnan* komt das part. praet. nie vor), sowie von *vairþan, fravairþan, galeikan* und *divan*. Das letztere verbum ist sogar nur im part. praet. belegt, dies bedeutet jedoch nicht τεθνηκώς, welches durch das adjectivum *dauþs* widergegeben wird, sondern θνητός (1 Co. 15, 53. 54. 2 Co. 5, 4). Ebenso hat das part. *galeikaiþs, vaila galeikaiþs* nur die bedeutung εὐάρεστος, R. 12, 1. 2 u. ö. Die übrigen participia haben dagegen alle präteritale bedeutung: *qumana*, καταβάς, J. 6, 51; *qumanana*, ἐληλυθυῖαν, Mc. 9, 1; *gaqumanai*, ἐληλυθότες, L. 5. 17; *usgaggana*, ἐξεληλυθός, Mc. 7, 30; *vaurþans*, γενόμενος, Mc. 6, 26 u. oft, γεγονώς, Mc. 5, 14. L. 8, 34 u. ö.; *fravaurþans*, κατεφθαρμένος, 2 Tim. 3, 8. — Einmal erscheint statt griech. part. perf. act. *vaurþans* mit einem adjectiv: *usvenans vaurþanai*, ἀπηλγικότες, Eph. 4, 19.

Zuweilen stehen diese participia praet. auch an stelle griechischer participia praes. act.: *gaqumanaim þan hiuhmam qaþ*, συνιόντος δὲ ὄχλου εἶπεν, L. 8, 4; *sa us himina qumana*, ὁ ἐκ τοῦ οὐρανοῦ ἐρχόμενος, Mc. 9, 33; *gahausida Herodis þo vaurþanona*, ἤκουσεν Ἡρώδης τὰ γινόμενα, L. 9, 7. Der Gote hat hier logischer gedacht als der Grieche. Umgekehrt steht freilich auch sehr oft *qimands* für ἐλθών, 2 Co. 2, 3. 12 usw.

Ausschliesslich activische bedeutung hat auch das part. praet. *drugkans* von dem transitiven verbum *drigkan: drugkans ist*, μεθύει, 1 Co. 11, 21; *þaiei drugkanai vairþand, nahts drugkanai vairþand*, οἱ μεθυσκόμενοι νυκτὸς μεθύουσιν, 1 Th. 5, 7. (Vgl. lat. *potus*.)

Oben (p. 297) haben wir gesehen, dass der Gote häufig griechische participia pass. durch sinnverwante activische übersetzt, aber auch der umgekehrte fall komt vor: *unuslaisiþs*, μὴ μεμαθηκώς, J. 7, 15; *inrauhtiþs*, ἐμβριμώμενος, J. 11, 38; *afairzidai*, ἀστοχήσαντες, 1 Tim. 1, 6.

Nicht selten geschieht es, dass der Gote an stelle griechischer participia adjectiva, an stelle griechischer adjectiva participia setzt. Besonders häufig stehen gotische adjectiva für griechische participia praes. act. resp. andere in activisch-präsentialem sinne gebrauchte participia, namentlich intransitiver verba: *modags*, ὀργιζόμενος, Mt. 5, 22; *hails*, ἰσχύων, Mt. 9, 12, ὑγιαίνων, L. 5, 31. 7, 10. 15, 27. Tit. 1, 9. 2, 1; *gredags*, πεινῶν, Mt. 25, 44. L. 6, 21; *svinþs*, ἰσχύων, Mc. 2, 17; *siuks*,

ἀσθενῶν, Mc. 6, 56. L. 7, 10. J. 11, 1; *anavairþs*, *ἐρχόμενος*, Mc. 10, 30. J. 16, 13, *μέλλων*, Eph. 1, 21. Col. 2, 17. 1 Tim. 4, 8; *qius*, *ζῶν*, Mc. 12, 27. L. 20, 38. Col. 2, 20. 2 Tim. 4, 1; *usvena*, *ἀπελπίζων*, L. 6, 35; *gabigs*, *πλουτῶν*, R. 10, 12; *unmahteigs*, *ἀσθενῶν*, R. 14, 1. 1 Co. 8, 11; *andvairþs*, *παρών*, 1 Co. 5, 3. 2 Co. 10, 2. 11. 13, 2. 10, *ἐνεστώς*, 1 Co. 7, 26. Gal. 1, 4; *vaurstveigs*, *ἐνεργούμενος*, 2 Co. 1, 6. Gal. 5, 6; *anahaims*, *afhaims*, *ἐνδημῶν*, *ἐκδημῶν*, 2 Co. 5, 9; *mahteigs*, *δυνάμενος*, Eph. 3, 20. 2 Tim. 3, 7. 15; *skaþuls*, *ἀδικῶν*, Col. 3, 25; *fravaurhts*, *ἁμαρτάνων*, 1 Tim. 5, 20; *airzeis*, *πλανῶν*, 2 Tim. 3, 13; *andanemeigs*, *ἀντεχόμενος*, Tit. 1, 9.

Auch griechisches part. perf. pass. wird häufig durch gotisches adj. vertreten: *gaskohs*, *ὑποδεδεμένος*, Mc. 6, 9; *þaursus*, *ἐξηραμμένος*, Mc. 11, 20; *daubs*, *πεπωρωμένος*, Mc. 8, 17; *gamaids*, *τεθραυσμένος*, L. 4, 19; *sads*, *ἐμπεπλησμένος*, L. 6, 25, *κεκορεσμένος*, 1 Co. 4, 8; *ufarfulls*, *πεπιεσμένος*, L. 6, 38; *invinds*, *διεστραμμένος*, L. 9, 41; *veihs*, *ἡγιασμένος*, J. 17, 19; *liubs*, *ἠγαπημένος*, R. 9, 25. Eph. 1, 6; *unliubs*, *οὐκ ἠγαπημένος*, R. 9, 25; *vulþags*, *δεδοξασμένος*, 2 Co. 3, 10; *framaþs*, *ἀπηλλοτριωμένος*, Eph. 2, 12; *riqizeins*, *ἐσκοτισμένος*, Eph. 4, 18; *funisks*, *πεπυρωμένος*, Eph. 5, 16; *valis*, *ἠγαπημένος*, Col. 3, 12; *ainakls*, *μεμονωμένος*, 1 Tim. 5, 5.

Selten begegnen an stelle anderer griechischer participia gotische adjectiva: *dauþs*, *τεθνηκώς*, J. 11, 39. 44. 12, 1; *inkilþo*, *συνειληφυῖα*, L. 1, 36; *framaldrs*, *προβεβηκώς*, L. 1, 7 und der comparativ *framaldrozei*, *προβεβηκυῖα*, L. 1, 18. — *þvairhs*, *ὀργισθείς*, L. 14, 21; *ushaista*, *ὑστερηθείς*, 2 Co. 11, 8. — *riurs*, *φθειρόμενος*, Eph. 4, 22; *gaurs*, *λυπούμενος*, Mc. 10, 22. — *gaskohs*, *ὑποδησάμενος*, Eph. 6, 15.

Sehr häufig werden dagegen die griechischen adjectiva verbalia auf *-τός* durch gotische adjectiva widergegeben: *κρυπτός*, *fulgins*, Mt. 10, 26 u. ö., *analaugns*, L. 8, 17; *ἀγαπητός*, *liubs*, Mc. 1, 11. 9, 7. Lc. 3, 22; *ἀκάθαρτος*, *unhrains*, Mc. 1, 23. 26. 27. 3, 11 u. ö.; *ἄρρωστος*, *siuks*, Mc. 6, 5. 13 u. ö.; *δυνατός*, *mahteigs*, Mc. 9, 23. 10, 27; *ἀδύνατος*, *unmahteigs*, Mc. 10, 27 u. ö.; *θαυμαστός*, *sildaleiks*, Mc. 12, 11; *χειροποίητος*, *handuvaurhts*, Mc. 14, 58 u. ö.; *ἀχειροποίητος*, *unhanduvaurhts*, Mc. 14, 58 u. ö.; *εὐλογητος*, *þiuþeigs*, Mc. 14, 61 u. ö.; *ἄμεμπτος*, *unvahs*, L. 1, 6; *δεκτός*, *andanems*, L. 4, 19. 24 u. ö; *χρηστός*, *gods*, L. 6, 35 u. ö.; *ἀχάριστος*, *unfagrs*, L. 6, 35; *ἀνεκτος*, *suts*, Lc. 10, 12. 14; *συνετός*, *frods*, L. 10, 21 u. ö.; *εὔθετος*, *fagrs*, L. 14, 35; *ἀδιάλειπτος*, *unhveils*, R. 9, 2; *ἀνυπόκριτος*, *unliuts*, R. 12, 9 u. ö.; *φθαρτός*, *ἄφθαρτος*, *riurs*, *unriurs*, 1 Co. 9, 25 u. ö.; *εὐπρόσδεκτος*, *andanems*, 2 Co. 6, 2 u. ö.; *αὐθαίρετος*, *silbaviljis*, 2. Co. 8, 3; *ἀπαρασκεύαστος*, *unmanvs*, 2 Co. 9, 4; *ἄρρητος*, *unqeþs*, 2 Co. 12, 4; *ἀνόητος*,

unfrods, Gal. 3, 1. 3; ἄμεμπτος, *usfairina*, Phil. 3, 6 u. ö.; ἐπιπόθητος, *lustusams*, Phil. 4, 1; ἀνέγκλητος, *unfairina*, Col. 1, 22; ἄτακτος, *ungatass*, 1 Th. 5, 14; ἀπέραντος, *andilaus*, 1 Tim. 1, 4; ἀνυπότακτος, *untals*, 1 Tim. 1, 9, *ungahvairbs*, Tit. 1, 6. 10; ἀπόδεκτος, *andanems*, 1 Tim. 2, 3 u. ö.; ἀνόνητος, *unnutjis*, 1 Tim. 6, 9; ἀπρόσιτος, *unatgahts*, 1 Tim. 6, 16; ἀνεπαίσχυντος, *unaivisks*, 2 Tim. 2, 15; εὔχρηστος, *bruks*, 2 Tim. 2, 21 u. ö.; ἀπαίδευτος, *untals*, 2 Tim. 2, 23; ἀχάριστος, *launavargs*, 2 Tim. 3, 2; βδελυκτός, *andasets*, Tit. 1, 16.[1]

Gotische participia an stelle griechischer adjectiva sind häufig, und zwar begegnet fast genau ebenso oft part. praes. wie part. praet.: *vilvands*, ἅρπαξ, Mt. 7, 15; *unrodjands*, ἄλαλος, Mt. 9, 25; *airzjands*, πλάνος, Mt. 27, 63; *ungalaubjands*, ἄπιστος, Mc. 9, 18. Lc. 9, 41 u. ö.; ἀπειθής, Tit. 1, 16; *hatands*, ἐχθρός, L. 6, 27; *bleiþjands*, οἰκτίρμων, L. 6, 36; *fijands*, ἐχθρός, R. 11, 28; *fraveitands*, ἔκδικος, R. 13, 4; *gamainjands*, κοινωνός, 1 Co. 10, 18; *unufbrikands*, ἀπρόσκοπος, 1 Co. 10, 32; *ufhausjands*, ὑπήκοος, 2 Co. 2, 9. Phil. 2, 8; *slavands*, ἤρεμος, 1 Tim. 2, 2; *galaubjands*, πιστός, 1 Tim. 4, 3. 10 u. ö.; *fairveitjands*, περίεργος, 1 Tim. 5, 13; *usþulands*, ἀνεξίκακος, 2 Tim. 2, 24; *fairinonds*, διάβολος, 2 Tim. 3, 3; *unliugands*, ἀψευδής, Tit. 1, 2.

gatarhiþs, ἐπίσημος, Mt. 27, 16; *usagiþs*, ἔκφοβος, Mc. 9, 6; *paurpuroþs*, πορφυροῦς, J. 19, 2. 5; *ustauhans*, τέλειος, 1 Co. 13, 10, ἄρτιος, 1 Tim. 3, 17; *gakusans*, δόκιμος, R. 14, 18. 2 Co. 10, 18 u. ö.; *uskusans*, ἀδόκιμος, 1 Co. 9, 27 u. ö.; *ungakusans*, 2 Co. 13, 5 u. ö.; *unbeistjoþs*, ἄζυμος, 1 Co. 5, 7; *unliugaiþs*, ἄγαμος, 1 Co. 7, 11; *invitoþs*, ἔννομος, 1 Co. 9, 21; *gatulgiþs*, βέβαιος, 2 Co. 1, 6; *ganohiþs*, αὐτάρκης, Phil. 4, 11; *miþfrahunþans*, συναιχμάλωτος, Col. 4, 10; *digans*, ὀστράκινος, 2 Tim. 2, 20.

Da das particip sehr häufig substantiviert steht, so ist es natürlich, dass der Gote an stelle griechischer participia oft substantiva, an stelle von substantiven participia setzte: *daimonareis*, δαιμονιζόμενος, Mt. 8, 16. 28 u. ö; δαιμονισθείς, L. 8, 36; *biuhti*, τὸ εἰθισμένον, L. 2, 27 (jedoch liest D ἔθος), εἰωθός, L. 4, 16; *reiks*, ἄρχων, Mt. 9, 18 u. ö.; *midjungards*, οἰκουμένη, L. 4, 5; *manne nuta*, ἀνθρώπους ζωγρῶν, L. 5, 10; *usliþa*, παραλελυμένος, L. 5, 18 u. ö.; *naus*, τεθνηκώς, L. 7, 12; *timrja*, οἰκοδομῶν, L. 20, 17; *bidagva*, προσαιτῶν, J. 9, 8; *andastaþjis*, ἀντικείμενος, 1 Co. 16, 9. Phil. 1, 28; *gavaurstva*, συνεργῶν, 1 Co. 16, 16. 2 Co. 6, 1; *gajuka*, ἑτεροζυγῶν, 2 Co. 6, 14; *unvita*, παραφρονῶν, 2 Co.

1) Das adjectivum verbale auf -τέος begegnet nur Mc. 2, 22 und in der parallelstelle L. 5, 38 in verbindung mit der copula, und wird got. durch das verb. fin. widergegeben: οἶνον νέον εἰς ἀσκοὺς καινοὺς βλητέον, *vein juggata in balgins niujans giutand*.

11, 23; *ufarassus*, τὸ ὑπερέχον, Phil. 3, 8; *allavaurstva*, πεπληροφορημένος, Col. 4, 12; *faurstasseis*, προϊστάμενος, 1 Th. 5, 12; *gadaila*, ἀντιλαμβανόμενος, 1 Tim. 6, 2.

daupjands, βαπτιστής, Mt. 11, 12. L. 7, 20, 33; *galevjands*, προδότης, L. 6, 16; *horinondei*, μοιχαλίς, R. 7, 3; *galeikonds*, μιμητής, 1 Co. 11, 1. Eph. 5, 1. 1 Th. 2, 14; *mipgaleikonds*, συμμιμητής, Phil. 3, 17; *allvaldands*, παντοκράτωρ, 2 Co. 6, 18; *gibands*, δότης, 2 Co. 9, 7; *missataujands*, παραβάτης, Gal. 2, 18; *midumonds*, μεσίτης, 1 Tim. 2, 5; *merjands*, κῆρυξ, 1 Tim. 2, 7. 2 Tim. 1, 11; *fralevjands*, προδότης, 2 Tim. 3, 4; *ufbrikands*, ὑβριστής, 1 Tim. 1, 13. — *þata anafulhano*, παράδοσις, Mc. 7. 9; *þata gamelido*, γραφή, Mc. 12, 10. 15, 27 u. ö., *þata gameliþ*, R. 10, 11; *þai unbimaitanai*, ἀκροβυστία, Eph. 2, 11.

In zahlreichen fällen war der gotische übersetzer zu mehr oder minder weitläuftigen umschreibungen genötigt, wenn ihm zur widergabe eines griechischen wortes kein entsprechendes heimisches zu gebote stand; besonders musten, da die griechische sprache zu zusammensetzungen weit befähigter ist als die gotische, composita der ersteren sehr oft durch mehrere worte widergegeben werden. Diese umschreibungen, soweit sie die participia betreffen, mögen in nachfolgender zusammenstellung aufgeführt werden.

ὀλιγόπιστος, *leitil galaubjands*, Mt. 6, 30. 8, 26; ὁ κακολογῶν, *saei ubil qiþai*, Mc. 7, 10; διανυκτερεύων, *naht þairhvakands*, L. 6, 12; ἀγαθοποιῶν, *þiuþ taujands*, L. 6, 33; μακρός, *fairra visands*, L. 15, 13; εἱλκωμένος, *banjo fulls*, L. 16, 20; δεδικαιωμένος, *garaihtoza gataihans*, L. 18, 14; ἀποσυνάγωγος, *us synagogein usvaurpans*, J. 12, 42; εἰρηνεύων, *gavairþi habands*, R. 12, 18; εἰδωλολάτρης, *galiugam skalkinonds*, 1 Co. 5, 10. 11; γεγαμηκώς, *liugam hafts*, 1 Co. 7, 10 (hier war der zweck der umschreibung wol nur der, die vollendung der handlung auszudrücken, γαμῶν hätte Vulf. einfach durch *liugands* gegeben); ἱερόθυτος, *galiugagudam gasaliþs*, 1 Co. 8, 10. *þatei galiugam saljada*, 10, 19, *galiugam gasaliþs*, 10, 28; θριαμβεύων, *hroþeigana ustaiknjands*, 2 Co. 2, 14; ἀπών, *aljar visands*, 2 Co. 10, 1. 11; ἐραβδίσθην, *vandum usbluggvans vas*, 2 Co. 11, 25; ἀληθεύων, *sunja taujands*, Gal. 4, 15, *sunja gateihands*, Gal. 4, 16; φθονῶν, *in neiþa visands*, Gal. 5, 26; ἐκληρώθημεν, *hlauts gasatidai vesum*, Eph. 1, 11; ὑπερβάλλων, *ufarassau mikils*, Eph. 3, 19; κοσμοκράτωρ, *fairhvu habands*, Eph. 6, 12; συγκοινωνῶν, *gamainjana briggands*, Phil. 4, 14; πρωτεύων, *frumadein habands*, Col. 1, 18; εἰρηνοποιήσας, *gavairþi taujands*, Col. 1, 20; θριαμβεύσας, *gablauþjands bairhtaba*, Col. 2, 15; ἀνθρωπάρεσκος, *mannam samjands*, Col. 3, 22; θεοδίδακτος, *at guþa uslaisiþs*, 1 Th. 4, 9;

πατρολῴης, *μητρολῴης*, *attan*, *aiþein bliggvands*, 1 Tim. 1, 9; *ἀνδραποδίστης*, *mannans gaþivands*, 1 Tim. 1, 10; *σπαταλῶν*, *vizonds in azetjam*, 1 Tim. 5, 6; *μαρτυρούμενος*, *veitvodiþa habands*, 1 Tim. 5, 10; *ὁ στρατολογήσας*, *sa þammei drauhtino*, 2 Tim. 2, 4; *ὀρθοτομῶν*, *raihtaba rodjands*, 2 Tim. 2, 15; *φίλαυτος*, *sik frijonds*, 2 Tim. 3, 2 (wofür freilich in einer randglosse des cod. A. *seinaigairns* geboten wird); *ἀκρατής*, *ungahabands sik*, 2 Tim. 3, 3; *φιλήδονος μᾶλλον ἢ φιλόθεος*, *frijonds viljan seinana mais þau guþ*, 2 Tim. 3, 4; *κεχαριτωμένη*, *anstai audahafta* L. 1, 28. — *τὰ οὐκ ἀνήκοντα* wird Eph. 4, 5 übersetzt durch *þoei du þaurftai ni fairrinnand*, hier liegt wahrscheinlich die lesart der Itala: *quae ad rem non pertinent* zu grunde; ebenso 1 Tim. 5, 10: *θλιβόμενος*, *aglons vinnands*, It. *tribulationem patiens*.

Zuweilen erscheinen neben solchen umschreibungen auch einfache wörter, so wird *λεπρός* Mt. 8, 2 durch *þrutsfill habands*, dagegen Mt. 11, 5. L. 4, 27. 7, 22 durch *þrutsfills* gegeben; *δαιμονιζόμενος* Mc. 1, 32. J. 10, 21 durch *unhulþon habands*, aber Mt. 8, 16. 28 u. ö. durch *daimonareis*, Mc. 5, 15. 16 durch *vods*; *ἐναγκαλισάμενος* übersetzt Vulf. Mc. 9, 36 durch *ana armins nimands*, dagegen Mc. 10, 16 durch *gaþlaihands*; *λιθοβολήσας* Mc. 12, 4 durch *stainam vairpands*, aber *ἐλιθάσθην* 2 Co. 11, 25 durch *stainiþs vas*. *πέδη* wird Mc. 5, 4 durch *eisarn bi fotuns gabugan* umschrieben, L. 8, 29 steht statt dessen einfach *fotubandi*. Für *ἀγωνιζόμενος* steht 1 Co. 9, 25 *saei haifstjan sniviþ*, dagegen Col. 1, 29. 4, 12 *usdaudjands*; für *ὁ ζωοποιῶν* J. 6, 63 *saei liban taujiþ*, dagegen 1 Tim. 6, 13 *gaqiujands*; für *ἀνδροφόνος*, 1 Tim. 1, 9 *mannans maurþrjands*, dagegen J. 8, 44 für *ἀνθρωποκτόνος manamaurþrja*; für *ἐπικαλούμενος* 2 Tim. 2, 22 *bidai anahaitands*, während R. 10, 14 *ἐπικαλεῖσθαι* durch *bidjan*, 2 Co. 1, 23 durch *anahaitan* gegeben wird. 2 Tim. 3, 6 heisst es: *frahunþana tiuhand qineina*, *αἰχμαλωτίζουσι γυναικάρια*, während R. 7, 23. 2 Co. 10, 5 *αἰχμαλωτίζειν* einfach durch *frahinþan* widergegeben wird.

Selten ist der fall, dass griechische umschreibungen in ein gotisches wort zusammengefasst werden: *ἐν γαστρὶ ἔχων*, *qiþuhafts*, Mc. 13, 17; *κακῶς ἔχων*, *unhails*, L. 5, 31 (dagegen *ἀσθενῶν* L. 9, 2, *ἄρρωστος* 1 Co. 11, 30); *μέλλων τελευτᾶν*, *swultavairþrja*, L. 7, 2; *χρείαν ἔχων*, *þarbs*, L. 9, 11; *κακὸν ποιῶν*, *ubiltojis*, J. 18, 30; *τὸ ἓν φρονοῦντες*, *samafraþjai*, Phil. 2, 2.

Schliesslich ist noch zu erwähnen, dass zuweilen griechische adverbia und adverbiale ausdrücke in gotische participia umgesetzt sind; seltener komt es vor, dass gotische adverbia und adverbiale ausdrücke für griechische participia eintreten. Es sind diese adverbialen bestimmungen

meist vertreter des appositiven particips, das seiner natur nach ihnen nahe verwant ist (vgl. unten nr. III.).

þatuh-þan qiþa gakunnands, τοῦτο δὲ λέγω κατὰ συγγνώμην, 1 Co. 7, 6. — *ni viljau auk izvis nu þairhleiþands saihvan*, οὐ θέλω γὰρ ὑμᾶς ἄρτι ἐν παρόδῳ ἰδεῖν, 1 Co. 16, 17. — *saihviþ ei unagands sijai at izvis*, βλέπετε ἵνα ἀφόβως γένηται πρὸς ὑμᾶς, 1 Co. 16, 10. — *unagandans vaurd guþs rodjan*, ἀφόβως τὸν λόγον τοῦ θεοῦ λαλεῖν, Phil. 1, 14. — *ufhausjaiþ þaim bi leika fraujam, ni in augam skalkinondans*, ὑπακούετε τοῖς κατὰ σάρκα κυρίοις, μὴ ἐν ὀφθαλμοδουλείαις (doch hat bereits die Itala: *non ad oculum servientes*). — *aviliudom guþa unsveibandans*, εὐχαριστοῦμεν τῷ θεῷ ἀδιαλείπτως, 1 Th. 2, 13. — *unsveibandans bidjaiþ*, ἀδιαλείπτως προσεύχεσθε, 1 Th. 5, 17. — *nih arvjo hlaif matidedum, ak vinnandans arbaidai, naht jah daga vaurkjandans*, οὐδὲ δωρεὰν ἄρτον ἐφάγομεν, ἀλλ' ἐν κόπῳ καὶ μόχθῳ, νύκτα καὶ ἡμέραν ἐργαζόμενοι, 2 Th. 3, 8.[1] — Hierher gehört auch die stelle L. 3, 23: *vas Jesus sve jere þrije tigive uf gakunþai*, ἦν ὁ Ἰησοῦς ὡσεὶ ἐτῶν τριάκοντα ἀρχόμενος (vgl. GL. z. d. st.); ausserdem erscheint got. adverb für griech. appositives particip nur noch wenige mal: *aljaþro melja*, ἀπὼν γράφω, 2 Co. 13, 2. 10. — *aljaþro gahausjau*, ἀπὼν ἀκούσω, Phil. 1, 27. — *triggvaba vait*, πεποιθὼς οἶδα, Phil. 1, 25.

Seltener stehen adverbiale ausdrücke an stelle attributiver oder prädicativer participia. In ersterem falle muss wol stets ein participium suppliert werden, wie in der verbindung τῶν ὑπερλίαν ἀποστόλων, 2 Co. 11, 5. 12, 11, wo der Gote in der übersetzung einmal wirklich das part. hinzugefügt: *þaim ufar mikil visandam apaustaulum*, während er an der zweiten stelle dem griechischen texte wörtlich folgt: *þaim ufar filu apaustaulum*. — Ähnlich ist Mc. 1, 38 zu erklären; hier beruht der gotische text *du þaim bisunjane haimom* auf der lesart der handschrift D: εἰς τὰς ἐγγὺς κώμας (die meisten andern haben εἰς τὰς ἐχομένας). — Auch L. 1, 27: *magaþai in fragibtim abin*, παρθένον ἐμνηστευμένην, ist wol *visandein* zu ergänzen, vgl. L. 2, 5: *sei in fragiftim imma vas qens*, ἐμνηστευμένῃ αὐτῷ γυναικί. — Ebenso ist wol *þaim bi leika fraujam*, τοῖς κατὰ σάρκα κυρίοις, Col. 3, 22, nur eine seltene kürzung statt *þaim bi leika visandam fraujam* oder *þaim þaiei bi leika fraujans sind*. — Ganz anders ist dagegen *vein miþ smyrna*, ἐσμυρνισμένος οἶνος, Mc. 15, 23, aufzufassen; die präposition *miþ* drückt nur die verbindung der gegenstände aus, trägt also mehr den charakter einer conjunction, daher wir hier ein part. nicht vermissen.

[1] Massmann klammert *vinnandans* ein und setzt hinter *arbaidai: jah aglon*. Das heisst doch wol über das erlaubte mass der textesänderung hinausgehen.

Für prädicatives particip (oder verbaladjectiv) begegnen adverbiale ausdrücke nur an folgenden stellen: *sokeiþ sik uskunþana visan, ζητεῖ αὐτὸς ἐν παρρησίᾳ εἶναι*, J. 7, 4. — *inu idreiga sind auk gibons jah laþons guþs, ἀμεταμέλητα γὰρ τὰ χαρίσματα καὶ ἡ κλῆσις τοῦ θεοῦ*, R. 11, 29. — *ni vaiht du usvaurpai, οὐδὲν ἀπόβλητον*, 1 Tim. 4, 4. — *all boko gudiskaizos ahmateinais, πᾶσα γραφὴ θεόπνευστος*, 2 Tim. 3,16.— Mt. 8, 14 hat Vulf. den griechischen ausdruck dadurch praegnanter gemacht, dass er von zwei durch *καὶ* verbundenen participien das letztere in eine adverbiale bestimmung des ersteren umwandelte: *gasahv svaihron ligandein in heitom, εἶδεν τὴν πενθερὰν βεβλημένην καὶ πυρέσσουσαν* (vgl. jedoch unten nr. IV.).

Nach dieser allgemeinen übersicht können wir nun zur betrachtung der syntaktischen functionen des particips übergehen.

II.

In attributiver function tritt das particip zu einem substantiv, substantivierten adjectiv oder pronomen, um demselben eine feste eigenschaft, ein charakteristisches, unterscheidendes merkmal beizulegen. Steht das nackte particip neben dem nomen, so vertritt es ganz die stelle eines adjectivs (daher auch häufig gotische participia statt griechischer adjectiva und umgekehrt sich finden); der verbalen natur ist es näher, wenn es noch abhängige casus oder adverbiale zusätze zu sich nimt: in diesem falle werden wir es nhd. meist durch einen relativsatz widergeben müssen. — Die stellung des attributiven particips ist verschieden, je nachdem das nomen mit oder ohne artikel steht und je nachdem das part. durch zusätze beschwert ist oder nicht.

1. Das nomen steht ohne artikel.

a) Das nackte particip steht gewöhnlich hinter dem nomen, zu welchem es gehört: *vulfos vilvandans, λύκοι ἅρπαγες*, Mt. 7, 15; *bandvjan gatarhidana, δέσμιον ἐπίσημον*, Mt. 27, 16; *lamba gavalida, arietes electi*, Neh. 5, 18; *guþa unbauranamma, deo non genito*, *Skeir. Vc.* — Mt. 8, 17. 27, 9. Mc. 4, 9. 9, 17. 18. L. 1, 17. 2, 34. 3, 4. 17. 7, 2. 15, 7. 17, 24. 18, 43. J. 6, 69. 7, 38. 19, 2. R. 9, 5. 26. 10, 19. 13, 1. 1 Co. 1, 23. 7, 12. 13. 9, 9. 13, 1. 2 Co. 3, 3. 4, 4. 6, 16. 7, 10. Gal. 5, 2. Col. 1, 15. 1 Tim. 3, 15. 4, 10. 5, 18.

Seltener steht das attributive part. vor dem nomen: *in ainis idreigondins fravaurhtis, ἐπὶ ἑνὶ ἁμαρτωλῷ μετανοοῦντι*, L. 15, 10; *libands atta, ὁ ζῶν πατήρ*, J. 6, 57; *qens at libandin abin gabundana ist, τῷ*

ζῶντι ἀνδρὶ δέδεται, R. 7, 2; *armandins guþs*, τοῦ ἐλεοῦντος **θεοῦ**, R. 9, 16; *gahulidamma haubida, velato capite*,[1] 1 Co. 11, 4; ***andhulidamma** haubida*, ἀκατακαλύπτῳ τῇ κεφαλῇ, 1 Co. 11, 5; ***inliuhtida** augona*, πεφωτισμένους τοὺς ὀφθαλμούς, Eph. 1, 18; ***arbaidjands airþos** vaurstvja*, τὸν κοπιῶντα γεωργόν, 2 Tim. 2, 6; ***slavandein ald***, **ἤρεμον** βίον, 1 Tim. 2, 2; *galaubjandans fraujans*, πιστοὺς δεσπότας, 1 Tim. 6, 2; *unliugands guþ*, ὁ ἀψευδὴς θεός, Tit. 1, 2. — Durch diese voranstellung erhält das part. einen gewissen nachdruck, oft scheint auch der gegensatz zu einem andern, entweder wirklich nachfolgenden oder bloss gedachten, attribut dadurch bezeichnet zu werden. (Vgl. 1 Co. 11, 4. 5).

Treten mehrere participia oder adjectiva, sei es asyndetisch, sei es durch *jah* oder *aiþþau* verbunden, als attribute zu einem substantiv (substantivierten adj. oder pron.), so stehen sie immer hinter demselben: *akran urrinnando jah vahsjando*, καρπὸν ἀναβαίνοντα καὶ **αὐξανόμενον**, Mc. 4, 8. — *kelikn mikilata, gastraviþ, **manvjata***, ἀνάγαιον **μέγα**, ἐστρωμένον, ἕτοιμον, Mc. 14, 15. — *gataih þaim **miþ imma visandam**, qainondam jah gretandam*, ἀπήγγειλε τοῖς μετ᾽ αὐτοῦ **γινομένοις, πενθοῦσι** καὶ κλαίουσι, Mc. 16, 10. — *mitads goda, jah **ufarfulla jah gavigana** jah ufargutana*, μέτρον καλὸν πεπιεσμένον, **σεσαλευμένον, ὑπερεκχυννόμενον**, L. 6, 38. — *o kuni ungalaubjando jah **invindo***, **ὦ γενεὰ** ἄπιστος καὶ διεστραμμένη, L. 9, 41. — *skalk arjandan **aiþþau haldandan***, δοῦλον ἀροτριῶντα ἢ ποιμαίνοντα, L. 17, 9. — ***lukarn brinnando** jah vahsjando*, ὁ λύχνος ὁ καιόμενος καὶ φαίνων, J. 5, 35 (Skeir. VI a). — *managein ungalaubjandein jah andstandandein*, **λαὸν ἀπειθοῦντα καὶ** ἀντιλέγοντα, R. 10, 21.

b) Ist das attributive particip durch abhängige casus, adverbiale oder prädicative zusätze belastet, so steht es immer hinter dem nomen: *all bagme ni taujandane akran god*, **πᾶν δένδρον** μὴ ποιοῦν καρπὸν καλόν, Mt. 7, 19 und ähnlich L. 3, 9. — ***manna im** habands uf valdufnja meinamma gadrauhtins, homo sum **habens sub** potestatem meam milites*,[2] Mt. 8, 9. — *gamunda **Paitrus vaurdis Jesuis** qiþanis du sis*, ἐμνήσθη ὁ Πέτρος τοῦ ῥήματος Ἰησοῦ **εἰρηκότος αὐτῷ**, Mt. 26, 75 (da dem Goten ein praeteritales part. act. fehlt, so hat er die construction passivisch gewant.) — *managei harjis **himinakundis, haz**-*

1) Diese lesart der Itala liegt entschieden der got. übersetzung zu grunde. Das griech. original liest: κατὰ κεφαλῆς ἔχων.

2) So lautet die stelle im cod. Brixianus, nach welchem hier, wie oft, der got. text geändert zu sein scheint. Vgl. Bernhardt, krit. untersuchungen über die got. bibelübersetzung, I, (Meiningen 1864) p. 13.

jandane guþ jah qiþandane, πλῆθος στρατιᾶς οὐρανίου αἰνούντων τὸν θεὸν καὶ λεγόντων, L. 2, 13. — *all taine in mis unbairandane akran goþ*,[1] πᾶν κλῆμα ἐν ἐμοὶ μὴ φέρον καρπόν, J. 15, 2. — *Raibaikka us ainamma galigrja habandei*, *Rebecca ex uno concubitu habens*,[2] R. 9, 10. — *barna ufhausjandona miþ allai anaviljein*, *filios subditos cum omni castitate*,[3] 1 Tim. 3, 4. — *qens in vaurstvam godaim veitvodiþa habandei*, *in operibus bonis testimonium habens*,[4] 1 Tim. 5, 10. — *nasjands .. silba garaihtei visands*, *salvator .. ipse iustitia existens*, Skeir. I a. — Mt. 8, 2. 28. 9, 2. 20. 36. 11, 7. 8. Mc. 2, 3. 3, 1. 5, 4. 25. 7, 1. 9, 7. 17. 11, 13. 14, 13. 51. 16, 5. Lc. 1, 11. 2, 5. 8. 23. 4, 33. 6, 48. 7, 8. 11. 24. 25. 8, 32. 43. 9, 10. 35. 62. 15, 13. 16, 20. 18, 2. 19, 2. 22. 20, 28. J. 7, 50. 9, 11. R. 7, 23. 9, 22. 12, 1. 13, 4. 6. 1 Co. 11, 4. 2 Co. 1, 22. 2, 12. 3, 2. 3. 7. 10, 5. 11, 9. Gal. 4, 4. 24. Eph. 1, 21. 4, 14. 5, 27. 2 Th. 1, 8. 3, 6. 1 Tim. 2, 10. 2 Tim. 1, 10. 2, 4. 15. 21. 3, 6. 8. Tit. 1, 14. Skeir. III c. VI b. (? vgl. über diese stelle unten nr. IV.).

Die einzige ausnahme gegen diese wortstellung findet sich 1 Tim. 6, 5, wo der griechische text das vorbild gab: *fravardidaize manne ahin, hugjandane*, διεφθαρμένων ἀνθρώπων τὸν νοῦν κτλ., wo man *manne fravardidaize ahin* erwartet hätte (vgl. 2 Tim. 3, 8).

2. Das nomen steht mit dem artikel.

Hier sind vier fälle möglich:

a) Den engsten anschluss des attributs an das nomen muss man dann anerkennen, wenn jenes vor diesem und der artikel vor beiden steht: *managa leika þize ligandane veihaize urrisun*, πολλὰ σώματα τῶν κεκοιμημένων ἁγίων ἠγέρθησαν, Mt. 27, 52. — *sa haitana Barrabas*, ὁ λεγόμενος B., Mc. 15, 7. — *gaggiþ afar þamma fralusanin* (scil. *lamba*), πορεύεται ἐπὶ τὸ ἀπολωλός (πρόβατον), L. 15, 4. — *þos aflifnandeins drauhsnos*, τὰ περισσεύσαντα κλάσματα, J. 6, 12 (Skeir. VII d.) — *þo visandona* (scil. *valdufnja*), αἱ οὖσαι (ἐξουσίαι), R. 13, 1. — *þizai biskabanon* (scil. *qenai*), τῇ ἐξυρημένῃ (γυναικί) 1 Co. 11, 5. — *þana*

1) Dies epitheton, welches sich an dieser stelle in keiner griech. und lat. handschrift findet, ist wol aus Mt 7, 19 und L. 3, 9 in den text eingedrungen. Dies streben, die parallelstellen auch dem wortlaute nach gleich zu machen, hat viele änderungen in den handschriften veranlasst, vgl. Tischendorf, praef. der ed. crit. maior (Lips. 1859), p. XXXII; Bernhardt, krit. unters. I, 7.

2) So die lesart der it. vg., welchen der got. text folgt. Die griech. handschr. lesen: ἐξ ἑνὸς κοίτην ἔχουσα.

3) So die lesart der it. vg. Die griechischen handschr. haben τέκνα ἔχοντα ἐν ὑποταγῇ κτλ.

4) So die lesart der it. Die griechischen handschr. haben μαρτυρουμένη.

fauragahaitanan aivlaugian, τὴν προκατηγγελμένην εὐλογίαν, 2 Co. 9, 5. — *in þizos unusspillodons is gibos*, ἐπὶ τῇ ἀνεκδιηγήτῳ αὐτοῦ δωρεᾷ, 2 Co. 9, 15. — *þize gavalidane aggile*, τῶν ἐκλεκτῶν ἀγγέλων, 1 Tim. 5, 21. — *in þize ufsliupandane galiugabroþre*, διὰ τοὺς παρεισάκτους ψευδαδέλφους, Gal. 2, 4. — *þo unfairlaistidon gabein*, τὸν ἀνεξιχνίαστον πλοῦτον, Eph. 3, 8.

Die bisherigen beispiele wiesen alle das nackte particip, doch sind auch die fälle, wo es durch zusätze beschwert ist, ziemlich häufig: *bi þos gafullaveisidons in uns vaihtins*, περὶ τῶν πεπληροφορημένων ἐν ἡμῖν πραγμάτων, L. 1, 1. — *du þizai afarlaistjandein imma managein qaþ*, τῷ ἀκολουθοῦντι αὐτῷ ὄχλῳ εἶπεν, L. 7, 9. — *qaþ du þaim galaubjandam sis Judaium*, ἔλεγεν πρὸς τοὺς πεπιστευκότας αὐτῷ Ἰουδαίους, J. 8, 31. — *þis sandjandins mik attins*, τοῦ πέμψαντός με πατρός, J. 14, 24. — *so bauandei in mis fravaurhts*, ἡ οἰκοῦσα ἐν ἐμοὶ ἁμαρτία, R. 7, 17. — *sa taujands þo manna*, ὁ ποιήσας αὐτὰ ἄνθρωπος, R. 10, 5. — *sa gaþvastjands unsis miþ izvis in Xau jah salbonds uns guþ*, ὁ βεβαιῶν ἡμᾶς .. καὶ χρίσας ἡμᾶς θεός, 2 Co. 1, 21. — *þaim ufar mikil visandam apaustaulum*, τῶν ὑπερλίαν ἀποστολῶν, 2 Co. 11, 5 (dagegen 12, 11 *þaim ufar filu apaustaulum*, vgl. oben p. 13). — *þis in mis rodjandins Xaus*, τοῦ ἐν ἐμοὶ λαλοῦντος Χριστοῦ, 2 Co. 13, 3. — *in þamma insvinþjandin mik Xau*, ἐν τῷ ἐνδυναμοῦντί με Χριστῷ, Phil. 4, 13 und ähnlich 1 Tim. 1, 12. — *bi þaim faurasnivandam ana þuk praufetjam*, κατὰ τὰς προαγούσας ἐπί σε προφητείας, 1 Tim. 1, 18. — *þana iupa briggandan in þiudangardjai guþs vig*, *sursum ducentem in regnum dei viam*, Skeir. II a.

Auffallend ist es, dass einigemal das part. von der zu ihm gehörigen präpositionalen bestimmung durch das subst. getrent ist, doch gieng überall der griechische text mit der gleichen wortstellung voraus: *so qimandei þiudangardi in namin attins unsaris Daveidis*, ἡ ἐρχομένη βασιλεία ἐν ὀνόματι τοῦ πατρὸς ἡμῶν Δαυείδ, Mc. 11, 10. — *sa qimanda þiudans in namin fraujins*, ὁ ἐρχόμενος βασιλεὺς ἐν ὀνόματι κυρίου, L. 19, 38. — *qaþ du þaim atgaggandeim manageim daupjan fram sis*, ἔλεγεν τοῖς ἐκπορευομένοις ὄχλοις βαπτισθῆναι ὑπ' αὐτοῦ, L. 3, 7. — Auch 2 Co. 7, 6 hätte man eine andere wortstellung erwartet, als die nach dem griechischen original beibehaltene: *sa gaþlaihands hnaividaim gaþrafstida uns guþ*, ὁ παρακαλῶν τοὺς ταπεινοὺς παρεκάλεσεν ἡμᾶς ὁ θεός. Ist vielleicht *sa gaþlaihands* substantivisch zu fassen?

b) Der artikel tritt vor das nomen, welchem das attribut ohne artikel folgt: mir sind nur zwei beispiele aufgestossen: *þata havi haiþjos himma daga visando jah gistradagis in auhn galagiþ*, τὸν χόρτον τοῦ ἀγροῦ σήμερον ὄντα καὶ αὔριον εἰς κλίβανον βαλλόμενον, Mt. 6, 30. —

þai Fareisaieis faihufrikai visandans, οἱ Φαρισαῖοι φιλάργυροι ὄντες, L. 16, 14. — In der ersten stelle können übrigens die participia auch appositiv aufgefasst werden: das gras, obwol es nur heute steht und morgen schon in den ofen geworfen wird.

c) Der artikel tritt vor das nomen und wird vor dem nachfolgenden attribut widerholt: *þai vaidedjans þai miþushramidans imma, οἱ λῃσταὶ οἱ συνσταυρωθέντες αὐτῷ*, Mt. 27, 44. — *gaþ du þamma mann þamma gaþaursana habandin handu, λέγει τῷ ἀνθρώπῳ, τῷ ἐξηραμμένην ἔχοντα τὴν χεῖρα*, Mc. 3, 3 und ähnlich L. 6, 8. — Mc. 4, 15. 6, 2. 9, 42. 15, 28. 39. L. 4, 22. 9, 32. 18, 7. J. 6, 27. Eph. 1, 1 (und ähnlich 2 Co. 1, 1.) 4, 24. 2 Th. 2, 3. 4.

d) Am häufigsten ist der fall, dass das nomen selbst den artikel nicht zu sich nimt, sondern dass dieser allein vor das nachfolgende attribut tritt. Diese wortstellung werden wir als echt gotisch bezeichnen können, da sie nur, wenn das attribut an einen eigennamen tritt, bereits im griechischen original, das die stellung c) am häufigsten anwendet, vorliegt, also meistenteils selbständig angewant worden ist. Besonders ungern scheint der übersetzer den artikel direct hinter eine präposition zu stellen.

vigs sa brigganda in fralustai, ἡ ὁδὸς ἡ ἀπάγουσα εἰς τὴν ἀπώλειαν, Mt. 7, 13. — *mahtais þos vaurþanons in izvis, αἱ δυνάμεις αἱ γενόμεναι ἐν ὑμῖν*, Mt. 11, 21 und ähnlich 23. — *in aldaim þaim anagaggandeim, ἐν τοῖς αἰῶσιν τοῖς ἐπερχομένοις*, Eph. 2, 7. — *bi gibai anstais þizai gibanon mis, κατὰ τὴν δωρεὰν τῆς χάριτος τὴν δοθεῖσάν μοι*, Eph. 3, 7. — Mt. 7, 14. 9, 8. 25, 41. 27, 3. Mc. 3, 22. 8, 38. 9, 43. 45. 47. 16, 6. Lc. 1, 19. 2, 15. 21. 6, 15. 7, 32. 10, 11. 14, 24. 15, 6. 23. 16, 21. 18, 30. 20, 20. 46. J. 6, 14. 27. 41. 51. 9, 40. 11, 27. 31. 42. 45. 12, 20. 15, 25. 18, 2. 5. R. 9, 23. 30. 16, 22. 1 Co. 11, 24. 15, 54. 2 Co. 1, 1. 8. 9. 2, 14. 5, 18. 8, 1. 19. 20. Gal. 2, 9. 20. 4, 27. Eph. 1, 11. 2, 2. 3, 9. 20. 4, 18. Col. 3, 10. 4, 10. 12. 1 Th. 2, 14. 1 Tim. 1, 4. 2, 5. 6. 6, 13. 2 Tim. 1, 9. Skeir. III b. — Hierher ist auch zu rechnen die stelle Skeir. IV a: *eiþan nu siponjam seinaim þaim bi sviknein du Judaium sokjandam jah qiþandam sis: Rabbei, saei vas miþ þus hindar Jaurdanau, þamma þu veitvodides, sai sa daupeiþ jah allai gaggand du imma, nauh unkunnandans þo bi nasjand, inuh þis laiseiþ ins qiþans: jains skal vahsjan, iþ ik minznan.* Massmann und Löbe[1] fassen die worte *siponjam* — *qiþandam* mit unrecht als dat.

1) Beiträge zur textberichtigung und erklärung der Skeireins von dr. J. Löbe. Altenburg, 1839. 8.

abs., denn in diesem falle müste *þaim* entweder ganz fehlen oder vor *siponjam* stehen. Es ist vielmehr ein anakoluth anzunehmen; der verfasser beabsichtigte zu schreiben: *siponjam seinaim qaþ*, wurde aber durch die eingeschobene directe rede (*Rabbei — imma*) aus der construction gebracht, was das ausser jeder verbindung stehende *unkunnandans* zur genüge beweist. Der hauptsatz folgt erst in den worten: *inuh þis laiseiþ ins qiþands.* — Ferner ist eine stelle hierher zu ziehen, wo zu *anþar,* das hier entschieden substantivische geltung hat, ein attributives particip tritt: *ei vairþaiþ anþaramma þamma us dauþaim usstandandin, εἰς τὸ γενέσθαι ὑμᾶς ἑτέρῳ τῷ ἐκ νεκρῶν ἐγερθέντι*, R. 7, 4.

Was nun den unterschied zwischen allen diesen stellungen anbetrifft, so ist zu merken, dass derselbe nur ein gradueller ist. Besonders eng ist die verbindung zwischen nomen und attribut, wenn dieses ohne artikel unmittelbar neben jenem steht, oder wenn artikel und attribut dem nomen vorausgehen. In den andern fällen ist das attribut dem nomen gleichsam nur lose angeschoben und trägt oft selbst geradezu substantivischen charakter. So ist es möglich, dass ein substantiv mit mehreren attributen in verschiedener weise verbunden sein kann, das eine steht z. b. mit dem artikel vor dem substantiv, das andere folgt mit dem artikel nach, vgl. Eph. 4, 24: *gahamoþ þamma niujin mann þamma bi guþa gaskapanin.*

Zuweilen verschmilzt auch das substantiv mit dem attribut zu einem einzigen begriff, welcher dann neue attribute erhalten kann: *manne fravardidaize ahin, hugjandane faihugavaurki visan gagudein,* 1 Tim. 6, 5.

Statt des substantivs begegnet einmal der artikel als vertreter des griechischen *οὗτος*, woran sich dann ein zweiter artikel mit attributivem part. anschliesst: *aiþei meina jah broþrjus meinai þai sind þai vaurd guþs gahausjandans jah taujandans, μήτηρ μου καὶ ἀδελφοί μου οὗτοί εἰσιν οἱ τὸν λόγον τοῦ θεοῦ ἀκούοντες καὶ ποιοῦντες*, L. 8, 21.

Das attribut muss mit dem nomen, zu welchem es gehört, in gleichem genus, numerus und casus stehen. Doch kann das zu einem collectiven singular tretende attribut im plural stehen: *managei harjis himinakundis, hazjandane guþ jah qiþandane,* L. 2, 13. — Nach dem sinne construiert ist J. 12, 20, wo der gotische text vom original etwas abweicht, ohne dass der grund oder die quelle der änderung zu erkennen ist: *sumai þiudo þize urrinnandane, τινὲς Ἕλληνες ἐκ τῶν ἀναβαινόντων* (vgl. zu d. st. Grimm, gr. IV, 586.**).

Was den gebrauch der starken und schwachen formen des participe betrifft, so ist bekant, dass das part. praes. mit ausnahme des nominativs, der sogar nach dem artikel häufig in starker flexion steht, nur schwach decliniert wird. Das part. praet. ist dagegen in seiner stellung

als attribut durchaus vom artikel abhängig; es steht in starker form in den unter 1 und 2 b) besprochenen fällen, in den übrigen, d. h. stets wenn der artikel unmittelbar vor dasselbe tritt, in schwacher.[1]

Häufig vertritt im gotischen ein relativsatz griechisches attributives particip und zwar geschieht dies meistens dann, wenn im original ein part. praet. act. vorlag oder wenn der Gote es für nötig hielt, griechisches part. praes. durch das praeteritum zu übersetzen. In anderen fällen ist der grund der änderung schwerer zu entdecken: zuweilen hat jedoch offenbar das streben nach abwechslung in der construction den übersetzer dazu veranlasst. (Vgl. GL. II, 2, 289.) Namentlich scheint es der Gote nicht geliebt zu haben, zwei attributive participia, die durch zusätze beschwert sind, asyndetisch neben einander zu stellen, vielmehr löst er gerne eins davon durch den relativsatz auf. (L. 2, 5. 2 Tim. 3, 6.) *atta þeins saei saihviþ in fulhsnja*, ὁ πατήρ σου ὁ βλέπων ἐν τῷ κρυπτῷ, Mt. 6, 4. 6. 18. — *sa ist Helias saei skulda qiman*, αὐτός ἐστιν Ἡλίας ὁ μέλλων ἔρχεσθαι, Mt. 11, 14. — *Fareisaius saei haihait ina*, ὁ Φαρισαῖος ὁ καλέσας αὐτόν, L. 7, 39. — *gif mis sei undrinnai mik dail aiginis*, δός μοι τὸ ἐπιβάλλον μοι μέρος τῆς οὐσίας, L. 15, 12 (die bitte klingt in der gotischen fassung bescheidener, was durch die anwendung des optativs bewirkt wird). — *sums skalke sah niþjis vas*, εἷς ἐκ τῶν δούλων συγγενὴς ὤν, J. 18, 26. — *sei bauiþ in mis fravaurhts*, ἡ οἰκοῦσα ἐν ἐμοὶ ἁμαρτία, R. 7, 20. — *guþ izei gaþiuþida uns*, θεὸς ὁ εὐλογήσας ἡμᾶς, Eph. 1, 3. — *qineina afhlaþana fravaurhtim, þoei tiuhanda du lustum missaleikaim*, γυναικάρια σεσωρευμένα ἁμαρτίαις, ἀγόμενα ἐπιθυμίαις ποικίλαις, 2 Tim. 3, 6. — *viduvo gavaljaidau ni mins saihstigum jere sei vesi ainis abins qens*, χήρα καταλεγέσθω μὴ ἔλαττον ἐτῶν ἑξήκοντα γεγονυῖα ἑνὸς ἀνδρὸς γυνή, 1 Tim. 5, 9 (dem got. text liegt wol die lesart der Itala: *quae fuerit* zu grunde.) — M. 15, 41. Lc. 2, 5. 17. 8, 2. 10, 23. 15, 30. 19, 27. 29. 20, 27. J. 1, 29 (Skeir. Ib.) 5, 37. 45. 6, 22. 33. 44. 50. 58. 7, 50. 8, 16. 18. 11, 2. 16. 33. 12, 4. 12. 17. 29. 49. 14, 10. 18, 14. R. 9, 5. 11, 22. 12, 3. 1 Co. 12, 22. 15, 57. 2 Co. 1, 4. 19. 4, 6. 8, 16. Gal. 1, 1. 4. 2, 9. Eph. 3, 2. 4, 6. Phil. 4, 7. Col. 1, 8. 12. 23. 25. 26. 29. 2, 12. 4, 11. 1 Th. 2, 12. 15. 4, 5. 8. 5, 10. 2 Th. 2, 16. 1 Tim. 5, 5. 6, 5. 16. 2 Tim. 1, 9. 10. 14. 2, 26. 4, 1.

Zum schluss ist noch zu erwähnen, dass in der directen anrede die attribute nicht wie im griechischen durch den artikel, sondern durch

1) Einzige ausnahme *guþs ungasaihvanins*, 2. Co. 4, 4, daher wol in *ungasaihvanis* zu ändern. Das epitheton ist übrigens ein zusatz des wahrscheinlich jüngeren cod. B und fehlt im cod. A, sowie in den griech. handschriften.

das pronomen personale an das substantiv angefügt werden: *þu Kafarnaum þu und himin ushauhida*, σὺ Καφαρναοὺμ ἡ ἕως οὐρανοῦ ὑψωθεῖσα, Mt. 11, 23; *þu Kafarnaum, þu ushauhido*, L. 10, 15. — *þu ahma þu unrodjands jah baups*, τὸ πνεῦμα τὸ ἄλαλον καὶ κωφόν, Mc. 9, 25. Was den hier erscheinenden wechsel zwischen starker und schwacher flexion betrifft, so ist die regel, dass im vocativ die letztere angewant wird. Es finden jedoch zahlreiche ausnahmen statt, vgl. Mc. 15, 29.

Aus dem attributiven gebrauche des particips leitet sich die substantivierung desselben her. Ursprünglich ist das part. entschieden nur adjectivisch gebraucht worden, d. h. es hat stets der anlehnung an ein subst. bedurft. Dieses wurde zunächst fortgelassen, wenn es kurz vorher in demselben satze stand, die beziehung des attributs also nicht zweifelhaft sein konte, z. b. Mt. 5, 32: *hvazuh saei afletiþ qen .. taujiþ þo horinon, jah sa ize afsatida liugaiþ, horinoþ.* Mc. 7, 2: *gamainjaim handum, þat-ist unþvahanaim.* L. 15, 4: *hvas manna .. aigands taihuntehund lambe jah fraliusands ainamma þize, niu bileiþiþ þo niuntehund .. jah gaggiþ afar þamma fralusanin?* R. 13, 1: *nist valdufni alja fram guþa, þo visandona fram guþa gasatida sind.* 1 Co. 11, 5: *hvoh qinono bidjandei .. andhulidamma haubida gaaiviskoþ haubiþ sein, ain auk ist jah þata samo þizai biskabanon.* 1 Tim. 4, 10: *ist nasjands allaize manne, þishun galaubjandane.*[1]

Ein weiterer schritt war es, wenn ohne vorausgang eines nomens selbständige participia gesetzt wurden. Anfangs schwebte wol noch immer ein leicht zu ergänzendes subst. wie *manna, qens* in gedanken vor, bis schliesslich auch dies aufhörte und das part. nicht mehr allein eine eigenschaft, sondern auch zugleich den träger derselben bezeichnete. So wurde es auch möglich, dass das ins neutrum gesetzte part. allgemein einen mit dem begriff des verbums behafteten gegenstand anzeigte. Endlich nahmen eine reihe von participiis praes. ganz concrete bedeutung an und traten, auch äusserlich dies bekundend, zur substantivischen declination über, wobei sie jedoch die fähigkeit, mit adjectivischer flexion adjectivisch gebraucht zu werden, nicht aufgaben. Den meisten freilich blieb diese vollständige substantivierung versagt, sie sind auf der zweiten stufe stehen geblieben. — Das part. praet. behält stets adjectivische flexion.

Die vollständig substantivierten part. praes. haben die kraft, den casus ihres verbi zu regieren, verloren und können ein abhängiges nomen nur im genetiv zu sich nehmen. Sind sie dagegen adjectivisch flectiert,

1) Schwieriger ist es schon Eph. 2, 1 zu *naudidon* das subst. zu entdecken, doch ist hier wol ohne zweifel *þiudai* zu ergänzen.

so sind sie durchaus an den casus ihres verbi gebunden und dürfen keinen genetiv regieren.[1] Dagegen findet sich der genetiv einmal bei dem part. praet., wo er an stelle der praep. *fram* c. dat. steht: *vairþand allai laisidai guþs*, ἔσονται πάντες διδακτοὶ θεοῦ, J. 6, 45.

Die vorkommenden substantivisch flectierten participia sind folgende: *fijands*, ἐχθρός, Mt. 5, 43. 44 u. ö.; *frijonds*, φίλος, Mt. 5, 47. 11, 19 u. ö.; *bisitands*, περίοικος, L. 1, 58. Mc. 1, 28 (*and allans bisitands*, εἰς ὅλην τὴν περίχωρον). L. 4, 14 (*and all gavi bisitande bi ina*, καθ' ὅλης τῆς περιχώρου περὶ αὐτοῦ); *nasjands*, σωτήρ, L. 1, 47. 2, 11. Skeir. Ia. c.; *talzjands*, ἐπιστάτης, L. 8, 24. 9, 49 u. ö.; *daupjands*, βαπτιστής, Mc. 8, 28. L. 9, 19; *gibands*, δότης, 2 Co. 9, 7; *midumonds*, μεσίτης, 1 Tim. 2, 5; *fraveitands*, ἔκδικος, 1 Th. 4, 6. — Ob auch *merjands*, κῆρυξ, 1 Tim. 2, 7. 2 Tim. 1, 11; *saiands*, ὁ σπείρων, Mc. 4, 3. 14. L. 8, 5; *fraisands*, ὁ πειράζων, 1 Th. 3, 5 und *airzjands*, πλάνος, Mt. 27, 63 hierher zu ziehen sind, ist zweifelhaft, da sie nur im nominativ belegt sind und keinen abhängigen casus bei sich haben. Dagegen sind *gardavaldands*, οἰκοδεσπότης, Mt. 10, 25. L. 14, 21 und *allvaldands*, παντοκράτωρ, 2 Co. 6, 18, entschieden substantiva, die jedenfalls erst als participia componiert worden sind, also nicht etwa von verbis *gardavaldan* und *allvaldan* abgeleitet werden dürfen.

Die meisten dieser participia kommen auch in adjectivischer flexion vor (sogar wenn nichts die substantivische gehindert hätte): *fijands* L. 6, 27 (*vaila taujaid þaim fijandam izvis*, καλῶς ποιεῖτε τοῖς μισοῦσιν ὑμᾶς); *frijonds*, 2 Co. 12, 15 Gal. 2, 20. Skeir. Va u. ö.; *bisitands*, L. 1, 65 (*varþ ana allaim agis þaim bisitandam ina*, ἐγένετο ἐπὶ πάντας φόβος τοὺς περιοικοῦντας αὐτόν);[2] *nasjands*, 2 Tim. 1, 19; *talzjands*, Col. 1, 28. 3, 16. 2 Tim. 2, 25; *daupjands*, Mt. 11, 12. L. 7, 28 u. ö.; *merjands*, Mt. 9, 35. Mc. 1, 39. L. 8, 1 u. ö.; *fraveitands*, R. 13, 4; *saiands*, 2 Co. 9, 10; *fraisands*, L. 10, 25. Mc. 8, 11 u. ö.; *airzjands*, 2 Co. 6, 8. Nur substantivisch flectiert kommen also bloss *gardavaldands*, *allvaldands* und *midumonds* vor, von denen die beiden letzten überhaupt nur einmal belegt sind.

Wie gesagt haben nicht alle participia praes. die fähigkeit, substantivische flexion anzunehmen. Offenbar ist es eine stark in die augen

1) J. Grimm befindet sich daher im irrtum, wenn er (gr. IV, 560) meint, dass man Mc. 15, 29 (*o sa gatairands þo alh jah gatimrjands þo*) den substantivisch gebildeten voc. *gatairand*, *gatimrjand* hätte erwarten müssen. Diese formen wären hier geradezu unmöglich.

2) E. Schulze irrt also, wenn er (im glossar s. v. *bisitan*) sagt, dass *bisitands* nur substantivisch nach *menoþs* decliniere. An dem casus, der in der citierten stelle steht, lässt sich die adjectivische flexion freilich nicht erkennen, wol aber beweist der abhängige accusativ *ina*, dass nur diese angenommen werden kann.

fallende eigenschaft (*frijonds*. *fijands*) oder eine tätigkeit, die durch fortdauernde ausübung zum beruf oder amt wird (*nasjands, talzjands, daupjands*), welche die vollständige substantivierung und individualisierung des part. veranlasst; *gaggands, slepands* könten nie substantivisch flectiert werden. — Eine notwendigkeit, die participia substantivisch zu flectieren, wenn sie ein amt, einen beruf usw. bezeichnen, ist übrigens nicht vorhanden, namentlich komt die adjectivische flexion häufig vor, wenn das part. mit dem artikel einem subst. attributivisch beigefügt wird: *Johannis þis daupjandins*, Mt. 11, 12. *Johanne þamma daupjandin*, Mt. 11, 11 usw. Dagegen ist der acc. sing. nur in substantivischer flexion belegt: *Johannen þana daupjand*, Mc. 8, 28 u. ö., und wenn die participia mit dem pron. possessivum verbunden sind, darf nur diese angewant werden: *nasjand meinamma*, L. 1, 47; *fiands unsarai*, Neh. 6, 16 usw.

Die neueren germanischen sprachen haben wie manche andere feine unterscheidung, so auch diese aufgegeben. Wir können nicht mehr durch die blosse form ausdrücken, dass das part. substantivisch gebraucht sei. Eine reihe alter substantivierter participia (heiland, feind, freund) sind zu wirklichen substantiven erstarrt und haben ihre adjectivische kraft verloren.

Wir gehen nun, nachdem diese formalen verhältnisse erledigt sind, zu den syntactischen functionen des substantivierten particips über.

Zunächst steht dasselbe attributiv, indem es mit dem artikel oder dem pron. possessivum an ein vorausgehendes substantiv angeschoben wird. Das part. praes. folgt in diesem falle sehr oft substantivischer flexion, wie es denn auch häufig für griechisches substantiv steht.

Johannes sa daupjands, Ἰωάννης ὁ βαπτιστής, L. 7, 20. 33, ὁ βαπτίζων, Mc. 6, 14. 24. *Johannis þis daupjandins*, Ἰωάννου τοῦ βαπτιστοῦ, Mt. 11, 12. Mc. 6, 25, usw. — *sweqneid ahma meins du guþa nasjand meinamma*. L. 1, 47. — *Xau Jesu nasjand unsaramma*, Χριστοῦ Ἰησοῦ τοῦ σωτῆρος ἡμῶν, Tit. 1, 4. — *Lazarus frijonds unsar*, Λάζαρος ὁ φίλος ἡμῶν, J. 11, 11.

Substantivische geltung muss man auch den participien beilegen, die attributiv zu dem ungeschlechtigen persönlichen pronomen hinzutreten: *afleiþiþ fairra mis, jus vaurkjandans unsibjana*, ἀποχωρεῖτε ἀπ' ἐμοῦ οἱ ἐργαζόμενοι τὴν ἀνομίαν, Mt. 7, 23. — *gaggiþ fairra mis, jus fraqiþanans*, πορεύεσθε ἀπ' ἐμοῦ οἱ κατηραμένοι, Mt. 25, 41. — *biauk͡ada izvis þaim galaubjandam* (der zusatz *his credentibus* steht nur im cod. Brixianus, vgl. Bernhardt, a. a. o. I, 10.) — *þiuþido þu in qinom*, εὐλογημένη σὺ ἐν γυναιξί, L. 1, 28. 42. — L. 1, 3. 6, 21. 25. 27. R. 8, 4.

1 Co. 8, 10. 2 Co. 4, 11. Gal. 2, 15. 4, 21. Eph. 1, 12. 19. 2, 11. Phil. 3, 3. 6. Col. 1, 21. 1 Th. 2, 10. 4, 15. 17. 2 Th. 1, 7. — Einmal erscheint auch das part. neben dem geschlechtigen pronomen der 3. person: *þans fadrein is þis ussaihvandins, τοὺς γονεῖς αὐτοῦ τοῦ ἀναβλέψαντος*, J. 9, 18.

Statt des particips erscheint neben dem persönlichen ungeschlechtigen pronomen sowie neben dem geschlechtigen der 3. person zuweilen relativsatz: *izai sei haitada stairo, αὐτῇ τῇ καλουμένῃ στείρᾳ*, L. 1, 36. — *þu hvas is þuei stojis, σὺ τίς εἶ ὁ κρίνων*, R. 14, 4. — *jus juzei simle vesuþ fairra, ὑμεῖς οἱ ποτὲ ὄντες μακράν*, Eph. 2, 13. — *vaurkeiþ in izvis juzei galaubeiþ, ἐνεργεῖται ἐν ὑμῖν τοῖς πιστεύουσιν*, 1 Th. 2, 13. — *mik .. ikei faura vas vajamerjands, μὲ .. τὸ πρότερον ὄντα βλάσφημον*, 1 Tim. 1, 13. — Eph. 2, 14 sind im griechischen text dem pron. *αὐτός* zwei attributive participia angefügt: *αὐτὸς γάρ ἐστιν ἡ εἰρήνη ὑμῶν ὁ ποιήσας τὰ ἀμφότερα ἓν καὶ τό μεσότοιχον τοῦ φραγμοῦ λύσας*. Der Gote umschreibt das erste particip durch einen relativsatz, lässt aber merkwürdiger weise das zweite unverändert: *sa .. saei gatavida jah gatairands*. — Vom griechischen texte abweichend und mehr dem der Itala sich nähernd ist ferner die stelle R. 9, 20: *þu hvas is ei andvaurdjais guþa? σὺ τίς εἶ ὁ ἀνταποκρινόμενος τῷ θεῷ;* lat. *tu quis es qui respondeas deo?* Den sinn der stelle scheint mir die lateinische und gotische übersetzung schärfer auszudrücken als das original. Auch Luther übersetzt genau so wie Vulfila: ja lieber mensch, wer bist du denn, dass du mit gott richten willst?

Ungleich häufiger sind die fälle, wo das substantivierte particip selbständig steht, d. h. ohne sich an ein substantiv oder pronomen anzuschliessen. Am meisten komt der substantivische charakter desselben zur geltung, wenn es ohne abhängige casus, präpositionale oder adverbiale zusätze steht oder wenn es mit dem pron. possessivum verbunden ist, wie es denn auch in diesen fällen oft griechisches subst. vertritt und umgekehrt. Auch der zutritt von *alls, sums, manags, hvazuh* und *jains* oder von attributiven adjectivis verleiht dem particip entschieden substantivisches gepräge. Der artikel ist zur substantivierung nicht notwendig, er fehlt, meist mit dem griech. original übereinstimmend, in den fällen, wo wir ihn im nhd. ebenfalls fortlassen oder den unbestimten artikel anwenden. Häufig ist er jedoch, trotzdem der griech. text ihn hat, im got. nicht vorhanden, ohne dass sich ein grund dazu erkennen liesse.

1. Nacktes particip ohne artikel.

anamahtjandans fravilvand þo, βιασταὶ ἁρπάζουσιν αὐτήν, Mt. 11, 12. — *unrodjandans, τοὺς ἀλάλους*, Mc. 7, 3. — *gahnaividans, ταπει-*

νοῦς, L. 1, 52. — Mc. 1, 3. L. 1, 53. 3, 4. 4, 19. 8, 5. 19, 26. R. 7, 3. 9, 16. 10, 14. 11, 28. 12, 15. 13, 7. 1 Co. 15, 20. 2 Co. 6, 14. 15. 7, 6. Eph. 4, 28. 29. 1 Tim. 4, 3. 5, 8. 6, 15. Tit. 1, 1. 15. — 1 Co. 10, 29 *þairh ungalaubjandins þuhtu, διὰ ἀπίστου συνειδήσεως*, hat der übersetzer *ἀπίστου* mit unrecht für den gen. masc. genommen, während es mit *συνειδήσεως* verbunden werden muss. — Einmal erscheint, das griechische *τίς* vertretend, *hvas* neben dem part., gleichsam der erste anlauf zu einem unbestimten artikel: *hvas ungalaubjands, τίς ἄπιστος*, 1 Co. 14, 24. — Eine sehr interessante stelle findet sich 1 Tim. 4, 7: *þo usveihona sve usalþanaizo spilla bivandei, τοὺς δὲ βεβήλους καὶ γραώδεις μύθους παραιτοῦ.* Offenbar hat dem Goten ein entsprechendes adjectiv für *γραώδης* gefehlt (auch das lutherische „altvettelisch“ sieht stark nach einer neubildung aus) und so übersetzt er dem sinne nach richtig, wenn auch mit etwas kühner construction: die unheiligen, gleichsam veralteter (weiber) fabeln. Vgl. GL. z. d. st.

2. Nacktes particip mit artikel.

þaim afarlaistjandam, τοῖς ἀκολουθοῦσιν, Mt. 8, 10. — *þai haldandans, οἱ βόσκοντες*, Mt. 8, 33. — *þata gamelido, ἡ γραφή*, Mc. 12, 10. 15, 28. J. 10, 35. 13, 18. 17, 12. R. 9, 17. Gal. 4, 30; *þata gameliþ*, R. 10, 11. — Mt. 11, 3. 26, 73. 27, 9. 54. Mc. 4, 3. 14. 5, 14. 8, 9. 9, 23. 11, 9. 13, 20. 22. 27. 14, 44. 69. 70. 15, 29. 35. L. 3, 14. 6, 49. 7, 10. 14. 19. 20. 8, 12. 34. 35. 36. 56. 13, 28. 14, 17. 18, 26. 34. 39. 19, 10. 24. 26. 32. 20, 17. J. 6, 11. 13. 64. 9, 39. R. 9, 12. 20. 11, 26. 12, 8. 13, 2. 14, 3. 15, 12. 1 Co. 1, 18. 21. 24. 7, 8. 15. 11, 22. 14, 22. 15, 53. 54. 2 Co. 2, 15. 3, 11. 13. 4, 3. 13. 18. 5, 4. 15. 7, 12. 9, 10. 10, 17. 11, 4. Gal. 4, 27. 6, 6. Phil. 3, 2. Col. 1, 16. 1 Tim. 4, 12. 1 Th. 4, 13. 15. 2 Tim. 2, 10. 14. 25. Tit. 1, 9. Skeir. IVb. Va. b. d. VIb. c. VIIId.

Einige male erscheint statt des griechischen particips gotischer relativsatz: *baþ ina saei vas vods, παρεκάλει αὐτὸν ὁ δαιμονισθείς*, Mc. 5, 18. — *ahma ist saei liban taujiþ, τὸ πνεῦμά ἐστιν τὸ ζωοποιοῦν*, J. 6, 36. — *þai izei bimaitanai sind, οἱ περιτεμνόμενοι*, Gal. 6, 13. — *saei ufbrikiþ, ὁ ἀθετῶν*, 1 Th. 4, 8. — *þans þaiei anasaislepun, τοὺς κοιμηθέντας* (dagegen im folgenden verse *þans anaslepandans*), 1 Th. 4, 14. — Hierher muss auch gezählt werden 1 Co. 13, 10, obgleich im griechischen nicht particip, sondern adjectiv steht: *biþe qimiþ þatei ustauhan ist, ὅταν ἔλθῃ τὸ τέλειον.*

3. Beschwertes particip ohne artikel.

þrutsfill habands, λεπρός, Mc. 1, 40. — *usliþan bairandans, φέροντες παραλυτικόν*, Mc. 2, 3. — *ainshun driggkandane fairni, οὐδεὶς*

πιὼν παλαιόν, L. 5, 39. — *hvammeh bidjandane þuk, παντὶ τῷ αἰτοῦντί σε*, L. 6, 30. — J. 10, 21. R. 7, 1. 8, 8. 1 Co. 8, 10. 10, 28. 2 Th. 1, 8. 1 Tim. 1, 9. 10. 4, 2. 3. 16. 5, 10. Skeir. IVc. Va. 1 Co. 5, 10. 10, 18.

4. Beschwertes particip mit artikel.

Diese im gotischen ungemein häufige construction müssen wir nhd. gewöhnlich durch die umschreibung mit „derjenige welcher" widergeben. — *sa afar mis gagganda, ὁ ὀπίσω μου ἐρχόμενος*, Mt. 3, 11 (Skeir. IIId.). — *þamma viljandin miþ þus staua*[1] *jah paida þeina niman, aflet imma jah vastja, τῷ θέλοντί σοι κριθῆναι καὶ τὸν χιτῶνά σου λαβεῖν, ἄφες αὐτῷ καὶ τὸ ἱμάτιον*, Mt. 5, 40. — *þamma bidjandin þuk gibais jah þamma viljandin af þus leihvan sis ni usvandjais, τῷ αἰτοῦντί σε δὸς καὶ τὸν θέλοντα ἀπὸ σοῦ δανείσασθαι μὴ ἀποστραφῇς*, Mt. 5, 42. — Mt. 5, 44. 46. 7, 13. 21. 8, 17. 9, 12. 10, 28. 40. 41. 26, 68. 27, 9. 47. 54. Mc. 2, 16. 17. 26. 3, 34. 4, 16. 18. 20. 5, 14. 32. 6, 22. 26. 55. 7, 15. 20. 9, 1. 37. 10, 13. 23. 24. 11, 5. 9. 15. 13, 17. 14, 42. 47. 15, 7. 29 32. 16, 10. L. 1, 45. 50. 79. 2, 18. 3, 11. 4, 18. 6, 4. 18. 27. 28. 29. 32. 33. 7, 25. 49. 8, 14. 16. 45. 9, 7. 27. 48. 10, 8. 16. 14, 10. 12. 31. 18, 24. 29. 19, 24. 45. J. 3, 31. (Skeir. IVb). 6, 35. 37. 38. 40. 7, 16. 18. 33. 39. 8, 47. 9, 4. 8. 10, 2. 12, 2. 6. 44. 45. 48. 13, 16. 20. 15, 21. 16, 5. 17, 20. 18, 21. R. 8, 1. 5. 37. 9, 33. 10, 15. 20. 12, 14. 13, 2. 4. 14, 14. 15, 3. 1 Co. 5, 3. 9, 3. 24. 10, 18. 15, 18. 28. 29. 2 Co. 1, 21. 2, 2. 4, 14. 5, 12. 15. 9, 10. 10, 12. 11, 12. 12, 21. 13, 2. Gal. 1, 6. 2, 6. 4, 27. 29. 5, 8. 10. 12. 21. Eph. 2, 11. 6, 12. Phil. 3, 17. 1 Th. 5, 12. 2 Th. 1, 6. 1 Tim. 3, 13. 5, 6. 25. 2 Tim. 2, 22. Neh. 5, 17. Skeir. Ic. d. IIIc. IVb. c. Vb. — Einmal sind zu dem substantivierten particip zwei neue participia attributiv hinzugetreten: *gataih þaim miþ imma visandam, qainondam jah gretandam, ἀπήγγειλε τοῖς μετ' αὐτοῦ γενομένοις, πενθοῦσι καὶ κλαίουσι*, Mc. 16, 10.

Statt des griechischen particips erscheint auch hier häufig relativsatz, in welchem falle also ein nicht ausgesprochenes demonstrativ in gedanken ergänzt werden muss: *saei frijoþ attan aiþþau aiþein ufar mik, nist meina vairþs jah saei frijoþ sunu aiþþauh dauhtar ufar mik nist meina vairþs, ὁ φιλῶν .. ὁ φιλῶν*, Mt. 10, 37. — *saei bigitiþ saivala seina fraqistciþ izai, jah saei fraqisteiþ saivalai seinai .. bigitiþ þo, ὁ εὑρὼν .. ὁ ἀπολέσας*, Mt. 10, 39. — *þaiei hnasqjaim gavasidai sind,*

1) Dass *viljandin* den acc. eines substantivs und daneben einen infinitiv regiert, ist sehr auffallend und gegen alle griech. und lat. handschr. Ich bin daher geneigt ein versehen des schreibers anzunehmen und mit Massmann *stojan* zu lesen.

οἱ τὰ μαλακὰ φοροῦντες, Mt. 11, 8. — *jus sijuþ juzei garaihtans domeiþ izvis silbans, ὑμεῖς ἐστὲ οἱ δικαιοῦντες ἑαυτούς*, L. 16, 15. — Mc. 5, 16. 18. 10, 32. 42 (*þaiei* ist von Uppstr. ergänzt). L. 1, 2. 35. 9, 17. 14, 10. 17, 9. 20, 2. 35. J. 5, 45. 6, 46. 47. 54. 57. 58. 63. 64. 7, 18. 28. 38. 8, 12. 18. 26. 29. 50. 54. 9, 8. 37. 10, 1. 12. 11, 25. 12, 25. 35. 44. 45. 48. 13, 18. 20. 14, 9. 12. 21. 24. 30. 15, 5. 23. R. 13, 8. 14, 2. 18. 1 Co. 4, 4. 7, 22. 10, 33. 11, 29. 15, 23 (*venjand* ist ergänzung von Löbe). 2 Co. 5, 5. 9, 6. 10, 18. Gal. 1, 23. 2, 8. 3, 5. 6, 8. Eph. 4, 10. 5, 4. 28. Phil. 3, 19. 1 Th. 4, 8. 5, 7. 24. 1 Tim. 5, 13. 6, 2. 9. 2 Tim. 2, 4. 19. 3, 6. — Gal. 3, 2: *sundro þaimei þuhta* liegt wol die lesart der it. vg. *his qui videbatur* zu grunde, die griechischen handschriften haben *τοῖς δοκοῦσι*. — Zuweilen steht auch nach *saei* der optativ, wodurch der relativsatz einen fast hypothetischen charakter annimt: *saei habai ausona hausjandona, ὁ ἔχων ὦτα ἀκούειν*, Mt. 11, 15. L. 14, 35. Vgl. Mt. 7, 10. L. 3, 11. 13. 2 Co. 2, 2. Eph. 4, 28.

Seltener ist das demonstrativ wirklich hinzugefügt und zwar meist in solchen fällen, wo es in anderem casus als das relativ stehen muste: *vas Josef jah aiþei is sildaleikjandona ana þaim þoei rodida vesun bi ina, ἐπὶ τοῖς λαλουμένοις περὶ αὐτοῦ*, L. 2, 33. — *gaqumanaim þaim þaiei us baurgim gaiddjedun du imma, τῶν κατὰ πόλιν ἐπιπορευομένων*, L. 8, 4. — *inu þana izei ufhnaivida uf ina þo alla, ἐκτὸς τοῦ ὑποτάξαντος*, 1 Co. 15, 27. — *þana ize ni kunþa fravaurht, τὸν μὴ γνόντα ἁμαρτίαν*, 2 Co. 5, 21. — *þaim þoei vistai ni sind guþa, τοῖς μὴ φύσει οὖσι θεοῖς*, Gal. 4, 8. — *þis saei gaskop ina, τοῦ κτίσαντος αὐτόν*, Col. 3, 10. — *du frisahtai þaim ize anavairþai vesun du galaubjan imma, πρὸς ὑποτύπωσιν τῶν μελλόντων πιστεύειν ἐπ' αὐτῷ*, 1 Tim. 1, 16. — J. 11, 37 ist das demonstrativ wol durch das griechische *οὗτος* veranlasst: *sa izei uslauk augona þamma blindin, οὗτος ὁ ἀνοίξας*. — Statt griechischen relativsatzes hat der Gote nur einmal participialconstruction gebraucht: *ni ainshun þize afletandane gard, οὐδεὶς ὃς ἀφῆκεν οἰκίαν*, L. 18, 29.

5. Particip mit attributiven pronominibus und adjectivis.

a) mit dem pron. possessivum. Mir sind nur drei stellen aufgestossen: *galeikondans meinai vairþaiþ, μιμηταί μου γίνεσθε*, 1 Co. 11, 1. — *miþgaleikondans meinai vairþaiþ, συμμιμηταί μου γίνεσθε*, Phil. 3, 17. — *guþ niu garrikai þans garalidans seinans, ὁ θεὸς οὐ μὴ ποιήσῃ τὴν ἐκδίκησιν τῶν ἐκλεκτῶν αὐτοῦ*, L. 18, 17. — Den unterschied, welchen die hinzusetzung oder fortlassung des artikels bezeichnet, kann die nhd.

sprache nicht mehr in derselben einfachen weise ausdrücken, da die verbindung des artikels mit dem pron. possessivum nicht mehr zulässig ist.

b) mit *alls*. Dieses adjectiv tritt nur vor das mit dem artikel verbundene particip: *allans þans ubil habandans*, πάντας τοὺς κακῶς ἔχοντας, Mt. 8, 16. — *allans þans ubil habandans jah unhulþons habandans*, πάντας τοὺς κακῶς ἔχοντας καὶ τοὺς δαιμονιζομένους, Mc. 1, 32. — *all þata utaþro inngaggando*, πᾶν τὸ ἔξωθεν εἰσπορευόμενον, Mc. 7, 18. — *allaim þaim gavaurstvam jah arbaidjandam*, παντὶ τῷ συνεργοῦντι καὶ κοπιῶντι, 1 Co. 16, 16. — L. 1, 65. 66. 71. 2, 18. 38. 47. 14, 29. 17, 10. 18, 31. R. 10, 4. 12. 2 Th. 1, 10. 1 Tim. 2, 2. Neh. 5, 16. — Ohne den artikel steht *alls* nur einmal mit dem particip: *qiþa allaim visandam in izvis*, λέγω παντὶ τῷ ὄντι ἐν ὑμῖν, R. 12, 3. Es dürfte daher die annahme nicht allzu gewagt sein, dass *þaim* hier durch ein versehen des schreibers ausgefallen ist. (Die stelle ist nur im cod. Carol. erhalten.)

Relativsatz statt des griechischen particips findet sich J. 18, 4: *alla þoei qemun ana ina*, πάντα τὰ ἐρχόμενα ἐπ' αὐτόν. — 1 Co. 10, 25: *all þatei at skiljam frabugjaidau*, πᾶν τὸ πωλούμενον. — 10, 27: *all þàtei faurlagjaidau*, πᾶν τὸ παρατιθέμενον, wo die sätze durch anwendung des optativs eine hypothetische färbung annehmen. — Eph. 6, 24: *ansts miþ allaim þaiei frijond fraujan*, μετὰ πάντων τῶν ἀγαπώντων. — 2 Tim. 3, 12: *allai þaiei vileina gagudaba liban*, πάντες οἱ θέλοντες. — 4, 8: *allaim þaiei frijond qum is*, πᾶσι τοῖς ἠγαπηκόσιν.

c) *sums* und *manags* haben den genetiv bei sich, wenn ausgedrückt werden soll, dass ein teil einer grösseren menge gemeint sei. Zuweilen ist jedoch der begriff des teils nicht zur geltung gekommen und *sumai* bedeutet nur eine g e w i s s e, *managai* eine g r o s s e anzahl. In diesem falle können beide adjectiva das zugehörige substantiv in gleichem casus zu sich nehmen, und zwar nimt das substantivierte particip ausser *sumai* noch den artikel zu sich, welcher bei *managai* fehlt: *man gadaursan ana sumans þans munandans uns sve bi leika gaggandans*, λογίζομαι τολμῆσαι ἐπί τινας τοὺς λογιζομένους ἡμᾶς ὡς κατὰ σάρκα περιπατοῦντας, 2 Co. 10, 2. — *sumai sind þai drobjandans izvis jah viljandans invandjan aivaggeli Xaus*, τινές εἰσιν οἱ ταράσσοντες ὑμᾶς καὶ θέλοντες μεταστρέψαι τὸ εὐαγγέλιον τοῦ Χριστοῦ, Gal. 1, 7. — *gahailida managans ubil habandans missaleikaim sauhtim*, ἐθεράπευσε πολλοὺς κακῶς ἔχοντας ποικίλαις νόσοις, Mc. 1, 34. — Mc. 6, 2 und J. 6, 60 wird man die participia wol appositiv auffassen müssen. — Bei *sumai* erscheint auch einmal statt des griechischen particips relativsatz, jedoch ist von den beiden participien, die im original mit τινάς verbunden sind, nur eins in den relativsatz umgewandelt, das andere dagegen beibehalten

worden, und zwar im casus des originals, der in die gotische construction nicht hineinpasst, wodurch eine starke anakoluthie entsteht: *qaþ du sumaim þaici silbans trauaidedun sik ei veseina garaihtai jah frakunnandans þaim anþaraim, þo gajukon, εἶπεν δὲ πρός τινας τοὺς πεποιθότας ἐφ' ἑαυτοῖς ὅτι εἰσὶν δίκαιοι καὶ ἐξουθενοῦντας τοὺς λοιποὺς τὴν παραβολὴν ταύτην*, L. 18, 9. *frakunnandans* kann man dem sinne nach nur zu *sumaim* ziehen und nicht etwa mit *garaihtai* verbinden. Es wird also nichts anderes übrig bleiben, als hier eine unaufmerksamkeit des übersetzers anzunehmen, der ohne rücksicht auf seine construction den casus des originals beibehielt.[1]

d) Auch *hvazuh* hat entweder den genetiv (der jedoch nicht als partitivus, sondern als genetiv des inhalts aufgefasst werden muss) nach sich, oder es verbindet sich mit dem substantivierten particip in gleichem casus, jedoch ebenfalls nur unter hinzutritt des artikels: *hvazuh sa gaggands du mis jah hausjands vaurda meina jah taujands þo, πᾶς ὁ ἐρχόμενος πρός με καὶ ἀκούων μου τῶν λόγων καὶ ποιῶν αὐτούς*, L. 6, 47. — *hvazuh sa afletands qen seina jah liugands anþara, πᾶς ὁ ἀπολύων τὴν γυναῖκα αὐτοῦ καὶ γαμῶν ἑτέραν*, L. 16, 18. — *hvazuh sa galaubjands du imma, πᾶς ὁ πιστεύων ἐπ' αὐτῷ*, R. 10, 11. — Hierher gehört auch die merkwürdige stelle J. 6, 45: *hvazuh nu sa gahausjands at attin jah ganam gaggiþ du mis, πᾶς ὁ ἀκούσας παρὰ τοῦ πατρὸς καὶ μαθὼν ἔρχεται πρός με.* GL (II, 2, 254) bezeichnen diese construction mit recht als ungrammatisch und Massmann setzt statt *ganam ganimands* in den text. Es ist als wenn hier zwei constructionen zusammengeflossen wären, denn entweder müste es heissen: *hvazuh sa gahausjands jah ganimands*, oder: *hvazuh saei gahausida jah ganam.* Wie soll man sich aber die entstehung dieser verwirrung denken? Dass der übersetzer nach den wenigen worten seine construction vergessen habe, ist kaum denkbar; lagen dem schreiber vielleicht zwei handschriften vor, von denen die eine die participialconstruction, die andere den relativsatz darbot?

Zuweilen erscheint auch nach *hvazuh* statt griechischen particips im gotischen ein relativsatz: *hvazuh saei saihviþ qinon, πᾶς ὁ βλέπων*, Mt. 5, 28. — Mt. 7, 21. 26. L. 14, 11. 16, 18. 18, 14. 20, 18.

1) Man könte freilich *frakunnandans* auch für den nom. halten und *vesun* dazu ergänzen, aber dergleichen ellipsen kommen in den e v a n g e l i e n sonst nicht vor. auch ist nicht abzusehen, warum der übersetzer dann nicht lieber einfach *frakunþedun* geschrieben hätte. Auch sind ähnliche übersetzungsfehler noch an anderen stellen nachzuweisen, vgl. L. 9, 13: *nist hindar uns maizo fimf hlaibam jah f i s k o s t r a i*, wo *f i s k a m t v a i m* correcter gewesen wäre, (gr. *οὐκ εἰσὶν ἡμῖν πλεῖον ἢ πέντε ἄρτοι καὶ ἰχθύες δύο*).

J. 6, 40. 8, 34. 11, 26. 16, 2. 18, 37. 1 Co. 9, 25. — Mitunter steht der optativ nach *hvazuh*, wodurch der satz einen hypothetischen charakter erhält: *hvazuh saei galaubjai*, πᾶς ὁ πιστεύων, jeder der etwa glauben sollte, d. h. falls jemand glauben sollte. — J. 12, 46. 2 Tim. 2, 19.

e) *jains* erscheint neben dem substantivierten particip in der regel mit beigefügtem artikel: *ni matjiþ in jainis þis bandvjandins*, μὴ ἐσθίετε δι' ἐκεῖνον τὸν μηνύσαντα, 1 Co. 10, 28. — *jainaize þize andhaitandane im, illorum inclamantium se*, Skeir. VIII b. (In der vorhergehenden zeile: *jainaim andhaitandam im*, ist das part. appositiv zu fassen.) — Nur Mt. 27, 63 erscheint *jains* neben dem part. ohne artikel: *jains airzjands*, ἐκεῖνος ὁ πλάνος. Offenbar ist hier *airzjands* zu den substantivisch flectierten participien zu rechnen, die ausdrückliche substantivierung durch den artikel war also unnötig.

f) Andere adjectiva erscheinen nur neben den substantivisch flectierten participien: *aftumista fijands*, ἔσχατος ἐχθρός, 1 Co. 15, 26. — *hlasana giband*, ἱλαρὸν δότην, 2 Co. 9, 7.

Zum schluss dieses abschnittes müssen wir hier noch einiger umstände gedenken, die sich in den rahmen der darstellung nicht einreihen liessen:

1. Für das griechische particip ὑπερβάλλων stand dem Goten kein entsprechendes adjectiv oder particip zu gebote. Begegnete ihm also im griechischen text dieses particip attributivisch neben einem substantiv, so benutzte er zur widergabe des particips das sinnverwante substantiv *ufarassus* und setzte das im griechischen vorliegende substantiv im genetiv dazu: ἕνεκεν τῆς ὑπερβαλλούσης δόξης, *in ufarassaus vulþaus*, 2 Co. 3, 10. — διὰ τὴν ὑπερβάλλουσαν χάριν, *in ufarassau anstais*, 2 Co. 9, 14. — τὸ ὑπερβάλλον μέγεθος τῆς δυνάμεως, *ufarassus mikileins mahtais*, Eph. 1, 19. — τὸν ὑπερβάλλοντα πλοῦτον τῆς χάριτος, *ufarassu gabeins anstais*, Eph. 2, 7. — Nur Eph. 3, 19, wo in ὑπερβάλλων ein comparativischer sinn liegt, war es nicht möglich, diese umschreibung zu gebrauchen, Vulf. übersetzt es daher durch *ufarassau mikils*.

Der umgekehrte fall findet statt L. 1, 78, wo griechisches substantiv in attributives particip umgewandelt wird: *þairh infeinandein armahairtein guþs unsaris*, διὰ σπλάγχνα ἐλέους θεοῦ ἡμῶν. — In allen diesen fällen hat der Gote ganz selbständig geändert; soweit ich dies nämlich aus dem Tischendorfschen commentar ersehen kann, bietet keine griechische oder lateinische handschrift etwas ähnliches.

2. Über den gebrauch der starken und schwachen formen in bezug auf das attributive particip ist schon oben p. 19 gehandelt. Es ist nur noch nachzuholen, dass auch das substantivierte particip sich nach den-

selben regeln richtet: das part. präs. erscheint, wenn es adjectivische flexion behält, immer schwach mit ausnahme des nom. sing., das part. prät. steht ohne artikel immer in starker, mit artikel in schwacher flexion. Nur eine ausnahme ist zu belegen: einmal erscheint nämlich das part. praet. nach dem artikel stark flectiert: *þata gameliþ,* R. 10, 11 (sonst stets *þata gamelido,* vgl. oben p. 25). *skuldo, τὰς ὀφειλάς,* R. 13, 7, ist wol mit Leo Meyer (got. spr. p. 244. 432) als substantiv aufzufassen.

(Schluss folgt.)

ZUR ENDUNG -a IN THÜRINGISCHEN ORTSNAMEN.

In dem „Quellenverzeichnis zum fünften Band“ des Deutschen Wörterbuchs hat R. Hildebrand auf seite XXXIX eine schrift von mir mit folgenden worten aufgeführt:

„K. Regel, die Ruhlaer mundart, dargestellt von K. R., Weimar 1868 (*der ort heisst im leben* die Ruhl, *was ich denn auch zu brauchen von je her gewohnt bin*, Ruhla *ist die lat. Canzleiform, von gleichem werte wie z. b.* Eythra *bei Leipzig statt* Eiter, *d. h. barbarisch, s. in Zachers zeitschr. 2, 260*).“

Da ich nun diese ganz apodiktische verurteilung der von mir gebrauchten namensform des ortes, über dessen mundart ich geschrieben habe, als eine verdiente zurechtweisung hinzunehmen und zu billigen scheinen würde, wenn ich dazu schweigen wollte, so halte ich es für eine pflicht meine entgegenstehende ansicht näher zu begründen, und zwar um so mehr, je hervorragender die wissenschaftliche stelle ist, an welcher jener urteilsspruch seinen platz gefunden hat.

Ich darf wol zunächst ganz davon absehen, dass das, was ein einzelner, auch der gelehrteste, „zu brauchen von je her gewohnt“ ist, für die wissenschaftliche entscheidung über die richtigkeit oder unrichtigkeit deutscher ortsnamenformen, deren wandlungen im laufe der jahrhunderte bekantlich sehr mannigfach sind, an und für sich doch eine eigentliche beweiskraft nicht haben kann; aber auch das allgemeinere argument, welches Hildebrand diesem ganz persönlichen als erste stütze für seine ansicht vorausgestellt hat, — dass die form *Ruhla* unrichtig sein müsse, weil der ort im leben *die Ruhl* heisst, — kann als ein stichhaltiger beweisgrund durchaus nicht angesehen werden.

Zuvörderst muss man dabei wol fragen, was der ausdruck „im leben“ bedeuten soll? — wenn er heissen sollte: „im verkehre des eigentlichen thüringischen volks, das seine mundart redet,“ so wäre

unbedingt zuzugeben, dass die form „*die Ruhl*“ die fast allein herschende ist; wenn man aber unter „im leben“ versteht: „im zwanglosen mündlichen verkehr der bewohner des thüringischen landes, sofern sie nicht den volksdialect, sondern die neuhochdeutsche umgangssprache reden,“ so wird man nur sagen dürfen, dass die form „*die Ruhl*“ zwar vorherscht, dass aber daneben der ort auch sehr häufig „*Ruhla*“ genant wird.

In dem zuerst bezeichneten sinne kann nun der ausdruck nicht gemeint sein, da Hildebrand sonst wol lieber „in der volksmundart“ geschrieben haben würde und da er selbst zu gut weiss, welche zahllosen zusammenziehungen und entstellungen die ortsnamen im munde des volkes zu erleiden pflegen, als dass er den grundsatz hätte aussprechen können: „die form eines ortsnamen ist die richtigste und ursprünglichste, welche vom volke mundartlich gebraucht wird.“ Dem volksmunde sind ja fast überall kürzungen, verschleifungen und verstümmelungen der vollen formen bequem und gerecht, indem er auf solche weise seinen gegensatz gegen die vornehme rede mit geflissentlicher vorliebe stärker ausprägt, und ich brauche für Thüringen kaum an entstellungen von ortsnamen wie *Remscht, Ballscht, Bittscht*, *Kärscht* für *Remstedt*, *Ballstedt, Bittstedt*, *Gierstedt*, oder *Dambch, Steimich*, *Siebch* für *Tambach, Steinbach, Seebach*, oder *Hûechen* für *Hochheim*, oder ruhl. *Brotterô, Farnrô* für *Brotterode*, *Farnrode* zu erinnern, um den überall sich vollziehenden vorgang zu veranschaulichen. Dass aber solche entartung der ursprünglichen ortsnamenformen oft schon frühzeitig eingetreten ist, das beweist z. b. der name des gothaischen dorfes *Pfullendorf*, bei welchem übrigens dahingestellt bleiben muss, ob sein erster teil auf den gott Phol bezogen werden dürfe (vgl. *Pholesbrunnen* in Gr. d. Myth. 206. 207): in den ältesten Tenneberger amtsrechnungen, welche im ministerialarchiv zu Gotha aufbewahrt werden, wird ann. 1523 p. 46 *zw Pffulndorff*, a. 1528 p. 93 *zu pfolndorff* geschrieben, aber ebendas. ann. 1533 p. 135 *pfondorff*, ann. 1534 p. 113 *pfonndorf*, ann. 1542 p. 145 *Pfondorff*, und dem ganz entsprechend lautet die jetzt lebendige mundartliche form des namens *Pfonneroff*.

Aber auch wenn wir den ausdruck „im leben“ in dem an zweiter stelle bezeichneten sinne auffassen und dann kein besonderes gewicht darauf legen, dass so die als hauptargument gebrauchte behauptung erfahrungsmässig nicht mehr vollkommen wahr ist, sondern wenn wir dabei vielmehr vorläufig annehmen wollten, dass die form *Ruhla* nur in den pedantisch an die schriftsprache sich anschliessenden kreisen der umgangssprache zu finden wäre, so ist doch auch der so verstandene specielle fall als prämisse für die nachfolgende behauptung unzulässig,

weil man, wenn er dieselbe beweisen oder unterstützen soll, hinter ihm etwa folgenden allgemeinen obersatz voraussetzen müste: „schriftgültige ortsnamen auf *-a* in Thüringen und Obersachsen verdanken dieses *-a* dem latinisierenden einfluss der kanzleisprache, überall wo die zwanglose mündliche rede des landes dieses *-a* nicht aufweist, sondern den betreffenden namen entweder consonantisch oder in *-e* auslauten lässt.“ Und wer möchte wol einem solchen obersatz die geltung eines beweiskräftigen axioms verleihen wollen? —

Niemand kann die wahrheit der von Hildebrand in dieser zeitschrift a. a. o. berührten tatsache bestreiten, dass viele deutsche ortsnamen ihr *-a* im laufe des 16. jahrhunderts unter der einwirkung des gespreizten kanzleistiles empfangen haben, und niemand wird ihm auch darin widersprechen, dass dieses *-a*, weil es undeutsch ist, für wertlos und barbarisch erklärt werden muss. Was mich betrifft, so bin ich so weit davon entfernt jenen feinen bemerkungen über die dauerhaftigkeit de sprachgefühls im volke gegenüber den eigenmächtigkeiten der schulsprache entgegen treten zu wollen, dass ich vielmehr die hierher gehörige seite der erscheinung noch durch eine reihe thüringischer beispiele veranschaulichen und näher beleuchten will.

Ganz in dieser weise haben z. b. die in Thüringen nicht seltenen, jetzt schriftmässig mit der endung *-roda* versehenen ortsnamen ihr *-a* im 16. jahrhundert ungebührlicher massen angenommen: die ältesten formen dieser gattung, wie sie Förstemann im altdeutschen Namenbuch II[2], 1261 — 1263 zahlreich verzeichnet hat, weisen nirgends einen namen auf *-rodaha*, sondern nur höchstens den vollen althochdeutschen endungslaut auf (*Ostarmaringarodha*, *Heningarodha*, *Selmetrodha*, *Sterkonrotha*, *Westarroda* aus dem 9. jahrhundert und *Fauerota*, *Herisiuroda*, *Bunningerotha*, *Langenrodo* aus dem 11. jahrhundert, — auch *Fleodrodun* aus dem 8. und *Farnrodun* aus dem 9. jahrhundert), bei weitem die meisten beispiele zeigen für das 9. so gut wie für das 10. und 11. jahrhundert nur die geschwächten endungen *-rode*, *-rothe*, oder die apokopierten *-rod*, *-rot*, *-roth*, *-rohd*, *-roht*, *-rodt*. Demgemäss gilt auch im 12., 13., 14. jahrhundert für diese dorf- und geschlechtsnamen nur die endung *-rode*, zuweilen *roude* oder *rut*: so z. b. *in Folkoldcroude*, *in Folcolderode* Annal. Erph. ann. 1149 (Mon. XVI, 20), *in Richoluesrode* päpstl. urkunde von 1183 im henneb. Urk. B. I, 15 (und in der späteren deutschen übersetzung dieser urkunde *zcu Richolfeldesrode* hb. Ukb. 1, 122), *in Ottenrode* ebendas. hb. Ukb. I, 16, *de Bunenrut* ann. 1240, *in Bunrode* ann. 1278. 1323, *im kloster Bunrode* ann. 1463, *in Bunenrode* a. 1304 (Michelsen Cod. Thur. dipl. pag. 16. 19. 27. 30), *in Gunsrode* a. 1265. 1285. 1304. 1317. 1323, *zcu Gunsrode*

in deme dorfe a. 1309 (Mich. Cod. Thur. dipl. pag. 17. 23. 27. 28. 30), *Cunrad von Angilrode* (neben *Angilroede*) 24 juni 1343, *Conraden von Angelrode* 23 sept. 1343 (henneb. Ukb. II, 63. 66), *Helwig von Blycherode* a. 1346 (Mich. Cod. Thur. dipl. p. 39), *Goetzen von Bysschofrode* a. 1346 (hb. Ukb. II, 71). Diese unverfälschte endung *-rode* erscheint in den thüringischen dorfnamen bis in das dritte jahrzehend des 16. jahrhunderts, dann tritt auf einmal in ihnen das aufgeputzte unberechtigte *-roda* hervor; die ältesten Tenneberger amtsrechnungen liefern dafür folgende belege: *zw Friderichrode* (oder *Fryderichrode*) a. 1523 p. 16. 40. a. 1528 p. 35. 36. 38. 42. 85. a. 1533 p. 60, — dagegen *zw Friderichroda* (oder *Fridericheroda*) a. 1533 p. 4. 19. 56. 57. 62 und überall. a. 1534 p. 51. 53. 61. 63 und überall, *zu Friderichroda* a. 1542 p. 4. 36. 79. 80. 98 und überall; — *zw Sassertrode* a. 1523 p. 32; — *zw Gospitrode* a. 1523 p. 46, — aber *zw* (*zu*) *Gospitteroda* a. 1533 p. 135. a. 1534 p. 113. a. 1542 p. 50. 51. 145; — *gein Brottrode* a. 1528 p. 74, aber *zu Brottroda* a. 1528 p. 77. *zw Brotteroda* a. 1533 p. 20. 69. 99. 100. 102. a. 1534 p. 56. 69. 70. *zu Brotroda* a. 1542 p. 77. 80. 81; — *zu Farnroda* a. 1528 p. 61. 62. *Der Borggraue* (*der weyſbecke*) *zu Farnroda* a. 1528 p. 60. *Lips von Farnroda* a. 1528 p. 61. *Der Grafe von Farnroda* a. 1533 p. 82. *Hans von Farnroda* a. 1533 p. 82. 103. *zu Farnroda* a. 1542 p. 73; — *zw* (*zu*) *Erſsroda* a. 1528 p. 41. a. 1533 p. 73. 75. a. 1534 p. 15. 62. 63. 68. a. 1542 p. 103. 104.

Bei allen diesen namen verschmäht die rede des gewöhnlichen lebens durchaus den latinisierenden aufputz und spricht richtig *Friedrichrode*, *Gospiterode*, *Brotterode*, *Farnrode*, *Ernstrode*; was den letzten namen betrifft, so gilt die noch später hinzugetretene verbildung des ersten teiles gleichmässig in dem mundgerechten *Ernstrode* wie in dem schriftüblichen *Ernstroda*, während die volksmundart in ihrem *Ärschrûede* die richtige grundform *Erphisroth* (urkunde vom jahre 1039 bei Schannat Corp. Tradit. Fuld. p. 151, vgl. Förstem. altd. NB. II² p. 119. 1262) nach ihrer oben aus dem 16. jahrhundert belegten gestalt (*Erſsroda*), nur den mundartlichen lautgesetzen gemäss verändert, getreulich aufbewahrt hat.

Noch klarer als in den eben betrachteten namen auf *-rode* stellt sich uns die unart des 16. jahrhunderts in den an zweiter stelle mit ahd. *-berc* zusammengesetzten ortsbezeichnungen dar. In der langen reihe der von Förstemann (altd. NB. II² p. 259—263) aus dem 8. bis 11. jahrhundert verzeichneten, sowol berge als auch ortschaften bedeutenden namen gehen die meisten flexionslos auf *-berc* (*-perc*, *-berg*, *-perg*, *-berch*, *-perch*, *-perac*, *-pereh*) aus, während daneben nirgends ein bei-

spiel auf *-bergaha*, sondern nur wider eine kleinere zahl von formen mit den vollen ungeschwächten flexionen *-a* (*Gelicheberga* aus dem 8. jahrhundert, *Bellingaberega*, *Breemberga*, *Cranaberga*, *Elliberga*, *Hedberga*, *Helidberga*, *Turigoberga* aus dem 9. jahrhundert, *Havelberga*, *Kelenberega*, *Winociberga* aus dem 10. jahrhundert, *Asschasberga*, *Gunchelberga*, *Halesperga*, *Loberga*, *Rihpoldisberga* aus dem 11. jahrhundert und *Wergilaperga* unbestimt), oder *-i* (*Rehtbergi*, *Sutherbergi*, *Thribirgi* aus dem 9. jahrhundert), oder *-u* (*Uhsinebergu* aus dem 8. jahrhundert), oder *-un* (*Marahabergun*, *Runibergun* aus dem 9. jahrhundert, *Egisbergun*, *Brochindbergun*, *Lyopbergun* aus dem 11. jahrhundert), oder *-on* (*Obergon*, *Tafalbergon* aus dem 10. jahrhundert, *Ambergon*, *Asthlacbergon*, *Blacbergon*, *Hlacbergon*, *Wederbergon* aus dem 11. jahrhundert) aufgeführt wird. Da nun diesen volllautigen formen schon in der alten zeit die geschwächten auf *-e* und *-en* (*Maronoberge* 8. jahrhundert, *Balberge*, *Harabirge*, *Linberge* 10. jahrhundert, *Budberge*, *Richersperge*, *Thurinkiberge* 11. jahrhundert, *Habechesperge*, *Rotenberge* unbestimt, — *Batenbergen*, *Flandebergen*, *Hersebergen*, *Milebergen* 11. jahrhundert, *Tagebergen* unbestimt) zur seite stehen, so ist selbstverständlich, dass in allen nachfolgenden jahrhunderten für diese art von ortsnamen nur die ausgänge *-berg* oder *-berge* oder *-bergen* als organisch erwachsene und berechtigte angesehen werden können. In den Tenneberger amtsrechnungen des 16. jahrhunderts, denen ich die hierher gehörigen urkundlichen belege entnehme, bietet sich nun die beachtenswerte erscheinung dar, dass die richtige endung *-berge* bis in das jahr 1533 consequent ausdauert, mit dem jahre 1534 aber das wolgefallen des schreibers an dem auslautenden *-a* so stark wird, dass er nicht nur die wenigen vorkommenden dorfnamen dieser gattung, sondern auch die als lokale des holzverkaufs sehr häufig in den forstrechnungen erwähnten waldbezirke, die nach den einzelnen bergen benant sind, durchgängig mit der endung *-berga* schreibt. So heisst es nicht nur von thüringischen dörfern: *zu Vynsterberga* a. 1534 p. 61. 62. a. 1542 p. 102. 104 (gegen *zu Vinsterberge* a.*1528 p. 43. *zw Vynsterberge* a. 1533 p. 73. 75. 76), — *zum Altenberga* a. 1534 p. 51. 61. 62. a. 1542 p. 103. 104 (gegen *zum Altenberge* a. 1533 p. 75), — *zw Esschennberga* a. 1534 p. 113. *zu Eschenberga* a. 1542 p. 145 (gegen *zw Eschenberge* a. 1533 p. 135), — sondern auch die viel lebendiger appellativischen berg- und forstnamen erscheinen in ganz gleicher weise zu unbeweglichen eigennamen umgestempelt und verknöchert: *am Aschenberga* a. 1542 p. 87. 98; *am Burgberga* a. 1542 p. 62; *am Heyberga* a. 1534 p. 62; *am Jhegerßberga* a. 1542 p. 80; *im Kremberga* a. 1542 p. 117; *am Moseberga* a. 1542 p. 69; *im* (*am*) *Tattenberga* a. 1542 p. 87. 88; *am Tenberga* a. 1542

p. 79; *am Vbelberga* a. 1542 p. 87; *am Obelberga* a. 1542 p. 98; — *am Breittennberga* a. 1534 p. 78. 79. a. 1542 p. 81 (gegen *am Breittenberge* a. 1528 p. 58); *am Entrchberga* a. 1534 p. 29. 30. a. 1542 p. 51. 52 (gegen *am Entrchberge* a. 1533 p. 38. 40. 54. 124); *am Langenberga* a. 1542 p. 106 (gegen *am Langenberge* a. 1528 p. 41); *am Rabenberga* a. 1542 p. 81 (gegen *am Rabensberge* a. 1528 p. 31); *am Scharffenberga* a. 1534 p. 82. a. 1542 p. 64. 65 (gegen *am Scharffennberge* a. 1533 p. 95. 98); *vff dem (am, im) Spießberga* a. 1534 p. 62. 63. 64 (gegen *am Spisberge* a. 1528 p. 40. *auff dem ſpießberge* a. 1533 p. 76); *am Trogeberga* a. 1534 p. 67 (gegen *am Troyberge* a. 1523 p. 26. a. 1528 p. 64, *am trogeberg* a. 1533 p. 103, *am Drogeberg* a. 1533 p. 96. 97); *am wagenberga* a. 1542 p. 68. 87 (gegen *am wagenberge* a. 1523 p. 19. 24, *am Wagenberge* a. 1528 p. 32); *am wartberga* a. 1542 p. 65 (gegen *am Warberg* a. 1533 p. 92, *am Warberge hienter dem meyßenstein* a. 1533 p. 93. 94); *am Weyßennberga* a. 1534 p. 54. 55. 64, *im Weyssenberga* a. 1534 p. 62. 63. 64, *vor dem weyßen berga* a. 1542 p. 107 (gegen *am Weyßennberge* a. 1533 p. 59); *am Ziegenberga* a. 1534 p. 45 (gegen *am Ziegenberge* a. 1533 p. 53); — dieser schreibweise entsprechend endigen die nur vor 1534 in unseren amtsr. auftretenden bergnamen nur auf *-berge: am Birberge* a. 1528 p. 53; *auff dem Delnberge* a. 1528 p. 52; *am Enselberge* a. 1523 p. 28, *am Enßelberge* a. 1523 p. 23, *am Inselberge* a. 1528 p. 31 (vgl. *am Enselbergesflos* a. 1542 p. 80. 81); *am Jagtzberge* a. 1533 p. 60. 61; *am Streunelberge* a. 1533 p. 52; *am Symmelberge* a. 1533 p. 62. Nur in einem einzigen beispiel findet sich *-berge* auch in einem späteren jahre: *im Nesseberge* a. 1542 p. 77. Ganz dasselbe gesetz aber wie bei den mit *-berge, -berga* gebildeten namen ist in den Tenneb. Amtsr. bei der fast noch mehr appellativischen walddistrictsbezeichnung *Heide* beobachtet: *auff der Heyde* a. 1533 p. 57. 58, *an der kalden Heyda* a. 1534 p. 53, *an der hohen heyda* a. 1534 p. 72. 73, *an der hohenheida* a. 1542 p. 70.

Der heutige sprachgebrauch weiss in ungezwungener mündlicher rede auch hier nichts von der verzerrung des 16. jahrhunderts, sondern bedient sich für die forstbezirksnamen durchweg der flexionslosen form (*auf dem Burgberg, am Striemelsberg, Inselsberg, Tröberg, Wagenberg* usw.), für die dorfnamen aber mit vorliebe der geschwächten plural. dativform auf *-bergen: Finsterbergen, Altenbergen, Eschenbergen, Seebergen* u. a., obwol daneben auch die singulare form auf *-berge* nicht ungebräuchlich ist. Der volksmundartliche ausdruck hält sich sonst auf derselben stufe, nennt aber das dorf *Eschenbergen* nicht *Äschenbärjen*, sondern *Äschenbärn*, und dies erscheint um deswillen als eine merkwürdige treubewahrte wortgestalt, weil auch in den ältesten

jahrgängen der Tenneb. Amtsr. nicht wie a. 1533 *Eschenberge*, sondern *Eschenber* geschrieben wird: *zw* (*zu*) *Eschenbher* a. 1523 p. 46. a. 1528 p. 94; denn wenn danach *Eschenberge* als eine analogisierende umbildung, *Eschenbher* aber als die ursprünglichere namensform angesehen werden muss, so haben wir es für den zweiten teil dieses namens mit einem ganz anderen stamme zu tun, welcher noch einer eingehenderen untersuchung bedürfen würde (vgl. besonders das von Förstemann zu *BAR* 1. herangezogene ags. *bearo*, *beru*, aber auch die unter *BAR* 2. gestellten thüringischen dorfnamen *Oester*-, *Gross*- und *Wolfs-Behringen* altd. NB. II² s. 205—207).

Ausser den bisher genauer beleuchteten beiden reihen bieten sich noch viele andere thüringische namen dar, in denen die zwanglose mündliche ausdrucksweise die richtige in *-e* auslautende oder ganz unvocalische form im vorteil gegen das unberechtigte *-a* der schriftsprache aufweist; ich hebe nur einige derselben heraus: *Apolda* (Thidric de *Appolde*, urk. v. 1148 im henneb. Ukb. I, 6. Heinricus pincerna de *Apolde*, urk. v. 1268 im henneb. Ukb. I, 27. Hermannus de *Appolde*, urk. v. 1303 im Cod. Thur. Dipl. p. 25); — *Aschara* (im 10. jahrhundert *Asguri*, *Asgore* Först. altd. NB. II², 131. 132); — *Hayna* (*der pfarher zu Hayne* Tenn. AR. a. 1542 p. 55; vgl. *Hagini*, *Hagene* Först. altd. NB. II², 691); — *Helfta* (im 10. jahrhundert *Helpithi*, im 11. *Helpede*, Först. a. a. o. p. 790; castrum quod dicitur *Helpede* Ann. Magd. a. 1175, Mon. XVI, 193, *Helpethe* Ann. Peg. a. 1175, Mon. XVI, 261); — *Jena* (*zw Jhene* Tenn. AR. a. 1533 p. 115; in einer fehde gegen die edeln von Lobeda treibt Ber. v. Meldingen, „magnam gregum predam juxta villam *Gene* dictam“ gewaltsam hinweg, Ann. Erph. a. 1248, Monum. XVI, 36; vgl. *Geni*, *Gene* Först. a. a. o. p. 631); — *Kahla* (*zu Kale* Tenn. AR. a. 1542 p. 121; vgl. *Calo*, *Cale* Först. a. a. o. p. 384); — *Kraula* (*zu Krawel* Tenn. AR. a. 1542 p. 43. 45. 47. 50. 51); — *Möhra* (dimidium mansum in villa nostra *More* urk. v. 1312 im henneb. Ukb. I, 51); — *Sulza* in der nähe von Naumburg (in vier urkunden des 11. jahrhunderts bei Schannat *Sulze*, s. Förstem. a. a. o. p. 1400. 1401) — indem ich hinzufüge, dass auch im munde des Thüringers diese ortsnamen nicht leicht anders als *Apolde*, *Ascher*, *Hayne*, *Helfte*, *Jene*, *Kahle*, *Kraul* oder *Kraule*, *Möhre*, *Sulze* lauten.

Andrerseits bleibt diese mündliche lebensgewohnheit in vielen fällen auch dem berechtigten *-a* getreu und spricht z. b. richtig: *Kälbra* (Dominus Cristanus de *Kelbra* urk. v. 1284, Fridericus prepositus in *Kelbra* urk. v. 1310, Rudolfus Prepositus in *Kelbra* urk. v. 1323, im Cod. Thur. dipl. p. 22. 28. 30) und *Magdala* (9. jahrh. *Maduhalaha* Förstem. a. a. o. p. 1034; juxta villam *Madala* Ann. Erph. a. 1248,

Mon. XVI, 36), oder von hessischen und fränkischen nachbarorten. *Bibra, Bebra* (*im lande zu Franken zu Bibra* Tenn. AR. a. 1542 p. 115; vgl. *Bibaraha, Biberaha* Först. a. a. o. p. 242; Heinricus de *Biberaha* urk. v. 1160, Heinricus de *Bibera*, Siboto de *Bibera* urk. v. 1189, Bertold von *Bybera* urk. v. 1315, 1317, 1338, Bertoldus de *Bybera* urk. v. 1319, im henneb. Ukb. I, 9. II, VII. I, 59. 68. 69. II, 28. I, 73), *Geisa* (*Geisaha, Geysaha* aus dem 8. und 9. jahrh., Förstem. a. a. o. p. 629; Hertwigus de *Geisaha* urk. v. 1160, Hertwig de *Geisaha* urk. v. 1167, im henneb. Ukb. I, 9. 12), u. a. m.

Allein so bereitwillig auch bisher eingeräumt oder teilweise erst bewiesen worden ist, dass die „im leben" übliche form sehr vieler thüringischer ortsnameu mit der unverfälschten urkundlich beglaubigten gestalt derselben wirklich übereinstimt, so muss doch auf der andern seite ebenso entschieden festgehalten werden, dass diese übereinstimmung nicht sowol ein notwendiger, in der zähen treue des sprachgefühls gegen eine organische entwickelung innerlich begründeter vorgang, als vielmehr eine zufällige, hauptsächlich auf dem streben nach bequemer aussprache äusserlich beruhende erscheinung zu nennen ist, da sie nach ihren beiden richtungen hin zahlreiche ausnahmen erleidet, und dass daher die im gewöhnlichen leben herschende form eines solchen thüringischen ortsnamens an und für sich als unzuverlässig, für seine echte gestalt im zweifelhaften falle als nicht beweiskräftig angesehen werden muss. Denn

1. behauptet sich bei einer anzahl von ortsnamen auch im gewöhnlichen lebensverkehr die unechte aus dem 16. jahrhundert stammende endung *-a*. Während wir oben *Apolde* richtig statt *Apolda* im mündlichen gebrauch gefunden haben und während statt des im canzleistile gewiss entwickelt gewesenen *Bruchterda* heutiges tages schriftlich und mündlich sogar nur die gekürzte dialectform *Brüchtern* gilt (im 9. jahrh. *Burihtridi* Först. a. a. o. p. 372; Albertus de *Bruchterde* urk. v. 1324, her Dietrich von *Bruchterde* urk. v. 1339, Cod. Thur. dipl. p. 31. 35), spricht und schreibt man andere namen dieser art, abgesehen von den im eigentlichen volksmunde üblichen umformungen, gleichmässig auf *-da*: *Cölleda*, mundartlich *Kölln, Kuhkölln* (im 8. und 11. jahrh. *Collithi, Collide* Först. a. a. o. p. 416; Giselberhtus parrochianus de *Cullede* urk. v. 1160, hb. Ukb. I, 9; Henricus de *Kollede* urk. v. 1303, Cod. Thur. dipl. p. 26), — *Sömmerda*, mundartlich *Sömmern* (9. jahrh. *Sumeridi*, 10. jahrh. *Sumerde* Förstem. a. a. o. p. 1403; Bertoldus de *Somerde* urk. v. 1303, Bertoldus de *Semerde* urk. v. 1324, Cod. Thur. dipl. p. 26. 31), — *Thüngeda*, mdartl. *Thüngen* (8. jahrh. *Tungidi, Dungede*, 9. jahrh. *Tungide*, 10. jahrh. *Dungide*, 11. jahrh. *Tungedi,*

Tungede Förstem. a. a. o. p. 494; tractatus Ditherici de *Tungeden:* ich Diccel von *Tüngden* urk. v. 1333, henneb. Ukb. II, 8), — ***Tilleda*** (8. und 11. jahrh. *Dullide*, 10. jahrh. *Dullede*, 10. und 11. jahrh. *Tullida* Förstem. a. a. o. p. 490; in *Dullethe* Annal. Stederb. a. 1194, Mon. XVI, 229), — *Witterda* bei Erfurt, mdartl. *Wittern* (Werner de *Widerthe* urk. v. 1148, henneb. Ukb. I, 6; vielleicht auf einer grundform *Witridi* oder *Widirothi* beruhend, welche zu den von Förstem. a. a. o. p. 1587 und 1590 aufgeführten namen gehören würde). — Ebenso wird das langgestreckte aus einzelhöfen bestehende walddorf in der nähe von Waltershausen *die Sondra* nur mit dieser schriftmässigen bezeichnung benant, obwol auch hier das *-a* unberechtigt ist; denn unsere Tenneb. Amtsr. schreiben zur zeit des überall in ihnen einreissenden *-a: der Schulthes aus der Sonder* a. 1533 p. 95; *George wagenner In der Sonder*, *Bartel In der Sonder* ebend. a. 1534 p. 77. 82, und das weist nur auf älteres *Sundere*, geschwächt aus *Sundera*, wie es Förstem. a. a. o. I. 1408 aus dem 11. jahrh. für einen andern thüring. ort verzeichnet hat.

2. wird das echte urkundlich verbürgte, auf altem *-aha* beruhende *-a* in sehr vielen fällen von der zwanglosen landesüblichen aussprache zu *-e* geschwächt oder ganz abgeworfen, dem äussern ansehen nach völlig ebenso, wie wir oben statt des unechten, später entsprungenen *-a* nur *-e* oder gar keine endung gefunden haben. Dies erhellt aus folgenden beispielen:

Gotha (8. jahrh. *Gothaha*, 9. jahrh. *Gothaho* Förstem. a. a. o. p. 654; Th. de *Gotha* urk. v. 1268, Hermanni de *Gota* urk. v. 1287, herre Her[man] von *Gotha* urk. v. 1301, domino Hermanno de *Gotha* urk. v. 1335, meister Heinrich von *Gotha* urk. v. 1336, zuo *Gotha* in di stad, in die egenanden stat zuo *Gotha* urk. v. 1338, in *Gotha* urk. v. 1340, im hb. Ukb. I, 28. 33. 38. II, 19. 21. 28. 50; — in den Tenneb. Amtsr. steht nur ein einziges mal, also durch schreibfehler, *Gothe* a. 1533 p. 112, sonst immer: *Im ambt Gotha* a. 1523 p. 46. a. 1533 p. 135; *gein Gotha* a. 1533 p. 103. 109. 110. 112. 125. a. 1534 p. 88. 89. a. 1542 p. 112. 113. 119. 122; *nebent Gotha* a. 1542 p. 117; *zw* (*zu*) *Gotha* a. 1523 40. 41. a. 1528 p. 76. a. 1533 p. 71. 111. 112. 114. 115. a. 1534 p. 89. 90. 91. a. 1542 p. 38. 40. 43. 55. 65. *von Gotha* a. 1533 p. 110. 112. a. 1542 p. 52), — ***Katza***, jetzt gesprochen und geschrieben *Katz*, *Ober*- und *Unter-Katz*, (9. jahrh. *Kazaha* Förstem. a. a. o. p. 394; Gotfridus miles de *Kaza* urk. v. 1285 und 1289, Gotfridus de *Kaza* plebanus in Wasungen urk. v. 1286, Gotfridus de *Cazzahe* urk. v. 1296, zuo *Obernkatza*, von *Katza* urk. v. 1342, im henneb. Ukb. I, 32. 34. 37. II, 57), — ***Langensalza*** (9. jahrh. *Salzaha*, 10. jahrh. *Saltzaha* Förstem. a. a. o. p. 1287; her Henrich von

Salza der monch urk. v. 1324, Fridericus de *Salza* urk. v. 1329, bone memorie Güntherum de *Saltza* urk. v. 1333, a nobili viro domino Heynrico de *Saltza*, nobilis viri domini Heynrici *domini in Saltza* urk. v. 1336, ich Friderich von *Saltza* urk. v. 1346, henneb. Ukb. I, 97. 117. II, 9. 20. 71; — Valtin moller *zu Saltza*, Hans scheffer zu *Saltza*, der Rathesmeistrr Hopffenner zu *Saltza* Tenneb. AR. a. 1542 p. 36. 40. 54), — *Laucha* (der gleichnamige bach, an welchem das dorf liegt, heisst in der bekanten urk. v. 1039 *Louchaha* Förstem. a. a. o. p. 1022, daher das dorf selbst in den Tenn. AR. richtig: *zu* (*zw*) *Laucha* a. 1528 p. 25. 26. a. 1533 p. 18. a. 1542 p. 16. 39. 48, *gein Laucha* a. 1533 p. 42), — *Leina* (8. jahrh. *Linaha* Förstem. a. a. o. p. 992; demgemäss schreiben die Tenn. AR. für bach und dorf durchgängig correct *Lyna: an der Lyna* a. 1523 anh. p. 10. a. 1528 p. 80. a. 1533 p. 153. a. 1534 p. 96. a. 1542 p. 131. 163; *zw Lina* a. 1523 p. 2. 3. 4. 6. 8. 45. 54, *zw* (*zu*) *Lina* a. 1528 p. 2. 3. 5. 42. 92. a. 1533 p. 2. 5. 8. 15. 21. 46. 49. 77. a. 1534 p. 63. a. 1542 p. 2. 6. 9. 35. 41. 52. 114. 144. 158), — *Mihla* (älteste form *Milaha, Milahe* Förstem. a. a. o. p. 1098; ego Hermannus miles junior dictus de *Mila* urk. v. 1292, Hermannus de *Mila* miles in zwei urk. v. 1317, henneb. Ukb. I, 67. II, VIII. IX), — *Schweina* (von dem nebenfluss der Werra heisst es in der alten bestimmung der Breitunger klostergränze durch könig Heinrich I. und in der bestätigungsurkunde des pabstes Lucius III: ubi *sueinaha* cadit in vuisaraha, — ubi *sueinaha* fluit in eam, urk. v. 933 und 1183 im henneb. Ukb. I, 1. 16, und in der alten übersetzung der letzteren urkunde *da dy Sweinha felt in die Werra* henneb. Ukb. I, 122, vgl. Förstem. a. a. o. p. 1415; auch der unmittelbar dazu gehörige dorfname erscheint in der päbstlichen urkunde v. 1183: cum — capella *in sueinaha*, und in der übersetzung *dy capellen zcu Sweinha* henneb. Ukb. I, 16. 122), — *Tonna*, d. i. *Burg*- und *Gräfen-Tonna* im herzogthum Gotha (9. jahrh. *Tunnaha*, *Tonnaha*, 10. jahrh. *Donnaha* Förstem. a. a. o. p. 1488; Ernost comes de *Dunnaha* urk. v. 1137, *in Tunnaha* urk. v. 1168, Conrado plebano *in Tunna* urk. v. 1341, im henneb. Ukb. I, 4. 12. 11; Fridericus dictus de *Tuna* Annal. Erphord. a. 1253, Mon. XVI, 40; auch in den Tenn. AR. *zu Thonna* a. 1542 p. 120), — *Vargula*, jetzt *Gross*- und *Klein-Vargula* (8. jahrh. *Fargalaha, Fargala,* 9. jahrh. *Fargelaha*, 10. jahrh. *Vargelao* Förstem. a. a. o. p. 537).

Da nun bei allen diesen namen die endung *-a*, obwol ihre urdeutsche echtheit durch die beigesetzten urkundlichen zeugnisse als völlig zweifellos erwiesen ist, „im leben“ doch der abschwächung oder abwerfung ganz gewöhnlich unterliegt, indem der geborne Thüringer im leich-

ten behaglichen gespräch und in der mundart ebenso sicher *Gothe*, *Langensalz*, *Lauche*, *Leine*, *Mihle*, *Schweine*, *Tonne* und *Vargel* sagen wird wie *Apolde*, *Jene*, *Kahle*, *Kraul* und *Sulze*, so ist klar, dass die heutige mündliche form eines thüringischen ortsnamens allein für den wert oder die wertlosigkeit seines im schriftgebrauche geltenden *-a* überhaupt gar kein sicheres kennzeichen abzugeben vermag, sondern in dieser hinsicht selbst fast für wertlos erklärt werden muss.

Für eine wissenschaftliche entscheidung über die von Hildebrand ausgesprochene unzulässigkeit der schriftform *Ruhla* ist es also nahezu gleichgültig, dass „der ort im leben *die Ruhl* heisst"; wir würden vielmehr, wenn wir weiter nichts wüsten als dies, völlig ratlos sein, ob wir jene schriftform nach der analogie von *Friedrichroda*, *Aschara*, *Craula* verurteilen oder nach dem vorbild von *Katza*, *Langensalza*, *Vargula* als richtig annehmen sollten. Glücklicher weise aber sind wir in der lage den streitigen namen weit genug rückwärts verfolgen zu können, um über die allein berechtigte gestalt desselben eine sicher begründete meinung aussprechen zu dürfen.

In den Tenneb. Amtsr. kömt der name an folgenden stellen vor: *in der Rhula* a. 1542 p. 4. 5. 11. 13. 17. 76. 77. 122. a. 1534 p. 4, 74. 75. 78. a. 1533 p. 19. 86. *in die Rhula* a. 1533 p. 111. *in der Rula* a. 1528 p. 51. 57. 58. 59. 66. 67. 68. 69. Die ersten dieser zeugnisse haben noch keine bedeutung, da die falsche endung *-a* mit dem jahre 1531 innerhalb dieser rechnungen in volle kraft und herschaft eintritt; schon mehr will es besagen, dass auch im jahre 1528 die endung *-a* ohne ausnahme dasteht, weil wir da die neigung falsches *-a* an die stelle von richtigem *-e* zu setzen nur erst einzeln und schüchtern hervorbrechen sahen. Wirklich beweisend würde von diesen Tenn. jahresrechnungen nur die von 1523 sein, in welcher noch kein einziges unechtes *-a* zu finden ist; allein gerade in diesem jahrgang kömt zufälliger weise der name überhaupt nicht vor.

Aber wo uns das ministerialarchiv zu Gotha im stiche lässt, füllen die archive zu Weimar die lücke reichlich aus. Durch die güte des hern archivsecretär Aue sind mir von dorther folgende belege mitgeteilt worden:

a. im geheimen staatsarchiv zu Weimar befindet sich eine „*zu Eysenach Dinstag nach Trinitatis 1518*" ausgefertigte pergamenturkunde über den verkauf eines widerkäuflichen jahreszinses, in welcher als erster amtlicher zeuge „Lipß Topffer Schultheiße *in der Rula*" verzeichnet steht.

b. die ältesten rechnungen des amtes Wartburg (oder Eisenach), welche in dem gemeinschaftlichen hauptarchiv zu Weimar aufbewahrt werden, haben ann. 1517/18 *aus* (*auß*) *der* (*In der*, *In dye*, *geyn*) *Rula*

(sämtlich mehrere male); a. 1517 *auß der, (in der, geyn) Rula* (sämtlich mehrfach), *In dye Rula*, *In der Rhula;* a. 1516/17 *awß der Rwla, in der Rwhla*, *in der Rwla, in der Rula* (sämtlich öfter), *in der Ruhla, gegen Rula;* a. 1516 *in der Rula* (mehrfach), *aus der (geynn, In dye) Rula;* a. 1514/15 *auß der Rwla*, *in der Rwla* (beides mehrfach), *in der Rula*, *gein Rwla;* a. 1512/13 *in der Rwhla*, *in der Rwla* (beides mehrfach), *awß der Rwhla;* a. 1511/12 *in der (vß der, gein, In die) Rula* (sämtlich öfter), *zwuschen der Rula*; a. 1511 *in der Rwhla*, *gen Rwhla* (beides öfter), *awß der (In die, vber der) Rwhla;* a. 1509 *vß der (In der, gein) Rula* (sämtlich mehrfach); a. 1504 *In der rula;* a. 1487/88 *in der rula* (mehrere male); a. 1485/86 *in der rula*, *uß der rula;* a. 1484/85 *uß der rula;* a. 1483/84 *uß der Rula;* a. 1482 *in der Rula, in der rula;* a. 1458 *in der rula;* a. 1457 *in der Rula;* a. 1451. 1447. 1446 *in der rula* (mehrere male).

c. die im Eisenachischen archiv zu Weimar befindlichen rechnungen des amtes Eisenach ergeben: a. 1515/16 *awß der (in der, geyn) Rwla* (sämtlich öfter); a. 1514 *auß der Rwla*, *in der Rwla, In der Rwhla*; a. 1512 *In der Ruhla*, *In der Rwhla* (beides öfter), *in der Rula (Rwla)*; 1510/11 *In der (gen) Rula* (beides mehrfach), *auß der Rula;* a. 1509 *vß der (In der) Rula* (beides mehrfach), *kegen (gein) Rula;* a. 1508/9 *awß der rwla*, *In der Rwla* (beides öfter), *awß der (vber der) Rwla;* a. 1507/8 *awß (Außs) der Rwla, awß der rula* (sämtlich mehrfach), *In der Rwla.*

d. das ebenfalls im Eisenacher archiv zu Weimar aufbewahrte zinsbuch des amtes Eisenach vom jahre 1510 gewährt mehrere male *In der Rwla.*

e. in einer dem geheimen staatsarchiv zu Weimar zugehörigen pergamenturkunde, welche *gegebin ist nach cristi geburt Dryczenhundirt jar, darnach yn deme eynvndnunczigisten iare an dem tage sancti Bonifacii*, tut *otte von loucha* kund, daß er *dem bescheidin manne hanse von yffede burger czu Isenache* einen teil einer jährlichen *gulde*, welche er *an dem dorffe Rula* habe, widerkäuflich verkauft; in der äusseren um die mitte des funfzehnten jahrhunderts geschriebenen aufschrift dieser urkunde steht „*zu Rula.*“

In die zeit kurz nach diesem frühesten mir bis jetzt zugänglichen zeugnis gehört endlich noch eine stelle aus Joh. Rothes bekantlich im jahre 1421 vollendeter thüringischer chronik, in welcher es (p. 291 der v. Liliencronschen ausgabe) heisst *yn die Rula.*

Gegenüber solchen belegen, welche die herschaft des auslautenden *-a* in dem angezweifelten namen für die zeit von 1391 bis 1542 klar verbürgen, fällt es wenig ins gewicht, dass auch innerhalb dieses zeit-

raumes zuweilen einmal die geschwächte oder gekürzte form zum vorschein kömt, wie in den Wartburger amtsrechnungen a. 1484/85 *in der rule*, a. 1504 *Rull, In der rull*, a. 1514/15 *in der rwll*, — in den rechnungen des amtes Eisenach aus dem Eisenachischen archiv zu Weimar a. 1514 *auß der Rull, in der ruhl, in der Rwl* und in einem die verödung der wälder betreffenden Tenneberger actenstück vom jahre 1530 *In der Rhuel:* diese wenigen vereinzelten ausnahmefälle legen nur zeugnis für den frühzeitigen eintritt der mündlichen kürzung des namens ab, welcher sich ein volkstümlich gestimter schreiber hin und wider auch in der schrift bequemte, können aber nichts an dem ergebnis unserer ganzen untersuchung ändern, dass die so lange vor dem einreissen des unechten *-a* herschende und je weiter davon rückwärts, desto ausschliesslicher gültige ortsnamenform *Ruhla* nicht mit dem obersächsischen *Eythra* auf eine linie gestellt, also nicht als lateinisch oder barbarisch verurteilt werden kann, sondern dass sie, mit den oben unter nr. 2 abgehandelten ortsnamen fast ganz in einer reihe stehend, auf volle ursprüngliche echtheit ihres vocalischen auslautes einen unbestreitbaren anspruch hat. Mag man nun die von mir (Die Ruhl. Mda. p. 157) gewagte vermutung für annehmbar halten, dass die uranfänge des ortes sorbisch seien und dass seinem (mit böhm. *Neo-Rohla, Neu-Rohla* sich berührenden) namen in allerfrühster zeit altslaw. *ralija* (russ. *rolja*, serb. poln. *rola*, böhm. *role*) arvum zu grunde gelegen habe, — oder mag man nur an einen deutschen ursprung des namens denken und dann für seine älteste gestalt im 8. bis 11. jahrhundert (etwa mit anschluss an den bei Förstem. a. a. o. p. 1271 verzeichneten rheinfränkischen ortsnamenstamm *Ruola*) die grundformen *Ruolaha, Ruolahe, Ruola* ansetzen, — so wird man doch jedenfalls zugeben müssen, dass der bis zum 14. jahrhundert zurück in so zahlreichen urkundlichen belegen fast ausschliesslich herschende und damit auf einen früheren substantivischen wortbestandteil zurückweisende ausgang *-a* diesem namen wirklich gebührt, dass also die form *Ruhla* eine vollkommen berechtigte ist.

Eine ganz andere bewantnis aber hat es mit der von Hildebrand nicht erhobenen frage, ob in der ableitung auch die abgeleitete form *Ruhlaer* statthaft ist oder ob *Ruhler* als das allein richtige betrachtet werden muss. Was nämlich die beibehaltung oder wegwerfung des rechtmässigen *-a* in den adjectivischen ableitungen von solchen ortsnamen anbetrifft, so wird vor der ableitungssilbe *-isch* (*-sch*) das *-a* hauptsächlich nur von der volksmundart oder in stark mundartlich gefärbter rede aufgegeben: das volk sagt ganz gewöhnlich ruhl. *d'r Rülsch pfärner, de Rülschen mächen, de Götschen lüt*, thür. *d's Donnsche holz, d'r Götsche jarmarcht, d's Linsche wertshûs, de Lauchsche gränz*, während

man ausserhalb des eigentlichen dialects doch immer nur hören wird *der Ruhlaische pfarrer, die Ruhlaisehen mädchen, die Gothaischen leute, das Tonnaische* oder *Tonnasche Holz, der Gothaische jahrmarkt, das Leinasche wirtshaus, die Lauchaische gränze,* da selbst das unberechtigte *-a* in gebildeter rede bei manchen namen nicht unterdrückt zu werden pflegt, z. b. *die Jenaischen studenten, der Jenaische markt, die Jenaische post* (gegen das nur mundartliche *die Jenschen st., der Jensche m., die Jensche p.*).

Vor der ableitungssilbe *-er* verfährt der jetzt lebendige sprachgebrauch mit wirklich tyrannischer launenhaftigkeit: man sagt unbedenklich *ein Langensalzer* oder *Langensälzer, ein Laucher, ein Vargeler* (neben *Langensalzaer, Lauchaer, Vargulaer*) wie man fast nur sagt *Friedrichröder, Finsterberger, Eschenberger, Krauler;* aber man hört niemals *Gother* statt *Gothaer, Tonner* statt *Tonnaer, Mihler* statt *Mihlaer, Schweiner* statt *Schweinaer*, wie auch nicht *ein Jener* statt *ein Jenaer* (obwol eine strasse in Jena *die Jenergasse* heisst), *ein Cahler* statt *Cahlaer, ein Sömmerder* statt *Sömmerdaer, Tilleder* statt *Tilledaer,* und wenigstens ebenso häufig *Apoldaer* als *Apolder, Sulzaer* als *Sulzer.* Für das was zum orte *Ruhla* gehört, gelten mit voller freiheit beide von dem wandelbaren sprachgebrauch sonst meist nur einseitig gestattete ausdrucksweisen: in der mundart nennen sich die einwohner selbst nur *die Rüler* und bezeichnen ihren dialect als *die Rüler språch*, ihr curhaus als *das Rüler kuirhuis,* ihre jungen burschen als *die Rüler jongen* usw.; im gewöhnlichen leben aber sind für die bewohner des allbekanten ortes und für das ihn betreffende die formen *Ruhlaer* und *Ruhler* von ziemlich gleicher geltung, so dass man in Thüringen wol ebenso oft von den *Ruhlaern* als von den *Ruhlern,* von einem *Ruhlaer* als von einem *Ruhler* kaufmann, von *Ruhler* als von *Ruhlaer* meerschaumköpfen reden hören wird. In längerem und sicherlich berechtigterem gebrauche ist die form *Ruhler,* da sich in den Wartburger amtsrechnungen schon a. 1482 *dy ruler,* a. 1487/88 *mit den Rulern,* und im zinsbuch des amtes Eisenach a. 1510 mehrfach *der Ruler waltt* geschrieben findet und da die ältere grundform wol im 8. und 9. jahrhundert vielleicht *Ruolahari*, doch im 11. jahrhundert wahrscheinlich nur *Ruolari,* im 13. jahrhundert gewiss *Ruolaere* gelautet haben wird; aber nach dem, was eben über die heutiges tages fast vorwiegende üblichkeit der mit beibehaltung des *-a* gebildeten ableitungen auf *-er* gesagt worden ist, muss es, wenigstens so lange *Gothaer, Tonnaer, Jenaer* die allein üblichen redeformen sind, als erlaubt und durchaus unanstössig erscheinen, dass ich meinem buche den titel *„die Ruhlaer mundart“* gegeben habe.

GOTHA, IM OCTOBER 187?. KARL REGEL.

ZUR ERKLÄRUNG OTFRIDS.

Bei der folgenden besprechung einiger schwierigeren stellen aus Otfrids evangelienbuche habe ich von früheren erklärern ausser Kelle (Ausgabe I. II; Übersetzung Prag 1870) berücksichtigt Rechenberg, Otfrids Evangelienbuch. Chemnitz 1862.

1. I, 1, 24 *sies alleswio ni ruachent, ni sô thie fuazî suachent.*

Kelle II, 189 führt *fuazî* als accusativ auf und übersetzt (s. 478): „sie (nämlich die dichter der alten) sind einzig nur darauf bedacht, wie sie die füsse wählen aus.“ Das passt nicht zur bedeutung des verbums *suachen*, das nie auswählen bedeutet, wol aber: verlangen, fordern (= *assidue quaerere* in der praefatio ad Liutb. 80. 81); vgl. II, 14, 69 *er suachit rehte betoman.* IV, 6, 40 (mit *thaz* und conj.); noch weniger zum otfridischen modusgebrauche, denn in einem an *ni alleswio* oder ein negiertes verbum angeschlossenen excipierenden satze mit gleichem subjecte müste der conj. stehen, und nach Kelles übersetzung bleibt das *sô* ganz unverständlich. Nach meiner auffassung deutet *ni* allerdings die exception von dem vorhergehenden *ni alleswio* an, *sô* aber leitet einen die art und weise bestimmenden relativsatz ein, in welchem *thie fuazî* subject ist. Dieser kann, weil er tatsächlichen und allgemein bekanten inhalt hat, im ind. stehen bleiben; vgl. I, 1, 94 *ni sî, thie sie zugun heime.* V, 19, 54. II, 17, 9. II, 13, 23. Das *ni, sô* steht dem *ni sî, sôsô* in III, 24, 94 *thaz thu alleswio ni dâti*[1], *ni sî al sôs ih thih bâti* gegenüber, wie *ni, thaz* dem *ni sî, thaz* I, 2, 52 oder das excipierende *nub* = *ni, oba* dem *ni sî, oba* III, 25, 10. V, 23, 94. Zu übersetzen ist also: sie erstreben es nicht anders, als so wie die versfüsse es erfordern.

2. I, 1, 37 *îli thû zi nôte, theiz scôno thoh gilûte*
38 *joh gotes wizôd thanne tharana scôno helle,*
39 *thaz tharana singe, iz scôno man ginenne,*
40 *in themo firstantnisse wir gihaltan sîn giwisse.*

1) Der zusammenhang verlangt hier den conj. prät.: ich wuste, dass du nicht anders handeln würdest als so wie ich dich bitten würde. Ich glaube daher, dass nur des reimes wegen die indicativform *dâti* statt der conjunctivischen *dâtis* gesetzt ist. Den ähnlichen beispielen der unterdrückung eines auslautenden *s* oder *n* im reime bei Otfrid, welche ich in dieser zeitschrift I, 438 angeführt habe, lassen sich noch folgende stellen anschliessen: III, 15, 48 *ni spráchun .. worton offonôro(n) : Judeôno;* auch wol II, 18, 3 *so ih nû redinô(n) : forosagôno*, vgl. den indicativsatz v. 5 *ih sagên iu in alawâr,* während in der stelle I, 18, 35 *firnim nû wîb, theih redinô* der conjunctiv des relativsatzes sich durch den anschluss an imperativischen hauptsatz erklärt.

Kelle (s. 479) übersetzt v. 39: „Befleiss dich, dass man schön es nent, was man in dieser sprache singt"; er fasst also die erste hälfte des verses als relativsatz, und für diesen soll das subject *man* aus dem hauptsatze zu entnehmen sein. Es soll also, wie es scheint, das einmal gesetzte *man* im ersten satze den vortragenden, im zweiten aber die beurteilenden zuhörer, also jedesmal eine andere person andeuten. Dies scheint unzulässig; es ist einfacher und passender, *thaz* wie in v. 37 als finale conjunction zu betrachten und die verba *singe* und *ginenne* einander parallel zu setzen, so dass sämtliche näheren bestimmungen der beiden sätze jedem dieser verba zukommen. Ebenso ist *ginennen* in seiner bedeutung dem *singen* parallel V, 9, 43 *iuz thio buah nennent joh forosagon singent;* ähnlich II, 9, 29 *zellen joh ginennen,* III, 7, 45 *zellen joh singen.* In solchen parallel angereihten sätzen stehen satzbestandteile, die zu jedem von beiden gehören, sehr häufig erst bei dem zweiten verbum; so das subject II, 7, 63 *ér thih holôti joh Philippus giladôti.* III, 7, 17 *thisu worolt.* H. 23 *thie andere;* ebenso des object II, 9, 29. IV, 2, 6. IV, 14, 1. IV, 33, 13; oder andere bestimmungen: dativ I, 3, 13 *druhtîne.* III, 7, 45 *uns;* genetiv III, 14, 81 *alles guates.* V, 14, 9 *worolt.* IV, 31, 30 *suntôno;* vocativ H. 5 *druhtîn; fon himilrîche* II, 12, 60. Einmal fehlt das subject im hauptsatze, steht erst im temporal bestimmenden nebensatze V, 6, 26 *giloubîg sâr ouh wurtun, sô iz heidene bifuntun;* ähnlich II, 18, 17 *thaz selba werk weltit, er jenaz baz giheltit* = führt er dieses werk aus, so hält er jenes (jene vorschrift) um so besser; doch sind in allen diesen fällen die nur einmal für beide sätze bezeichneten personen oder gegenstände bei jeder von beiden handlungen identisch.[1] Auch vers 40, dessen construction in Kelles übersetzung undeutlich bleibt, fasse ich als einen den beiden vorhergehenden parallelen absichtssatz und übersetze die beiden letzten verse: bestrebe dich, .. dass man in ihr (der fränkischen sprache) auf anmutige weise es singe und verkünde und wir in dem verständnis (des gotteswortes) sicher stehen.

3. Der schriftsteller, welcher diese anforderungen erfüllen will, soll gottes gesetz und willen lieben und sich ganz zu eigen machen; dann wird auch die form, welche er den göttlichen worten in fränkischer sprache gibt, den anforderungen entsprechen. Dieser gedanke liegt nach meiner auffassung den folgenden versen 41—48 zu grunde, die nur bei zusammenhängender betrachtung richtig verstanden werden können.

1) Auch I, 1, 126 nimt Kelle ohne not in der übersetzung für *gisungun* ein anderes subject an als für *gilebêtun.*

41 *thaȥ lâȥ thir wesan suazi : sô meȥent iȥ thie fuaȥî,*
zît joh thiu regula; so ist gotes selbes bredigâ.
43 *wil thû thes wola drahtôn, thû metar wollês ahtôn,*
in thîna zungûn wirken duam joh scônu vers wollês duan —
45 *îl io gotes willen allô zîti irfullen:*
sô scrîbent gotes theganâ in frenkisgon thie regula.
47 *in gotes gibotes suazî lâȥ gangan thîne fuazî,*
ni lâȥ thir zît thes ingân : theist scôni fers sâr gidân.

Die interpunction, durch welche ich das verhältnis der sätze möglichst deutlich zu machen suchte, stimt überein mit Müllenhoffs Sprachproben 1864 s. 76. Dreimal wird in verschiedener, nicht immer gleich deutlicher fassung die oben angegebene aufforderung im imperativ ausgesprochen (v. 41. 45. 47, 48); und jedesmal folgt — zweimal (41. 46) mit *sô*, einmal (48) mit *thaȥ* eingeleitet — die angabe des bei erfüllung derselben eintretenden erfolges. Einmal, nämlich vor dem zweiten imperativsatze, ist ausserdem noch in einem conditionalen vordersatze v. 45. 46 die der ganzen aufforderung zu grunde liegende voraussetzung ausgesprochen, dass der schriftsteller die absicht habe, metrisch in deutscher sprache zu dichten, zu deren gelingen eben die erfüllung der aufforderung führen soll.

In dem ersten imperativsatze v. 41 deutet *thaȥ* entweder auf *gotes wiȥôd* selbst in v. 38 zurück, wenn es erlaubt ist diesem worte auch bei Otfrid das freilich sonst nur durch andere ahd. quellen belegte sächliche geschlecht beizulegen, oder doch auf den ganzen inhalt der vorhergehenden, von der angemessenen verkündigung des göttlichen gesetzes redenden verse; in dem durch *sô* angereihten satze sind die nominative *fuaȥî, zît, regula* subjecte der durch *meȥent* bezeichneten handlung, *iȥ* geht wie v. 37. 39 auf die worte des schriftwerkes und *meȥent* nehme ich in der bedeutung: abmessen = richtig gliedern; in 42 b betrachte ich wegen der wortstellung *sô* als demonstrativ. Der sinn ist also: Das lass dir angenehm sein (d. h. am herzen liegen): dann messen die versfüsse, die quantität und die (metrische) regel es (richtig) ab (d. h. dann entstehen richtig gebaute verse). So ist gottes eigene vorschrift.

Der zweite imperativsatz v. 45 bietet keine schwierigkeit; dagegen kann in dem durch *sô* angereihten satze v. 46 *thie regula* (acc. sing. Kelle II, 357) doppelt verstanden werden. Entweder bezeichnet das wort wie L. 91 die im gottesworte enthaltene allgemeine richtschnur des lebens; oder es geht auf die in den vorhergehenden versen 35. 42 angedeuteten metrischen regeln, und es wäre eine etwas kühne, aber wie mir scheint nicht unmögliche verbindung, das *scrîbent in frenkisgon thie*

regula aufzufassen: stellen durch ihr schreiben die (metrische) regel dar = sind im Fränkischen metrisch übersetzt. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, dass Otfrid beide bedeutungen des wortes im sinne gehabt hat. Denn bei der dritten aufforderung v. 47. 48 braucht er offenbar absichtlich unter bezug auf die frühere anwendung der worte *fuazî* und *zît* für die metrischen anforderungen dieselben worte in ihrer gewöhnlichen bedeutung, indem ihm, wie ich vermute, ein geheimer zusammenhang zwischen den verschiedenen durch dasselbe wort angedeuteten dingen vorschwebte. Er sagt also in den versen 47. 48: Lass deine füsse in dem süssen gesetze gottes gehn, lass dir die zeit dazu nicht fehlen: das heisst gleich schöne verse gemacht, d. h., wie ich das wortspiel vervollständigen möchte: dann werden auch die versfüsse und die beobachtung der quantität (*zît*) dir schön gelingen. Wenn diese auffassung richtig ist, so hätten wir an dieser stelle einen versuch Otfrids, selbständig mystik zu treiben, wie er es so häufig im anschluss an seine quellen getan hatte.

In der ganzen stelle finden sich mehrfache anklänge an Psalm 118 (119); so an vers 103 *quam dulcia faucibus meis eloquia tua.* 98 *prudentem me fecisti mandato tuo* (ähnlich bei Otfrid bald darauf v. 55: *theist suazi joh ouh nuzzi inti lêrit unsih wizzî*); v. 59 *converti pedes meos in testimonia tua.* v. 104. 105.

Als eine hinweisung auf den inhalt dieser oder ähnlicher schriftstellen fasse ich die worte *so ist gotes selbes brediga* v. 42, denen ich sonst keinen passenden sinn abzugewinnen vermag. Wenn Otfrid auch im unmittelbar vorhergehenden verse nur von den versfüssen spricht, so ist es doch möglich, dass er im gedanken an das v. 47 folgende wortspiel und zur bestätigung des in der ganzen stelle ausgeführten grundgedankens sich auf jene stelle beziehen wolte.

4. I, 1, 103 *ni sint, thie imo ouh derîen, in thiu nan Frankon werîen;*
104 *thie snellî sîne irbîtên, thaz sie nan umbirîten.*

Kelle erklärt II, 270 *snelli* als nom. plur. des adj. *snel;* er führt daher II, 352 *thie* als artikel auf, setzt bei *werîen* ein komma und übersetzt v. 104 (s. 484): „wenn seine tapfern harren nur, zu decken ihn mit ihrer schaar.“ Dem steht entgegen, dass ein *i* im nom. plur. eines adjectivums bei Otfrid und — so viel ich weiss — in der ganzen ahd. litteratur nicht erhalten ist. Viel näher liegt es doch an das abstracte subst. *snellî* zu denken.

Eine zweite, wenn auch geringere schwierigkeit bereitet mir nach der Kelleschen erklärung die construction von v. 104ᵃ. Dass eine conjunction ihren einfluss über einen zweiten, parallel angereihten neben-

satz erstreckt, wie es Kelle annimt, indem er das *in thiu* v. 103 auch für den nächsten satz gelten lässt. findet sich innerhalb desselben langverses bei Otfrid sehr häufig, schwerlich aber beim übergange aus der zweiten hälfte des einen in die erste des folgenden verses. Dagegen liegt es sehr nahe, *thie* als relativum zu fassen und den satz mit dem an *ni sint* v. 103 angefügten conjunctivischen relativsatze parallel zu setzen.

Sehen wir zu, ob nicht auch die anderen ausdrücke der beiden verse sich mit dieser auffassung von *snellî* und *thie* vereinigen lassen. Was *irbîtan* bedeuten soll, wenn es von den siegenden Franken gebraucht ist, verstehe ich nicht; dagegen passt die tätigkeit des ausharrens, bis zu ende stand haltens bei verbindung des relativsatzes mit der negation v. 103 vortrefflich auf die zurückweichenden feinde, und die verbindung mit einem objectsaccusativ ist mir bei einem mit *ir-* zusammengesetzten verbum nicht auffallend, wenn dasselbe auch III, 24, 50 mit partitivem genetiv *thes* verbunden ist; selbst bei *waltan* steht sächlicher acc. II, 18, 17. Ich verbinde also *snellî sîne* (für *sînô*, Kelle II, 341) als object mit *irbîtên* = vor seiner tapferkeit ausharren, sie aushalten.

Jetzt zu dem satze mit *thaz* 104[b]. Fasst man ihn als consecutive ausführung des unmittelbar vorhergehenden und bezieht *sie* auf die feinde, so müste *umbirîtan* heissen: umzingeln, durch umzingeln überwinden. Wenn dies auch nicht unmöglich wäre, so passt zu dem verbum doch besser die bedeutung: schützend umgeben, umreiten, welche tätigkeit den Franken zukomt. Ich beziehe also *sie* (wie Kelle und Rechenberg s. 87) auf diese und betrachte den satz mit *thaz* 104[b] als parallel dem mit *in thiu* 103[b]. Dass *thaz* bisweilen auch in conditionalen sätzen gebraucht wird, steht fest; vergleiche II, 12, 80 *in thiu sie thaz biginnên* mit V, 12, 6 *thaz wir thes biginnên;* s. noch II, 6, 29. IV, 13, 41. Eine kreuzung der construction aber in der art, dass die erste hälfte des ersten verses durch die erste des zweiten, die zweite des ersten verses durch die zweite des zweiten weitergeführt wird, ist bei Otfrid nicht ungewöhnlich. Man vergleiche die stellen:

III, 1, 15 (*er deta* v. 13) *horngibruader heile: er mih ouh hiar gireine —*
16 *fon eitere joh fon wuntôn — fon mînên swârên suntôn.*
III, 7, 27 *thoh findu ih melo tharinne, in thiu ih es biginne,*
28 *joh brôsmûn suaza in alawâr, thes senses leib induc ih thâr.*

Hier entspricht der mit *in thiu* eingeleitete conditionalsatz 27[b] dem invertierten conjunctionslosen 28[b]. Ähnliche verbindungen finden statt III, 12, 33. 34. IV, 6, 55. 56; nur für die erste hälfte beider

verse (abaa) I, 20, 29. 30. IV, 20, 7. 8; nur für die zweite (abcb) II, 7, 37. 38.

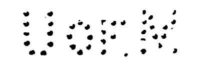
Ich übersetze also die stelle: niemand ist, der ihm schaden könte, wenn die Franken ihn beschirmen; der vor seiner tapferkeit ausharren könte, wenn sie ihn umreiten.

5. I, 6, 13 *allô wîhi in worolti, thir gotes boto sagêti,*
14 *sie quement sô gimeinit ubar thîn houbit.*

Das semikolon, welches Kelle hinter *sagêti* setzt, könte man für einen druckfehler halten, wenn nicht auch die übersetzung eine scheidung des inhaltes beider verse versuchte (s. 22): „was immer weihend ist auf erd', das sagte gottes engel dir, und alles möge, wie gesagt, sich fügen über deinem haupt." Unklar bleibt sowol, wie Kelle den conj. *sagêti* in v. 13 erklärt, als auch wie er dazu komt, den futurischen indicativ *quement* durch einen wunschsatz zu übersetzen. Ich fasse 13[b] als relativsatz ohne pronomen, angeschlossen an *allô wîhî*, wobei der conjunctiv sich durch den verallgemeinernden sinn erklärt; vgl. V, 23, 209 *allô wunnâ, thio sín odo io in gidrahta quemên thîn, thaz niuzist thû.* S. 3. III, 26, 42 u. ä. *sie* weist dann anaphorisch innerhalb desselben satzes auf das vorangeschickte *allô wîhî* hin, was keines beleges bedarf. Über die auffassung des *sô gimeinit* scheint Kelle selbst geschwankt zu haben; er führt die form für diese stelle II, 86 als 3. sg. des ind. präs., II, 123 aber auch noch als part. prät. auf. Keine von beiden auffassungen befriedigt mich, wenn *sô* relativ sein und *gimeinit* vom verbum *gi-meinen* abgeleitet auf die gesinnung oder äusserung des engels zurückdeuten soll; weder die auslassung des *er* im ersten falle scheint mir gerechtfertigt, noch der elliptische gebrauch des participiums ohne *ist* im zweiten falle dem sprachgebrauche Otfrids gemäss zu sein. Vielmehr leite ich *gimeinit* von dem zum adj. *gimeini* gehörenden schwachen verbum *gimeinen* ab (Schade Wb. s. 205), welches Kelle ebensowenig als Graff von jenem verbum trent, und verbinde es als prädicatives participium mit *quement;* vgl. II, 16, 21 *iu ist salida gimeinit* und andere beispiele Graff II, 791; ähnlich *heilî gimeini duan* III, 20, 172. Ich übersetze also: Jede heiligkeit in der welt, welche dir der gottesbote gesagt haben mag, sie wird so (dir) zugeteilt auf dein haupt kommen.

6. I, 23, 27 *thie wegâ rihtet alle, thie* (V: *the*) *ze herzen iu gigange.*

Diese stelle habe ich absichtlich in dieser zeitschrift I, 437 nicht als beispiel für die verbindung der singularform des verbums mit pluralischem subjecte aufgeführt, wie Kelle es tut (II, 93; übersetzung s. 66:



nun stellet alle wege her, die zu dem herzen führen hin), weil ich nicht glaube, dass dem wege in Otfrids sprache die tätigkeit des *gangan* beigelegt werden könne. Allerdings findet sich diese übertragung in einigen von Graff IV, 70. 73 aus der notkerischen übersetzung des Boethius angeführten stellen: *der hô gândo weg* (= *celsa via*); *weg ter dannan gât zi Utica;* Otfrid aber sagt in der stelle I, 18, 34, wo *weg* zum subject der aussage gemacht ist, in vollkommen genauer ausdrucksweise: *weg, ther unsih wente zi eiginemo lante;* während bei *gangan, faran, dretan* die bezeichnung des weges stets im acc. (z. b. I, 18, 34. 44. III, 8, 19 u. a.) oder im partitiven genetiv hinzugefügt ist. Daher halte ich *thie* in unserer stelle für den accusativ, als object zu *gigange* construiert. Nicht unmöglich wäre es, *gigange* als unpersönlich zu betrachten (vgl. *iz gigeit zi thiu* I, 2, 18. 19): die wege, auf welchen es zum herzen geht; doch scheint es mir einfacher, als subject in *gigange* ein ausgelassenes *er* zu denken, bezüglich auf *got* v. 21, dem eben die wege in die herzen geebnet werden sollen; im verse 29 wird derselbe gedanke ganz unzweideutig widerholt: *thaz er thârana gange.* Ich übersetze also: Machet die wege alle gerade, auf denen er euch zum herzen kommen kann.

Mit rücksicht auf diese stelle und auf den vorhergehenden vers 21 *gibôt, man .. thie wegâ gote garoti* (vgl. I, 3, 49. 50) möchte ich auch die ebenfalls von der tätigkeit Johannes des täufers gebrauchten worte:

I, 4, 45 *zi thiu thaz er gigarawe thie liutî wirdîge,*
46 *selb druhtîne strâza zi dretanne*

so construieren, dass neben dem doppelten accusativ *liutî* — *wirdîge* auch noch *strâza* als object zu *gigarawe* gehört. In ähnlicher weise gehört zu *er deta* III, 1, 13 erst ein satz mit *thaz*, dann v. 15 noch ein doppelter accusativ *horngibruader heile;* über II, 1, 21. 22. 25 s. unten nr. 7. Der sinn ist also: dass er die menschen würdig bereite (und) für den herren selbst eine strasse (bereite), um auf ihr einzuziehn. *strâza faran* und *weg dretan* sind synonym auch V, 17, 17. 18. Sowol Rechenberg als Kelle betrachten *thie liutî* als subject der im inf. *dretanne* angedeuteten handlung, aber weder die übersetzung des ersten (s. 92): dem herren selber den weg zu treten, noch des zweiten (s. 13): zu wandeln auf dem weg des herrn scheint mir nach inhalt und construction frei von anstoss.

7. II, 1, 21 *tho er deta, thaz sih zarpta, ther himil sus io warpta;*
22 *thaz fundament zi houfe, thâr thiu erda ligit ûfe*
(v. 23. 24 refrain),

25 *ouh himilrîchi hôhaz joh paradys sô scônaz*
26 *engilon joh manne thiu zwei zi bûenne:*
27 *sô was er io mit imo sâr* usw.

Kelle setzt in der ausgabe in v. 21 ein komma hinter *sus*, dagegen an den ausgang des verses keine interpunction; er verbindet also *io warpta* mit dem folgenden und betrachtet *er* (= *got*) als subject dieses verbums. So übersetzt er auch s. 81: „da er zu einem haufen dann zusammenballte auch den grund." Aber weder ist die bedeutung von *werben:* zusammenballen, noch dürfen die beiden letzten worte des verses in solcher weise vom vorhergehenden abgerissen werden. Niemand, der an den häufigen parallelismus der otfridischen halbverse gewöhnt ist, wird zu *warpta* ein anderes subject suchen als zu *zarpta;* beide verba gehören als synonyme bezeichnungen der umdrehung zu dem ἀπὸ κοινοῦ zwischen ihnen stehenden subjecte *himil*. In ganz gleicher weise sind sie gebraucht III, 7, 14. 17 *thiu meinent, wio sih zerbit joh thisu worolt werbit;* andere beispiele ähnlicher wortstellung sind unter nr. 2 angeführt. Das den vers 21 eröffnende verbum *er deta* hat dreifache beziehung: erstens sind ihm zugehörig die beiden mit *thaz* eingeleiteten sätze v. 21; zweitens ist es zu verbinden mit 22[a]: *er deta thaz fundament zi houfe;* drittens endlich sind die accusative *himilrîchi* und *paradys* v. 25 als objecte von ihm abhängig. Der infinitiv mit *zi* v. 26 schliesst sich an diese verbindung ebenso ungezwungen an wie in der eben (nr. 6) angeführten stelle I, 4, 6 an das zu *gigarawe* gehörende object *strâza*. Diese sowie die ebenfalls unter nr. 6 besprochene stelle III, 1, 13. 15 zeigt in ganz ähnlicher weise mehrfache construction des nur einmal gesetzten verbums (*garawe, deta*), welcher man an unserer stelle für den am weitesten entfernten vers 25 auch durch Kelles interpunction nicht entgeht.

8. II, 3, 41 *ni ward io ubar woroltring uns giwissara thing,*
42 *thaz iz io sus wâri in erdu sô mâri.*

Ohne grund schiebt Kelle vor die übersetzung des zweiten verses ein als ein, welches den inhalt desselben als zweites glied der vergleichung zum comparativ in beziehung bringen soll: „wol nimmer also gibts auf erd' für uns ein ding, gewisser noch, als dass man damals auf der erd' wol kante die geburt des sohns" (s. 89). Hätte Otfrid das ausdrücken wollen, so hätte er entweder einen satz mit *thanne* (und zwar wegen der vorhergehenden negation im indicativ, wie z. b. II, 14, 31 und oben II, 3, 7) an den comparativ angeschlossen oder mit *ni, nub* oder *suntar* eine exception aus dem *ni ward* des ersten verses gebildet (vgl. nr. 1). Der satz mit *thaz* führt einfach die beschaffenheit von *thing*

noch einmal aus; er steht im conj., weil sein inhalt mit von der negation des ersten verses getroffen wird. Eine kleine anakoluthie entsteht allerdings dadurch, dass die gewissheit der tatsache im ersten verse durch einen comparativ, im zweiten durch *sô* mit einfachem positiv mit der aller anderen nachrichten verglichen wird: nie ward in aller welt uns eine besser bestätigte tatsache (als diese), so dass sie je in dieser art auf erden so bekant gewesen wäre (wie diese).

9. III, 1, 43 *firlîh ouh mir githinges, thes mînes heiminges.*

Rechenberg übersetzt s. 117: „verleih mir zuversicht der ewigen heimat;" ähnlich Kelle s. 168: „verleih auch mir die hoffnung dann, dass ich erhalt mein heimatsgut." Das sächliche subst. *githingi* bedeutet aber bei Otfrid gar nicht: hoffnung, zuversicht, sondern es bezeichnet entweder eine festsetzung, beratung (IV, 8, 4 *ein githingi duan*), oder concret das festgesetzte, jemandem zukommende teil oder erbteil; vergleiche *lîbgedinge* Graff V, 194. In ganz gleichem sinne wie an unserer stelle ist das wort gebraucht III, 26, 51 *thaz wir .. farên heimortes in eigînaz githingi.* Die beiden genetive *githinges* und *heiminges* sind gleichmässig vom verbum *firlîh* abhängig und das nur dem zweiten zugefügte possessivum ist auch beim ersten hinzuzudenken: verleihe auch mir mein erbtheil (wie der irdische vater dem sohne sein *adalerbi* v. 40), nämlich meine (ewige) heimat.

10. III, 3, 19 *in sumên duen* (*wir* v. 17) *zi nidirî thera giscefti ebinî,*
20 *in sumên thuruh thia êra ist uns ther scaz mêra.*

Kelle s. 172: „Die andern, weil geehrt sie sind, die schätzen wir dann wider mehr." Die durch diese übersetzung angedeutete abstracte bedeutung: schätzung, wertschätzung kann aber ahd. *scaz* nicht ausdrücken, denn dieses bezeichnet stets einen vorrat von concreten dingen, schätzen oder reichtümern, wie er in dem ganzen abschnitte als für die ehrerbietung der menschen massgebend hervorgehoben ist. Die verse 13. 14. 25. 27 sprechen den gedanken aus: der arme mann wird übermütig behandelt, dem reichen und dem reichtume wird ehre erwiesen. Dies muss auch der sinn unserer stelle sein: *êra* ist jedenfalls als abstracte bezeichnung des angegebenen verhältnisses aufzufassen, obwol es durch den in concreterem sinne angewanten ausdruck *honores* der lateinischen stelle Alcuins (*honores et divitias veneramur*) veranlasst zu sein scheint. Man kann sowol das geehrt werden als das vom ehrenden empfundene gefühl (= *veneratio* glosse bei Graff I, 441) in den worten *thuruh thia êra* angedeutet finden; im letzteren falle würde der gegensatz zu *thuruh ubarmuatî* v. 26 vollkommen sein.

giscaft im ersten verse bezeichnet collectiv die geschaffenen wesen (*creatura*, nicht *creatio*), wie I, 2, 47 *thû hilfis io theru thînera giscefti.* I, 12, 12 *giscaft.*

Ich übersetze also: bei einigen verwandeln wir in niedrigkeit die gleichheit der geschaffenen wesen, bei andern wegen der ehre (in welcher sie bei uns stehen) gilt uns der reichtum höher.

11. III, 21, 17 *thô ward thaz wort sînaz zi lîchamen gidânaz,*
18 *zi fleisges gisceftin mit allên sînên kreftin.*

Man könte versucht sein zu meinen, das die verbindung *sîn wort duan zi* — die sendung des göttlichen wortes zu den leiblichen, menschlichen wesen bezeichne, von der die folgenden verse 24 und 26 reden; *lîchamen* könte dann dat. plur. mit abgeschwächtem vocale der letzten silbe sein (Kelle II, 244). Doch steht nicht nur der sonstige gebrauch des wortes *lîchamo* dieser auffassung der stelle entgegen, sondern auch die beziehung der von Kelle nachgewiesenen lateinischen quelle auf Joh. 1, 14 *verbum caro factum est* macht es wahrscheinlich, dass auch unsere stelle diesen gedanken ausdrücken soll. Es ist also mit Kelle das verbum *duan* in der häufigen factitiven bedeutung zu nehmen, in welcher es wie auch andere verba sehr häufig mit *zi* und einem substantivum verbunden ist (Graff, Präpositionen 262), während im prädicativen accusativ dem mit einem object verbundenen verbum bei Otfrid nur adjectiva beigefügt werden; *lîchamen* ist dann dativ singularis.

Auffallend aber ist im zweiten verse der plural *zi fleisges gisceftin*, für den wir ebenfalls den sing. erwarten würden, welchen auch Kelle in seiner übersetzung anwendet s. 246: „es ward zu einem fleischgeschöpf mit seiner ganzen wesenheit.“ Doch scheint mir der wechsel des numerus nicht ganz bedeutungslos zu sein, indem der plural in allgemeinerer weise als der singular die ganze gattung der fleischlichen, irdischen wesen andeutet, welcher der göttliche logos durch seine menschwerdung zufiel. Da auf diesem gattungsbegriff, nicht auf der individualität der nachdruck liegt, so ist die änderung der ausdrucksweise im zweiten verse leicht zu erklären.

Dagegen glaube ich nicht, dass — wie Kelle durch die eben angeführte übersetzung andeutet — durch die worte 18[b] *mit allên sînên kreftin* die totale umwandelung des wesens Christi in ein menschliches ausgesprochen werden sollte, vielmehr ist nach meiner auffassung in diesen worten die beibehaltung aller seiner göttlichen kräfte und eigenschaften in der menschlichen hülle ausgesprochen, die öfters durch dasselbe wort bezeichnet werden, siehe IV, 19, 31. V, 17, 9; singular II, 11, 29.

IV, 34, 1; vergleiche II, 1, 10 (*wort*) *ist ouh druhtîn ubaral*. Ich übersetze also: es ward zu einem leibe, zu (einem der) menschlichen wesen mit allen seinen (göttlichen) kräften und eigenschaften.

Die in dem ganzen abschnitte III, 21, 14 fgg. ausgeführten gedanken sind auch schon einmal im ersten buche angedeutet I., 10, 14 *thaz er uns sîn gisiuni in lîchamen gâbi*, ohne dass die zu grunde liegende stelle des evangeliums Luc. 1, 71. 72 veranlassung dazu gab.

12. IV, 33, 33 *thô ward sâr firbrochan thaz gotes hûses lachan* ..
36[b] *ni was thes lachanes thiu baz*.

Kelle übersetzt die letzten worte sehr unpassend (s. 368): „wo war ein vorhang teurer je?" Ein ahd. genetiv des verglichenen gegenstandes beim comparativ ist unerhört. Dagegen wird den mit *thiu* verbundenen adverbialen comparativen *baz, mêr, min* bekantlich häufig der genetiv eines sächlichen pronomens beigegeben, welcher auf die die steigerung veranlassende ursache hinweist. So II, 15, 15 *thes uns iamêr ist thiu baz* = in folge davon geht es uns immer um so besser. IV, 25, 14 *thaz uns es iamêr sî thê* (F: *thi*) *baz*. Ebenso wie in diesen sätzen die genetive *es*, *thes* ist auch der genetiv eines sächlichen subst. gebraucht II, 21, 19 *thaz thes gibetes sî thiu baz* = damit (es) von dem gebete um so besser sei = damit das gebet um so mehr wirke; und danach erkläre ich auch an unserer stelle den gen. *thes lachanes* und übersetze: nicht war (es) von dem vorhange (= wegen des vorhanges), um so besser, d. h. der vorhang besserte oder nützte nichts mehr, die heiligtümer wurden enthüllt (v. 37).

Dass aber in ähnlicher weise auch der genetiv sing. masc. *sîn* in causale bedeutung übergegangen sein sollte in den stellen III, 25, 32 *sîn ni was es mêra;* V, 25, 45 (s. u.) ist mir dennoch unwahrscheinlich, siehe nr. 13.

13. V, 25, 45 *thaz giscrîb mîn wirdit bezira sîn,*
46 *buazent sînô guatî thio mînô missodâtî.*

Der sinn der stelle muss sein: meine schrift wird besser, wenn er (der gottgefällige, wohlwollende leser v. 37 fgg.) sich mit ihr beschäftigt; seine güte verbessert meine fehler. Wie aber *sîn* im ersten verse zu construieren sei, ist nicht ganz klar.

Als freiere adverbiale bestimmung wird bei Otfrid häufig der meist mit einem adjectivum oder pronomen verbundene genetiv sing. oder plur. gebraucht; dieser genetiv gibt eigentlich das gebiet an, welchem das durch die handlung erwirkte resultat angehört, er drückt also ein parti-

tiv gefasstes inneres object aus, doch ist er bei Otfrid schon ganz formelhaft geworden. So stehen namentlich mit dem pronomen possessivum verbunden bei verbis der rede die genetive *wortes* und *worto:* V, 25, 70 *giwuag er wortes sînes thes selben alten nîdes.* V, 16, 12. H. 152; II, 2, 4 (*ther*) *sîncro worto sie rafsta.* IV, 31, 6. V, 21, 3; IV, 8, 5. Sal. 12. Ebenso *muates,* wenn das verbum eine erregung des gemütes andeutet: I, 2, 53 *thih bittu ih mînes muates.* Sal. 24 *thaz lîch iu iwes muates;* ferner bei anführung einer absicht oder einer aus freiem willem hervorgehenden handlung: III, 3, 23 *er wolta sînes thankes wîsôn thâr thes scalkes.* IV, 1, 6. 11; *mînes thankes* III, 14, 101; *mînes unthankes* IV, 1, 36; und endlich bei verschiedenen tätigkeiten *dâto:* H. 71 *muatun sie sih thrâto thero iro selbun dâto.* II, 13, 17 *er scal wahsan sînes selbes dâto.* II, 17, 20. In allen diesen stellen bezieht sich das pronomen auf das subject der handlung; in den folgenden ist dies nicht der fall: III, 19, 14 *er iro worto intêrêt ward.* H. 164 *wir muazîn frewen unsih sînes thankes.* IV, 26, 18 *wurtun tôte man quecke sînes wortes;* so wol auch III, 11, 31. Danach wäre es denkbar, dass in unserer stelle der blosse genetiv des persönlichen pronomens *sîn* statt *sînes thankes, sînero dâto* (vergleiche *sînô guatî* v. 46, *dâtî sîne* v. 47) gebraucht wäre: meine schrift wird besser durch ihn = durch seinen einfluss.

Dennoch ist mir wegen der sonst bei Otfrid waltenden beschränkung des freier bestimmenden genetivs auf jene formelhaft gewordenen substantivverbindungen diese erklärung der stelle nicht wahrscheinlich. Vielmehr glaube ich, dass Otfrid in etwas unklarer weise zwei sätze in einen vermengt hat. Ihm schwebte vor: *thaz giscrîb mîn wirdit bezira* = meine schrift wird zu einer besseren und: *thaz giscrîb mîn wirdit .. sîn* = meine schrift wird (durch seinen reinigenden einfluss) wesentlich zu der seinigen. Dass der zweite gedanke Otfrid bei solcher Gelegenheit nahe lag, zeigt die ähnliche stelle Sal. 23—26; *sîn wesan* und *sîn werdan* III, 9, 17. III, 20, 115 u. a. Im ahd. lassen sich die beiden durch *wirdit* dem subjecte zugesprochenen prädicate verbinden durch als: meine schrift wird eine verbesserte als die seinige.

In der stelle III, 25, 32 *sîn ni was es mêra* kann *sîn* als prädicativ gesetztes possessivum genommen werden: sein war nicht mehr davon, d. h. ihm (dem hohenpriester) gebührte (persönlich) nicht mehr von der richtigen prophezeiung. Doch kann man auch daran denken *sîn* als causalen genetiv zu erklären, vgl. nr. 12.

GRAUDENZ, IM MÄRZ 1873. OSKAR ERDMANN.

ZUM SCHILLER-KÖRNERSCHEN BRIEFWECHSEL.

1) Fr. Förster datiert den ersten brief Körners an Schiller fälschlich vom 12. juni 1784 (Th. Körners Werke I p. 21 Hempel). Schiller erwähnt schon in briefen an Dalberg und Frau v. Wolzogen vom 7. juni 1784, (letzterer in Schillers Leben von Fr. v. Wolzogen und in „Schillers Briefe“ falsch vom 7. juli datiert) dass die Körnersche sendung vor einigen tagen bei ihm angelangt sei. In Schillers antwort entschuldigt er sich am 7. decbr. 1784 wegen seines siebenmonatlichen schweigens. Ist aber jener brief aus dem juni, so sind nur 6 monate verflossen. Wahrscheinlich, dass Körners brief aus dem mai herdatierte und in den ersten tagen des juni Schiller erreichte.

2) Vom Beckerschen Noth- und Hilfsbüchlein waren bis zum 5. juli 1788 nicht 30000 exemplare abgesetzt, sondern, wie der brief vom 1. sept. verbessert, 3000.

3) Der Briefwechsel II p. 89 beginnende brief ist nicht vom 30. mai, sondern etwa vom 30. april. Der brief Körners vom 6. mai beantwortet ihn.

4) Der brief Körners (Brfw. II 271) vom 2. nov. 1791 ist, wie sein inhalt zeigt, zwischen Schillers briefe vom 19. und 28. nov. zu stellen, deren ersten er beantwortet, während er von dem zweiten beantwortet wird. Körners brief vom 4. nov. ist die antwort auf Schillers brief vom 24. october.

5) Schillers brief vom 4. october 1792 (Brfw. II p. 336) ist nach dem anfang des folgenden briefes umzudatieren. Vielleicht ist er am 7. geschrieben und am 8. abgeschickt.

6) Körners brief vom 16. octbr. 1792 tut des in L. F. Hubers werken (Tübingen, Cotta 1806 I p. 446) veröffentlichten briefes Hubers erwähnung vom 15. october. Aber so schnell reisten briefe damals nicht von Frankfurt a. M. bis Dresden. Wahrscheinlich ist Hubers brief zurückzudatieren, da, wenn man Körners vordatieren wollte, er so gut wie Hubers auch Schillers brief vom 15. october empfangen haben müste, auf den Körner doch nirgends bezug nimt.

7) Schillers briefe vom 18. und 19. febr. 1793 sind zusammen als eine sendung abgeschickt. Auf sie antwortet Körner am 26. februar. Inzwischen hatte Schiller seinem versprechen getreu binnen acht tagen wider einen solchen „lastwagen“ an den freund abgehen zu lassen, vom 23. ab seine abhandlung „Freiheit in der erscheinung ist eins mit der schönheit“ zu schreiben begonnen und sie am 28. febr. beendigt, kurz vordem Körners brief vom 26. bei ihm eintraf. Auf diese zweite sendung vom 23.—28. febr. geschrieben antwortet Körner am 4. märz. Sein

nächster brief vom 7. märz ist bereits die antwort auf eine neue abhandlung Schillers, auf den fälschlich als beilage zum brief Schillers vom 20. juni 1793 abgedruckten aufsatz über das schöne in der kunst. (Vergl. Koberstein Grundr. d. Gesch. d. Nationall. bd. IV 5. aufl. p. 336 anm. 33). Die fortsetzung konte Schiller nicht mehr geben, da er erkrankte. (Vgl. Schillers briefe vom 15. und 22. märz und 5. mai und Körners brief vom 26. april.)

8) Die inlage des briefes vom 20. juni 1793 war Schillers aufsatz „Über anmut und würde," wie Körners antwort beweist, die aber nicht vom 29. juli, sondern juni zu datieren ist. Sonst passen weder Körners klagen über Schillers langes stillschweigen, noch die anzeige, dass er vor august nun nicht reisen könne. Die worte am schlusse des briefes: „Auf den 2. August erwarte ich Dora zurück" sind verdruckt oder verschrieben oder falsche conjectur anstatt „am 2. juli"; denn schon am 7. juli meldet Körner Doras erfolgte rückkehr.

9) Am 26. august 1795 erhielt Schiller seinem kalender zufolge Langbeins gedichte durch Körner (Schillers Calender vom 18. juli 1795 — 1805. Cotta 1865). Schiller bescheinigt am 27. nur kurz ihren empfang und schreibt den Brfw. III 281 undatierten brief am 31. august, der am 2. sept. noch nicht bei Körner eingelaufen war.

10) Der Brfw. III 297 undatierte brief Schillers antwortet erst auf Körners brief vom 27. sept. 1795 und ist nach dem kalender nebst den 9 Louisd'or am 3. oct. abgeschickt und also im Brfw. umzustellen.

11) Der undatierte brief Schillers Brfw. III p. 308 mit dem 11. heft der Horen ist am 10. decbr. von Schiller geschrieben, also dem voraufgehenden briefe voranzustellen.

12) Im brief vom 7. febr. 1796 conjiciert Fr. Förster (Th. Körners Werke I 35) richtig Löbichau statt Züllichau.

13) Der undatierte brief Brfw. III p. 326 ist laut kalender vom 8. febr. 1796.

14) Schillers brief vom 8. märz 1796 mit dem neuen stück der Horen ist dem kalender nach am 11. abgeschickt. Am 8. ist kein brief, am 11. 5 briefe verzeichnet („ein schrecklicher posttag").

15) Schillers brief vom 27. juni 1796 im kalender unter dem 24. eingetragen. Hier fehlt der kalender, denn erst am 26. hatte Goethe das ende des Wilhelm Meister an Schiller abgeschickt.

16) Schillers brief Brfw. III p. 350 antwortet auf den vorhergehenden brief Körners vom 22., ist also nicht vom 23., sondern, wie der kalender bezeugt, vom 25.

17) Körners brief Brfw. III p. 391 ist wol vom 25. novbr. und identisch mit dem am 28. schon bei Schiller eintreffenden briefe.

18) Der erste brief Körners im jahre 1797 ist am 13. januar bei Schiller eingetroffen. Darnach ist der brief Brfw. IV p. 1 nicht vom 17., vielleicht vom 11.

19) Der undatierte brief Brfw. IV p. 7 ist vom 24. januar des nächsten jahres 1798. (Vergl. Boxberger, Archiv f. Literaturgesch. 1871 p. 271. Brfw. Goethe-Schiller 3. aufl. nr. 414. Schillers Kalender p. 56).

20) Schillers brief vom 7. febr. 1797 laut kalender erst am 9. abgegangen.

21) Körners brief vom 14. märz 1797 wäre nach dem kalender schon am 15. bei Schiller eingetroffen. Der fehler liegt wol im kalender, da Körners brief als antwort auf Schillers brief am 9. nicht wol zurückzudatieren ist.

22) Schillers brief vom 15. juni 1798 steht im kalender nicht verzeichnet, wol aber ein brief vom 18.

23) Schillers brief Brfw. IV p. 144 ist die antwort auf Körners brief vom 17. mai 1799, der am 20. Schiller erreichte und am 21. von Schiller beantwortet wurde. Das datum 19. mai im Brfw. ist also zu verändern.

24) Körners letzter brief 1799 ist vom 13. dec. datiert, nach dem kalender aber schon am 14. in Jena eingetroffen. Der brief wird vom 10. zu datieren sein.

25) Schillers brief vom 16. juni 1800 ist nach dem kalender am 19. fortgeschickt. 16 ist also wol druckfehler.

26) Schillers brief Brfw. IV p. 182 ist die antwort auf Körners brief vom 9. juli, der laut kalender erst am 14. juli Schiller erreichte. Also kann Schillers antwort nicht vom 13., sondern wird vom 15. herdatieren. Diese traf dann mit Schillers brief vom 17. zugleich am 20. bei Körner ein.

27) Schillers brief Brfw. IV p. 205 ist nach dem kalender nicht am 13., sondern am 15. abgeschickt. Am 18. war er auch noch nicht bei Körner.

28) Die kurze nachschrift Schillers Brfw. IV p. 213, datiert vom 14. mai, gehört als anhängsel an Schillers brief vom 13. mai 1801, der auch nach dem kalender erst am 14. abgeschickt ist.

29) Schillers brief vom 21. januar 1802 erst am 23. abgeschickt und vielleicht wol auch erst geschrieben.

30) Laut kalender ist der durch Zelter an Körner geschickte brief Schillers Brfw. IV p. 328 am 11., nicht am 20. juni geschrieben. Der kalender gibt hier offenbar das richtige datum, wie Körners im Brfw. IV p. 331 verstellte antwort vom 19. juni beweist, die am 23. juni Schiller erreichte. Dieser macht dann vom 1.—14. juli einen ausflug nach Lauchstädt (kalender), mit dem er im brief vom 16. juli bei Körner sein langes stillschweigen entschuldigt.

31) Im kalender steht das eintreffen eines briefes Körners am 12. juli 1804 vermerkt, das eintreffen des Körnerschen briefes vom 17. juli dagegen ist gar nicht verzeichnet. Nun ist dieser die antwort — nach dem inhalt sollte man denken — die umgehende antwort Körners auf Schillers brief vom 3. juli. Darnach conjiciere ich, der brief ist nicht am 17. juli, sondern am 7. juli geschrieben und identisch mit dem am 12. bei Schiller eingelaufenen brief.

32) Schillers brief vom 4. sept. ist nach Körners antwort vom 12. ihm durch hofrat Böttiger überbracht. Laut kalender ist er am 5. durch herrn v. Richter abgeschickt.

Einzuschalten sind in den briefwechsel folgende seitdem ganz oder teilweise veröffentlichte briefe

A. Schillers an Körner:

1) Vom 18. august 1785. Vgl. Döring, Schillers briefe I p. 205.
2) Über Kant. Vgl. Brfw. II 235; Hoffmann v. Fallersl. Findlinge II p. 175; Wiener Schillerbuch 1859 nr. 2946.

B. Körners an Schiller:

1) Vom 5. juli 1791 über Schillers absicht nach Löschwitz zu kommen. Vgl. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde III p. 63.
2) Vom 22. juli 1791. Vgl. Charl. v. Schiller III p. 63.
3) Vom 23. nov. 1792. Vgl. Charl. v. Schiller III p. 63.
4) Vom 16. mai 1802. Vgl. Charl. v. Schiller III p. 64.
5) Vom 28. juli 1802. Vgl. Charl. v. Schiller III p. 64.
6) Vom 18. märz 1803. Vgl. Charl. v. Schiller III p. 64.
7) Vom 17. märz 1804. Vgl. Charl. v. Schiller III p. 65.
8) Vom 6. august 1804. Vgl. Charl. v. Schiller III p. 67.

Verloren sind, soweit sich der verlust nach dem kalender seit 1795 controllieren lässt:

A. von Schillers briefen:

1) Vom 29. febr. 1796 antwort auf Körners brief vom 26.
2) Vom 10. juni 1796 mit der klage der Ceres.
3) Vom 30. november 1796.
4) Vom 6. august 1798 durch graf Moltke.
5) Vom 9. october 1798.
6) Vom 23. juni 1800 begleitbrief bei übersendung des Wallenstein.
7) Vom 18. december 1800.
8) Vom 30. april 1801 begleitbrief bei übersendung der Jungfrau v. Orleans, durch versehen zurückgeblieben, am 13. mai nachgeschickt.
9) Vom 23. august 1804.
10) Vom 22. april 1805 durch Ehlers.

B. von Körners briefen:

bei Schiller 1) am 11. oct. 1795. 2) am 27. mai 1796. 3) am 18. juli 1796. 4) am 31. oct. 1796. 5) am 10. febr. 1798. 6) am 26. febr. 1798. 7) am 2. märz 1798. 8) am 30. april 1798. 9) am 30. juni 1798. 10) am 21. juli 1798. 11) am 11. august 1798. 12) am 19. sept. 1798. 13) am 1. februar 1802. 14) am 4. januar 1803. 15) am 30. dec. 1803. 16) am 9. märz 1804. 17) am 4. juni 1804. 18) am 12. juli 1804. Vergl. aber oben in den briefdatierungen nr. 31.

Im briefwechsel vorhandene, aber im kalender nicht verzeichnete briefe führe ich hier, wo es sich um den briefwechsel handelt, nicht an. Ebensowenig habe ich die abweichungen der daten des kalenders von Schillers briefen im briefwechsel da angemerkt, wo die briefe im kalender um einen tag nachdatiert sind. Sie sind dann wol meist im briefwechsel richtig datiert und nur am nächsten tage erst expediert.[1]

AROLSEN. F. JONAS.

LITTERATUR.

Die ehemalige spracheinheit der Indogermanen Europas. Eine sprachgeschichtliche untersuchung von **August Fick.** Göttingen 1873. 8°. VII und 432 s. Preis 2 Thlr. 24 Sgr.

Diese arbeit des trefflichen verfassers ist eine widerlegung der im vorigen jahre erschienenen bekanten schrift „Die verwantschaftsverhältnisse der indogermanischen sprachen von Joh. Schmidt," welche den bisher aufgestellten stammbaum der Indogermanen und die theorie desselben überhaupt zu beseitigen suchte. Bei der unvereinbarkeit der von Schmidt aufgestellten vermittlungstheorie — wie wir sie füglich nennen können — mit einfachen historischen anschauungen und bei der hohen bedeutung, welche die ganze frage besonders für die sprachvergleichende methode hat, war eine widerlegung der ansichten Schmidts, oder wenigstens der versuch einer solchen, dringend geboten, allein bei dem grossen beifall, mit welchem sie angenommen wurden, schwer zu hoffen. Mit um so grösserer freude dürfen wir gerade Ficks werk begrüssen; denn wie seine bisherigen arbeiten beweisen, war wol niemand berufener, den kampf aufzunehmen, als er, und wenigen würde es gleich ihm gelungen sein, des gegners so vollkommen herr zu werden, wie es mir in der tat der fall zu sein scheint. In richtiger erkentnis des kernpunktes der ganzen frage beweist der herr verfasser auf das eingehendste die richtigkeit der annahme einer europäischen grundsprache und widerlegt treffend die von Schmidt dagegen vorgebrachten gründe. Er fördert hierbei eine menge des vortrefflichen und neuen zu tage, von dem ich namentlich hervorhebe den nachweis der existenz zweier grundsprachlicher *k*-laute, das capitel über die gemeinsam-europäische entwicklung des *l* und besonders das über die gleiche entwicklung des *e*-vocales, welches die frage nach der priorität oder posteriorität des got. *i* (und *u*) gegenüber dem *e* (und *o*) der übrigen germanischen dialecte wesentlich fördert und vieles höchst beachtenswerte über den germanischen ablaut enthält. — Doch eine eingehende besprechung des

1) Die neue ausgabe des brfw. von K. Gödeke ist mir erst nach dem drucke dieser anmerkungen zugegangen.

werkes liegt mir — als dem zwecke dieser zeitschrift nicht entsprechend — fern, zumal da ich mit dem herrn verfasser in tendenz und hauptresultaten vollkommen übereinstimme und die widerlegung einzelner kleiner irrtümer den zahlreichen gegnern des stammbaumes überlassen kann. Dagegen erlaube ich mir an diese kurze anzeige die besprechung einiger germanischer spracherscheinungen zu knüpfen, die bei dem streit in frage kommen.

Schmidt bemerkt auf der vierten seite seiner schrift, Schleicher habe mit unrecht den conjunctiv unter die den Slavoletten und Germanen gemeinschaftlichen verluste gerechnet, denn die I. plur. imper. wie *afslaham* habe Westphal richtig als conjunctive gedeutet und Schmidt glaube in *ôgs* eine II. sg. conj. perf. nachgewiesen zu haben, gebildet wie die homerischen *εἴδομεν*, *εἴδετε* ved. *vedat*, vgl. Kuhns ztschr. XIX. 291. Über „richtig" und „unrichtig" lässt sich hier sehr streiten, denn es ist nie zu beweisen, dass *afslaham* eine alte conjunctivform sei. Sie kann sehr wol die I. pl. praes. ind. sein, die durch imperativische betonung zum imperativ wurde. So scheint doch auch die II. dual. z. b. *gaggats*, *attiuhats* präsensform zu sein, denn die verwanten sprachen benutzen zur bildung dieser form die secundäre personalendung sskr. *tam* gr. *τον* (*bhódatam*, *τύπτετον*). Was nun Schmidts erklärung von *ôgs* betrifft, so hat er selbst den nachweis der richtigkeit derselben noch nicht genügend geführt. Er sagt in dem angeführten citat: „eine imperativform kann es der personalendung nach nicht sein, denn für Westphals (phil.-hist. Gramm. 246) gleichsetzung des *-s* mit dem *-ς* von *δός* fehlt jegliche lautliche begründung. Kann es nicht eine conjunctivform des perfects sein, grundform *âghas*, den homerischen *εἴδομεν*, *εἴδετε* analog gebildet (Benfey, vollst. Gramm. § 837 führt ein vedisches beispiel des conj. perf. zweifelnd an *vâvṛdhante*, Justi, Handb. § 605 altbaktr. *âoṅhâṭ* usw. freilich mit langem vocale)?" Warum *ôgs* der personalendung wegen eine imperativform nicht sein könne, vermag ich nicht einzusehen, obgleich auch Leo Meyer (G. Spr. 195) behauptet, für dieses *s* liesse sich nichts aus den verwanten sprachen unmittelbar vergleichen, und Westphals ansicht unannehmbar ist. Das natürlichste und einfachste ist auch hier wol das richtigste, und so ist denn *ôgs* wahrscheinlich nichts anderes als II imper. med. perf. gebildet aus dem perfectstamme *ôg* und dem suffix jener person grundsprachlich *sva*, grundform demnach *âghsva*. Ich glaube kaum, dass sich begrifflich, grammatisch oder lautlich etwas gegen diese erklärung einwenden lässt; *ôgan* heisst „fürchten, sich fürchten," das medium passt also vortrefflich. Imperative perf. kommen im sskr. vor (Benfey, vollst. Gramm. s. 381), speciell die II. med. in *vavṛtsva*, dieselbe in zend. *ciĉithwâ* (vgl. darüber Benfey, über einige pluralbildungen usw. s. 31 fg.), und sind im griechischen häufig (II sg. med. z. b. *τέτυπ-σο*). Dass aus *âgh-sva* ein *ôgs* entstehen konte, ist nicht zu bezweifeln; zunächst allerdings würde *ôgsu* zu erwarten sein, allein die einbusse eines *v* findet sich mehrfach und speciell auch in der lautverbindung *sv*: im pron. refl. *seina*, *sis*, *sik* (grundsprl. *sva*), in *saihs* (grundform *svaks*) u. a. Ebenso bleibt von der endung *sja* im gen. sg. z. b. *fiskis* nur *s* übrig. Die lautverbindung *gs* komt ausser im nom. sg., wo die beiden laute durch ein *a* früher getrent waren, auch im gen. *hugsis* der urkunde von Arezzo vor.

Es liegt demnach wol kein grund vor, *ôgs* nicht für einen imperativ, sondern eine conjunctivform zu erklären; dennoch leugne ich die möglichkeit nicht, dass es eine solche sein kann. *Εἴδομεν*, *εἴδετε* lässt uns jedoch bei der untersuchung im stich da sein *-μεν*, *-τε* sowol primäre — vgl. auch ved. *vâvṛdhanti* und *vâvṛdhâti* RV. I. 33. 1 — als secundäre personalendung sein kann, nach dieser analogie also ein *âghasi* wie *âghas* als II. conj. perf. denkbar wäre. Ist aber *ôgs* wirklich conjunctivform, so kann nur *âghas* die grundform sein und es komt darauf an, conjunctive

perf. nachzuweisen, die gebildet wurden, indem an den perfectstamm die s. g. secundären personalendungen mit zwischentritt des modalen *a* des conjunctivs treten. Schmidt führt dafür das ved. *vedat* RV. V. 30. 3 an, allein es ist fraglich, ob diese form wirklich im Schmidtschen sinne zu erklären sei. An der angeführten stelle steht nämlich:

Védad ávidvâñ chṛṇávac ca vidvấn váhate 'yam maghávâ sárvasenaḥ

„Es wisse (es) der unwissende und es höre (es) der wissende: der schätzereiche (Indra) zieht (= naht) mit seinem ganzen heere (= in reisigem zuge)."

Wer den schönen und besonders engen parallelismus der ersten hälfte dieses verses beachtet und berücksichtigt, dass nichts dazu zwingt *vedat* als perfectform aufzufassen, wird mir darin beistimmen, dass es ganz dieselbe form ist, wie *çṛṇávat:* die III sg. imperf. conj. Indessen, ist die beweiskraft dieser form demnach auch abzuweisen, so ist doch Schmidts ansicht noch keineswegs widerlegt. Denn es treten in der tat formen mit der reduplication der perfecta, endung des imperfects mit vorhergehendem *ă* (zend. *âoṅhâṭ* usw. ist wegen des *â* fern zu halten) und bedeutung des conjunctivs in ein so inniges verhältnis zum perfectum, dass man auf jeden fall schwanken darf, ob sie nicht als conjunctive desselben zu betrachten seien. Dass ihre bedeutung nicht eine entschieden perfective, sondern präsentive ist, entscheidet dagegen nicht, denn bei den der form nach an das imperfect sich schliessenden conjunctiven tritt derselbe fall ein. Manche jener reduplicierten formen können freilich als conjunctive des aor. III, oder des präsens der III conj.-cl. gefasst werden, bei einigen ist diess jedoch kaum wahrscheinlich. Herr professor Benfey hatte die güte, mich auf ein paar besonders deutliche beispiele aufmerksam zu machen, so *jaghanat* RV. IX. 23. 7.

asyá pîtvấ mádânâm índro vṛtrấṇy apratí | jaghấna jaghánac ca nú

„Von diesem trank getrunken habend erschlug Indra unwiderstehlich die feinde und erschlage sie." Ein präsensthema *jaghan* gibt es nicht, und die enge verbindung der beiden formen *jaghấna* und *jaghánat* würde die annahme eines solchen auf diese stelle hin bedenklich machen. Die entschieden präsentive bedeutung wird hier durch *nú* verliehen.

Ferner *çûçuvat* RV. II. 25. 1:

índhâno agním vanavad vanushyatáḥ kṛtábrahmâ çûçuvad râtáhavya ít

„Der den Agni entzündende bezwinge die nachsteller, siegreich sei (der), für welchen das *brahma* gemacht und die opfergabe gespendet ist." (*Brahma* hier wahrscheinlich = *stotram* lobgesang vgl. Haug, über die ursprüngliche bedeutung des wortes *brahma* s. 12). Dasselbe ferner RV. VIII. 31. 3 (vgl. auch RV. I. 54. 7):

Tásya dyumấñ asad rátho devájûtaḥ sá çûçuvat | viçvâ vánvann amitriyâ

„Dessen wagen sei glänzend, er sei siegreich der von den göttern getriebene, alles feindliche (sei er) bezwingend." *Çûçuvat* erscheint neben den indicativen perf. *çûçuvus*, *çûçuve*, dem part. *çûçuvấms*, dem potential *çûçuyâma*. Nur das part. *çû́çuvâna* könte wegen des accentes auf aor. III bezogen werden, allein mehrere part. perf. auf *âna* haben den accent auf der ersten silbe. *Çûçávâma* (RV. I. 166. 14) ist der form nach ächter imperat. perf., dem sinne nach ebenfalls conjunctiv.

Es gibt noch mehr formen der art, allein die obigen mögen genügen, um zu zeigen, dass sich wirklich conj. perf. im indogermanischen finden, welche der oben geforderten grundform von *ôgs* — als conj. perf. — entsprechen. Schmidts erklärung ist demnach völlig zulässig, und wir befinden uns in der keineswegs angenehmen lage, uns für die eine oder andere erklärung entscheiden zu müssen. Wenn ich die gleichsetzung *ôgs* = *âghsva* vorziehe, so tue ich es, weil, wie oben bemerkt, es am natürlichsten ist, eine verbalform von entschieden imperativer bedeutung auch

als imperativ zu erklären und entsprechend dem alten erfahrungssatz: *suus rex reginae placet*. Imper. med. sind ja höchst wahrscheinlich auch *atsteigadau*, *liugandau*. — Es wäre übrigens vielleicht nur noch in betracht zu ziehen, ob *ôgs* überhaupt eine verbalform und nicht ein substantiv ist, das mit ellipse der copula — und zuweilen auch mit der des dativ des pron. pers. z. b. *ni hugei háuhaba, ak ôgs* Röm. 11. 20 πὴ ὑψηλοφρόνει ἀλλὰ φοβοῦ — imperativisch gebraucht wurde. *Ni ôgs þus* μὴ φοβοῦ (Luc. 1. 13) könte sehr wol = *ni ôgs sijái þus* sein; die copula findet sich ja auch bei *kara* ausgelassen, z. b. *hva kara unsis* τί πρὸς ἡμᾶς Mat. 27, 4.

Fick sagt auf seite 38 seines werkes: „Das zahlabstract für 9 (ksl. *devęti* = zend. *navaiti* neunheit) scheint im germanischen nicht vorhanden, doch mag sich ein entsprechendes (*niundi* —) neunheit wol noch in irgend einem germanischen dialect aufstöbern lassen.“ Ich freue mich diese vermutung bestätigen zu können. Wimmer führt es in seiner altnord. gramm. s. 90 auf; einen beleg dafür, welchen ich selbst nicht finden konte, teilte mir dr. Hildebrand gütigst mit. Darnach ist *níund* bis jetzt noch ἅπαξ λεγόμενον in der norrönen litteratur und begegnet nur im eddischen liede Helgakviða Hiörvarðssonar str. 28:

þrennar níundir meyja
þó reið ein fyrir
hvít und hialmi mær usw.

„Drei neunheiten jungfrauen waren es, doch ritt allein voraus die glänzende Valkyrie.“ Alle früheren ausgaben — so noch Lüning — lasen *mundir* (pl. v. *mund* hand) und deuteten es „schaar,“ indem sie die bedeutung des lat. *manus* verglichen. Allein schon Rask las im jahre 1818 *níundir* und diese lesung ist durch Bugge vollkommen gesichert.

Fick stellt in dem kapitel „abweichende lautgestalt bei Europäern und Ariern“ an die spitze der consonantischen differenzen (bei nominibus) europ. *agam*, arisch *aham* (s. 173). Die differenz soll demnach darin bestehen, dass — wie in dem weiter folgenden europ. *ganu*, arisch *hanu* — auf der einen seite die aspirata, auf der anderen nicht-aspirata steht. Diese annahme stützt sich nur auf das germanische, und diess veranlasst mich, auf die frage ausführlich einzugehen. Die fälle, in welchen man bisher angenommen hat, dass arischer aspirata germanische tenuis entspreche, sind — wenn ich keinen übersehen habe — folgende:

aikan = sskr. *ah* sagen (gr. ἠ-μί, lat. *ajo* für *ag-jo*, *ad-ag-iu-m*)
ak = sskr. *aha* nemlich, gewiss, zwar, freilich, wenigstens
at = sskr. *adhi* über (lat. und kelt. *ad*)
auk = gr. *αὖ-γε, γε = sskr. *gha* (das vorhergehende wort hervorhebend)
an. *glepja* vgl. gr. βλαβ- in βλάπτω, βλάβη u. a., wurzel *glabh* (Bugge in Curtius studien IV. 325, vgl. Fick s. 234)
greipan = sskr. *grabh* greifen, zend. *garew* (altpers. *garb*, lit. *grėbti*, ksl. *grabiti*)
ik = sskr. *aham*, zend. *azem* (gr. ἐγώ, lat. *ego*, lit. *asz* statt *aż*, ksl. *azŭ*)
-k in *mi-k*, *þu-k*, *si-k* (vgl. ahd. *h* in *unsi-h*, *iwi-h*) = sskr. *gha* (gr. γε)
kinnu-s = sskr. *hanu* (gr. γένυ-, lat. *genu-* in *genu-inu-s*)
laikan = sskr. *rañgh*, *lañgh* rennen, springen
lêtan = sskr. *rah* verlassen (gr. λανθάνω)
mikil(a)-s = μεγαλό-ς, wurzel *magh*, vgl. sskr. *mah-ant*, zend. *maz-añt*, (lat. *mag-nu-s*)
triggv(a)-s = sskr. *dhruva* beständig, sicher, gewiss (*ni-dhruvi* beharrend, treu, zuverlässig) = zend. *drva* fest, gesund

tuggla- zu sskr. *dah* (wurzel *dhagh*) brennen
vaúrt(i)-s zu sskr. *vardh* gedeihen, wachsen

Ich muss zunächst einige dieser zusammenstellungen streichen. Dass *áikan* nichts mit *ah* zu tun habe, habe ich bereits in dieser zeitschrift V. 229. behauptet und halte an meinem widerspruch gegen die herkömliche etymologie auch fest. *Aikan* (*af-áikan* vgl. begrifflich *ab-nuere*) ist vielmehr = sskr. *ej* sich bewegen; *láikan* und *lêtan* sind von Fick durch bessere vergleichungen schon erledigt. *Tuggla-* gehört nicht zu grundsprl *dhagh*, sondern ist ein diminutiv des german. *tungan-* zunge, wie Jakob Grimm (D. Myth. s. 653) bemerkt hat und das ahd. *himilzunga* (*himilzungun elementa coelitus, himilzungono siderum*) beweist. Dasselbe bild ist noch heut zu tage gebräuchlich und ebenso bedeutet das mit *tungan-* identische neupers. *zabân* u. a. geradezu flamme. Ferner müssen wir *at* — *adhi* bei seite lassen, da sich die bedeutungen beider wörter nicht decken, *ak* ist unklar, *áuk* gehört zu *áukan augere* (vgl. meine unters. über die got. adverbien und partikeln s. 96 fg.) und *vaúrti-* ist zu zweifelhaft. Die von Bugge aufgestellte etymologie des an. *glepja* kann ich nicht acceptieren. Ein zwingender grund zur gleichsetzung beider wörter liegt nicht vor, und die versuchte erklärung von *βλάπτω* fällt von selbst, sobald es gelingt, *glepja* von Bugge abweichend zu erklären. Dieses bedeutet nach Möbius glossar „verlocken, (ein weib) verführen," „vernichten, zu schanden machen," *glepjast* „fehlschlagen." Dazu komt *glap* „verführerisches reden und verkehren mit einer frau," *glaprig* „absichtsloser totschlag," *glapp* „mala fortuna," *glappa-verk* „unbesonnene tat, dummer streich," *glapna* „verderben, nutzlos werden," *afglapa* „zerstören, zu nichte machen, in unordnung bringen," *af-glapi* „tölpel, blödsinniger mensch." Gehen wir von diesem letzten worte aus! Der vergleich seiner bedeutung mit der der verwanten wörter (z. b. *glappa-verk*) lehrt, dass die seinige durch das vorgesetzte *af* höchst unbedeutend modificiert sein kann; der 2. teil *glapi* ist offenbar das mhd. *lape, lappe* — unverschobenes *p* findet sich häufig besonders im althochd. — „einfältiger mensch, bösewicht," unser „laffe." Das an. hat allerdings in der regel das alte präfix *ga-* eingebüsst; da es sich jedoch in *gnógr, gnótt, greiðr* (= got. *ganôhs*, ahd. *gi-nuht*, got. *garáids*) bewahrt hat, so brauchen wir uns nicht zu scheuen, das aulautende *g* der obigen wörter für jenes alte präfix zu erklären. Der rest setzt eine wurzelform *rab* oder *lab* voraus: sskr. *ramb* schlaff herabhangen = *lamb* niederhangen, gleiten, fallen, lat. *lâbor* (*lap-sa-s*) fallen, gleiten. Bugge legt mit Passow *βλάπτω* „den begriff des hinderns unter, insofern daraus ein schaden für den aufgehaltenen erwächst" und meint, ganz dieselbe bedeutung könne dem an. *glepja* namentlich in der älteren sprache beiwohnen. Bei aller schuldigen achtung vor dem scharfsinn Bugges zweifle ich doch, ob es ihm gelingen würde, aus dieser grundbedeutung alle die bedeutungen der vertreter jener germanischen wortsippe herzuleiten (z. b. *glaprig*). Sie stimmen hingegen vortrefflich zu der des gleitens, fallens, und die bedeutungsentwicklung ist bei mehreren dem deutschen und lateinischen gemeinschaftlich. In *glepja farar manns* (oder *manni*) die fahrt eines mannes verhindern, oder einen an der fahrt verhindern ist *glepja* = etwas entwischen, verlieren machen, vgl. lat. *labi* in redensarten wie *e manibus custodientium lapsus*. *Glepja eina* ist unser „ein weib zu fall bringen," *glepja* vernichten usw. ist, wie *af-glapa* vollkommen das lat *labefacere*. *Glapna* ist *labi* „zu grunde gehen, untergehen," und *glap* beruht auf demselben bilde, wie unser „schlüpferig, schlüpferig reden" usw. Mit *glapp mala fortuna* vgl. den vers des Properz (I. 1. 25): *et vos qui sero lapsum* (unglücklich) *revocatis amici*, mit *glappa-verk* und *glap-rig* lat. *labi* in der bedeutung „irren, einen fehler begehen," z. b. *lapsus per errorem, lapsus consilio, lapsus casu* u. a. — Nach allem dem glaube ich Bugges erklärung mit recht zurückweisen zu dürfen.

Nach den obigen ausscheidungen nehme ich die vertretung der arischen aspirata durch germanische tenuis demnach als sicher nur an in *greipan, ik, -k, kinnu-s; mikila-, triggva-*. In diesen fällen ist — wie sich weiterhin ergeben wird — die arische aspirata zugleich aber auch die grundsprachliche, und jene tenuis entspricht also grundsprachlicher aspirata. Diese behauptung erleidet jedoch -- wenigstens in dieser form — vielfachen widerspruch, und man hat sich bemüht, jene ausnahmen des Grimmschen lautverschiebungsgesetzes auf verschiedene weise zu beseitigen. Die *kinnu-, ik, -k* und *mikila* direct entsprechenden wörter zeigen auf europäischem boden *g*, auf arischem *gh*. Es entsteht die frage, welcher laut der grundsprachliche sei. Ich muss mich entschieden für die priorität des *gh* erklären, denn die zendische sitte der aspirierung inlautender, von vocalen umgebener media ist dem sskr. unbekant. Ludwig behauptet allerdings (Agglutination oder Adaptation s. 9), jeder, der das ältere sskr. kenne, wisse, dass die einfache media dort nicht weniger als im baktrischen aspiriert werde; allein ich muss die richtigkeit dieser behauptung bestreiten. Die scheinbar dafür sprechenden beispiele sind zum grösseren teil auch durch richtige etymologien bereits beseitigt. Doch ein weiteres eingehen auf diese frage ist hier nicht am platze, zumal da die annahme eines grundsprachlichen *gh* in den obigen wörtern auch nicht viel widerspruch erfahren hat. Man suchte dann jedoch die germanische tenuis durch die annahme einer europäischen form mit media zu erklären, welche die basis der verschiebung geworden sei. Diese annahme ist jedoch — mir wenigstens — in hohem grade unwahrscheinlich. Denn: die lateinische und letto-slavische media beweist für europäische media nichts, da sie aus alter aspirata entstanden sein kann; ebenso wenig die griechische, da in einigen unbestreitbaren fällen die griechische media alte aspirata reflectiert, und das germanische, auf welches sich jene annahme hauptsächlich stützt, spricht — ganz abgesehen davon, dass es zunächst doch nur slavo-deutsche media beweisen würde — mehr gegen, als für sie. Wir sehen nemlich, dass sich ausserdem die indogermanische aspirata im wesentlichen unverändert bis zum eintreten der germanischen lautverschiebung erhalten hat und erst dieser war die verschiebung derselben zur media vorbehalten. Man darf deshalb wol mit recht bezweifeln, dass dieser übergang schon in der relativ frühen zeit der europäischen spracheinheit stattgefunden habe und wird diess um so mehr tun müssen, als sich aus der annahme eines derartigen proethnischen lautwandels recht bedenkliche consequenzen ergeben würden. Wir haben vielmehr anzunehmen, dass die ursachen, welche die unregelmässige lautverschiebung bewirkten, erst in der zeit der germanischen spracheinheit eintraten, und dem entsprechend eine erklärung derselben zu suchen. — Es liessen sich noch manche andre gründe gegen die bestrittene ansicht anführen, doch würde mich ihre darlegung hier zu weit führen, und so möge das obige genügen, um die ansicht zu rechtfertigen, dass in den obigen wörtern die tenuis aus der aspirata auf germanischem sprachboden entstanden sei.

Dasselbe behaupte ich von *greipan*. Für dieses verbum ist *garbh, grabh* als indogermanische wurzel angenommen, und die germanischen laute *g* und *p* sind durch eine metathese der aspiration erklärt. Diese annahme ist nicht zu beweisen; im deutschen dürfte sich wol schwerlich ein dieselbe bestätigendes historisches analogon auffinden lassen. Sie ist ferner ganz unnötig; denn alle die oben verzeichneten formen der verwanten sprachen gestatten die ansetzung einer indg. wurzel *ghrabh*, deren *gh* das germ. *g* regelrecht, und deren *bh* das germ. *p* ebenso entspricht, wie oben dem *gh* germ. *k*.

Die analoge lautvertretung ist endlich auch für *triggva-* = sskr. *dhruva* anzunehmen. *Triggva-* steht, wie die anderen germ. dialecte zeigen, für *triuwa-* —

dies spricht gegen zusammenhang mit sskr. *darh* festmachen, vgl. got. *tulgu-s* — und gehört zunächst zu *trauan*. Sie beruhen auf einer wurzelform *tru*, zu welcher die altpreuss. *dru* (*druwi-* glaube, *druw-it* glauben) genau stimt; diess altpr. *d* kann aber sowol altem *dh* als *d* entsprechen. Für ersteres spricht die kaum abzuweisende verwantschaft des sskr. *dhruva*, ursprünglich „feststehend," dann „sicher, gewiss" und des dazugehörigen *ni-dhruvi* beharrend, treu (*dhruvi* fest ruhend). Man könte hier nun annehmen, das *dh* sei sanskritisches product, etwa aus *d* durch den aspirierenden einfluss des *r* entstanden, zumal da das entsprechende zend. *drva* „fest" die media zeigt. Diese kann indessen aus alter aspirata entstanden sein, und dass diess der fall war, dafür spricht die enge verwantschaft des sskr. und zend, welche derartige lautdifferenzen fast gänzlich ausschliesst. Dass *r* aspirieren konte, bestreite ich nicht, halte es jedoch für höchst unwahrscheinlich, dass es solchen einfluss schon in der zeit der arischen spracheinheit ausgeübt habe, da es im sskr. nur in äusserst seltenen und späten fällen — z. b. *tarph* neben *tarp* — eintritt. Ich nehme deshalb als arische grundform *dhrua* an (= zend. *drva* sskr. *dhru-v-a*), zumal da sich bei zugrundelegung dieser form ein genügendes etymon finden lässt. Vergleichen wir nemlich das begrifflich verwante *dharuṇa* stütze, grundlage u. a. mit gr. *θέλυμνο-ν* von gleicher bedeutung, deren wurzel *dhar* tragen ist, so zeigt sich, dass diese einst ein *u* anknüpfte, wie im sskr. *taru-tar, tarû-tar* überwindend, sieger die wurzel *tar*. Aus solchen anfügungen erwachsen aber leicht wurzelformen, welche auf *u* auslauten, indem der wurzelvocal ausgeworfen wird. Die entwicklung zeigt uns jene wurzel *tar*, urspr. „übersetzen," dann (so im sskr.) „überwinden" sehr deutlich: durch anfügung eines *u* entstand *taru*, vgl. zend. *taurv* (für *tarv, taru*) überwinden, peinigen, durch assimilation des radicalen vocales an das affix sskr. *turv* bewältigen, und durch elision desselben gr. *τρύ-ω* aufreiben, quälen, ksl. *try-ti* aufreiben. Denselben entwicklungsgang dürfen wir für die wurzel *dhar* annehmen und würden dadurch zu einer wurzelform *dhru* gelangen, die mit der bedeutung „feststehen" im sskr. auch wirklich angeführt wird (Dhâtup. 28. 107). Ist diese deduction richtig, so steht für *dhruva* das grdsprl. *dh* fest, ebenso für die germ. und preuss. wörter, die der gleichheit in form und bedeutung wegen von ihm nicht zu trennen sind. — Jene wurzel *dhar* zeigt die alte aspirata auf europäischem boden in gr. *θέλυμνο-ν*, lat. *firmu-s* u. a. und regelrecht verschoben in got. *dala-* (= gr. *θόλο-* grube, urspr. grundlage, grund).

Nach allen diesen gebotenen abschweifungen recapituliere ich: Wir sehen in einer anzahl von wörtern germ. tenuis entsprechend arischer aspirata und fanden es wahrscheinlich, dass diese gleich grundsprachlicher aspirata sei. Wir fanden es dagegen unwahrscheinlich, dass jene germ. tenuis auf einer in der zeit der europäischen spracheinheit aus jener aspirata entstandenen media beruhe, da das germ. ausserdem die grundsprl. aspiraten im wesentlichen unversehrt bis zum eintritt der ersten lautverschiebung bewahrt hat, da sich ferner in nahe verwanten wörtern sowol in den verwanten sprachen als im germ. die regelrechten entsprechungen der grundsprachl. aspiraten finden, und da endlich — abgesehen von dem in frage stehenden germanischen — europäische media nicht mit sicherheit nachzuweisen ist. Rücksichtlich jenes erlaube ich mir deshalb eine erklärung vorzuschlagen, welche sowol der lautverschiebung als den oben hervorgehobenen schwierigkeiten gerecht wird.

Das griechische hat die alte tönende aspirata fast durchgehend in die stumme verwandelt, und derselbe process hat sich auch in andern sprachen vollzogen. Die physiologische erklärung dieses vorganges liegt mir fern; vgl. darüber Ascoli, Vorlesungen über vergl. Lautlehre, übersetzt von Bazzigher und Schweizer-Sidler I. 136.

Mir komt es hier nur auf den tatbestand an; das sskr. bietet uns als schlagendes beispiel das bekante *nakha* für *nagha*, vgl. gr. *ὀνυχ-*, lat. *ungvi-s*, lit. *naga-s*, ksl. *noga*, und *nakhara* für *naghara* vgl. got. **nagla-*. Die indg. wurzel ist *nagh* stechen, kratzen, bohren, und deren *gh* ist im sskr. *nagha-mâra*, *naghârisha* krätze erhalten, wodurch sich diese lautverwandlung als ganz jung herausstellt. Dieselbe findet sich im zend (Spiegel, altbaktr. Gramm. s. 36), im prâkr. (*mekho* = sskr. *meghas* Lassen, inst. linguae prâcr. s. 439) und sonst. Ascoli a. a. o. bemerkt, dass das zigeunerische idiom der sskr. aspirierten media beständig die aspirierte tenuis entgegenstelle, die dann schliesslich zu reiner tenuis werde, z. b. sskr. *bhû*, *bhûmi*, zig. *phuv*, *puv*, *pu*. Denselben übergang von tenuis-aspirata in tenuis zeigt in einigen fällen das neugriechische (Curtius s. 386). Wir sehen hier einen lautlichen process vor augen, den ich auf das älteste germanische anwenden möchte: die alte tönende aspirata wurde in den oben zusammengestellten fällen zur stummen aspirata, und wie jene durch die erste lautverschiebung zur media, so wurde diese zur tenuis. *Dhruva* z. b. wurde durch die mittelstufe *thruva* zu *truva*, *triuva* —; aus dem alten *gha* entstand vor dem eintreten der ersten lautverschiebung neben diesem auch *kha*, die dann zu *ga-* und *-k*(*a*) regelrecht verschoben wurden. Ganz analog ist es, wenn im gr. *μέγας* neben *μῆχος* und *λαμβάνω*, *ἔ-λαβον* neben *λάφυρον*, oder im sskr. *naghamâra* neben *nakha* steht.

Die verwanten sprachen bieten uns zahlreiche beispiele für die angenommenen lautübergänge; es käme darauf an, sie auch aus dem deutschen nachzuweisen. Das germ. *sk*, *st*, *sp* entspricht grdsprl. *sk*, *st*, *sp* und man könte hier allerdings wol annehmen, dass, wie in anderen sprachen in diesen lautgruppen eine aspirierung des zweiten teiles derselben durch den einfluss des *s* — wie man sich denselben auch denken mag — stattgefunden habe, so auch auf germanischem boden in der der ersten lautverschiebung vorhergegangenen zeit, worauf denn dieser stummen aspirata die tenuis entspräche, wie sonst der tönenden die media. Indessen lässt sich ein stricter beweis dafür nicht erbringen, und die ganze annahme wird sogar höchst unwahrscheinlich durch folgende erwägung. Wir sehen, dass in der alliterationspoesie die lautverbindungen *sk*, *st*, *sp* nur je unter sich, *sk* nur mit *sk*, nicht mit *k* oder *s* usw. alliterieren können, während sonst bei consonantenverbindungen im allgemeinen nur der erste consonant in betracht komt. Diess beweist, dass der Germane jene lautverbindungen als einheitliche laute auffasste und behandelte; dasselbe beweist die gotische reduplication: *sáislêp* neben *skáiskáid*. Sie entzogen sich demnach naturgemäss den wirkungen der lautverschiebung. Ausserdem sehen wir ja auch, dass alte tenuis auch in verbindung mit anderen consonanten unverändert blieb, denen man jene aspirierende wirkung zuzuschreiben nicht berechtigt ist.

Aus der historischen zeit der deutschen sprache bezügliche lautübergänge (der tenuis-aspirata in die tenuis) in der reihe der gutturalen und labialen nachzuweisen, dürfte aus dem einfachen grunde schwer fallen, weil altes *k* und *p* zu spiranten verschoben sind. Denselben charakter hat man dem *þ* vindicieren wollen (Paul, „zur Lautverschiebung“ in Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur s. 183 fgg.). Doch ist der beweis noch nicht überzeugend geführt. In der tat finden wir, dass anlautendes an. *þ* in den neueren nordischen sprachen zu *t* wird — wenn daneben *þ* z. b. im pron. demonstr. grdsprl. *ta* zu *đ* wird, dem dann im neueren nord. *d* entspricht, so ist das ein dem ältesten gr. und sskr. analoges nebeneinanderliegen von tenuis- und media-aspirata —: im Heliand komt es öfters vor (und zwar in beiden handschriften), dass beim zusammenstoss eines auslautenden und anlautenden dentals *th* in *t* übergeht (Paul a. a. o. s. 190) und im altniederfränk. finden wir das präteritum *quat* statt *quath* (Psalm 2. 7), den imperat. *quit* statt

quith (glos. Lips. 738). Gregor von Tours erzählt (V. 44), dass könig Chilperich (gest. 584), gerade wie einst kaiser Claudius, vier neue buchstaben erfunden habe, nämlich für *ó*, *ä*, *the*, *wi*. Die buchstaben kamen, wie Giesebrecht in einer anmerkung zu dieser stelle in seiner übersetzung des Gregor bemerkt, bald wider ausser gebrauch; vielleicht — jedoch ohne jede sicherheit — darf man daraus schliessen, dass die schreibung *th* passender gewesen sei, als jenes einheitliche neue zeichen, und dass *th* nicht als assibilate oder spirans, sondern als aspirata, dem *t* ähnlich ausgesprochen sei. Übergang dieses *th* in *t* ist es, wenn Gregor „*Theodomeres, Theodoricus, Theodobertus, Theodegisilus* schreibt, während bei Irmino diese *th* erloschen sind und *Teutbertus, Teutlindis* geschrieben wird" (Grimm, Gesch. der deutschen Spr. 545, der hier freilich romanische weise sucht). In den glossen der lex Salica wechselt oft *t* und *th*.

Für den fall, dass an stelle der postulierten tenues-aspiratae vielmehr tonlose spiranten anzunehmen seien, führe ich zum belege für den übergang der spirans in die tenuis das an. gut bezeugte *hús-preyja* für *hús-freyja* und den umstand an, dass im alemann. und oberdeutschen überhaupt bisweilen *k* für *ch* auftritt (Scherer, zur Gesch. d. deutschen Spr. s. 72 anm.). Anderes vgl. bei Paul a. a. o.

Die lateinischen entsprechungen grundsprachlicher aspiraten habe ich bei der obigen darstellung aus dem spiel gelassen, um nicht zu weitläufig zu werden, und weil hier zu viele punkte streitig sind.

Endlich sei mir gestattet, noch einen punkt zu besprechen. Schmidt sagt (Verwantschaftsverh. s. 5): „Die lautliche bezeichnung des bestimten adjectivs im slavolettischen schliesst sich aufs engste an eine verwendung des pronom. ursprl. *ja* in den eranischen sprachen, ich meine das persische *kesra descriptionis*, welches dem mit einem adj. verbundenen substantiv angefügt wird. Im altbaktr. finden sich anfänge dieser erscheinung in verbindungen wie *kharem yim. ashavanem*, ähnlich auch im altpers. Den keim solcher stätigen verbindung des adjectivs und substantivs durch das pron. *ja-* kann man schon im veda bemerken in constructionen wie *viçve maruto ye sahâso.*" Eine rein lautliche ähnlichkeit besteht hier allerdings, insofern in beiden sprachfamilien der pronominalstamm *ja* einem anderen worte folgt, ein innerer zusammenhang zwischen den angeführten spracherscheinungen fehlt gänzlich. Man vergleiche nur — abgesehen davon, dass im slavo-lettischen das angefügte pron. das der III. pers., jenes arische *ya* relativpron. ist — die verschiedene stellung der pronomina in beiden sprachen: sskr. *maruto ye sahâsaḥ* oder zend. *kharem yim ashavanem* (subst. — pron. — adject.) und z. b. ksl. *bogŭ živyj* oder *svętyj Jona*, wo das pronomen jedesfalls immer dem adjectiv folgt. Eine ähnlichkeit vermag ich hier nicht zu finden, vielmehr entspricht eher germanischer sprachgebrauch dem arischen. Ich meine den des altnord. *es*, *er*, für welches die got. einschränkungen im gebrauche des von Fick entgegengehaltenen *ei* nicht gelten, sondern das, wenigstens in der älteren zeit auch ohne vorhergehendes demonstrat. für alle casus und geschlechter als relativ verwant, und durch die formen *as*, *ar* (*jas*, *jar*) auf runensteinen (vgl K. Hildebrand, Conditionalsätze und ihre Conjunctionen in der älteren Edda s. 39) als dem pronominalstamme *ja* angehörig bis zur evidenz bewiesen wird. Was *kesra descriptionis* betrifft, so wäre es sehr interessant, Schmidts ansichten darüber ausführlicher kennen zu lernen Es ist nämlich nichts anderes als *kesra relativa*, und dieses *i* ist höchst wahrscheinlich nicht aus dem zend. *ya* oder altpers. *tya* entstanden (Vullers, inst. ling. pers. s. 164), sondern semitischen ursprungs (vgl. Haug, essay on the pahlavi language p. 88 fgg.).

MERSEBURG, OCTOBER 1873. ADALBERT BEZZENBERGER.

Kleines wörterbuch der lateinischen etymologie mit besonderer berücksichtigung des griechischen und deutschen von **Valentin Hintner.** Brixen 1873. Theol. verlags-anstalt. VIII, 264 s. 8°. n. $1^1/_3$ thlr.

Die berechtigung, das wörterbuch der lateinischen etymologie von Hintner in einer germanistischen zeitschrift anzuzeigen, wird uns gewiss niemand absprechen, der den titel desselben genauer ansieht, welcher eine besondere berücksichtigung des deutschen in aussicht stellt. Und ein blick in das buch selbst wird es sogar als eine pflicht der germanistischen wissenschaft erscheinen lassen, von diesem werke, das so mannichfache ergebnisse derselben vorführt, kentnis zu nehmen und es vor ihr forum zu fordern.

Der verfasser hat zu seinem motto die bekante stelle aus den briefen des jüngeren Plinius (VI, 27, 1) gewählt: „Facilis inventio, non facilis electio.“ Wir glauben es ihm gern, was er mit diesen worten ausspricht, dass es eine schwierige aufgabe war, aus der grossen fülle der grammatischen und lexicalischen werke, welche die neuere zeit auf dem gebiete der vergleichenden sprachforschung hervorgebracht hat, das geeignete auszuwählen. Und es liegt uns fern, bei der beurteilung seiner leistungen diese erwägungen auch nur für einen augenblick zu vergessen oder unberücksichtigt zu lassen. Ja wir können nicht umhin, ehe wir uns des weiteren verbreiten, dem verfasser unsern dank für die mühe auszusprechen, die er sich genommen hat, ihm ferner unsere anerkennung auszudrücken für den mut, dass er zuerst ein etymologisches lexicon der lateinischen sprache zu componieren unternahm, ein werk, das uns bisher fehlte, und dem wir mit verlangen entgegensahen. Freilich drängt sich sofort die frage auf, ob es jetzt schon an der zeit war, ein solches buch zu schreiben, oder ob es nicht besser gewesen wäre, diese aufgabe einer ferneren zukunft zu überlassen. Sollen wir unsere ansicht offen aussprechen, so meinen wir, dass jetzt die verhältnisse doch noch zu wenig consolidiert erscheinen, als dass die wissenschaft mit einem solchen sammelwerke von resultaten vor das lernende publicum, die schule, treten kann — wir werden gleich berühren, dass Hintners werk anfänglich diesen zweck verfolgen wollte. Vieles ist ja grade in der lateinischen etymologie noch zu sehr meinung, um als wahrheit gelten zu können. Ist irgendwo der vergleich erlaubt, so ist er es bei sprachlichen studien, dass die wissenschaft bergwerksarbeit zu treiben habe, dass sie in die tiefen der sprache hinabsteigen müsse, um die goldenen schätze der erkentnis ans licht zu fördern, dass aber die schule dieses gold nur zu prägen und zu verbreiten habe. Lassen wir die allegorie, es wird wol keinem zweifel unterliegen, dass die schule, welche von dem guten das beste ihren schülern geben soll, nicht die forschung als solche in ihren kreis aufnehmen kann, sondern nur die sicheren resultate. Ich spreche hier allerdings nur vom sprachunterrichte, besonders dem grammatischen, der auf der unteren lehrstufe geübt wird. Pädagogisch klug kann es allerdings sein und eminent wirksam, wenn der denkende und mitforschende lehrer — denn den setze ich überall voraus — auf der obersten stufe des gymnasiums manchmal seine schüler einen blick hineintun lässt in die ernste arbeit der wissenschaft, wenn er sie, um den obigen vergleich wider aufzunehmen, einmal mit in den tiefen schacht des wissens hinabsteigen lässt, freilich aber mit fester und sicherer hand sie leitend: das licht aber, das ihm und seinen schülern bei solch kühnem vordringen leuchtet, muss stets die exacte methode sein.

Wir scheinen auf abstract pädagogische fragen weitab geirrt zu sein, anstatt auf unser lexicon näher einzugehn, aber der umweg ist nur scheinbar, denn er geleitete uns zu einem standpunkte, den wir gewinnen musten, um das Hintnersche werk

nach seiner ursprünglichen anlage gebührend zu würdigen. Nach dieser freilich müsten wir es verurteilen.

Unser lexicon ist nämlich das wörterbuch, welches Hintner vor drei jahren in der vorrede zu seiner ausgabe der „Viri inlustres urbis Romae a Romulo ad Augustum" (Brixen 1870) versprach. Wir müssen bemerken, dass wir die Hintnersche bearbeitung dieses Lhomondschen werkes (das in seiner trefflichkeit von vielen namhaften pädagogen anerkant wird) nicht näher kennen, uns liegt es nur in der Stuttgarter ausgabe von C. Holzer vor, in fünfter auflage von E. Kinzler herausgegeben im jahre 1871. Wir brauchen wol unseren lesern nicht mitzuteilen, dass diese „Viri inlustres" bestimt sind und auch an vielen schulen dazu gebraucht werden, den Cornelius Nepos zu ersetzen, um den vielen inconvenienzen zu entgehn, welche die lectüre dieses schriftstellers durch seine mannichfachen abweichungen in der casuslehre u. a. mit sich bringt, die den grade hier eben erst fest werdenden quartaner oft verwirren. Das lexicon Hintners war also ursprünglich dazu bestimt, dem quartaner als lexicalisches hilfsmittel in die hand gegeben zu werden; folglich sollte es auch nur das enthalten, was der fassungskaft eines solchen entspricht. Dass das vollendete werk etwas ganz anderes geworden ist, hat der verfasser selbst sowol durch die abfassung des titels ausgesprochen — er nent es nicht mehr „Wörterbuch zu den viri inlustres," sondern „Kleines wörterbuch der lateinischen etymologie" —, als auch hat er dies in der vorrede pag. VII ausdrücklich bemerkt. Freilich muss er es aber doch seinen quartanern in die hand geben, denn er hat unseres wissens kein elementares wörterbuch zu seinen „viri inlustres" daneben erscheinen lassen. Und da müssen wir eingestehn — der verfasser wird wol selbst der letzte sein, der dies läugnet —, dass es für derartige schüler gänzlich unbrauchbar ist. Wir haben selbst das experiment gemacht, das buch einem sehr befähigten quartaner in die hand zu geben: es war ihm alles ungeniessbar. Und nicht viel besser ergieng es einem secundaner, der ein sehr tüchtiger schüler ist — zum beweise diene, dass er beide tertien in einem jahre durchmachte! —, sogar einem primaner gelang es nur weniges festzuhalten.

Da das buch sich für den schüler als unbrauchbar erwiesen hat, ist es billig zu fragen: cui bono? Es kann demnach nur für den studierenden, für den lehrer bestimt sein. Und hier können wir freudig zugestehn, dass das büchlein auch jetzt in seiner unfertigen form, besser gesagt in seiner halbheit recht brauchbar ist, indem es für den, welcher sich über die abstammung eines lateinischen wortes kurz und vor allem bequem zu unterrichten sucht, vieles bietet. Wir halten es für unsere pflicht zu constatieren, dass der verfasser im allgemeinen mit grosser umsicht und glücklichem griffe die einschlagenden wörter aus den verwanten sprachen, besonders aus der griechischen, zur vergleichung und somit zur verdeutlichung herangezogen hat, und dass seine anführungen zum grösten teile zuverlässig sind.

Es hat sich freilich dem verfasser bei der allmählich anders werdenden form des buches nach und nach ein höherer zweck herausgestellt — denn je weiter wir in dem buche vordringen, desto mehr häuft sich das beigebrachte material, desto reichhaltiger, besser und umfassender wird die vergleichung. Jener zweck ist, dem gelehrten forscher in dem buche ein unentbehrliches repertorium der lateinischen etymologie zu bieten. Denn nur, wenn er diesen gedanken hatte, war der verfasser berechtigt, pag. VI der vorrede es auszusprechen: „würde das büchlein einer zweiten auflage für würdig gehalten werden, da müste das werkchen eine andere gestalt bekommen." Die „andere gestalt" kann wol bloss die sein, dass der verfasser, der bei seiner umfassenden gelehrsamkeit das zeug wol dazu hat, uns ein werk liefern

will, das sich würdig neben Georg Curtius' grundzüge der griech. etymol. stellen könte. Eine andeutung, dass er allerdings diesen plan verfolgt, gibt er selbst vorrede pag. VII. Freilich würden wir dann einen noch anderen massstab anlegen müssen. Wir dürften vor allen dingen nicht eine blosse auswahl aus den vorhandenen werken gestatten, sondern müsten von dem verfasser mehr eigene verarbeitung, sowie eine selbständigere bereicherung seines stoffes fordern. Jetzt jedoch haben wir dazu nicht das recht, und wir müssen nun zusehn, warum der verfasser das werk doch erscheinen liess, obwol er mit seinen mängeln so bekant ist. Denn was es jetzt bietet, ist nach beiden seiten hin unfertig, ja die letzten partien sind im verhältnisse zu den ersten, wir möchten fast sagen, grundsätzlich umfassender gearbeitet. Man würde es niemandem verdenken können, wenn er, falls man ihm ein wort aus den ersten buchstaben und eins aus den letzten vorlegte, und man ihm bei keinem sagte, woher das vorgelegte stamme, nicht erriete, dass er stücke aus einem und demselben buche vor sich habe.

Wir glauben unseren standpunkt bei der beurteilung des vorliegenden buches im allgemeinen nicht besser präcisieren zu können, als wenn wir an die goldenen worte Schillers in dem ersten seiner briefe über Don Carlos (ausgabe in zwölf bänden bd. X pag. 302 fg.) erinnern, welcher von dem beurteiler fremder geistesproducte vor allem verlangt, er solle auf die gründe des verfassers, der unter seinen lesern selten der am wenigsten unterrichtete sei, prüfend eingehn, um hier zu entwickeln und zu bestätigen oder dort die unzulänglichkeit und einseitigkeit zu zeigen und zu rügen. Suchen wir diesen geboten des meisters nachzukommen.

Nachdem wol hinlänglich gezeigt ist, dass das vorliegende werk für schüler nicht brauchbar ist, genügt zum beweise der behauptung, es sei auch für den gelehrten nicht ausreichend, die tatsache, dass der verfasser fast nur die resultate von Corssens meisterwerke (Aussprache, vocalismus und betonung der lat. sprache, meist in 2. aufl.) gibt und zwar oft sogar nicht recht verständlich, wie bei der besprechung der einzelnen buchstaben, da er von der langen untersuchung Corssens das erwiesene in der knappsten form gegeben hat. Ferner hat er Georg Curtius' grundzüge der griech. etymologie, 3. aufl., genau excerpiert, auch Ficks wörterbuch (zum teil in zweiter auflage) ist gebraucht, sowie die sprachwissenschaftlichen zeitschriften, auch die hier einschlagenden grösseren wie kleineren werke von Pott, Georg Curtius und dessen schülern (in den Studien zur griechischen und lateinischen grammatik), und andere bedeutende arbeiten auf dem gebiete der vergleichenden sprachforschung. Ungern vermissen wir es freilich, dass die werke Ritschls, sowie die forschungen auf dem gebiete des archaischen lateins so wenig berücksichtigt sind. Was hilft dem forscher aber das resultat, wenn er es nicht durch die untersuchung controllieren kann? — er muss dann doch die einschlagenden werke vornehmen, und so ist für ihn Hintners werk kaum ein ausreichender index, weil oft die nachweise fehlen. Nächst der rücksicht auf die studierenden, wie wir oben schon berührten, ist es wol vornehmlich die auf die menge der lehrer gewesen, welche Hintner bestimte, sein werk trotz aller seiner, ihm selbst wol bekanter mängel zu veröffentlichen. Viele lehrer sind leider nicht im stande, zu jeder zeit selbständig und eingehend an den quellen der forschung zu schöpfen; da sie aber verbreiter der errungenschaften der wissenschaft sein sollen, darf ihnen trotzdem eine kentnis des gewonnenen nicht abgehn. Und diese kentnis können sie sich leicht und zuverlässig aus unserem werke verschaffen. Unter diesen gesichtspunkten betrachtet, und diese gründe des verfassers in erwägung gezogen, müssen wir Hintner, obwol er schon vor der herausgabe unseres buches

an etwas besseres gedacht hat, welches diesen seinen ersten versuch überholen soll, doch die volle berechtigung zusprechen, mit dem werke, so wie es jetzt ist, vor das publicum zu treten. Es wird seine bedeutung für die bezeichneten kreise trotzdem bewahren, wenn auch der verfasser bald — und wir bitten ihn dringend darum — es mit einem neuen werke weit überholt.

Gehen wir nun zu der frage über, was unser wörterbuch bietet, so trägt das werk allerdings von der ersten bis zur letzten seite die signatur eines ersten versuches auf seinem gebiete an sich: überall ungleichmässig, hier zu viel, dort zu wenig. Es komt hinzu, dass durch die lange zeit, in welcher das werk entstanden ist, mancherlei unebenheiten, ja widersprüche sich finden. Es ist wol nicht nötig, zum beweise hier beispiele anzuführen weder dem gegenüber, welcher das buch gebraucht, da sie sich fast überall ergeben, noch auch für den verfasser, der dies selbst in der vorrede freimütig eingesteht.

Das buch will nun eine zusammenstellung der etymologie für den wortschatz geben, welcher in den „viri inlustres" sich findet. Dass hier auch nicht im entferntesten an eine absolute vollständigkeit zu denken ist, lehrt jede seite des buches. Aber wir vermissen auch an manchen stellen die rechte auswahl, namentlich beim deutschen — und deshalb wolten wir es nicht unterlassen, das buch in einer germanistischen zeitschrift zu besprechen, weil Hintners buch der erste versuch ist, wo in einem lateinischen lexicon die deutschen sprachen als erklärende factoren in diesem umfange und in dieser bedeutung mit eintreten. Der verfasser spricht es mit befriedigung aus, wie er mit besonderer sorgfalt das deutsche mit den verschiedenen dialekten herangezogen habe. Hier aber müssen wir ihm entgegentreten. Dass er das deutsche neben dem griechischen besonders zur vergleichung herangezogen hat, freut uns im interesse der sache, aber der verfasser hätte sich dann über seinen plan von vornherein klarer werden müssen. Dies müssen wir hinzusetzen trotz der entstehungsgeschichte des buches. Abgesehn von allem anderen war eine ebenso erschöpfende vergleichung des deutschen wie des griechischen unmöglich durchzuführen — obwol es uns scheinen will, als ob der verfasser, je weiter er in seiner arbeit vorrückte, desto eingehendere studien im deutschen machte und deshalb dieses immer mehr und besser berücksichtigte. Denn diese erwägung muste sich ihm schon aus dem praktischen grunde ergeben, dass dann sein büchlein viel zu sehr anschwellen würde, ohne dass im wesentlichen der sache genützt werde. Denn wem hilft es, wenn er neben den gotischen und nhd. formen noch die ahd., ags., as., afries., an., mhd. bekomt? Wer hier kenner ist, kann sich, wenn das wort erst einmal in vergleichung gestellt ist, bald selbst und ohne viel mühe das nötige zusammensuchen; hingegen dem, der sich erst unterrichten will, bleiben ohne kentnis der germanischen grammatik (man gestatte uns diesen ausdruck) alle jene wörter tote worte. Und auf der anderen seite hat es der verfasser oft unterlassen, die formen hinzusetzen, die uns jetzt geläufig sind, die daher dem lernenden oder suchenden wichtig sein müssen, ich meine die nhd., obwol er in dem fortgange seiner arbeit dies auch selbst empfunden haben muss und es zu bessern sucht. Nach unserer meinung hätte es vollständig ausgereicht, wenn der verfasser, wo es angieng, die gotischen und nhd. formen zur vergleichung herangezogen hätte — dann bot er die relativ ältesten und jüngsten formen des germanischen und erreichte es zu gleicher zeit, den wortstamm in der ersten periode der lautverschiebung wie in der zweiten vorzuführen. Wo das gotische fehlte, konte das an. oder ags. resp. as. an seine stelle treten. Hingegen scheint es uns von gar keinem nutzen, wenn der verfasser oft planlos hier und da, je nachdem es sich passt oder vielleicht seine

hilfswerke ihm aufschluss gaben, an., ags., as., ahd., mhd. usw. wörter anführt. Allerdings ist, um es immer von neuem zu widerholen, in den hinteren partien des buches eine methodischere heranziehung des deutschen nicht zu verkennen. Wir glauben hier auch den schwächsten punkt unseres buches nicht verschweigen zu dürfen, dass nämlich der verfasser gar zu sehr von seinen quellen abhängig ist, besonders in dem ersten teile des werkes. Er hat das herübergenommene oft nicht mit der rechten kritik geprüft, ja was am schlimsten ist, er folgt seinen quellen, die für das deutsche meist auch erst abgeleitete sind, oft blindlings und macht mit ihnen fehler. Besonders irrt er bei der bezeichnung der länge oft mit seinen quellen, so führt er z. b. pag. 74a s. v. *fuga* das ahd. *bôgo*, *pôgo*, *pôco* an, welches aber kurzes *o* hat; ferner steht pag. 69b s. v. *flare* das mhd. *blas*, welches aber „kerze" heisst (cf. Lexer, mhd. wörterb. s. v. pag. 297), während *blâs* „der hauch" bedeutet; ferner findet sich unter demselben worte *flare* das ahd. *blatara*, welches aber *blâtara* heissen muss (cf. Graff, ahd. sprachschatz III pag. 234 s. v. *BLA*) — freilich hat auch Curtius Grundzüge[3] pag. 282 die längebezeichnung vergessen!

Um überhaupt des verfassers art und weise bei der vergleichung des deutschen zu zeigen, wollen wir bei dem worte *flare* stehn bleiben, das wir eben schon herangezogen haben. Der verfasser gibt hier ferner das ahd. verbum *blâan* und folgt auch hier ohne kritik Curtius' Grundzügen[3] pag. 282. Diese form ist aber nur eine erschlossene, und schon Curtius hätte sie mit dem sternchen versehen sollen: er unterliess es, und Hintner mit ihm. Das schlimste hierbei aber ist, dass diese form nicht einmal richtig erschlossen ist, denn das germanische liebt bekantlich im infinitiv der starken verba, beim adjectivum usw. zwei aufeinander folgende vocale durch den hauch zu scheiden, palatal *j*, labial *w*, guttural *h*.[1] Danach waren hier abstract als die ahd. formen zu erschliessen: *blâjan*, *blâwan*, *blâhan*, von denen sich nur die erste und dritte bei Graff (ahd. sprachschatz III pag. 234) belegt findet, nicht aber die mittlere, obwol sie ags. als *blâvan* existiert. Ferner haben wir uns sehr gewundert, dass das seltene mhd. *blâs* (um es richtig zu schreiben — vgl. o.) überhaupt herangezogen wurde, während das starke verbum *blâsen* (eine secundäre bildung von derselben wz., der ahd. *blâjan* und *blâhan* entstammen) mit seiner sippe sehr verbreitet ist und uns nahe steht, da es noch im nhd. vorhanden ist. Überhaupt warum führt der verfasser einzelne entlegenere substantiva an, während es doch natürlicher gewesen wäre, das hauptwort der sippe, welches der infinitiv des betreffenden starken verbums ist, heranzuziehen? Hier folgt aber Hintner widerum Curtius, der *blâs* anführt. Dass der verfasser seine quelle, ebenfalls Curtius, ohne kritische sichtung excerpiert hat, fällt ferner recht in die augen, wenn wir finden, dass er das ahd. adjectivum *blôze* „stolz" beibringt (cf. Curtius Grundzüge[3] pag. 282: *blôz*). Dieses adjectivum hätte nicht sollen angeführt werden, da es (nach Graff, ahd. sprachschatz III pag. 259 *plooz*) ein ἅπαξ λεγόμενον ist; es findet sich nur einmal in den St. Galler glossen — cf. Graff, ahd. sprachsch. vorrede s. LXV fgg. Dazu komt noch, dass das wort nicht einmal eine unbestrittene etymologie hat, da es von Wackernagel im glossar zu seinem altdeutschen lesebuche[4] und im Grimmschen wörterbuche zu *blæjen* gestellt wird. — Gehen wir zu einem anderen worte über, z. b. *fungor*. Hier finden wir aus dem gotischen herangezogen *bahta-s* in *and-bahta-s*. Das ist aber falsch; da das wort nach der i-declination geht, war *baht-s* in *and-baht-s* zu schreiben. Die richtige form hätte Hintner schon aus dem glossar von M. Heyne zum Ulfilas ersehn können. Und ist ihm unbekant, dass dieses wort eine sehr zweifelhafte etymologie hat? Ferner warum bringt er hier aus den übrigen germanischen dialekten nichts, da ihm doch Graff,

1) Vgl. Leo Meyer in Kuhns Zeitschr. 8, 245 fgg. *Red.*

althochd. sprachsch. III, 25 sowie Gabelentz- und Löbe im wörterbuche zum Ulfilas s. v. *and-baht-s* (pag. 21a) das nötige geboten hätten? Über die etymologie ist zu vergl. Leo Meyer, got. sprache § 60. Wenn der verfasser so darauf sah, die germanischen dialekte mit zur vergleichung heranzuziehen, warum fehlt bei *flagro* das an. *bleik-r* mit seiner sippe? Hinsichtlich des wortes *flagro* befremdet es uns ferner, dass die zu vergleichenden wörter zum teil unter *ferveo* gesetzt sind — unter dem einen oder dem anderen worte musten doch sicherlich alle verarbeitet werden. Weiter, warum fehlt bei *paciscor*, dass davon das deutsche lehnwort *pacht* stamt, welches niederdeutsch ist, während sich mhd. *phachten* findet? Bei *ferus* fehlt das naheliegende an. *dýr*, ags. *deór*, das auch adjectivum ist; bei *ferveo* vermissen wir ags. *brædan*. Falsch scheint uns unter *fido* das nhd. *fessel* gestellt zu sein, das danach von der wurzel *bhandh* stammen soll, während es doch wol von *fassen* komt, cf. Wackernagel i. a. gl. s. v. *vezzel*. Ferner warum fehlt s. v. *hio* das an. *gapa*, davon *ginnunga-gap*? Wenn es einmal galt, sich über germanische dialekte zu verbreiten, dann war hinzuzufügen, dass *gi* und *ga* erschlossene schwesterwurzeln sind, welche secundär mit wurzeldeterminativen weitergebildet wurden, daraus also wurzel *giw*, welche nur in den eigentlich deutschen sprachen lebt, und an. *gap* (n.) mit einem schwachen verbum *gapa*, auch mhd. erhalten als *gaffen* und ags. *geap*. Wie zufällig oft Hintners auswahl ist, zeigt z. b. auch das wort *fari*, wozu verglichen wird ags. *bannan* (*bonnan*). Warum fehlt das ahd.? Ferner war jenes ags. verbum nicht zur wurzel *bhâ* zu ziehen, sondern zum gotischen *bandrjan* (*bandr* n. — cf. Heyne im gl. z. Ulf. s. v.), so Lexer, Diefenbach, Grimm im Deutschen wörterbuch s. v. Noch weniger gehört wol *biene* zur wurzel *bhâ*. Grimm im Deutschen wörterbuch zog es zu *bûwen*, Schweizer-Sidler leitete es in seiner recension vom I. bande des Deutschen wörterbuches (Kuhns zeitschrift VI, 447) von der wurzel *pâ*, *pî* „trinken" ab, wie *apis* mit verstümmelter reduplication. Das richtige hat wol Fick in seinem vergleichenden wörterbuch der indogerm. sprachen (2. aufl. 1870) getroffen, der es I, 134 zu wurzel *bhan* „schallen, rufen" stellt und als entscheidend mitteilt, dass im Sanskrit *bha* (m.) „die biene" bedeutet, wonach sie also als die „summende" bezeichnet wird.

Und so könten — man wird es uns nach den mitgeteilten proben glauben — noch gar viele wörter hinsichtlich des Germanischen vervollständigt werden, uns aber wäre es, wie gesagt, lieber gewesen, wenn sich der verfasser auf das gotische und nhd. beschränkt hätte.

Musten wir so dem verfasser entgegentreten, weil er in der vergleichung der germanischen sprachen kein festes princip hatte und oft ohne kritik seine quellen benutzte — und hierauf wollen wir uns beschränken, da wir in einer germanistischen zeitschrift sprechen, hingegen die beurteilung des griechischen einem anderen orte überlassen —, so müssen wir ihm jedoch in so fern gerecht werden, dass er für den ersten derartigen versuch wirklich etwas tüchtiges geleistet hat. Besonders wenn wir noch hinzunehmen, worauf uns der verfasser in der vorrede besonders aufmerksam macht, dass er als schulmann so wenig musse für zusammenhängende arbeit gehabt hat. Wer selbst, wie referent, die last eines solchen amtes kent, weiss am besten, wie wahr diese worte sind. Und wie bezeichnend ist es nicht, wenn der verfasser seine vorrede unterzeichnete: „osterferien 1873!" Deshalb wäre es unbillig, wollten wir ihm nicht unseren dank aussprechen, dass er trotz seiner beschränkten zeit sein unternehmen zu einem relativ so guten abschlusse brachte.

Zum schlusse aber möge es uns vergönt sein, noch eines nicht genug zu rühmenden vorzuges des buches zu gedenken, welcher allein ihm schon eine ehrenvolle stellung in der lexicalischen litteratur sichert, und von dem wir wünschten, dass wir ihn allen

wörterbüchern nachrühmen könten. Ich meine die vortreffliche art der bedeutungsentwicklung bei vielen wörtern: der verfasser geht stets, wo er es kann, von der grundbedeutung der wurzel aus — und das ist ihm möglich, da er bei den meisten wörtern die wurzel angibt. Er entwickelt dann, wie das wort von dieser grundbedeutung aus allmählich zu der bedeutung gelangte, die wir von ihm in der klassischen zeit, d. h. auf dem höhepunkte der lateinischen sprache kennen. An vielen stellen war es freilich nicht möglich, ohne der sprache gewalt anzutun (er tut es z. b. s. v. *nurus*, das er mit dem dialektischen „söhnerin" übersetzt), dass der verfasser bestimte stufen der bedeutungsentwicklung angeben konte, da muss man sich dieselben aus der grundbedeutung der wurzel selbst suchen. Doch wo es angieng, hat er es in der lobenswertesten weise getan und den fortgang der bedeutung skizziert. Als beispiele mögen folgende in die augen springende fälle dienen: *cliens* „der hörende," „hörige," „client," „schützling;" *clipeus* (der „deckende,") „der schild"; *condicio* „verabredung," „bedingung," „vorschlag," „lage," „zustand;" *disco* „ich fange an zu bezeichnen oder anzusagen," „lerne," „erfahre;" *jus* „fug," „recht," „gericht;" *proprius* (aus *pro-ap-riu-s* „früher, vorher, vor erlangt, gewonnen," daher) „eigen," „eigentümlich;" *seditio* „das abseitsgehn," „aufruhr, zwist;" *sic* „da," dann von der zeit „so," „folgendermassen;" *sisto* „ich mache stehn," „stelle;" *suboles* „nachwuchs," „nachkommenschaft;" *turba* „gedränge," „getümmel," „menschenmenge," „haufen," „schaar;" *velum* „hülle," „segel;" *veho:* die grundbedeutung ist „bewegen," und zwar angewendet: 1) auf das „fahren zu lande und zu wasser," 2) auf das „wogen" des wassers, 3) auf geistige verhältnisse „führen;" *verro* „schleifen," „schleppen," „kehren" usw.

Wir können daher nicht anders schliessen, als dass wir dem verfasser noch einmal unseren dank aussprechen für die viele mühe, die er aufgewendet hat, um zu seinem ziele zu gelangen. Und wir wollen von herzen wünschen, dass es ihm bald vergönt sein möge, seinen neuen plan auszuführen und der gelehrten welt ein grosses etymologisches wörterbuch der lateinischen sprache zu schenken. Er wird es hoffentlich nicht als blosse nörgelei empfinden, wenn wir ihn schliesslich bitten, auf die correctur etwas mehr sorgfalt zu verwenden, damit die vielen druckfehler, die wir bemerkt haben,[1] nicht den gebrauch eines solchen buches hemmen, das hierin mit besonderer sorgfalt gearbeitet sein muss, weil ihm als lexicon und nachschlagebuche natürlich mehr unbedingter glaube beigemessen werden muss als einem anderen werke, daher hier der irrtum schwerer wiegt als anderswo.

HALLE, NOVEMBER 1873. RICHARD THIELE.

Norsk Ordbog med dansk Forklaring af **Ivar Aasen.** Omarbeidet og forøget Udgave af en aeldre „Ordbog over det norske Folkesprog." Christiania. P. T. Mallings Boghandel. 1873. XIV und 996 seiten gross-8. Preis: 3 Speciesthaler (4 Thlr. 16 Gr.)

Die erste lieferung des rubricierten werkes (A bis **Eins**) habe ich bei ihrem erscheinen in den GGA. 1871 s. 1474 fgg. vorläufig zur anzeige gebracht, es mir vorbehaltend, nach vollendung des ganzen auf dasselbe eingehender zurückzukom-

1) Als beispiele mögen wenige fälle genügen: pag. 62b z. 8 v. o. „babiodentalen" für „labiodentalen," auf derselben seite z. 15 v. o. „lobiodentale" für „labiodentale"; pag. 66b z. 33 v. o. „bri-unan" für „bri-nnan"; pag. 70a z. 22 v. o. „nach" für „noch"; pag. 77a z. 13 v. o. „unmassbar" für „unmessbar"; pag. 177a z. 13 v. o. „bostulo" für „postulo"; falsch ist auch in der tabelle pag. 62b das „b" unter die laute „g h f" gestellt, während es unter „d h f" zu setzen war — usw.

men. Diess soll hiermit geschehen, wobei ich zuvörderst unter benutzung der vorrede des verfassers dasjenige hervorhebe, was zur genaueren charakterisierung seiner arbeit notwendig scheint, jedoch das früher von mir in dieser beziehung bemerkte als bekant voraussetze. Zunächst also ist darauf hinzuweisen, dass, da seit der publication des werkes in seiner ersten gestalt (im jahre 1850) Aasen unablässig an der vervollkomnung oder vielmehr umschmelzung desselben gearbeitet hat, jetzt die frucht dieser vieljährigen tätigkeit in einem bande vorliegt, der um die hälfte stärker ist als der frühere und in grammatischer wie in lexicalischer oder überhaupt in jeder beziehung als ein ganz neues opus erscheint. Man wird vielleicht, wie Aasen bemerkt, überrascht sein, einen so grossen wörtervorrat in einer sprache zu finden, die gewöhnlich als fast tot gilt. Dies erklärt sich jedoch dadurch, dass sie bisher so wenig bekant und wissenschaftlich durchforscht gewesen und dass man in andern ländern nie eine richtige vorstellung über das wahre sachverhältnis hatte. Hätte, fährt Aasen fort, Jacob Grimm, als er seine berühmten sprachwerke schrieb, eine grössere samlung norwegischer wörter oder eine klarere vorstellung von den grammatischen formen derselben besessen, so würde die norwegische sprache in seiner „deutschen grammatik“ nicht so ganz übergangen worden sein, in welcher doch sämtliche andere verwante sprachformen eine allseitige beleuchtung erhalten haben. Andererseits sei es jedoch ein glücklicher umstand, dass nun der verfasser bei seinen arbeiten die früherer forscher benutzen könne, wie er dies auch im ausgiebigsten umfang getan hat.

Was nun das vorliegende werk in seiner jetzigen und in seiner früheren gestalt betrifft, so hat sich Aasen die herstellung desselben keineswegs leicht gemacht; denn er hat die wörtersamlungen, die er in gedruckten und ungedruckten schriften vorfand, stets nur so benutzt, dass er durch widerholte reisen und längeren aufenthalt in den verschiedenen provinzen Norwegens sich von der bedeutung, dem gebrauch und der aussprache der wörter eine sichere kentnis verschaffte, wobei er natürlich an ort und stelle auch selbständige samlungen veranstaltete und seinen vorrat bereicherte. Diesen noch bedeutend zu vermehren, wäre vielleicht nicht schwer gewesen, das werk jedoch in diesem falle zu umfangreich geworden, und deshalb muste Aasen das weniger wichtige teils ganz bei seite lassen, teils so kurz wie möglich erklären, um die bedeutenderen artikel desto gründlicher und ausführlicher behandeln zu können. Auch hat er so viele wörter wie möglich aufgenommen von denen, die irgend eine verdunkelte erinnerung an die vorzeit enthalten und daher auch einige angeführt, die nur noch in orts- und personennamen gehört werden, wie z. b. von erstern *ang* (*Farang* usw.), *lo* (*Langelo* usw.), *vin* (*Horvin* usw.), von letzteren *geir* (*Geirulv*, *Asgeir* usw.), *gunn* (*Gunnhild*, *Arngunn* usw.), *leiv* (*Herleiv* usw.), *mund* (*Geirmund* usw.) und andere mehr. Die erklärung dieser und ähnlicher wörter wird sicherlich allen denen willkommen sein, welche auch die ursprüngliche bedeutung der eigennamen kennen lernen wollen. Bei verschiedenen weniger bekanten wörtern hat der verfasser auf verwante ausdrücke in schwedischen, deutschen und englischen dialekten hingewiesen und auch sonst auf diese und andere sprachen etymologischen bezug genommen, wo dies zur erklärung dienen konte. Ganz besonders wichtig aber ist Aasens werk für das studium des Altnordischen, welchem das Norwegische viel näher steht als das Dänische und Schwedische; denn es ergibt sich, dass bei weitem mehr ausdrücke, als man noch vor nicht langer zeit glaubte, sich im ganzen lande oder doch in einer oder der andern provinz, zuweilen stark gebraucht, widerfinden, und man begegnet selbst nicht wenig wörtern, welche zur aufhellung mancherlei seltener oder dunkler ausdrücke der alten sprache dienen können, wie Aasen zeigt; z. b. *brik*, *file*, *fjelg*, *gag*, *hes* usw. Obwol nun so der verfasser alles gelei-

stet hat, was man erwarten kann, und bei weitem mehr als ich hier angedeutet habe, so will ich gleichwol die gelegenheit benutzen, um verschiedene bemerkungen über einzelne ausdrücke hinzuzufügen, die sich mir hier und da dargeboten haben, wobei ich aus der bereits erwähnten besprechung des ersten heftes in den GGA. einiges widerhole, um es zu berichtigen oder fester zu begründen. So erklärt Aasen

„*Billing* zwillingsbruder, auch in schwedischen dialekten. Ursprung ungewiss.“ — Hierzu bemerke ich, dass die wurzel dieses wortes, ob man nun *ing* oder *ling* als endung betrachtet, ohne zweifel *bill* ist, mit der bedeutung „zwei, geminus.“ Sie findet sich wider, wie ich glaube, in dem deutschen *bille, belle, bell* (clunis), niederd. *bille*, dän. *bild*; s. Grimm WB. s. v. *Bille* und *Arschbell*. Die bezeichnung zweier gleicher, nahe an einander stehender körperteile als zwillinge oder geschwister wird nicht auffallen, wenn man das deutsche „zwillinge“ (testiculi), gr. *δίδυμοι*, auch „brüder“ genant (WB. 2, 420 nr. 9), oder die lateinischen ausdrücke „*mammae sororiantes, fratrantes*“ in betracht zieht. Im Hohenlied 4, 5 heisst es: „Deine zwei brüste sind wie zwei junge reh-zwillinge,“ und Goethe im Westöstl. Divan nent die lippen „mundgeschwister.“ Hierher gehört auch wol das deutsche *bilfinger* i. e. der sechste finger, wahrscheinlich so genant, weil er mit dem fünften ein paar bildet, oder überhaupt gestattet die finger paarweise abzuteilen oder zu zählen, also gleichsam „zwillingsfinger.“

„*Dande* (?) gut, brav, ehrlich ... Hierzu gehört: *Dannekvinna, Dannemann* usw.“ — Man hat mehrfach über dieses auch in dänischen und schwedischen compositis sich vorfindende wort untersuchungen veranstaltet, ohne zu einem bestimmten ergebnis zu gelangen. Die in norwegischen volksliedern unabhängig vorkommenden formen lauten *dandes, dannis*; die von Aasen vorangestellte form *dande* hat er mit einem fragezeichen versehen. Ist sie jedoch wirklich die ursprüngliche, so enthält sie vielleicht das part. praes. von dem altn. *dá* bewundern (*dásk* sich wundern), nämlich *dáandi, dándi,* mit passiver bedeutung, also *mirandus*. Über diesen passiven gebrauch der part. praes. spricht Grimm Gr. 4, 64 fgg., führt jedoch von nordischen beispielen, abgesehen von einigen dem deutschen nachgeahmten dänischen, nur ein einziges schwedisches aus volksliedern an (*förgyllande lur* tuba inaurata, *förgyllande stol*), von altn. gar keins. Indess finden sich doch einige der art; so in Heimskringla (Hákonars. hins góđa c. 17) *ógerandi* in pass. bed.: „*beiđa oss þess eins, er ver megom veita þer ok oss sé eigi ógeranda*,“ d. h. untunlich. Ebenso Nialss. c. 142. 143: „*Tel ek han eiga at verđa um sök þá mann sekjan, skogarmann óalanda óferjanda óradanda öllum biargrađum.*“ Auch isl. sagt man: „*þat er athugandi*,“ das ist zu erwägen.

„*Forvant* geschäft, zweck. Wahrscheinlich ein fremdes wort.“ — Ganz richtig, und zwar scheint es das deutsche vorwand zu sein. In der vorrede (p. X) bemerkt Aasen selbst: „Zuweilen gebrauchen wir deutsche wörter in einer bedeutung, die von der deutschen abweicht, z. flink, munter, vakker.“

„*Geire* streifen, keil ... altn. *geiri*, schw. dial. *gere;* schott. dial. *geir*.“ — Füge hinzu ahd. *gêro*, mhd. *gêre*. Es ist identisch mit dem norw. *geir* (in namen z. b. *Asgeir, Geirleiv* usw.), altn. *geirr* spiess. Vgl. auch Diez Etym. WB.[3] 1, 208 s. v. *Gherone*.

„*Gina* offen stehen, klaffen, altn. *gína*.“ — Deutsch gähnen, gienen, wovon gienmuschel.

„*Grupa* grob mahlen, schroten.“ — Vgl. deutsch graupe.

„*Gullbrand* goldfinger.“ — Buchstäblich „goldschwert,“ welche bezeichnung ich mir so erkläre. Für „ring“ ist das altn. wort *hringr*, und dies brauchte man vielleicht auch für „finger“ (*fingr*), wie umgekehrt im mhd. *vinger, vingerlîn*

(auch jetzt noch „fingerlein") = ring; cf. δάκτυλος und δακτύλιος; also **gullhringr** = *gullfingr*, deutsch goldfinger. *Hringr* war aber auch = *brandr* schwert und man mochte scherzweise *gullbrandr* für *gullhringr* i. e. *gullfingr* gebrauchen.

„*Honk, haank* 1) büschel, bund; 2) wiede." — In beiden bed. engl. *hank*.

„*Jungfru* jungfrau, fräulein; auch handramme, schw. *jungfru*." — In beiden bed. auch deutsch jungfer, franz. *démoiselle*.

„*Kinnfisk* das fleisch der backen." — Hier bedeutet *fisk* muskel, wie im isl., daher in letzterer sprache *fjörfiskr* lebensmuskel, d. h. diejenige muskel, in welcher das menschliche leben seinen sitz hat; wenn man darauf schlägt, stirbt der getroffene auf der stelle. S. Jón Árnason, Isl. þjóðs. usw. Leipzig 1864 vol. II p. 554.

„*Komemann* gast, besucher." — Altn. *komumaðr*. Ein alter auch im deutschen und angels. vorkommender rechtsausdruck; s. Grimm RA. 5. 396.

„*Kongurvaava* spinne, altn. *köngurvafa*" und „*Kongurvev* spinnewebe, altn. *köngurváfuvefr*." — Beide wörter haben sich bisher nur in abweichenden, aber zahlreichen formen gefunden, z. b. für ersteres *kaangerove*, *kingervaava* u. a.; für letzteres *kongrovaev*, *konglaavaev* u. a. Der letzte teil dieser wörter ist leicht zu erklären und bedeutet weberin oder gewebe; dunkel ist jedoch der erste teil. Vielleicht findet sich dieser in dem altn. *kögur* (ein weiches gewebe), welches ursprünglich *köngur* gelautet haben mag; denn das *n* ist wurzelhaft und findet sich ausnahmslos in allen oben angeführten, so wie in den schwed. dialektformen.

„*Kua* zusammendrücken, bezwingen. Altn. *kúga*." — Vgl. engl. *to cow*.

„*Lein* abhang. Isl. *hlein*." — Deutsch *lehne* (gl. bed.)

„*Marequist, marequost* ein verwachsener zweig, ein ast, an dessen ende sich ein büschel (*quast*) zusammengewachsener zweige befindet ... heisst auch *gyggrasop*." — Diese benennung stammt von dem alten volksglauben, dass die *mare* (mahrt, nachtmar) sich bei ihrem nächtlichen umherschweifen auf dergleichen zweigen (*quist*) ausgeruht habe. Nnl. heisst die mistel *marentakken* (*tak* = zweig) und von dieser gilt derselbe glaube, s. J. W. Wolf, Beitr. z. deutsch. Myth. 2, 271. Auch der ausdruck *gyggrasop* (d. h. elfenbesen) bezieht sich darauf.

„*Meise* eine art korb." — Deutsch *meise* (Schmeller 2, 628).

„*Mus* 1) maus, 2) muskel, 3) cunnus. Auch das schwed. *mus* hat die erste und dritte bedeutung." — Das d. maus hat alle drei.

„*Nyddung* ein stein als wegweiser. Ein dunkles wort, welches auch etwas mittelmässiges bezeichnet; z. b. *nyddungs krige*, eine kleine oder nicht sehr grosse kuh." — In diesem sinne steht *nyddung* vielleicht katachrestisch für *niding* knicker, daher *nidings* = eines knickers, knickerig und dann ganz im allgemeinen klein. Vgl. franz. *mesquin* (aus dem arabischen stammend), in welchem sich gleichfalls die bedeutungen geizig, armselig, klein (daher altfranz. *meschin* knabe) vereinigt finden.

„*Og* und. Lieder und verse beginnen oft mit *aa*, welches vielleicht *og* ist, gewöhnlich aber als ein einleitendes wort ohne irgend eine bestimte bedeutung aufgefasst wird; z. b. *Aa det var Raamund Bondeson*." — Einer der besten kenner der nordischen volkspoesie, prof. Svend Grundtvig, der herausgeber des classischen werkes Danmarks Gamle Folkeviser, teilt mir hierüber folgendes mit: „Ivar Aasens bemerkung über das überflüssige *og* (welches in Dänemark wie in Norwegen *å* ausgesprochen wird) ist ganz richtig. Es findet sich überall in unseren volksliedern in aufzeichnungen des 16. sowol wie des 17. jahrhunderts, am häufigsten jedoch in den letzteren. Meiner ansicht nach ist es eine rhythmisch-musikalische ausfüllung und von keiner grammatischen bedeutung. Allerdings kann man oft in zweifel sein oder jedenfalls kann man es in zweifel ziehen, ob nicht in einem *og* eine copulative bedeu-

tung liegt oder gelegt werden kann, selbst wenn es einen neuen satz, z. b. einen vers beginnt. Aber wo ein ganzes lied mit einem *og* anfängt (wol zu merken, wenn es ein ä c h t e r anfangsvers ist), darf es mit sicherheit für das erklärt werden, was es meiner ansicht nach auch in tausend andern fällen ist, nämlich für eine expletive silbe ohne andere bedeutung. So in Danmarks Gamle Folkev. nr. 12, B. 1: ‚*Oc det wor rigeste Raanegaardt*‘ (in derselben aufzeichnung haben wir gewiss das nämliche bloss ausfüllende *og* in v. 2. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10; vgl. version A, wo es sich nicht findet). Nr. 48, A. 1: ‚*Og jomfruen bejler til ridderen skön*‘.“ Prof. Grundtvig führt dann noch 13 andere beispiele an und schliesst mit den worten: „Dieselbe eigentümlichkeit ist eben so allgemein in norwegischen und schwedischen wie in dänischen liederaufzeichnungen.“ Aus allem diesen geht nun hervor, dass jedenfalls das norwegische *aa* für das dänische *og*, schwed. *och* steht, wie man dies wort auch erklären mag, und dass daher auch in den englischen volksliedern das entsprechende *and* anzuerkennen ist, obgleich es an einigen stellen sich mag anders erklären lassen, wie z. b. in der alten ballade *Chevy Chace*, wo die beiden anfangsverse lauten: „*The Persè owt of Northumberlande — And a vow to God made he*“ und wo Furnival für *And a vow* mutmasst *An avow*, was Skeat (Academy 1871 nr. 17 p. 123), für sicher ansicht mit verweisung auf einen andern vers desselben gedichts (Fit 2, 157), der die form *avow* gleichfalls bietet; indess nicht überall wird dieses *and* sich so leicht beseitigen lassen, vielmehr Abbotts bemerkung „*it is common in ballads and very nearly redundant*“ aufrecht zu erhalten und keineswegs auf eine kleine anzahl verdorbener stellen zu beschränken sein.

„*Puse* katze. Schmeichelname.“ — Engl. *puss*.

„*Ridham*. Ein fabelhaftes wesen, welches das vieh plagt, indem es sich auf dasselbe setzt (es reitet). In der provinz Söndmöre heisst es *tuss*.“ — S. Grimm DM. 626. 628. 898. 1010. 1194. Walter Scotts Minstrelsy, Introd. to „The young Tamlane.“ On the Fairies etc. V: „*They sometimes borrow mortal steeds; and when such are found, at morning, panting and fatigued in their stalls, with their manes and tails dishevelled and entangled, the grooms, I presume, often find this a convenient excuse for their situation.*“ Auf natürlichere weise als diese stallknechte erklärt diesen zustand der pferde Lucrez 4, 986 fgg.

„*Rispa* art blütenstand.“ — Deutsch *rispe*.

„*Rist* der obere teil des fusses.“ — Deutsch *rist*.

„*Röselegr* gross, ansehnlich, hervorragend.“ — Schwed. *reslig;* vgl. isl. *reisulegr*.

„*Skarv* wasserrabe. Altn. *skarfr*.“ — Deutsch *scharbe*.

„*Skripa* vulva (auch in schwed. dial.).“ — Vgl. altn. *skreppa*, engl. *scrip*. Das deutsche wort für letztere beiden, nämlich *tasche*, bedeutet auch das nämliche wie *skripa*. Vgl. lat. folliculus; s. Serv. Virg. Georg. 3, 136.

„*Skraeda* grob mahlen ... Schwed. *skräda*.“ — Deutsch *schroten*.

„*Smal* schmal ... Hierzu gehört auch der ausdruck *Smalè-Hans* (oder *Smalhans*) und ebenso im schwed. und dän.“ — Deutsch *Schmalhans*.

„*Spene* saugwarze, zitze (eines euters) ... altn. *speni*, schwed. *spene*.“ — Mhd. *spene*.

„*Spleisa* zusammenflechten (taue), nnl. *splitzen*.“ — Engl. *to splice*, deutsch *splissen*.

„*Split* zwist, zwietracht.“ — Engl. *split*.

„*Staalbroder, Stallbroder* kamerad, (wol eigentlich waffenbruder).“ — Dän. *staldbroder*, schwed. *stallbroder*, mhd. *stallbruoder* (d. h. der denselben stall benutzt). Vgl. *geselle* (von *saal*). In altdän. volksliedern wird jener ausdruck auch

von frauen gebraucht, z. b. bei Svend Grundtvig nr. 77 A. v. 21; nr. 197 A. v. 7, wo eine freundin die andere *stalbroder* nent; vgl. nr. 3 A. v. 2, wo die eheliche verbindung zwischen Hagen und Brynild *stalbroder-lag* genant wird.

„*Straamoder* hebamme. *Straabarn* neugeborenes kind." — Also eigentlich „strohmutter, strohkind," da es früher gebräuchlich war, frauen beim gebären auf den fussboden auf ein strohlager zu legen und auf demselben einige zeit zu lassen; daher auch engl. *a lady in the straw* eine kindbetterin, *to be in the straw* in wochen sein.

„*Sveima* umherschweben. Altn. *sveima.*" — Mhd. *sveimen.*

„*Tedja* düngen. Altn. *tedja.*" — Engl. *to ted*, ahd. *zetjan*, mhd. *zeten* ausbreiten.

„*Tita* jeder kleine vogel, fisch oder pflanze ... Ausserdem soll *tit* (m.) und *tita* (f.) auch eine flüchtige und unbeständige person bedeuten." — In beiden bed. vgl. engl. *tit.*

„*Tumling* ein kleiner becher ohne fuss." — Engl. *tumbler.*

„*Vandivle* n. ein stümper, armer teufel." — Vielleicht zusammengesetzt aus *van*, altn. *vanr* dürftig, entbehrend und *devel* teufel. Das masc. ist in der zusammensetzung neutr. geworden, wie z. b. im altn. *valmenni*, *varmenni*, *illmenni* usw. (aus *maðr*).

Im Appendix p. 966 „*Alvedans* ein runder fleck im grase einer wiese ... Dän. *elledands*, schwed. *elfdans* und engl. *fairy-ring*, ein ort, wo elfen getanzt haben." — Ein solcher heisst franz. *cercle des fées* s. Pluquet, Contes pop. etc. de l'Arrond. de Bayeux p. 4; deutsch *hexenring*, *hexentanz*; s. A. Kuhn, Westphäl. Sagen 1, 133—134 nr. 140 „Hexentanzplätze"; Grimm DM. 438 fgg. Dieselbe vorstellung herscht auch in Russland. „*Where Rusalkas* (Wassernixen) *have danced*, *circles of darker and richer grass are found in the fields.*" Ralston, The Songs of the Russian People. 2. ed. Lond. 1872 p. 142.

Aus diesen letztangeführten wie einigen früheren beispielen ersehen wir, dass Aasen auch auf „volkskunde" (anglice „*folk-lore*") eingegangen ist, und so finden sich bei ihm noch zahlreiche artikel dieser art. Nicht minder ist die reiche synonymik auf das sorgfältigste berücksichtigt, und dass die etymologie vieler wörter der altn., isl., deutschen, engl. und schott. sprache und dialekte durch das norwegische aufklärung erhält, haben wir schon erwähnt. Als beispiele für die letzteren beiden führe ich an *fjölme film*, *huta to hoot*, *skantad scanty*, *skjeltra shelter*, *slo sloo* (weiche spitze des horns), *remba to rame* (ausstrecken), *rapp rap* (*in a rap* im handumdrehen), *skaarung scaurie* (junge möwe) usw. usw. Auch die fauna und flora Norwegens ist, wie bereits früher hervorgehoben, eingehend und mit bewundernswerter genauigkeit behandelt, und man zweifelt oft, ob man dem naturforscher oder dem linguisten grössere anerkennung schuldet. Ausserdem ist auch noch daran zu erinnern, dass die dänische sprache, wie sie in den städten Norwegens von gebildeten gesprochen und geschrieben wird, zahlreiche ausdrücke der volkssprache aufgenommen hat. Diese also wie andererseits die volksliedersamlungen von Landstad und Sophus Bugge, welche für den fremden leser oft grosse schwierigkeiten bieten, finden hier meist die gewünschte aufklärung. In jeder beziehung also erweist sich das vorliegende werk als wichtig und zwar nicht bloss für den linguisten allein, so dass es nicht nur in seinem heimatslande, sondern auch ausserhalb desselben vielfache belehrung gewähren und den wolverdienten beifall ernten wird.

LÜTTICH. FELIX LIEBRECHT.

Halle, Buchdruckerei des Waisenhauses.

EINE NEUE RUNENINSCHRIFT.

Die spange, auf der sich die hiebei abgebildete[1] runeninschrift findet, wurde mir im october v. j. von herrn professor Lindenschmit in Mainz zugeschickt. Sie gehört zu einem funde, der eine der kostbarsten neueren erwerbungen des römisch-germanischen museums bildet. Bei Frei-Laubersheim, einem rheinhessischen dorfe südöstlich von Kreuznach, zieht sich ein alter begräbnisplatz von einem hügel in südöstlicher richtung gegen die kirche und landstrasse herab. Einige dort gefundene und dem museum übergebene altertümer veranlassten den hochverdienten conservator desselben, weitere nachgrabungen mehr als drei wochen hindurch vornehmen zu lassen. Kaum ein halber morgen landes war zugänglich, aber die ausbeute ausserordentlich. Man öffnete 15 gräber der oberen christlichen schicht und 10 der noch tiefer liegenden altgermanischen brandgräber. Von den ersteren zeigte sich zwar die grössere hälfte teils ärmlich ausgestattet, teils durch grabraub frühester zeit entwertet; aus sieben derselben aber ergaben sich zusammen 5 stücke aus gold, darunter zwei bracteaten mit der barbarischen darstellung einer menschlichen gestalt ganz wie auf den niedersächsischen und nordischen; 34 schmucksachen aus silber, teilweise vergoldet und mit steinen oder farbigem glas besetzt, 23 aus erz und weissmetall, sowie 4 eiserne schnallen mit silber ausgelegt; 36 waffenstücke, 21 gefässe, darunter gläserne und eherne, und 16 stück geräte verschiedener art. Nur zwei wolerhaltene münzen waren bei all diesem reichtum: davon ist die eine ein kleinerz aus der letzten römischen kaiserzeit, die andere trägt die schrift D N (= dominus noster) Baduilla.[2] Dies — oder bes-

1) Die zeichnung hat der vorsteher des hiesigen museums, professor Hofmann, mit chemischer tinte gemacht, nachdem er mit mir gemeinschaftlich die inschrift widerholt und sorgfältig geprüft hatte; für die richtigkeit stehe ich ein, wenngleich die genauigkeit der photographie nicht erreicht ist. Dafür fehlen auch alle irreführenden zufälligen schründe, während die striche, die nur unter einem besondern einfallswinkel erkant werden konten und daher einem lichtbilde fehlen würden, eingetragen sind.

2) Diese daten habe ich aus Lindenschmits jahresbericht an den altertumsverein entnommen.

ser Baduila — ist der name, den der von den Griechen Totilas genante Ostgotenkönig sich selbst auf seinen münzen beilegt (vergl. Banduri numismata imperator. Rom. II, 634 sq.); und dies also ein objectiver anhaltspunkt für die zeitbestimmung unsrer gräber, aber freilich nicht für jede einzelne sache, die in ihnen geborgen wurde. In einer zeit, die nicht von der herschaft der mode geplagt war, kann ein paar silberner spangen lange getragen worden sein, ehe sie einer besitzerin mit ins grab gegeben wurden.

Denn nur in je zwei exemplaren gleichen modelles fanden sich solche spangen bei Freilaubersheim, und frauen, nicht männer waren es, deren gräber sie ergaben.[1] Dies zu wissen hat für die deutung der runen von vorn herein seinen wert, und danach sollte man in jedem künftigen falle sorgfältig fragen. Es folgt daraus doch schon eine gewisse beschränkung für die willkür, der hier leider zu oft ein so grosser spielraum gegeben ist, dass man alle lust, sich den kopf zu zerbrechen, verlieren könte.

Im ersten teile wenigstens der vorliegenden inschrift fehlt dieser spielraum in solchem masse, dass ich nur von seiten gewisser nordischer forscher, bei denen es sich aus politischer leidenschaft von

1) Ebenso war es in den von Lindenschmit (Mainz 1848) mit musterhafter genauigkeit beschriebenen und abgebildeten gräbern bei Selzen in Rheinhessen, nur dass hier in zwei männergräbern die beigegebenen gefässe paare solcher spangen enthielten. Auch glaskorallen waren dabei: opfer der liebe, welche überlebende frauen den toten mitgaben? Auch die Nordendorfer runenspange (Ztschr. f. d. A. XIV, 75 fgg.) gehörte zu einem paar, das einem frauengrabe entstamt (Stephens Run. Mon. 577 fg.); und aus einem solchen stammen zwei paar spangen zu Sigmaringen (Lindenschmit, Altertümer der fürstl. Samml. z. Sigm. s. 199 u. t. 1). Doch möchte ich nicht, wie Lindenschmit zu tun geneigt ist, auf diese und andere ihm bekante daten den schluss bauen, dass diese art spangen nur frauenschmuck gewesen sei. Es gibt ihrer doch wol zu viele, über deren fundart jedes datum fehlt. Bei den Römern kommen sie zweifellos den männern zu: dies bekunden die mosaike des 6. jahrhunderts in San Vitale zu Ravenna (Hefner, Trachten des christl. MA. I, t. 91. 92 und s. 122) und noch deutlicher das Halberstädter Diptychon (Lindenschmit, Altert. zu Sigm. s. 53). Sollte die fibula, die den mantel über der rechten schulter deutscher männner hielt, immer nur, wie sie allerdings die miniaturen von der Karolingerzeit an zeigen, kreis- oder sternförmig gewesen sein? Im grabe Childerichs zu Tournay wenigstens fand sich eine goldene bügelhafte römischer art (Cochet Le tombeau de Childéric p. 214). Vielleicht aber dass gleichgestaltete paare immer von frauen herrühren, die den mantel vor beiden schultern anhefteten, während man bei der männertracht zur verwendung zweier mantelhaften keinen raum sieht. In den gräbern von Hallstatt scheinen die fibeln paarweise immer bei frauen vorzukommen (v. Sacken, das Grabfeld v. Hallstatt t. II. III). Cochet zieht über den gebrauch der fibeln s. 223 fgg. ein reiches material an, zu einem klaren und festen ergebnis führt er nicht.

selbst versteht, auf eine von der meinigen abweichende deutung gefasst bin.

ᛒᛟᛋᛟ⁞ᚹᚱᚨᛖᛏᚱᚢᚾᚨ⁞

boso wraetruna

heisst: Boso scripsit runam.[1] Der kunstausdruck *wrîtan* begegnet uns hier zum ersten male von deutschen runen gebraucht, dem auf nordischen denkmälern vorkommenden *rîta* und *rista* entsprechend; *wraet* = got. *wrait*, alts. *wrêt*, ahd. *reiʒ* verhält sich wie *raet* von *rîdan* im Hildebrandsliede. *Runa*, das ebenfalls hier zum ersten male in einer deutschen inschrift begegnet, ist hier in demselben sinne gebraucht, wie in der bekanten stelle des Venantius Fortunatus (VII, 18; s. W. Grimm Über deutsche Runen s. 61), im sinne zugleich des angelsächsischen sprachgebrauches (s. Greins glossar unt. *rûn*), wo es schon im singular nicht das einzelne zeichen, sondern eine ganze schrift in runen bedeutet; nach nordischer weise wäre der plural zu erwarten. Boso ist ein wolbekanter fränkischer mannsname, den gleich eine stunde nördlich von Freilaubersheim das dorf Bosenheim, in Lorscher urkunden *Bosinesheim* und *Buosinesheim*, verewigt hat. Was wird man wol, nachdem Stephens in seinen Runic Monuments alle südlich der Eider gefundenen runeninschriften für nordische *wanderers* erklärt und demgemäss mit entschlossenheit gelesen hat, was wird man in Dänemark dazu sagen, wenn nunmehr ein Franke auf gut fränkisch des 6. oder 7. jahrhunderts sich mit namen als runenreisser einführt? Nun, Boso hat wahrscheinlich im kriegsdienst einen nordischen abenteurer zum kameraden gehabt, von diesem in seinen mussestunden die runen gelernt und dann, so gut es in seiner sprache gieng, selber in diesem fache dilettiert.

Kommen wir aber zu der rune, die Boso geschrieben zu haben bekent, so hört leider die sicherheit der lesung auf. Gleich das erste

1) Das Zeichen ⁞, das den schluss des wortes Boso bemerklich macht und in der zweiten zeile der Inschrift noch einmal widerkehrt, ist an das *a* von *runa* etwas nahe heran geraten und könte auf den ersten blick mit ihm ein zeichen zu bilden scheinen, zumal es hier vor dem senkrechten trennungsstriche, der den zweiten teil der inschrift absondert, eigentlich überflüssig ist. Man käme dann nach anleitung des alphabetes bei Hrabanus in seinen verschiedenen aufzeichnungen doch wider auf *a*, allenfalls auf *o*, nach belieben, wenn jemand weiss was *runp* bedeuten könte, auch auf *p*: aber unsere inschrift steht auf einer viel früheren stufe der zeichenentwickelung. Mir ist die sache angesichts des originales kaum einen augenblick zweifelhaft gewesen. Unter den runen selbst hat nur ᚾ etwas auffallendes, dessen querstrich gewöhnlich von links oben nach rechts unten geht; aber ᚾ statt ᚾ erscheint auch auf dem goldenen horn (abbildung bei Stephens) und einigen bracteaten (Stephens s. 148) und wird durch das *x*-artig verschnörkelte *n* des Hrabanus in der Wiener überlieferung vorausgesetzt (vgl. Dietrich, Ztschr. f. d. A. XIII, 121); wie denn überhaupt zweiseitige runen auch in umgewanter gestalt vorkommen.

wort hinter dem senkrechten trennungsstriche ist durch die beim aus- und einzwängen reibende nadel bis auf einzelne unzusammenhängende striche ausgetilgt worden. Gehen wir also zur zweiten zeile über und betrachten wir die runen bis zu dem trennungszeichen. Wir lesen hier mit voller deutlichkeit

ᚦᚲᛁᛞᚨᚾᛇᚾᚨ|

Von diesen zeichen kann das dritte nur *i* bedeuten, obgleich sich kein grund einsehen lässt, warum der strich nicht bis zum fuss der zeile herabgezogen ist: der raum hätte es gestattet. Das sechste zeichen ist eine auch auf Bracteaten und skandinavischen denkmälern (Dietr. Ztschr. f. d. A. XIII, 104. Stephens 148) begegnende nebenform des ᚾ = *n*. Das siebente gilt den Angelsachsen für *eo*, muss aber ursprünglich, worauf schon die gestalt deutet, nebenform von ᛋ = *s* gewesen sein: denn in dem Futhork, das Hickes Thesaur. I, p. 136 mitteilt (bei Grimm t. III), ist ihm der name *sigel* offenbar mit recht über-, die bedeutung *eo* aber fälschlich untergeschrieben, da die unentbehrliche rune für *s* sonst nicht erscheint;[1] und auf einer reihe von denkmälern hat bereits die lesung für ᛇ den wert *s* ergeben (vgl. Dietrich, Ztschr. f. d. A. XIII, 14. 118). An der vorlezten stelle erscheint endlich dieselbe form für *n* wie in der ersten zeile.

Aus der lautreihe *th k i d a n s n a*, die wir sonach vor uns haben, sondert sich alsbald das willkommene wort *ansna*, jener schwache gen. plur. von *ans*, den wir in sächsischer form aus dem ortsnamen *Osnabruggi* kennen. Die endung dieses casus auf *a* ist in fränkischem *ansna* nicht abnormer als in sächsischem *ôsna*: es ist ein durch das gotische *ê* hinlänglich erklärter archaismus. Wer an der angelsächsischen bedeutung des ᛇ festhalten wollte, würde *aneona*, oder deutscher *aniona* bekommen, worin man *ad majorem Bavariae gloriam* die *Aenniena* der *lex Baiwariorum* (2, 20; vgl. GDSp. 510) erkennen könte; schade nur, dass man dann gleich darauf das unwort *goeo* oder *goeothu* anerkennen müste, wozu wol nur Stephens den mut haben wird. Was unserm *ansna* vorhergeht, lassen wir einstweilen bei seite, zufrieden, dass wir auf keine andere weise als durch abteilung hinter *d* ein deutsches wort erhalten würden.

Hinter dem trennungszeichen finden sich nun noch fünf runen

ᚷᛟᛇᚦᚢ

1) Über diesen sachverhalt führt Stephens bei seiner widergabe des Futhorks auf eine bedenkliche weise durch folgende darstellung irre: ᛇ *eo* (*name omitted*); . . . (*rune omitted*) sigel.

Die beiden ersten sind vollkommen deutlich; die heraufgerückte und herumgedrehte variante für *s* — so findet sie sich im Futhark von Wadstena (Ztschr. f. d. A. XIII, 123) — ist nur mit einiger schwierigkeit, aber doch sicher zu erkennen; ᚦ ist wider deutlich, und das lezte zeichen, dessen oberteil von der nadelspitze ausgerieben ist, kann durchaus nichts anderes als ᚢ gewesen sein. Also *gosthu:* da Boso die frau, für welche er die rune schrieb, zum schlusse schwerlich auf sächsisch eine gans wird geheissen haben, so kann das wol nur so viel bedeuten wie *gâs thu,* d. i. gehst du. Jedem fällt hier das *tawido* für *tawida* des goldenen hornes ein, das eine fehlerhafte setzung des *o* für *a* belegen könte. Indes, da τίθημι auf deutsch *dôm* lautet, konte ἵστημι so gut wie *stâm* auch *stôm,* und das analoge *gâm* auch *gôm* lauten. Dass neben *dôm* wirklich einmal *dâm* gegolten habe, beweist das particip *gidân* neben *gidôn;* und so dürften wir hier am ende ein verschollenes *gôm* neben *gâm* bezeugt finden.

Welche zwei worte kann nun ein segensspruch, der mit *ansna gos thu* endigt, noch enthalten haben? Doch wol ein prädicatives substantiv oder adjectiv zu *gôs* und ein wort, von welchem der genetiv *ansna* abhieng. Dass in der lautreihe *thkid,* wie auf den bracteaten nicht selten, ein vocal ergänzt werden muss, liegt am tage. In dem verstümmelten lezten worte der obern zeile, dem ersten der eigentlichen inschrift, ist so viel klar, dass die verlängerung der jetzt unzusammenhängenden striche nichts anderes als ein ᛞ ergibt, d. i. die eigentliche und ursprüngliche form des in der unteren zeile als ᛞ erscheinenden *d.* Vorher findet sich ein von links oben nach rechts unten gehender querstrich und über ihm ein rest des senkrechten striches, den er ehemals durchschnitten haben muss: das wäre ᚾ = *n.* Zwischen diesem zeichen und dem senkrechten trennungsstriche ist wenig platz, aber für eine schmale rune würde er noch langen; hinter dem ehemaligen ᛞ ist für ein nicht allzu breites zeichen bequemer platz. So vermute ich denn, dass hier ᛚᚾᛞᛁ oder vielleicht ᛚᛁᚾᛞᛁ stand und ergänze hinter dem ersten zeichen der reihe ᚦᚲᛁᛞ ein *e*: dann erhalten wir die legende *lindî thekid ansna gôs thu,* von der lindigkeit, der huld der ansen gedeckt gehst du. Ein angelsächsisches *godes lisse* (= *lîđse,* von *lîđe* = *lenis*) *þeaht* oder *beþeaht,* das hier willkommen wäre, kann ich nicht nachweisen, aber möglich im stil der stabreimdichtung scheint es mir. Neben den mancherlei substantiven concreter oder doch materieller bedeutung, mit welchen das particip *þeaht geþeaht* und *beþeaht* verbunden wird, kommen auch abstracta vor: *þrymme geþeaht* Gen. 1492. *þrymme biþeaht* Phoen. 605. *þreânêdum beþeaht* El. 884.

Man spricht uns Deutschen den eignen, unentlehnten gebrauch der runen ab, indem man das spärliche vorkommen der inschriften, die gänzliche abwesenheit steinerner denkmäler gegen den nordischen und angelsächsischen reichtum hält. Man könte ebenso gut in abrede stellen, dass wir eine einheimische stabreimdichtung gehabt haben, weil wir vergleichsweise so wenige proben von ihr aufweisen können. Die enge nachbarschaft der römischen welt hat uns dem einfluss ihrer cultur so viel rückhaltloser unterworfen, als unsere stammverwanten im norden und westen; sie hat eine geistlichkeit bei uns hervorgebracht, welche die angelernten culturformen auf kosten der heimischen früh und bald unbedingt zur geltung brachte. Das schicksal der runenschrift wär noch schlimmer als das des stabreimes; dieser wurde von der geistlichkeit vernachlässigt, jene, wegen ihres noch ausgesprochneren heidnischen geruches, von vorn herein abgelehnt, während man in England auf öffentliche steindenkmäler geistliche inschriften in runen setzte, damit sie den laien lesbar wären. Unsern priestern, die keine runen mehr lesen konten, muste alle runenschrift als heidnisch verdächtig sein, und wer kann schätzen, wie viele mit runen beschriebene gegenstände sie ihren eigentümern in der beichte abgedrungen und vernichtet haben. Runensteine aus dem heidentum, wenn es deren gab, waren durch ihre öffentlichkeit geradezu unrettbar, christliche grabschriften in runen im geweihten raume unzulässig. Dass aber heimliches heidentum sich wirklich in runen barg, dafür haben wir in unserer inschrift einen unzweideutigen beleg. Denn bereits unter festgegründeter herschaft des christentums ist die Freilaubersheimer spange in die erde gesenkt worden. Im jahre 496 wurde Chlodowech christ und das Wormsfeld fränkisch; man darf nicht zweifeln, dass die errichtung des bischofstuhles in Worms der besitznahme auf dem fusse folgte. Als aber Baduila der Ostgote münzen schlug, war bereits das zweite geschlecht unter bischöflicher jurisdiction um Freilaubersheim erwachsen.

DARMSTADT, IM FEBRUAR 1874.

Nachtrag. Nach nochmaliger untersuchung der inschrift muss ich zugestehen, dass der von Lindenschmit in seiner abbildung (beim jahresbericht an den altertumsverein) bemerkte kleine und zarte querstrich von links unten nach rechts oben in dem sechsten zeichen der zweiten zeile absichtlich gemacht sein kann. Aber für *th* kann man die figur ᚦ immerhin nicht nehmen; vielmehr hätte dann der schreiber zweierlei kennzeichen des *n* hier vereinigt: nachdem er zuerst ein ᚾ geschnitten hatte, das ihm nicht deutlich genug schien, machte er, statt den quer-

strich zu vertiefen und zu verlängern, einen zweiten strich an anderer stelle.

Professor Lindenschmit hat mir inzwischen eine zweite spange zugeschickt, bei deren reinigung runen entdeckt worden waren. Es ist ein grosses, prächtiges stück, das auf dem nicht zugespitzten, vielmehr nach dem ende breiter werdenden schwanze reichlichen raum zu einer langen inschrift bot. Von einer solchen finden sich denn auch schwache reste am oberen sowol als am unteren rande, die man nicht lesen, aus denen man nur schliessen kann, dass die schrift von rechts nach links gegangen sei. In der mitte ist sie offenbar künstlich ausgeschliffen worden, und auf der dadurch entstandenen etwas concaven fläche hat eine rohe hand abermals grosse kunstlose zeichen eingeschnitten, die wahrscheinlich auch runen sein sollten. Sie scheinen sich in zwei worte zu sondern, das eine von rechts nach links, das andere von links nach rechts geschrieben, und beide scheinen mit ᛚᛚ (*ll*) zu schliessen: also wol zwei versuche dasselbe wort zu schreiben, vielleicht *Aigill*. So unbefriedigend nun der befund dieser neuen runenspange ausfiel, sie legt immerhin zeugnis ab und ist insofern von wert. Die *wanderers* mehren sich bedenklich. Der hier in rede stehende stammt aus einem alamannischen friedhofe bei Hohenstadt, oberamts Geislingen in Würtemberg, und gehört dem museum vaterländischer altertümer in Stuttgart.

DARMSTADT, IM MÄRZ 1874. M. RIEGER.

EIN DEUTSCHES BIBELFRAGMENT AUS DEM ACHTEN JAHRHUNDERT.

AUS DER AHD. ÜBERSETZUNG DES EVANGELIUM MATTHÆI.

Unter den handschriften der k. bibliothek zu Hannover befindet sich als nr. XXII. 1450 die abschrift von einem teile der arbeit des predigers Johann Cadovius Müller (1650—1725) zu Stedesdorf im Harlingerlande, welche den titel *Memoriale linguae Frisicae* führt und sehr schätzenswerte beiträge zur friesischen sprachkunde bietet. — In demselben hefte liegen zwei blätter pergament, welche im gedruckten cataloge als „Bibelstellen in altfriesischer sprache aus dem 10. Jahrhundert“ bezeichnet sind.

Eine nähere prüfung dieses fragments ergibt nun folgendes höchst bemerkenswertes resultat:

Blatt 1 begint mit dem 12. capitel des evangeliums Matthäi in deutscher sprache, und enthält auf der ersten seite die ersten 14 verse;

die rückseite fährt mit vers 15 fort, ist jedoch in lateinischer sprache geschrieben und schliesst mit v. 28. — Blatt 2 begint mit dem 40. verse desselben capitels, widerum in deutscher sprache, und schliesst auf der ersten seite mit cap. 13, vers 1, während die rückseite die verse 2—15 zur mitte umfasst, und zwar in lateinischer sprache. Dieses zweite blatt enthält oben auf dem rande, fortgesetzt auf dem seitenrande, eine notiz, welche uns über die herkunft dieser fragmente unterrichtet. „*Membrana haec,*“ so lautet es dort, „*ex veteri codice msto. monasterii Monseensis in Austria excisa mihique transmissa est a R. P. Pez Benedictino Melicensi. 1718 d. 11 Maerz. J. G. Eccard. Versio haec est Matthaei cap. XII. 40 ad finem. Nota semper ex adverso positam fuisse versionem latinam et huic oppositam germanicam.*“

Die blätter kommen also aus Monsee, jenem im jahre 748 gegründeten Benedictinerkloster bei Salzburg, und sind nicht lange nach der gründung dieses klosters geschrieben. Die handschrift ergibt nämlich nach eingehender prüfung der schriftzüge das hochinteressante resultat, dass sie aus dem ende des 8. jahrhunderts stammt. Die beigegebenen facsimile geben davon proben. Es liegt uns also in den fragmenten ein bedeutendes und ehrwürdiges denkmal der deutschen sprache vor. Dass von Altfriesisch, wie der catalog sagt, keine rede sein kann, bedarf keines wortes.

Es folge hier noch eine genaue beschreibung der handschrift. Die blätter von feinem, gelblichem, ziemlich glattem pergament sind 29 cm. hoch, $19^1/_2$ cm. breit, und enthalten 30 zeilen auf jeder seite. Auf der seite der lateinischen schrift, also der rückseite, sind die linien eingeritzt und durch doppelte senkrechte striche links und rechts begrenzt. Die worttrennung ist höchst unvollkommen, interpunktion nur durch „.“ und „;“ und ein mal „!“ eingeführt; mehrfach findet sich ę, und über *u*, besonders in dem worte *hus*, ein wenig aufwärts gekrümmter strich. Blatt 1 ist nicht sorgfältig von dem zweiten blatte seiner pergamentlage abgeschnitten, 2 cm. breit ist dieses noch erhalten und zeigt auf allen 30 zeilen teils nur buchstaben, teils silben des deutschen textes, namentlich sind darunter einige initialen (G. B. u. a. m.) bemerkenswert. — Die seitenweise abwechslung der deutschen und lateinischen sprache macht die Eccardsche annahme wahrscheinlich, dass nämlich auf der seite rechts stets die deutsche übersetzung von der auf der linken seite befindlichen lateinischen bibelstelle steht. Der nachfolgende abdruck des deutschen textes ist vollkommen genau, selbst nicht die einfachsten abkürzungen habe ich mir aufzulösen erlaubt; anders der lateinische text, denn hier habe ich *u* in *v* geändert, sowie die wenigen vorhandenen abkürzungen aufgelöst. Die anmerkungen enthalten alles,

was hinsichtlich des textes sonst noch zu bemerken ist. — Auffallend sind die vielen fehler im deutschen sowol, als besonders im lateinischen texte.

Sehr interessant ist die tatsache, dass von einem teile des hier mitgeteilten bruchstücks noch eine andere handschrift aus gleicher zeit und aus demselben kloster in Wien existiert: Schade, Altdeutsches Lesebuch. I. Halle 1862 s. 18 teilt den deutschen text von Matth. 12, 40—13. 1 ebenfalls mit.

AURICH, AM 27. DECEMBER 1873. DR. ERNST FRIEDLAENDER.

Die vorstehenden angaben über seinen höchst wertvollen fund litterargeschichtlich zu ergänzen, aus den quellen, welche ihm in seinem wohnorte Aurich nicht zur verfügung stehen, hat herr archivar dr. E. Friedlaender mir freundlichst anheimgestellt.

Im jahre 1720 liess Joh. Georg Eccard, damals hannoverscher rat und historiograph, einen dünnen folioband in Leipzig erscheinen unter dem titel Veterum Monumentorum Quaternio. Dieser band enthält 1) Agii vita Hathumodae abbatissae Gandershemensis primae; 2) Incerti autoris narratio de electione Lotharii ducis Saxoniae in imperatorem Romanum; 3) den leich de Henrico, auf die versöhnung k. Ottos I. mit seinem bruder Heinrich im jahre 941 (vgl. Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher poesie und prosa no. XVIII); 4) acht lateinische historische gedichte aus der sächsischen und fränkischen hofdichtung (vgl. Ph. Jaffé, die Cambridger lieder, in Haupts Zeitschrift für deutsches altertum 14, 449 fgg.). Die letztgenanten beiden nummern hatte Eccard aus Cambridge durch einen ungenanten erhalten, die ersten beiden dagegen aus dem österreichischen Benedictinerstifte Melk, durch die daselbst weilenden gelehrten gebrüder Bernhard und Hieronymus Pez. Namentlich das erste dieser stücke, das leben der Hathumod, hat er mit ausführlichen erläuterungen ausgestattet, und hebt ausdrücklich hervor, dass er dazu auch das Altdeutsche mit nutzen herangezogen habe („Specimen in notis dedimus iteratum usus linguae veteris in exponendis medii aevi rebus"). Zu den anfangsworten des dritten capitels „Scripturarum lectioni et ipsa sedula insistebat, et insistentes summopere diligebat" bemerkt er, neben der lateinischen Vulgata habe es damals auch schon deutsche bearbeitungen der bibel gegeben, so den Heliand, von welchem eine handschrift in der Cottonianischen bibliothek liege, und eine andere, aus der ihm Pez eine probe übersendet habe, in Würzburg, ferner die von Palthen herausgegebene übersetzung der Tatianischen Evangelienharmonie. Darauf fährt er fort s. 42: „Eodem seculo

S. Scriptura verbotenus ex Latino in Germanicum sermonem translata est ab authore nobis jam ignoto. Invenit interim M. R. P. Pezius folium inde decerptum et alii veteri Codici agglutinatum, quod mihi benevole communicavit. In libro, quando integer fuit, primo loco extitit textus Latinus et ex adverso ubique Germanica versio. Sed ipsum illud fragmentum Linguae nostrae cultoribus forte non ingratum addere lubet. Est autem illud ex Matthæi XII, 40. usque ad finem capitis depromptum, et hujus tenoris:" und nun lässt er, auf gespaltener seite, in der rechten columne den abdruck des deutschen textes dieses einen die verse Matth. 12, 40—13, 1 enthaltenden blattes folgen, dem er den entsprechenden lateinischen aus der Vulgata geschöpften text in der linken columne gegenüberstellt.

Hundert und zehn jahre später lenkte Jacob Grimm die aufmerksamkeit widerum auf dieses bruchstück. In seiner habilitationsschrift (Hymnorum veteris ecclesiae XXVI interpretatio theotisca nunc primum edita. Gottingae 1830. 4°) liess er es s. 6 fg. widerum abdrucken, nach dem Eccardschen aus dem Quaternio entnommenen texte, mit einigen eigenen verbesserungen, „restitutis illis quae vel a Pezio male lecta vel ab editore depravata sunt." Grimm wuste also damals nur von diesem einen blatte, und nahm überdies an, dass Eccard es nur abschriftlich von Pez erhalten habe. Den hohen wert aber des bruchstückes deutete er an durch die worte: „fragmentum tamen egregium a Pezio detectum certo nobis indicio est, quatuor etiam evangelia, praeter harmoniae Tatiani versionem, theotisca fuisse facta, quae cum ingenti jactura linguae nostrae perierunt."

Bald darauf fand Stephan Endlicher in handschriften der kaiserlichen bibliothek zu Wien, die aus dem kloster Monsee stamten, auf deckeln und rücken aufgeklebte blätter und schnitze, die zum teil sehr übel zugerichtet und fast unlesbar geworden waren. Mit grosser mühe und sorgfalt wurden sie gesammelt, geordnet, und unter beihilfe seiner freunde, Heinrich Hoffmanns von Fallersleben und Moriz Haupts, entziffert. Sie ergaben sich als stücke derselben handschrift, welcher auch jenes blatt angehört hatte, das Pez über hundert jahre früher gleichfalls in einer handschrift eingeklebt gefunden und an Eccard übersant hatte. Zugleich aber stellte sich heraus, dass die alte schon in Monsee selbst zerschnittene und zum einbinden anderer bücher verbrauchte handschrift nicht, wie Eccard und Grimm vorausgesetzt hatten, alle vier evangelien, sondern nur das evangelium Matthæi und dahinter eine homiliensamlung enthalten hatte, von welcher letzteren noch stücke einer von unbekantem verfasser herrührenden homilie de vocatione gentium, des Isidorischen tractates de nativitate domini, und einer homilie Augustins de

Petro titubante zu tage kamen. Der gesamte fund ward von Endlicher und Hoffmann herausgegeben unter dem titel: Fragmenta theotisca versionis antiquissimae evangelii S. Matthaei et aliquot homiliarum e membranis Monseensibus bibliothecae Palatinae Vindobonensis. Viennae 1834. 4⁰. Die zahlreichen kleinen durch beschädigungen entstandenen lücken des handschriftlichen deutschen textes wurden in dieser ausgabe, so weit möglich, mit gröster sorgfalt ergänzt; der zugehörige lateinische vulgatatext ward, wo er in den blättern selbst gebrach, aus einer anderen ihnen nahverwanten Monseer handschrift hinzugefügt; dem ganzen ward eine den sachverhalt berichtende vorrede, ein vollständiges, genaues glossar, und ein schriftbild beigegeben. Eine gehaltvolle besprechung der ausgabe lieferte M. Haupt in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur 1834. Bd. 67 s. 178—198 (auch in besonderem abdrucke ausgegeben. Wien 1834. 24 s.). Eine zweite vermehrte ausgabe besorgte Massmann, Wien 1841, und gab nachträge dazu in Haupts zeitschrift für deutsches altertum 1, 563—571.

In diese ausgabe nun ist auch das einst von Eccard und dann wider von Jacob Grimm herausgegebene blatt gehörigen ortes eingeschaltet. Die vorrede (welche in der zweiten, mir gegenwärtig allein vorliegenden ausgabe widerholt worden ist) gibt darüber folgende auskunft: „B. Petzius, acerrimus antiquitatis indagator, initio superioris saeculi bini (lies bina) antiquissimi evangelii secundum Matthaeum codicis folia, alii vetusto volumini adglutinata, cum reperisset, illa cum J. G. Eccardo communicaverat, qui tam egregii linguae patriae monumenti, cujus editionem jam in suo de Francia orientali opere (tom. II. p. 236 [lies 326]) promiserat, partem dimidiam demum in Monumentorum veterum quaternione, Lipsiae 1720, typis exscribendam curavit." Die vorrede belehrt also: Eccard habe schon in seiner Francia orientalis versprochen, zwei von Pez erhaltene blätter herauszugeben, habe aber schliesslich in dem Quaternio veterum monumentorum doch nur die hälfte davon, nur ein blatt, drucken lassen. Das ist ein ganz wunderliches versehen; und noch wunderlicher ist, dass Haupt in seiner besprechung (Wiener Jahrbücher 67, 181) dasselbe versehen, und fast noch mit bestimteren worten, widerholt: „zwar sagt Joh. Georg Eccard im zweiten teile seiner Francia orientalis (s. 326) .... duo folia veteri codici agglutinata invenit M. R. P. Bernardus Pezius .... Fragmentum hoc infra inter alia monumenta Theotisca exhibebimus. In dem Quaternio veterum monumentorum (Leipzig 1720, s. 42. 43), wo dieses versprechen erfüllt wird, ist jedoch nur eine einzige quartseite, anstatt zweyer, abgedruckt." Haupt knüpft daran noch die vermutung, das andere blatt sei vielleicht in folge erlittener beschädigung unleserlich geworden und des-

halb damals ungedruckt geblieben, und fügt die mahnung hinzu, eifrig nach den beiden blättern zu forschen, weil es jetzt, bei grösserer sprachkentnis und anwendung chemischer mittel, doch vielleicht möglich sein werde, das andere blatt zu entziffern.

Glücklicherweise verhält sich die sache grade umgekehrt.

Den Quaternio hatte Eccard 1720 herausgegeben, als er noch hannoverscher rat und historiograph und (seit 1717) nachfolger von Leibniz war, an dessen historischen und sprachlichen arbeiten er zuvor schon durch fast zwanzig jahre teil genommen hatte. Damals besass er, nach seiner eigenen bestimten angabe (s. 42), nur ein von Pez aufgefundenes und ihm übersantes blatt („Invenit Pezius folium quod mihi communicavit"). Drei jahre später (1723) entwich er, schulden halber, aus Hannover, trat 1724 im collegium der jesuiten zu Köln zum katholicismus über, und ward in folge dessen geheimer rat, historiograph, bibliothekar und archivar des bischofes von Würzburg (vgl. Rud. von Raumer, Geschichte der germanischen Philologie. München 1870. s. 168). Als solcher verfasste er die „Commentarii de Rebus Franciae Orientalis et Episcopatus Wirceburgensis, auctore Joanne Georgio ab Eckhart," welche 1729, also neun jahre nach dem Quaternio, in zwei starken foliobänden zu Würzburg auf kosten der universität gedruckt wurden. Im buch 29 cap. 97 dieses werkes (2, 324 fgg.) handelt er von den verdiensten des kaisers Ludwigs des Frommen († 840) um wissenschaft und litteratur. Er sagt von ihm: „Liberales praecipue artes, studium sacrae scripturae et patrum ecclesiae promovit, ut haereses deprimeret." Als beleg für diese behauptung führt er mehrere altdeutsche werke an, die er zu Ludwig in beziehung setzt, denen er aber auch noch einige andere gelegentlich anreiht. Er widerholt hier zum teil, was er schon im Quaternio gesagt hatte, indem er zugleich die früheren angaben berichtigt oder ergänzt. So bedauert er z. b., dass die im Quaternio erwähnte handschrift des Heliand, von welcher Pez ihm damals eine probe gesant hatte, jetzt in Würzburg nicht mehr zu finden, und dass man nicht wisse wo sie hingeraten sei. Auch auf die schon im Quaternio besprochene evangelienübersetzung komt er wider zurück; jetzt aber sagt er (2, 326), abweichend von der früheren angabe: „Quatuor quoque Evangelia eadem tempestate verbotenus in Germanicam linguam translata sunt, ex quibus duo folia veteri codici agglutinata invenit M. R. P. Bernardus Pezius; unde vidimus, primo loco extitisse textum Latinum, eique ex adverso Germanicum appositum fuisse. Fragmentum hoc infra inter alia monumenta Theotisca exhibebimus." Dahinter nent er dann noch verschiedene andere altdeutsche denkmäler (Hrabanische, Würzburger, Florentiner, Lindenbrogische glossen, fränkische hymnen,

homilien, katechismus, beichte usw.) die er „in Appendice“ zum abdrucke bringen wolle.

Eccard hatte also nach 1720, nach dem erscheinen des Quaternio, von Bernhard Pez noch ein zweites blatt der alten Matthæusübersetzung zugesant erhalten, und im jahre 1729 war es seine bestimte absicht, beide blätter im anhange zum zweiten bande seiner Francia orientalis abdrucken zu lassen. Solche „Appendices“ sind diesem bande auch wirklich angehängt (s. 863—1004); sie befassen 16 nummern, und enthalten wol auch so ziemlich alles, was Eccard 2, 326 fg. „infra“ oder „in appendice“ mitzuteilen versprochen hatte; aber grade die beiden so wichtigen und wertvollen blätter aus dem Matthæusevangelium sind nicht darunter. Der grund ihres höchst auffälligen fehlens war und blieb bisher ein ungelöstes rätsel; erst jetzt, nach ihrer glücklichen widerentdeckung lässt er sich aus dem orte ihrer auffindung deutlich und wahrscheinlich genug vermuten.

Leibniz wie Eccard ergriffen mit begierde alles, was ihren eifrigen geschichtlichen und sprachlichen studien zur förderung gereichen konte, und suchten und pflegten den verkehr mit männern von verwanten bestrebungen. Wenn nun der ostfriesische pfarrer Joh. Cadovius Müller zu jener zeit mit ernst und erfolg altfriesische sprachforschung getrieben hat, und wenn ein teil seiner arbeit abschriftlich in der königl. bibliothek zu Hannover aufbewahrt wird, so ergibt sich sofort die vermutung, dass Leibniz oder Eccard diese abschrift entweder für sich selbst oder für die kurfürstliche bibliothek habe anfertigen lassen, und dass Eccard sie auch bei seinen eigenen studien benutzt habe. Bei gelegenheit solcher benutzung mag Eccard die beiden Matthæusblätter in die Müllersche abschrift gelegt haben, sowol das bereits abgedruckte, auf welchem er den namen des gebers und den tag des empfanges (11. märz 1718) angemerkt hatte, als auch das nachträglich, erst nach 1720, nach der herausgabe des Quaternio erhaltene und noch ungedruckte, welches einer solchen anzeichnung nicht bedurfte, da es ja natürlich zu jenem ersten sich gesellte. Bei Eccards entweichen von Hannover wird mit der Müllerschen abschrift auch das darin liegende blätterpaar in Hannover zurückgeblieben sein. Wenn nun Eccard später in Würzburg bei abfassung eines kapitels, welches ihn notwendig darauf führen muste, sich des besitzes jener beiden blätter erinnerte, konte er gar wol auf s. 326 ihren abdruck im Appendix verheissen, auch ohne sie augenblicklich zur hand zu haben; denn mochte er wähnen, dass sie nur unter seinen eigenen papieren versteckt, oder mochte er wissen, dass sie in Hannover zurückgeblieben seien: in dem einen wie in dem andern falle

durfte er voraussetzen sie rechtzeitig herbeischaffen zu können, da ja noch über hundert bogen zu drucken waren, ehe der setzer auch an sie gelangte. Allein seine hoffnung schlug fehl. Er erkrankte und starb nach mehrmonatlicher krankheit am 9. februar 1730 (als 55jähriger mann), noch ehe er die vorrede zur Francia orientalis vollendet hatte, wie ein der unvollendeten vorrede angehängtes „Epitaphium" vor dem ersten bande des werkes berichtet.[1] Hätte er noch selbst die vorrede vollenden können, so würde er sich im verlaufe derselben vielleicht auch über das ausbleiben des auf s. 326 verheissenen abdruckes der beiden Matthæusblätter geäussert haben. Nach seinem tode blieben die beiden blätter spurlos verschwunden und verloren, bis herr archivar dr. Friedlaender sie jetzt, nach fast anderthalbhundert jahren, glücklich wider entdeckt hat.

Diese übersetzung des Matthæusevangeliums ist, nebst den übrigen in derselben Monseer handschrift enthaltenen stücken, das vollendetste, was die übersetzerkunst der Karolingischen zeit in deutscher prosa geleistet hat. Um so wertvoller ist jede berichtigung und vermehrung dieses kostbaren, aber leider nur spärlichen und vielfach beschädigten restes. Das eine der wider aufgefundenen blätter (Matth. 12, 40—13, 1) zeigt, dass Eccard, wie es ja auch bei so deutlicher und wolerhaltener schrift kaum anders möglich war, im allgemeinen richtig gelesen hat, so dass sich nur wenige nachbesserungen seines textes ergeben. Das andere (Matth. 12, 1—14) fügt sich unmittelbar vor ein in Wien erhaltenes (Matth. 12, 14—25), und ergänzt das zwölfte kapitel so weit, dass nur noch wenige verse (25—31) in dessen mitte fehlen. — In Wien scheint man sehr genau nachgesucht zu haben, so dass von dort aus erhebliche vermehrung der bruchstücke wol kaum zu erwarten ist. Vielleicht aber könte man aus Melk, von wo aus Pez die blätter an Eccard gesant hatte, noch ergänzungen erhoffen, falls man dort aus Monsee stammende handschriften besitzt, die möglicherweise eine solche ausbeute gewähren könten.

Von der Isidorübersetzung hat neuerlich K. Weinhold eine sehr sorgsame, und von einer eingehenden abhandlung über sprache, heimat und alter derselben begleitete ausgabe geliefert (Die altdeutschen bruch-

1) Nach angabe dieses „Epitaphium" wäre Eccard schon 1722 bei den jesuiten zu Köln zum katholicismus übergetreten. Ist diese angabe richtig, so würde er spätestens 1722 aus Hannover entwichen sein, und das zweite blatt von Pez wahrscheinlich zwischen 1720 und 1722 erhalten haben. — Die Francia orientalis ist nur zur hälfte vollendet; in der vorrede verspricht Eccard noch zwei bände, welche demnächst folgen, und die geschichte Ostfrankens und des bistums Würzburg von könig Heinrich I. bis auf die gegenwart fortführen sollten.

stücke des tractats des bischofs Isidorus von Sevilla de fide catholica contra Judaeos. Nach der Pariser und Wiener handschrift mit abhandlung und glossar. Paderborn 1874). Nach seiner ansicht, die er in der abhandlung des näheren begründet hat, ist das lateinische die vorgenanten stücke enthaltende buch, so wie dessen deutsche übersetzung, nach 802, und in der nächsten umgebung des kaisers Karl entstanden, und der grunddialect der übertragung der Moselländische gewesen. Nach Monsee kann das lateinische buch nebst seiner fränkischen übersetzung, wie in den Denkmälern deutscher poesie und prosa von Müllenhoff und Scherer, 2. ausg., s. 526 fg. vermutet wird, durch den erzbischof Hildebold von Köln, erzkapellan Karls, während er auch abt von Monsee war (803—814), gelangt und dort von einem bairischen schreiber umgeschrieben worden sein.

Eine neue revidierte und um das neuaufgefundene blatt vermehrte ausgabe der Fragmenta theotisca bleibt zu wünschen.

HALLE, APRIL 1874. J. ZACHER.

ERSTES BLATT.

VORDERSEITE : MATTHÆUS 12, 1—14.

1 (1) In deru. ziti fuor ihs. in restitago. after satim.
sine iungirun auh uuarun hrungrage. bigunnun. raufer [1]
diu. ahar enti ezan. (2) Pharisera dhuo daz. ga
sehante. quuatun imo. See dine gungirun. tuoant.
5 daz sie nimozun tuoan. in fera tagum. (3) enti. aer.
quuat im. Inunilarut ir. huuaz david teta. duo.
in an hungarta. enti dea mit imo uuarun. (4) hueo. aer.
genc. in daz gotes hus. enti az uuizod. broth. daz.
aer. ezan nimòsa. noh dea mit imo uuarun. nibu.
10 dea. einun euuarta;
(5) Odho ni larut. ęr. in ęuu. daz dem uuehha tagum.
dea ęuuarta in demo. temple bismizant restitac.
enti sint doh anu lastar. (6) Ih sagem iu. auh daz.
mero ist hear. danne tempel. (7) Ibu. ir auh uuistit.
15 huaz ist. armhaerzin. uuillu. enti nalles gelstar.
neo niga schadot. ir den unscolom; [2]
Truhtin ist gauuisso mannes sunu. ioh.
(8) resti taga; [3]

1) *Hinter* raufer *ist ein buchstabe radiert.*
2) *Neben dieser zeile steht von späterer hand* canciones.
3) *Dahinter von späterer hand und verwischt:* homo quidam fecerat sortem ...

(9) Enti so aer. danan fuor. quuam in iro. dhinchus.
20 (10) enti see dar saar man. der hapeta ardorreta.
hant. enti fragetun inan. quuedante. Muoz man.
in uirra tagum heilan daz in an leido tin;
(11) Jaer. auh quuat. im. huuelih iuuuer ist dęr man. dęr.
ein. scaf habet. enti ibu daz in gropa fallit. in resti tagū.
25 Inu nimit iz dęr. enti heuit. iz uz. (12) huuemihhiles
ist bezira man. danne scaf. Bidiu danne
muoz man. fira tagum. uuela. tuoan. (13) Duo quat ihs.
demo manne. strechi. dina hant. enti aer. strechita.
enti uuart saar. so samahel so diu ander;
30 (14) Argengun duo uz pharisara uuorahtun garati;

RÜCKSEITE : MATTHÆUS 12, 14—28.

1 adversum eum quomodo . . . . . . p . . . . .[1] ent.
at. cxviii x. (15) Jhesus autem sciens secessit[2] inde. et secuti sunt eum multi.
et curavit eos omnes. (16) et praecepit eis. ne manifestum.
eum facerent (17) ut adimpleretur quod dictum.
5 est per esaiam. prophetam dicentem;
(18) Ecce puer meus quem elegi. dilectus meus in quo.
bene conplacuit animae meae. ponam spiritum meum
super eum et iudicium gentibus. nuntiabit;
(19) Non contendit[3] neque clamabit. neque audiet aliquis.
10 in plateis vocem eius; (20) Harundinem quassatam.
non confringet et lignum[4] fumicans non extinguet.
Donec eiciat ad victoriam iudicium. (21) et in nomine
eius gentes sperabunt;
it. cxviiii. (22) Tunc oblatus est ei. daęmonium habens.
ı. cxxvi v. 15 caecus et mutus. et curavit eum. ita ut loque.
retur et videret.
it cxx h. lxxii vii. (23) Et stupebant omnes turbae et dicebant. num quid.
hic est filius david;
t. cxxi (24) Pharisei autem audientes. Dicebant.
r. xxxii ı. cxxvi ii. 20 hic non eicit daemones. nisi in beelzebub.
principem[5] daemoniorum;
t. cxxii (25) Jhesus autem sciens cogitationes eorum. dixit eis.
ır. xxxiii omne regnum divisum contra se. desolabitur.
ı. cxviiii ii. et omnis civitas vel domus. divisa contra se.

1) *Rasur.* 2) *Vulg.* recessit. 3) *Vulg.* contendet. 4) *Msc.* linum *mit daruntergesetztem* g. 5) *Vulg.* principe.

25 non stabit. (26) et si satanas. satanan eicit. adversus.
se divisus.[1] quomodo ergo stabit regnum eius.
(27) Et si ego in belzebub. eicio daemones. filii vestri.
in quo eiciunt. ideo ipsi iudices vestri.
erunt. (28) Si autem ego in spiritu dei eicio daemones.
30 igitur pervenit in vos regnum dei;

ZWEITES BLATT.

VORDERSEITE : MATTHÆUS 12, 40—13, 1.

(40) so selb auh. so ionas uuas. in uuales uuambu. dri taga.
enti drio naht. so scal uuesan mannes sunu. in haerda.
hreuue. dri. taga. enti drio naht; (41) Dea nineuetis[2] cun.
man. arrisant in tom tage. mit desemo. chunne.
5 enti ganidarrent daz. huuanta sie. iro. hriu uun.
uuorahtun so sie ionas lerta. enti see hear. mero danne.[3]
iona; (42) Cunincgin. sundan arrisit. in tom tage mit.
desemo man chunne. enti ganidrit daz. huuanta.
siu quam fon[4] entum lantes. hrorren. uuistom.
10 salomones. enti see hear mero danne salomon;[5]
(43) So auh daer. unhreino gheist uzargengit fona manne.
ferit after durrem stetim. suohhit roa. enti. ni
findit. (44) Danne quuidit. ih huuir fu. in miin hus danan.
ih uz fuor. enti quhoman findit ital hus. besmom.
15 gacherit enti gasconit. (45) Danne gengit enti gahalot.
sibuni andre gheista. mit imo. uuir sirun. danne. aer.
enti ingangante artont dar. enti uuerdant.
dea aftrun. des mannes argorun dem erirom. so
scal uuesan desemo man chunne. argostin;
20 (46) Innandiu aer daz sprah. zadem folchum. see. siin muo
ter. enti bruoder. stuontun. uze sohhitun. siin. ga
sprahhi. (47) Quuat imo duo ein huuelih. See diin muoter
enti bruoder stanstant. uze suohhent dih;
(48) Enti aer antuurta demo zaimo zaimo sprah. quad. h.
25 Huuer ist miin muoter enti huuer sintun mine bruoder.
(49) Enti rehhita sina hant. ubar sine iungirun. quuat.
See miin muoter enti mine bruoder. (50) so huuer so auh.

1) *Vulg.* est. 2) *Vor* u *ist ein* u *radiert.* 3) *Über dieser zeile steht von späterer hand geschrieben und wider ausgewischt:* loquebantur variis linguis ..... 4) fon *ist darübergeschrieben.* 5) *Über der zeile, verwischt:* Allmechtiger here, vater ihesu christi ....

in ernust uuillun. uurchit mines fater. der in himilū. ist.
Der ist miin bru°der. enti suester. ioh moter;
30 (13,1) In demo tage genc ihs. uz fona hus. saz. biseuue;

RÜCKSEITE: MATTHÆUS 13, 2—15.

(2) et congregatae sunt ad eum turbę multae,
ita ut nacula[1] ascendens sederet et omnes[2] turba.
stabat in litore (3) et locutus est eis multa in para
bulis[3] dicens, Ecce exiit qui seminat seminare. se
5 men suum.[4] (4) et dum seminat quędam caeciderunt.
secus viam et venerunt volucres[5] et comederunt ea;
(5) Alia autem ceciderunt in petrosa ubi non habebat.[6]
terram multam. et continuo exorta sunt quia
non habebat[7] altitudinem terrae. (6) Sole autem orto. estu
10 averunt et quia non habebant radicem aruerunt.
(7) Alia autem ceciderunt in spinas. et creverunt spinae.
et suffocaverunt ea. (8) Alia vero caeciderunt in terram
bonam et dabunt[8] fructum. aliut centesimum.
aliut sexagisimum. aliut trigesimum. (9) Qui habet
15 aures audiendi audiat. (10) et accedentes disci
puli eius[9] dixerunt ei. Qua re in parabulis loque
ris eis. (11) qui respondens ait illis quia vobis da
tum est nosse mysterium[10] regni caelorum.
illis autem non est datum;
20 (12) Qui enim habet dabitur ei et habundabit.
qui autem non habet et quod habet aufe
retur ab eo;
(13) Ideo in parabulis loquor eis. quia videntes.
non vident. et audientes non audiunt.
25 neque intellegunt (14) ut adimpleretur[11] in eis. prophe
tia esaie dicentis. auditu audietis. et
non intellegetis. et videntes videbitis. et
non videbitis. (15) Ingrassatum[12] est enim. cor
populi huius et auribus graviter audierunt. et
30 oculos concluserunt[13] ne quando videant oculis et auribus.
audiebant.[14]

1) *So statt* in naviculam. 2) *So statt* omnis. 3) parabolis *Vulg.* 4) semen suum *fehlt in der Vulg.* 5) volucres cæli *Vulg.* 6) *So statt* habebant. 7) *Ebenso.* 8) *So statt* dabant. 9) eius *fehlt Vulg.* 10) mysteria *Vulg.* 11) et adimpletur *Vulg.* 12) incrassatum *Vulg.* 13) oculos suos clauserunt *Vulg.* 14) audiant *Vulg.*

ÜBER DEN SYNTACTISCHEN GEBRAUCH DER PARTICIPIA IM GOTISCHEN.

III.

Während das attributive particip bestimmend und erklärend zu dem nomen tritt, dient das appositive dazu, gewisse adverbiale nebenbestimmungen der handlung auszudrücken. Es bezeichnet daher, in welcher zeit, aus welchem grunde, in welcher absicht, unter welchen bedingungen oder einschränkungen, durch welche mittel, auf welche art und weise eine person oder ein gegenstand etwas ausführte oder erlitt. Characteristisch für das appositive particip ist es, dass es nie den artikel bei sich hat. Wie das attributive particip stimt es mit seinem nomen oder pronomen in genus, numerus und casus überein, zuweilen komt jedoch constructio per synesin vor: *þo skohsla bedun ina qiþandans, οἱ δαίμονες παρεκάλουν αὐτὸν λέγοντες*, Mt. 8, 31. Nach vorgang des griechischen originals steht auch einmal das appositive particip im singular, obwol nach der strengen regel der plural folgen müste; zu erklären ist dies wol dadurch, dass dem autor, der bisher zu einer mehrheit sprach, plötzlich ein einzelnes mitglied derselben in den vordergrund der gedanken trat: *broþrjus, jabai gafaihaidau manna in hvizai missadede, jus þai ahmeinans gaþvastjaiþ þana svaleikana . . . atsaihvands þuk silban, ibai jah þu fraisaizau, ἀδελφοὶ ἐὰν προληφθῇ ἄνθρωπος ἔν τινι παραπτώματι, ὑμεῖς οἱ πνευματικοὶ καταρτίζετε τὸν τοιοῦτον, . . σκοπῶν σεαυτὸν, μὴ καὶ σὺ πειρασθῇς*, Gal. 6, 1 (regelmässige construction wäre gewesen: *atsaihvandans izvis silbans ibai jah jus fraisaindau.*) — Ähnlich zu erklären ist die stelle Phil. 3, 3. 4: *aþþan veis sijum bimait, veis ahmin guþa skalkinondans jah hvopandans in Xāū Iesu, jah ni in leika gatrauam, jah þan ik habands trauain jah in leika, ἡμεῖς γάρ ἐσμεν ἡ περιτομή, οἱ πνεύματι θεῷ λατρεύοντες καὶ καυχώμενοι ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ καὶ οὐκ ἐν σαρκὶ πεποιθότες, καίπερ ἐγὼ ἔχων πεποίθησιν καὶ ἐν σαρκί.* Das appositive particip bezieht sich nicht auf *veis*, sondern auf den apostel allein, der sich aber in den *veis* mit inbegriffen fühlt. Der grösseren deutlichkeit halber ist das *ἐγώ*, *ik* ausdrücklich hinzugefügt, sodass die worte *jah þan — leika* den anschein eines nom. absol. gewinnen. — An einer dritten stelle tritt die unregelmässigkeit erst im got. auf, und zwar ist dieselbe dadurch entstanden, dass dem Goten ein entsprechendes wort für das griech. *ἀλλήλων* fehlte, welches er durch *anþar anþarana* widergeben muste: *usfulleiþ meina fahed, ei þata samo hugjaiþ, þo samon*

friaþva habandans, samasaivalai, samafraþjai; ni vaiht bi haifstai aiþþau lausai hauheinai, ak in allai hauneinai gahugdais anþar anþarana munands sis auhuman, πληρώσατέ μου τὴν χαρὰν ἵνα τὸ αὐτὸ φρονῆτε, τὴν αὐτὴν ἀγάπην ἔχοντες, σύμψυχοι, τὸ ἓν φρονοῦντες, μηδὲν κατὰ ἐρίθειαν μηδὲ κατὰ κενοδοξίαν, ἀλλὰ τῇ ταπεινοφροσύνῃ ἀλλήλους ἡγούμενοι ὑπερέχοντας ἑαυτῶν. Phil. 2, 2. 3. Man könte auch hier nom. absol. annehmen, aber *munands* steht entschieden in demselben verhältnisse zu *hugjaiþ* wie *habandans,* welches unzweifelhaft appositiv aufgefasst werden muss.

Es würde die grenzen der vorliegenden arbeit überschreiten, wollten wir die zahllosen stellen, an welchen das particip appositiv verwendet wird, sammeln und nach den oben angeführten kategorien ordnen. Überdies ist nirgends der subjectiven auffassung ein grösserer spielraum gewährt als hier, wo man häufig die frage kaum zu entscheiden weiss, ob das particip modale oder temporale, causale oder instrumentale beziehungen ausdrückt, und da die gotische übersetzung in den meisten fällen dem original genau folgt, so würden wir uns auf ein gebiet wagen, das billiger weise der neutestamentlichen grammatik und der theologischen exegese überlassen werden muss. Wir begnügen uns daher mit der anführung einiger beispiele, namentlich solcher, die vom griechischen texte abweichen oder in anderer hinsicht der besprechung bedürftig erscheinen.

1. Temporales particip. Dasselbe bezeichnet, dass während der haupthandlung gleichzeitig eine andere geschehe oder dass ihr eine andere vorausgegangen sei. Die griechische sprache vermochte überall beides genau zu unterscheiden, was der gotischen, da ihr ein präteritales particip des activs fehlt, meistens versagt war. Eine ausnahme bilden nur diejenigen fälle, wo intransitive verba verwendet werden oder passivische construction gewählt ist.

Ufrakjands handu attaitok imma, ἐκτείνας τὴν χεῖρα ἥψατο αὐτοῦ, Mt. 8, 3. — *hvarbondin Iesua jainþro laistidedun afar imma tvai blindans,* παράγοντι ἐκεῖθεν τῷ Ἰησοῦ, ἠκολούθησαν αὐτῷ δύο τυφλοί, Mt. 9, 27. — *galesun sik du imma manageins filu svasve ina galeiþandan in skip gasitan in marein,* συνήχθη πρὸς αὐτὸν ὄχλος πολύς, ὥστε αὐτὸν ἐμβάντα εἰς τὸ πλοῖον καθῆσθαι ἐν τῇ θαλάσσῃ, Mc. 4, 1. (Der codex argenteus liest *galeiþan,* aber Massmann, Uppström und Heyne schreiben wol mit recht *galeiþandan,* da eine solche asyndetische nebeneinanderstellung der infinitive sonst nicht vorkomt und keine griechische oder lateinische handschrift etwas entsprechendes bietet. Vgl. jedoch GL. II, 2, 254.) — *usqistiþs þridjin daga usstandiþ,* ἀποκτανθεὶς τῇ

τρίτῃ ἡμέρᾳ ἀναστήσεται, Mc. 9, 31. — *in garda qumans frah ins, ἐν τῇ οἰκίᾳ γενόμενος ἐπηρώτα αὐτούς*, Mc. 9, 33. — Vom griechischen text abweichend ist L. 5, 7: *bandvidedun gamanam ei atiddjedeina hilpan ize, κατένευσαν τοῖς μετόχοις τοῦ ἐλθόντας βοηθεῖν αὐτοῖς.* Genaue übersetzung wäre gewesen: *ei atgaggandans hulpeina.* A. Köhler (in Bartschs germanistischen studien I, 83) sieht hier einen characteristischen unterschied zwischen den germanischen und antiken (soll wol heissen classischen) sprachen, „sofern zufolge der leichten verwendbarkeit der participialen ausdrucksweise es dem griechischen und lateinischen besser möglich ist, die hauptsache stark hervorzuheben und nebensächliche momente zurücktreten zu lassen, indem man sie in form von participien untergeordnet auftreten lässt, während bei uns auch das weniger wichtige als verbum finitum gesetzt werden muss.“ Aber der angegebene unterschied waltet wol zwischen unserer heutigen sprache und den classischen ob, nicht aber zwischen diesen und der gotischen, die, wie hunderte von beispielen zeigen, sich der participialen construction noch mit vorliebe und leichtigkeit bedient. Vielmehr sah der Gote wol in dem herzukommen die haupthandlung; nur dieses, nicht die hilfeleistung, konte durch winke deutlich gefordert werden. — Auch J. 7, 9 weicht der gotische text von der lesart aller griechischen handschriften ab, stimt aber mit dem Brixianus überein, was schon GL. richtig erkanten: *þatuh þan qaþ du im visands in Galilaia, dixit iis cum esset;* griech. *ταῦτα εἰπὼν αὐτοῖς ἔμεινεν ἐν τῇ Γ.* — L. 1, 9 hat sich der übersetzer durch zu genauen anschluss an das original zu einem fehler verleiten lassen, was schon GL. (proll. XXVIII) richtig bemerkten: *hlauts imma urrann du saljan, atgaggands in alh fraujins, ἔλαχεν τοῦ θυμιᾶσαι εἰσελθὼν εἰς τὸν ναὸν τοῦ κυρίου.* Da Vulf. statt des griech. *λαγχάνειν* ein unpersönliches verbum gebraucht, so musste er auch das part. auf *imma* bezogen in den dativ stellen, also *atgaggandin* schreiben. Massmann sagt, *atgaggands* sei mit *saljan* zu verbinden: das ist richtig, doch wird der nom. dadurch nicht gerechtfertigt. — Einmal findet sich statt griech. temporalen particips ein nebensatz mit *biþe: biþe andnam þana hlaib jains, suns galaiþ ut, λαβὼν ἐξῆλθεν*, J. 13, 30. — Zuweilen wird die temporale bedeutung des particips durch hinzufügung von *nauh* und *nauh miþþan* stärker hervorgehoben: *qaþ nauh libands, εἶπεν ἔτι ζῶν*, Mt. 27, 63. — *nauh miþþan anastodjands ustaiknida*, Skeir. II a. — Vgl. Skeir. II b. IV a.

2. Causales particip. *ni magandans nehva qiman imma faura manageim, andhulidedun hrot þarei vas Iesus, μὴ δυνάμενοι προσεγγίσαι αὐτῷ διὰ τὸν ὄχλον, ἀπεστέγασαν τὴν στέγην ὅπου ἦν ὁ*

Ἰησοῦς, Mc. 2, 4. — *Herodis ohta sis Iohannen, kunnands ina vair garaihtana jah veihana,* Ἡρῴδης ἐφοβεῖτο τὸν Ἰωάννην, εἰδὼς αὐτὸν ἄνδρα δίκαιον καὶ ἅγιον, Mc. 6, 20. — 2 Co. 4, 17. 18. weicht der got. text, ohne dass eine uns bekante handschrift ihm vorangienge, beträchtlich von dem original ab: *unte þata andvairþo hveilahvairb jah leiht aglons unsaraizos bi ufarassau aiveinis vulþaus kaurei vaurkjada unsis, ni fairveitjandam þize gasaihvananc, ak þize ungasaihvanane,* τὸ γὰρ παραυτίκα πρόσκαιρον καὶ ἐλαφρὸν τῆς θλίψεως ἡμῶν καθ' ὑπερβολὴν αἰώνιον βάρος δόξης κατεργάζεται ἡμῖν, μὴ σκοπούντων ἡμῶν τὰ βλεπόμενα ἀλλὰ τὰ μὴ βλεπόμενα. Dass v. 17 die activische construction des griechischen passivisch gewant worden ist, hat Bernhardt[1] bereits richtig nachgewiesen (Heyne setzt noch in der neuesten auflage seines Ulfilas unrichtig ein semicolon hinter *unsaraizos*). In v. 18 schliesst sich im griechischen an das ἡμῖν ein gen. abs. an, das pronomen muste also widerholt werden; dies vermied der Gote, indem er das part. einfach appositiv an *unsis* anfügte. — 2 Co. 5, 4: *visandans in þizai hleiþrai svogatjam kauridai,* οἱ ὄντες ἐν τῷ σκήνει στενάζομεν βαρούμενοι; ist *visandans* wol appositiv aufzufassen (so auch Luther: dieweil wir in der hütte sind;) im griechischen ist das part. substantiviert: οἱ ὄντες, was der Gote durch *veis* (*þai*) *libandans* hätte widergeben müssen. — Eph. 4, 19: *usvenans vaurþanai.* Der got. übersetzer las in seiner vorlage ἀπηλπικότες, was die handschriften der italischen klasse (DEFG) aufweisen, während die übrigen ἀπηλγηκότες haben. Den herausgebern ist dieser umstand entgangen, auch Bernhardt führt diese stelle nicht an. — 1 Th. 3, 1: *in þizei þu ni usþulandans þanamais galcikaida uns ei biliþanai veseima in Aþeinim ainai,* διὸ μηκέτι στέγοντες εὐδοκήσαμεν καταλειφθῆναι ἐν Ἀθήναις μόνοι. Auch hier (wie L. 1, 9) hat der zu genaue anschluss an das original einen fehler veranlasst, Vulf. behält den nom. des part. bei, obgleich er das persönliche verbum εὐδοκεῖν durch das impersonale *galeikan* widergibt. Massmann ändert daher in *usþulandam* — aber wer weiss, ob wir nicht durch dieses streben die übersetzung correcter zu machen den ächt ulfilanischen text ändern.

3. Finales particip. *þatuh þan qaþ fraisands ina,* τοῦτο δὲ ἔλεγεν πειράζων αὐτόν, J. 6, 6. — *fauramaþleis þiudos vitaida baurg gafahan mik viljands,* ὁ ἐθνάρχης ἐφρούρει τὴν πόλιν πιάσαι με θέλων, 2 Co. 11, 32. — Vom griechischen abweichend ist die stelle 2 Co. 5, 11. 12: *venja jah in miþvisseim izvaraim svikunþans visan uns, ni ci aftra uns silbans uskannjaima izvis, ak lev gibandans izvis hvofluljos*

1) Kritische untersuchungen über die got. bibelübersetzung, II (Elberfeld 1868) p. 23.

fram uns, ἐλπίζω δὲ καὶ ἐν ταῖς συνειδήσεσιν ὑμῶν πεφανερῶσθαι, οὐ γὰρ πάλιν ἑαυτοὺς συνιστάνομεν ὑμῖν, ἀλλὰ ἀφορμὴν διδόντες ὑμῖν καυχήματος ὑπὲρ ἡμῶν. Der Gote hat also statt des nachsatzes mir γάρ einen abhängigen satz mit *ei* angewendet. Zu *lev gibandans* noch ein verbum des sagens zu ergänzen, wie Köhler (a. a. o. p. 84) will, halte ich nicht für nötig: die sätze *ni ei aftra* — *izvis* und *ak* — *fram uns* sind beide final aufzufassen, nur ist der beliebten abwechslung halber einmal *ei*, einmal participial-construction gewählt: „nicht um uns selbst euch anzuempfehlen, sondern um euch eine veranlassung zu geben.“ Die leichte änderung der griechischen satzbildung zeugt ebenso von selbständigkeit als von geschmack. — Appositiv und final muss man das particip auch wol 2 Co. 10, 13 auffassen, da es für griech. infin. finalis steht: *veis ni inu mitaþ hvopam, ak bi mitaþ garaideinais þoei gamat unsis guþ, mitaþ fairrinnandein und jah izvis*, ἡμεῖς δὲ οὐκ εἰς τὰ ἄμετρα καυχησόμεθα, ἀλλὰ κατὰ τὸ μέτρον τοῦ κανόνος, οὗ ἐμέρισεν ἡμῖν ὁ θεὸς μέτρον ἐφικέσθαι ἄχρι καὶ ὑμῶν. — An anderer stelle ist der infinitiv im got. beibehalten, Eph. 1, 9: *gabein anstais ganohida in uns .. kannjan unsis runa viljins seinis*, τό πλοῦτος τῆς χάριτος ἐπερίσσευσεν εἰς ἡμᾶς .. γνωρίσαι[1] ἡμῖν τὸ μυστήριον τοῦ θελήματος αὐτοῦ. — Auch *gamunands armahairteins*, μνησθῆναι ἐλέους, L. 1, 54, ist wol final zu fassen. Die gotische übersetzung stimt hier mit der lesart der vulgata: *recordatus misericordiae suae*, überein. — Mc. 10, 46 ist umgekehrt statt griechischen particips im got. inf. mit *du* getreten: *sat faur vig du aihtron*, ἐκάθητο παρὰ τὴν ὁδὸν προσαιτῶν.

4. Hypothetisches particip. *þuk taujandan armaion ni viti hleidumei þeina hva taujiþ taihsvo þeina*, σοῦ δὲ ποιοῦντος ἐλεημοσύνην μὴ γνώτω ἡ ἀριστερά σου τί ποιεῖ ἡ δεξιά σου, Mt. 6, 3. Man wird in dieser vielbesprochenen stelle *þuk taujandan* doch wol von *viti* müssen abhängen lassen, obwol der griechische text auch im gotischen eine absolute construction erwarten liesse. Aber accusativi absoluti sind im gotischen mindestens zweifelhaft (vgl. unten p. 406 fg.), dagegen komt *vitan* mit dem acc. der person vor, vgl. 2 Co. 12, 2. — *iþ þu fastands salbo haubiþ þein*, σὺ δὲ νηστεύων ἄλειψαί σου τὴν κεφαλήν, Mt. 6, 17. — *hvaiva mahts ist manna gabairan alþeis visands*, πῶς

1) So lesen FG, zwei hss. der ital. klasse und diese lesart (nicht die gewöhnliche γνωρίσας) hat offenbar dem got. übersetzer vorgelegen. A. Köhler (in Pfeiffers Germ. XII, 462) nent den got. inf. „ganz unerklärlich“ und nimt, da nach dem zusammenhange und dem griech. texte das part. *kannjands* zu erwarten gewesen wäre, „ein versehen des übersetzers“ an. Man sieht, wie unerlässlich es ist, vor der entscheidung über fragen der got. syntax die lesarten der griech. (und lat.) hss. zu vergleichen.

δύναται ἄνθρωπος γεννηθῆναι γέρων ὤν, J. 3, 4. — *gadars hvas izvara viþra anþarana staua habands stojan fram invindaim*, *τολμᾷ τις ὑμῶν πρᾶγμα ἔχων πρὸς τὸν ἕτερον κρίνεσθαι ἐπὶ τῶν ἀδίκων*, 1 Co. 6, 1. — Phil. 1, 27 sind in dem durch *jaþþe* — *jaþþe* (*εἴτε* — *εἴτε*) disjungierten conditionalsatze die griech. participia durch conjunctive, eins sogar durch adverbium widergegeben: *vairþaba aivaggeljons Xāus usmitaiþ, ei jaþþe qimau jah gasaihvau izvis, jaþþe aljaþro gahausjau bi izvis, þatei standaiþ in ainamma ahmin*, *ἀξίως τοῦ εὐαγγελίου τοῦ Χριστοῦ πολιτεύεσθε, ἵνα εἴτε ἐλθὼν καὶ ἰδὼν ὑμᾶς εἴτε ἀπὼν ἀκούσω τὰ περὶ ὑμῶν, ὅτι στήκετε ἐν ἑνὶ πνεύματι.* Wahrscheinlich hat hier die lesart der lateinischen handschriften: *sive cum venero et videro vos sive absens* auf den gotischen text eingewirkt.

5. Modales particip. *goþ þus ist hamfamma in libain galeiþan þau tvos handuns habandin galeiþan in gaiainnan*, *καλόν ἐστίν σε κυλλὸν εἰς τὴν ζωὴν εἰσελθεῖν ἢ τὰς δύο χεῖρας ἔχοντα ἀπελθεῖν εἰς τὴν γέενναν*, Mc. 9, 43. — *qemun sniumjandans*, *ἦλθον σπεύδοντες*, L. 2, 16. — *sa atta þeins jah ik vinnandona sokidedum þuk*, *ὁ πατήρ σου κἀγὼ ὀδυνώμενοι ἐζητοῦμέν σε*, L. 2, 48. — *managei sei stoþ gahausjandei*, *ὁ ὄχλος ὁ ἑστὼς καὶ ἀκούσας* (die griechischen participia sind beide attributiv), J. 12, 29. — 2 Co. 9, 11 ist das anakoluth des originals wörtlich nachgebildet (vgl. Winer, gramm. des neutest. sprachidioms, 7. aufl. p. 532), ebenso 9, 13. 14, nur steht statt des griechischen *ἐπιποθούντων*, das zu *αὐτῶν* gehört, *gairnjandans*, welches mit *mikiljandans* zu verbinden ist. Auch 10, 5. 6. und Col. 3, 16 findet sich dieselbe anakoluthie im griechischen wie im gotischen, vgl. über die letztere stelle Winer, a. a. o. 532. — Eph. 1, 16: *unsveibands aviliudo*, *οὐ παύομαι εὐχαριστῶν*, hat der Gote, soweit mir ersichtlich, gegen die autorität aller handschriften geändert, obgleich er an anderen stellen die verba des aufhörens nach griechischem vorbilde mit dem participium construiert (vgl. unten p. 429). — *ei in friaþvai gavaurhtai jah gasulidai mageiþ gafahan*, *ἐν ἀγάπῃ ἐρριζωμένοι καὶ τεθεμελιωμένοι ἵνα ἐξισχύσητε καταλαβέσθαι*, Eph. 3, 18. Bernhardt führt (I, 21) unter den beweisen, dass die codd. Ambrosiani A und B aus einer gemeinsamen quelle stammen, auch den an, dass an unserer stelle beide *gavaurhtai* für *gavaurtidai* lesen. Diese conjectur (die übrigens schon Massmann in den text aufgenommen hatte) scheint mir doch etwas gewagt. Wahrscheinlicher ist es, dass in der grundhandschrift *gavaurtai* stand, hier konte ein abschreiber, dem der griechische text nicht bekant war, leicht irtümlicher weise annehmen, dass ein *h* ausgefallen sei. — Col. 4, 2: *bidai haftjandans izvis*, *τῇ προσευχῇ προσκαρτερεῖτε.* Im griechischen text

begint mit v. 2 ein vollständig neuer satz, während der Gote durch das appositive particip an v. 1 anknüpft. — 1 Tim. 2, 9 liegt dem *fetjandeins sik* die lesart der Itala: *ornantes se* zu grunde, die griechischen handschriften haben den inf. κοσμεῖν ἑαυτάς. Aus v. 8 ist *bidjan* zu widerholen. — Über *bijandzuhþan*, Philem. 22, vgl. GL. z. d. st. und Leo Meyer, got. spr. p. 328.

6. Instrumentales particip. *siukaim handuns galagjands gahailida*, ἀρρώστοις ἐπιθεὶς τὰς χεῖρας ἐθεράπευσεν, Mc. 6, 5. — *hva taujands libainais aiveinons arbja vairþa?* τί ποιήσας ζωὴν αἰώνιον κληρονομήσω; L. 10, 25. — *ei galaubjandans ni ganisaina*, ἵνα μὴ πιστεύσαντες σωθῶσιν, L. 8, 12. GL. bemerken mit recht zu dieser stelle: *Ulf. morem suum, negationem verbo finito quod dicunt, iungendi secutus, h. l. sensui male consuluit.* — (*qam nasjands*) *ei gasaljands sik faur uns hunsl* . . *þizos manasedais gavaurhtedi uslunein*, *venit salvator, ut mactans se pro nobis victimam* . . *mundi perficeret redemptionem*, Skeir. I a. — 1 Tim. 5, 13: ἀργαὶ μανθάνουσιν περιερχόμεναι τὰς οἰκίας, muss man das part. auch wol instrumental fassen: sie lernen müssiggang dadurch, dass sie in den häusern herumgehen (Winer, a. a. o. p. 325). Der Gote setzte mit vorgang der Itala (*discunt circumire*) den inf., wodurch der sinn ein etwas anderer wurde: *unvaurstvons laisjand sik þairhgaggan gardins.*

7. Limitatives particip. *hvaiva sa bokos kann unuslaisiþs?* πῶς οὗτος γράμματα οἶδεν μὴ μεμαθηκώς, J. 7, 15. — *þu manna visands taujis þuk silban du guþa*, σὺ ἄνθρωπος ὢν ποιεῖς σεαυτὸν θεόν, J. 10, 33. — *þu vilþeis alevabagms visands intrusgiþs varst*, σὺ ἀγριέλαιος ὢν ἐνεκεντρίσθης, R. 11, 17. — *þu Iudaius visands þiudisko libais*, σὺ Ἰουδαῖος ὑπάρχων ἐθνικῶς ζῇς, Gal. 2, 14. — Mitunter wird die limitative bedeutung des part. noch durch hinzufügung der conjunctionen *jah* und *jah þan* hervorgehoben: *so vizondei in azetjam jah libandei dauþa ist*, ἡ σπαταλῶσα ζῶσα τέθνηκεν, 1 Tim. 5, 6. — Phil. 3, 4 (s. oben p. 393).

Zuweilen hat der Gote die griechische participialconstruction aufgelöst und die beiden verba finita entweder durch *jah* oder *-uh* verbunden oder asyndetisch neben einander gestellt. Seltener findet der umgekehrte fall statt, dass gotische participialconstruction eintritt, wo im griechischen verba finita vorlagen.

suns þragida ains . . *jah nam svamm fulljands aketis jah lagjands ana raus draggkida ina*, εὐθέως δραμὼν εἷς . . καὶ λαβὼν σπόγγον πλήσας τε ὄξους καὶ περιθεὶς καλάμῳ ἐπότιζεν αὐτόν, Mt. 27, 48. —

tahida ina ahma sa unhrainja jah hropjands usiddja us imma, σπαράξαν .. καὶ φωνῆσαν .. ἐξῆλθεν, Mc. 1, 26. — *galaiþ aftra in Kafarnaum jah gafrehun þata in garda ist*, εἰσελθὼν .. ἠκούσθη ὅτι εἰς οἶκόν ἐστιν, Mc. 2, 1. (Hier ist der grund der änderung, dass das got. *gahausjan* im passiv nicht persönlich construiert werden konte. Übrigens schreiben bereits einige griechische handschriften εἰσῆλθεν καὶ ἠκούσθη.) — *fairgraip bi handau þata barn qaþuh*, κρατήσας τῆς χειρὸς τοῦ παιδίου λέγει, Mc. 5, 41. — *fraqam allamma aigina jah ni mahta vas galeikinon*, προσαναλώσασα ὅλον τὸν βίον οὐκ ἴσχυσεν θεραπευθῆναι, L. 8, 43. — *suns hindarleiþ ahnuhkumbei*, εὐθέως παρελθὼν ἀνάπεσε, L. 17, 7. — *ushof augona Iesus jah gaumida .. qaþuh*, ἐπάρας .. καὶ θεασάμενος .. λέγει, J. 6, 5. — *usstigun in skip iddjedunuh ufar marein*, ἐμβάντες εἰς τὸ πλοῖον ἤρχοντο πέραν τῆς θαλάσσης, J. 6, 17. — *bigetun ina qeþunuh*, εὑρόντες εἶπον, J. 6, 25. — *ik galaiþ jah biþvahands ussahv*, ἀπελθὼν καὶ νιψάμενος ἀνέβλεψα, J. 9, 11. — *bigat ina qaþuh*, εὑρὼν αὐτὸν εἶπεν, J. 9, 35. — *ahakumbida qaþuh*, ἐπιπεσὼν λέγει, J. 13, 25. — *Iudas nam iddjuh*, λαβὼν ἔρχεται, J. 18, 3. — *gaf slah qaþuh*, ἔδωκε ῥάπισμα εἰπών, J. 18, 22. — *usvundun vipja jah galagidedun imma ana haubiþ*, πλέξαντες ἐπέθηκαν, J. 19, 2. — Col. 3, 10 scheint das part. ἐκδυσάμενοι in das verbum finitum *gahamoþ* umgewandelt zu sein, weil der gotische übersetzer ein regierendes verbum vermiste. Dasselbe ist auch, namentlich bei der gewöhnlichen versabteilung und interpunction, schwer zu finden; man setze hinter ἀλλήλους, v. 9, einen punkt, sodass mit ἀπεκδυσάμενοι ein ganz neuer satz folgt. V. 11 ist in klammern geschlossen zu denken und erst v. 12 nimt das verbum ἐνδύσασθε die participia in v. 9 und 10 wider auf. — J. 9, 25 werden die beiden verba finita durch *iþ* verbunden: *blinds vas, iþ nu saihva*, τυφλὸς ὢν ἄρτι βλέπω. — An anderen stellen fand der übersetzer die aufgelöste construction wol schon in dem ihm vorliegenden text, so L. 5, 14. 9, 59. 60. 10, 30. 16, 21. J. 9, 35. 12, 3. 36. — Die asyndetische verbindung der verba ist seltener: *gaggaiþ, ganimiþ*, πορευθέντες μάθετε, Mt. 9, 13. — *ufkunþa þo us sis maht usgaggandein; gavandjands sik in managein qaþ*, ἐπιγνοὺς .. ἐπιστραφεὶς ἔλεγεν, Mc. 5, 30. — *galaiþ, haihait*, ἐμβὰς ἠρώτησεν, L. 5, 3. — *bigat, gasat*, εὑρὼν ἐκάθισεν, J. 12, 14. (Uppstr. hat hier unnötiger weise gegen die handschrift ein *jah* in den text aufgenommen.) — *vaurkeiþ —, daileiþ*, ἐνεργεῖ —, διαιροῦν, 1 Co. 12, 11. — *gavalida —, fauragarairoþ*, ἐξελέξατο —, προορίσας, Eph. 1, 4. 5. — Hieher gehört auch wol Phil. 3, 10: *miþ kauriþs vas dauþau is*, da dieser satz als den worten *all domja sleiþa visan* (in v. 8) coordiniert anzusehen ist, während das griech. συνφορτιζόμενος (so FG) τῷ θανάτῳ αὐτοῦ appositive nebenbestimmung

des hauptsatzes ist. – Mc. 7, 19 hat schon die handschrift D das asyndeton: εἰς τὸν ἀφεδρῶνα ἐκπορεύεται, καθαρίζει πάντα τὰ βρώματα, *in urrunsa usgaggiþ, gahraineiþ allans matins.*

Gotische participialconstruction, wo im griechischen coordinierte verba finita vorliegen, ist auf wenige fälle beschränkt: *innatgaggandans in þo veihon baurg jah*[1] *ataugidedun sik managaim,* εἰσῆλθον .. καὶ ἐφανίσθησαν πολλοῖς, Mt. 27. 53. — *atgaggandin in gard þeinana vato mis ana fotuns meinans ni gaft,* εἰσῆλθόν σου εἰς τὴν οἰκίαν, ὕδωρ μοι ἐπὶ πόδας μου οὐκ ἔδωκας, L. 7, 44. — *frisaht habands — fastai,* ὑποτύπωσιν ἔχε — φύλαξον, 2 Tim. 1, 13. 14. — Hierher gehört auch R. 11, 24: *jabai auk þu us vistai usmaitans þis vilþjins alevabagmis jah aljakuns visands, intrusgiþs varst in godana alevabagm, hvan filu mais þai bi vistai intrusgjanda in svesana alevabagm?* εἰ γὰρ σὺ ἐκ τῆς κατὰ φύσιν ἐξεκόπης ἀγριελαίου καὶ παρὰ φύσιν ἐνεκεντρίσθης εἰς καλλιέλαιον, πόσῳ μᾶλλον οὗτοι, οἱ κατὰ φύσιν, ἐγκεντρισθήσονται τῇ ἰδίᾳ ἐλαίᾳ; Der Gote hat frei übersetzt und offenbar verdient die übersetzung den vorzug vor dem original, denn durch die umwandlung von ἐξεκόπης in ein particip wird die hauptsache, das einpflanzen, schärfer hervorgehoben und der ganze bau des satzes symmetrischer gemacht.

Zuweilen soll durch das appositive particip bezeichnet werden, dass die durch dasselbe ausgedrückte eigenschaft oder handlung der handlung des hauptsatzes angemessen oder ähnlich sei. In diesem falle tritt im got. *sve*, seltener *svasve* als vertreter des griech. ὡς vor das particip. Ob die in diesem angegebenen umstände als wahr und wirklich bestehend angenommen werden oder nicht, kann aus der participialconstruction an sich nicht ersehen werden, sondern nur aus dem zusammenhang der rede, jedoch sind in letzterem falle zweimal statt des griechischen particips im gotischen nebensätze eingetreten. Zuweilen werden auch die participia durch adjectiva ersetzt, oder sie wechseln mit ihnen ab.

vas laisjands ins sve valdufni habands, ἦν διδάσκων αὐτοὺς ὡς ἐξουσίαν ἔχων, Mt. 7, 29. Mc. 1, 22. — *ju gastauida sve andvairþs þana sva þata gataujandan,* κέκρικα ὡς παρὼν τὸν οὕτως τοῦτο κατεργασάμενον, 1 Co. 5, 3. — *ragin giba sve gaarmaiþs fram fraujin,* γνώμην δίδωμι ὡς ἠλεημένος ὑπὸ κυρίου, 1 Co. 7, 25. — *sva jiuka ni sve luftu bliggvands,* οὕτως πολιτεύω ὡς οὐκ ἀέρα δέρων, 1 Co. 9, 26. — *in allamma ustaiknjandans uns .. sve airzjandans jah sunjeinai, sve*

1) *Jah* und *-uh* stehen öfter pleonastisch nach dem participium: Mt. 8, 14. Mc. 8, 1. 14, 66. Lc. 9, 5. 15, 26. J. 11, 31. R. 8, 3. Skeir. IVb. Analoge beispiele finden sich auch noch im ahd., vgl. Tat. 9, 3: ***her thô arstantanti inti nam then kneht, qui consurgens accepit puerum.***

unkunþai jah ufkunnaidai, sve gasviltandans jah sai libam, ***sve talzidai*** *jah ni afdauþidai, sve saurgandans iþ sinteino faginondans,* ***sve*** *unledai iþ managans gabigjandans, sve ni vaiht* ***aihandans jah allata*** *disnimandans,* ἐν παντὶ συνιστάνοντες ἑαυτοὺς .. ὡς πλάνοι καὶ ἀληθεῖς, ὡς ἀγνοούμενοι καὶ ἐπιγινωσκόμενοι, ὡς ἀποθνήσκοντες καὶ ἰδοὺ ζῶμεν, ὡς παιδευόμενοι καὶ μὴ θανατούμενοι, ὡς λυπούμενοι ἀεὶ δὲ χαίροντες, ὡς πτωχοὶ πολλοὺς δὲ πλουτίζοντες, ὡς μηδὲν ἔχοντες καὶ πάντα κατέχοντες, 2 Co. 6, 4 — 10. — *man gadaursan* ***ana sumans þans*** *munandans uns sve bi leika gaggandans,* λογίζομαι τολμῆσαι ἐπί τινας τοὺς λογιζομένους ἡμᾶς ὡς κατὰ σάρκα περιπατοῦντας, 2 Co. 10, 2. — *ei ni þugkjaima sve þlahsjandans izvis þairh bokos,* ἵνα μὴ δόξωμεν ὡς ἂν ἐκφοβοῦντες ὑμᾶς διὰ τῶν ἐπιστολῶν,[1] 2 Co. 10, 9. — ***hva þana-seiþs*** *sve qivai in þamma fairhvau urrediþ?* τί ὡς ζῶντες ἐν κόσμῳ δογματίζεσθε; Col. 2, 20. — *gahamoþ izvis nu sve* ***gavalidai guþs,*** *veihans jah valisans,* ἐνδύσασθε οὖν ὡς ἐκλεκτοὶ τοῦ θεοῦ, ἅγιοι καὶ ἠγαπημένοι, Col. 3, 12. — *þevisa, ufhausjaiþ fraujam,* ***ni in augam skalkinondans*** *sve mannam samjandans,* οἱ δοῦλοι ὑπακούετε τοῖς κυρίοις, μὴ ἐν ὀφθαλμοδουλείαις ὡς ἀνθρωπάρεσκοι, Col. 3, 22. — **Nicht hierher** gehörig ist 1 Tim. 4, 7, da der vergleich nicht **das verbum** des hauptsatzes berührt.

ni auk svasve ni fairrinandans und izvis ufarassau ***ufþanjam*** *uns,* οὐ γὰρ ὡς μὴ ἐφικνούμενοι εἰς ὑμᾶς ὑπερεκτείνομεν ἑαυτούς, 2 Co. 10, 14. — *fauragateiha svasve andvairþs,* προλέγω ὡς παρών, 2 Co. 13, 2. — Ohne vorgang des griechischen ist diese **construction gebraucht** 2 Co. 11, 23: *svasve unvita qiþa,* παραφρονῶν λαλῶ, **dagegen liegt** 2 Co. 8, 8 *svasve fraujinonds qiþa izvis,* κατ' ἐπιταγὴν λέγω, **wol die** lesart der *it vg quasi imperans* zu grunde. — **Durch nebensätze mit** *ei* und *sve* ist griech. ὡς *cum* part. widergegeben L. 16, 1: ***fravrohiþs varþ*** *ei distahidedi aigin is,* διεβλήθη ὡς διασκορπίζων τὰ ὑπάρχοντα αὐτοῦ, und 1 Co. 4, 7: *hva hvopis sve ni nemeis,* τί καυχᾶσαι ὡς μὴ λαβών;

Über vertretung des appositiven particips durch **adverbiale ausdrücke**, s. oben p. 305.

Statt des griechischen genetivus absolutus erscheint im **gotischen**, wenige zum teil zweifelhafte fälle ausgenommen, ein **d a t i v u s a b s o l u t u s**. Wie das appositive particip drückt auch **dieser einen nebenumstand** der handlung aus; während sich aber die **apposition an ein** nomen des hauptsatzes anlehnt, ist das im dat. absol. **auftretende parti-**

1) So lesen die hss. DE. Schulze hat in seinem glossar (s. v. ***þugkjan***) die dem got. text nicht zu grunde liegende lesart ὡς ἂν ἐκφοβεῖν.

cip ganz unabhängig. Der nebensatz, in welchen der dat. absol. sich auflösen lässt, hat sein eigenes subject, welches im hauptsatze entweder gar nicht vorhanden ist oder in demselben nur eine untergeorduete stellung einnimt, d. h. als näheres oder entfernteres object oder in abhängigkeit von präpositionen steht. Niemals darf der dat. absol. dasselbe subject wie der hauptsatz haben, nur in der Skeireins, die uns offenbar in verderbtem zustande überliefert ist und mancherlei abnormitäten zeigt, scheint sich eine ausnahme von dieser regel zu finden: *at jainaim qiþandam þatei ni ainshun reike aiþþau Fareisaiei galaubidedi imma, ni fraþjandans* (*vesun*), *þatei sa raihtis Fareisaius vas, cum illi dicerent neminem principum et Pharisaeorum ei credidisse, non considerabant, illum quidem Pharisaeum esse*, VIII d. — Sehr häufig wird der dativus absol. durch die präposition *at* eingeleitet. Grimm meint (gr. IV, 899), dass dadurch der zeitbegriff fühlbarer gemacht werden solle, allein *at* erscheint auch an solchen stellen, wo an temporale beziehungen nicht wol zu denken ist (vgl. 2 Co. 5, 20. 10, 15. Eph. 2, 20. Skeir. II d.) Eine bekante tatsache ist es, dass verhältnisse, die man in früheren sprachperioden noch durch den blossen casus ausdrückte, in späteren hinzutretender präpositionen bedürfen: so mag sich auch *at* erst allmählich, vielleicht zuerst bei dativis absolutis, die eine zeitbestimmung enthielten, eingeschlichen und von dort aus weiter verbreitet haben.

Oft komt es vor, dass im gotischen das verbum des hauptsatzes den dativ derselben person, (unmittelbar oder mit hilfe einer präposition) regiert, die in dem unmittelbar voraufgehendeu (scheinbaren) dat. absol. subject ist. Im griechischen text steht entweder auch, ganz wie im gotischen, ein dativ mit dem participium voran, der dann natürlich als apposition zu dem nachfolgenden dativ im hauptsatze aufzufassen ist, oder es ist ein wirklicher gen. absol. voraufgestellt. Der letztere fall, von dem Grimm (gr. IV, 898) nur ein beispiel anführt, ist gar nicht selten, was die nachfolgende stellensamlung beweisen mag.

gaqumanaim þan im, qaþ im Peilatus, συνηγμένων οὖν αὐτῶν εἶπεν αὐτοῖς ὁ Π., Mt. 27, 17. — *sitandin þan imma ana stauastola, insandida du imma qens, καθημένου δὲ αὐτοῦ .. ἀπέστειλεν πρὸς αὐτὸν ἡ γυνή*, Mt. 27, 19. — *usleiþandin Iesua in skipa aftra hindar marein, gaqemun sik manageins filu du imma, διαπεράσαντος τοῦ Ἰησοῦ, συνήχθη ὄχλος πολὺς ἐπ' αὐτόν*, Mc. 5, 21. — *dalaþ þan atgaggandam im af þamma fairgunja, anabauþ im, καταβαινόντων δὲ αὐτῶν .. διεστείλατο αὐτοῖς*, Mc. 9, 9. — Mc. 11, 27. L. 7, 6. 42. 17, 12. 19, 33. J. 8, 30. 12, 37. 18, 22. — Offenbar nicht dat. absol. ist *fairveitjandam*, 2 Co. 4, 18, sondern es ist apposition zu dem in v. 17 stehenden

unsis, welches von *vaurkjada* abhängt. Im griechischen text steht gen. absol. μὴ σκοπούντων ἡμῶν, vgl. oben p. 396.

Die beispiele der ersteren art, dass bereits im griechischen nebensatze der dat. vorliegt, sind viel häufiger, und da Grimm a. a. o. zahlreiche belege gesammelt hat, mag es genügen, einen anzuführen: *dalaþ þan atgaggandin imma af fairgunja laistidedun afar imma iumjons managos*, καταβάντι δὲ αὐτῷ ἀπὸ τοῦ ὄρους ἠκολούθησαν αὐτῷ ὄχλοι πολλοί, Mt. 8, 1. — Wir sehen also, dass die im griechischen scharf getrenten constructionen im gotischen vollständig in einander gelaufen sind, sodass eine scheidung, wo in jedem einzelnen falle dat. absol., wo apposition anzunehmen sei, zur unmöglichkeit wird. Doch werden wir immerhin als wahrscheinlich hinstellen können, dass in den fällen, wo die dative des haupt- und nebensatzes dicht aufeinander folgen, das appositive verhältnis natürlicher erscheint; wenn beide weit von einander getrent stehen, kann leichter dat. absol. angenommen werden. Das subjective gefühl behauptet hier übrigens sein recht: der Gote, welchem in der kirche seine „*laiktjo*“ vorgelesen wurde, wird, da ihm die grammatische verbindung nicht so leicht zum bewusstsein kommen konte, mehr absolute dative gefunden haben, als der leser, welcher mit hilfe der augen das zusammengehörige verbindet. — Zu merken ist ausserdem, dass *at* in dem eben besprochenen falle niemals zum part. tritt; dies würde dafür sprechen, lieber apposition als dat. absol. anzunehmen. Auch der umstand ist nicht ausser acht zu lassen, dass der Gote zweimal, wo im griechischen das subject des gen. absol. object des hauptsatzes ist, den dat. absol. vermeidet und das participium als apposition zu dem genanten objecte hinzufügt: *inn gaggandan ina in skip baþ ina*, ἐμβαίνοντος αὐτοῦ εἰς τὸ πλοῖον, παρεκάλει αὐτόν, Mc. 5, 18. — *nauhþanuh þan fairra visandan gasahv ina atta*; ἔτι δὲ αὐτοῦ μακρὰν ἀπέχοντος, ἴδεν αὐτὸν ὁ πατήρ, L. 15, 20.

Als unzweifelhafte dativi absoluti, die ohne *at* stehen, bleiben nun nur noch folgende übrig: *nauhþanuh imma rodjandin qemun fram þamma synagogafada*, ἔτι αὐτοῦ λαλοῦντος ἔρχονται ἀπὸ τοῦ ἀρχισυναγώγου, Mc. 5, 35. — *usgaggandam im us skipa, sunsaiv ufkunnandans ina .. dugunnun ana badjam þans ubil habandans bairan*, ἐξελθόντων αὐτῶν ἐκ τοῦ πλοίου, εὐθὺς ἐπιγνόντες αὐτόν, .. ἤρξαντο ἐπὶ τοῖς κραβάττοις τοὺς κακῶς ἔχοντας περιφέρειν, Mc. 6, 54. 55. — Mc. 10, 17. 46. 11, 12. 14, 66. L. 2, 42. 43. 3, 1. 8, 45. 49. 9, 34. 37. 42. 57. 14, 32. 19, 36. J. 6, 18. R. 7, 9. 9, 1. 1 Co. 5, 4. 2 Co. 7, 5. In allen diesen stellen steht das part. praes., weit seltener ist das part. praet.: *andanahtja þan vaurþanamma .. berun du imma allans þans ubil habandans*, ὀψίας δὲ γενομένης .. ἔφερον πρὸς αὐτὸν πάντας τοὺς

κακῶς ἔχοντας, Mc. 1, 32. — *gaqumanaim þan hiumam managaim .. qaþ þairh gajukon, συνιόντος δὲ ὄχλου πολλοῦ .. εἶπεν διὰ παραβολῆς*, L, 8, 4. — *þaim sva vaurþanam hardizo þizei ungalaubjandane varþ hairto, his ita factis durius eorum incredulorum fiebat cor*, Skeir. VI c. — Höchst auffallender weise wird einmal (Skeir. I b. c) ein dat. absol. mit *jabai* eingeleitet: *jabai auk diabulau .. nih nauþjandin ak uslutondin .. jah gahvatjandin, þatuh vesi viþra þata gadob, cum enim diabolus non cogeret, sed deciperet et illiceret, id fuisset contra convenientiam.*[1]

Die von der präposition *at* begleiteten dativi absoluti sind von Grimm (IV, 898) gesammelt, es genügt also hier darauf zu verweisen und nur die übersehenen fälle nachzutragen: *at laisjandin imma þo managein jah vailamerjandin, atstoþun þai gudjans, διδάσκοντος αὐτοῦ καὶ εὐαγγελιζομένου, ἐπέστησαν οἱ ἱερεῖς*, L. 20, 1. — *at visandin auhumistin vaihstastaina silbin Xāu Iesu, ὄντος ἀκρογωνιαίου αὐτοῦ* I. X., Eph. 2, 20. — *at bajoþum daupjandam jah ainhvarjammeh seina anafilhandam daupein, miþ sis misso sik undrunnun sumai, cum uterque baptizaret et suum commendaret baptismum, inter se invicem disputarunt quidam*, Skeir. III a. — *eis at hauja managamma visandin in þamma stada, þo filusna anakumbjan gatavidedun, ii, cum foenum multum esset in eo loco, multitudinem accumbere iusserunt*, Skeir. VII b. — *at ni visandein aljai vaihtai ufar þans fimf hlaibans, cum nihil aliud esset praeter quinque panes*, ib. — *ni ainshun galagida ana ina handuns, at veihai auk is mahtai unanasiuniba unselein ize nauh disskaidandein jah ni uslaubjandein faur mel sik gahaban, nemo misit super eum manus, quia sancta enim eius virtus invisibiliter pravitatem eorum adhuc differebat nec permittebat ante tempus se capere*, Skeir. VIII a. — *liugandans bigitanda, ei ni ainshun reike aiþþau Fareisaiei galaubidedi imma, at Neikaudaimau qimandin at imma in naht jah miþ balþein faur sunja insakandin im jah qiþandin, mentientes deprehendebantur, neminem ex principibus aut Pharisaeis credidisse ei, cum Nicodemus venisset ad eum noctu .. et certaret .. et diceret*, Skeir. VIII c. — Über Skeir. VIII d ist schon oben (p. 403) gesprochen worden. Nicht minder seltsam ist eine zweite stelle dieser schrift (II d), wo der dat. absol. plötzlich in den nomin. oder acc. abs. überzugehen scheint: *naudiþaurfts vas jah gadob vistai du garehsn daupeinais andniman, at raihtis mann us missaleikom vistim ussatidamma, us saivalai raihtis jah leika jah anþar þize anasiun visando anþaruh þan ahmein, necessarium enim erat et conveniens naturae, consilium baptismi accipere, cum quidem*

[1] Sehr ansprechend ist die conjectur von Vollmer (die bruchstücke der Skeireins, München 1862. 8. p. 3), welcher für *jabai* **sunjaba** lesen will.

homo diversis naturis compositus sit, anima scilicet et corpore, et alterum eorum visibile sit alterum spirituale.

Wie bei dem appositiven particip, so wird auch beim dat. absol. die temporale bedeutung durch die adverbia *nauh, nauhþan* und *nauhþanuh* zuweilen ausdrücklich hervorgehoben: Mc. 5, 35. 14, 43. L. 8, 49. 9, 42. 14, 32. Skeir. VIII a.

Wir kommen jetzt zu den vielbesprochenen stellen, wo andere casus als der dativ in absoluter construction erscheinen. Der nom. absol. beschränkt sich auf die beiden bereits von J. Grimm (gr. IV, 895) angeführten fälle: *vaurþans dags gatils*, γενομένης ἡμέρας εὐκαίρου, Mc. 6, 21. — *urrann sa dauþa gabundans handuns jah fotuns, ja vlits is auralja bibundans*, ἐξῆλθεν ὁ τεθνηκὼς δεδεμένος τοὺς πόδας .. καὶ ἡ ὄψις αὐτοῦ σουδαρίῳ περιεδέδετο, J. 11, 44. Köhler[1] nimt an beiden stellen eine ellipse von *vas* an und hält Grimms bedenken, dass Vulfila in dem ersten beispiele statt *vaurþans vas* wol eher einfach *varþ* geschrieben haben würde, für unbegründet, „da an der betreffenden stelle entschieden das plusquamperfect gefordert werde.“ Es wird aber doch bei Grimms ansicht, dem auch H. Rückert[2] beistimt, sein bewenden haben müssen, da Vulfila sonst stets griechische plusquamperfecta act. durch einfache präterita ausdrückt, vgl. L. 8, 2. Mc. 15, 7. 10. J. 6, 17. 7, 30. 8, 20. 9, 22. 11, 19. 30. 18, 5. 6. 18.[3]

Genet. absol. begegnet nur Mc. 16, 1: *invisandins sabbate dagis*, διαγενομένου τοῦ σαββάτου. Grimm (gr. IV, 896) und GL. zu d. st. sind geneigt hier temporalen genetiv anzunehmen.

Accusat. absol. Die stelle Mt. 6, 3, wo Grimm (gr. IV, 899) den acc. absol. für unbestreitbar hält, habe ich (in übereinstimmung mit Köhler) oben p. 397 auf andere weise zu erklären versucht. — Mc. 6, 22 ist der acc. absol. von Uppström durch änderung von *dauhtar* in *dauhtr* beseitigt worden, eine conjectur, die mir (mit Heyne und Köhler) unbedenklich erscheint, wenn sich auch Rückert (a. a. o. p. 416) gegen die zulässigkeit derselben der autorität des cod. arg. gegenüber ausgesprochen hat. — Der letztere will noch an folgenden stellen absolute accusative erkennen: Skeir. II d (vgl. oben p. 405); III c, wo er den text durch conjectur folgendermassen ändert: *unte vitoþ þize unfaurveisane aflet missadede ain allaizo raidida: azgon kalbons gabrannidaizos utana bibaur-*

1) Über den syntact. gebrauch des dat. im gotischen, (in Pfeiffers Germ. XI 261—305).

2) Die got. absoluten nom. und acc. constructionen, (in Pfeiffer's Germ. XI, 415—423).

3) Hierdurch berichtigt sich auch die angabe Grimms (gr. IV, 149), dass got. prät. das griech. plusquamperfect nicht widergebe.

geinais; afaruh þan þo in vato vairpandans hrain jah hyssopon jah vullai raudai ufartrusnjandans, svasve gadob þans ufarmiton munandans;[1] IVa (*nauh unkunnandans*); VIIId (*ni fraþjandans,* vgl. oben p. 403); — also 4 stellen aus der Skeireins, auf die man wegen ihrer schlechten überlieferung keine zwingenden schlüsse bauen kann. Überdies fordert das *afaruh þan* in IIIc notwendig ein verbum finitum nach sich: dies ist also entweder ausgefallen oder die participia stehen, wie dies in der Skeir. öfter der fall zu sein scheint, geradezu an stelle desselben. — *nauh unkunnandans,* IVa, kann man vielleicht zu dem nachfolgenden *ins* ziehen, vgl. übrigens zu d. st. oben p. 311. — Auch Grimm (gr. IV, 900) will eine Stelle der Skeireins hierher ziehen, und zwar VIb. c: *iþ þo veihona vaurstva — gabandvjandona.* Nimt man aber die dort stehenden participia alle für absolut, so fehlt dem satze das praedicatsverbum: ich bin daher geneigt, mit Köhler *visandona* und *gasvikunþjandona* attributiv zu fassen (was auch Grimm für möglich hält), *gabandvjandona* muss aber prädicativ sein. Freilich ist es wunderbar, dass der Gote nicht lieber einfach *gabandvjand* schrieb, aber der verfasser der Skeireins scheint es geliebt zu haben, participia für das verb. finitum zu setzen. — Mit recht erklärt Grimm (a. a. o.) *usgaggandan ina* Mt. 26, 71 nicht für einen absoluten, sondern für einen appositiven accusativ, ebensowenig kann man aber auch L. 15, 20 einen absoluten acc. statuieren, wenn auch im gr. original genet. absol. vorliegt, vgl. oben p. 404. (Das beispiel L. 9, 42, welches Grimm ausserdem noch anführt, beruht auf einem lesefehler, vgl. Heyne z. d. st.) — Endlich kann man auch Mt. 27, 1 *at maurgin vaurþanana* nicht für einen acc. absol. erklären, sondern derselbe wird von der präposition regiert. GL. zu d. st. vergleichen richtig die redensarten *at mel, at dulþ,* Mc. 12, 2. L. 2, 41. — Dass es im gotischen accusativi absoluti gab, muss also mindestens als zweifelhaft erscheinen, namentlich halte ich es für durchaus unwahrscheinlich, dass man, wie Grimm meint, *maurgin vaurþanana* statt *maurgina vaurþanamma* habe sagen dürfen.

Zuweilen wird der griechische gen. absol. durch einen nebensatz aufgelöst, welcher gewöhnlich von der conjunction *biþe* eingeleitet wird: *biþe is anakumbida in garda, αὐτοῦ ἀνακειμένου ἐν τῇ οἰκίᾳ,* Mt. 9, 10. — *biþe ut usiddjedun eis, αὐτῶν δὲ ἐξερχομένων,* Mt. 9, 32. — *biþe usdribans varþ unhulþo, ἐκβληθέντος τοῦ δαιμονίου,* Mt. 9, 33. — Mc. 1, 42.

1) Durch gütige mitteilung des herrn prof. Zacher erfahre ich, dass auch Wackernagel in der 5. aufl. seines lesebuchs (p. 37) eine correctur dieser stelle versucht hat; dieselbe ist weniger künstlich und daher ansprechender: *unte vitoþ þize unfaurveisane missadede ainaho vato garaidida: azgon kalbons gabrannidaizos utana bibaurgeinais* usw.

4, 17. 6, 2. L. 4, 42. 15, 14. 19, 37. — Zweimal erscheint statt dessen *miþþanei: miþþanei is rodida þata du im, ταῦτα αὐτοῦ λαλοῦντος αὐτοῖς*, Mt. 9, 18. — *miþþanei þan sagq sunno, δύνοντος τοῦ ἡλίου*, L. 4, 40; einmal *sve: sve faridedun, πλεόντων αὐτῶν*, L. 8, 23. — *μεσούσης τῆς ἑορτῆς*, J. 7, 14 wird übersetzt *ana midjai dulþ:* wahrscheinlich hat dem Goten ein dem *μεσοῦν* entsprechendes verbum gefehlt. — R. 9, 11 werden die genetivi absoluti *γεννηθέντων, πραξάντων* in verba finita aufgelöst, wodurch ein starkes asyndeton entsteht. Hierzu hat den Goten wahrscheinlich der mangel eines präteritalen part. act. veranlasst, denn auf starke hervorhebung des begriffes der vollendung kam es in der vorliegenden stelle hauptsächlich an. Ein ähnlicher grund hat vielleicht die änderung J. 6, 23 herbeigeführt: *qemun nehva þamma stada, þarei matidedun hlaif, ana þammei aviliudoda frauja, ὅπου ἔφαγον τὸν ἄρτον εὐχαριστήσαντος τοῦ κυρίου.*

IV.

Seine häufigste verwendung findet das particip, um in verbindung mit einem verbum eine aussage über einen gegenstand zu machen (prädicatives particip). Besonders umfangreich ist im gotischen der gebrauch des part. prät., welches hauptsächlich dazu benutzt wird, die dieser sprache bereits verloren gegangenen tempora des passivs mit hilfe der auxiliaria *visan* und *vairþan* zu umschreiben. Das griechische bedurfte dieser umschreibungen in den meisten fällen noch nicht, es ist interessant zu beobachten, wie schon in der ältesten erhaltenen gestalt unsere sprache, der in vielen andern fällen damals noch genauer anschluss an das original verstattet war, hierin bereits weit von ihm sich scheidet.

J. Grimm spricht sich in seiner grammatik (IV, 11 sq.) über diese umschreibungen folgendermassen aus: „Welche verschiedenheit des sinnes der Gote mit *im, vas* und *varþ* in diesen zusammenstellungen verband, ist schwer zu sagen. Für natürlich sollte man halten, dass dadurch gestrebt worden sei, die abweichung der griechischen tempora und namentlich des imperf., perf. und der aoriste zu erfassen. Vorzugsweise scheint allerdings das praet. perf. mit *im*, das imp. und die aor. mit *vas* und *varþ* umschrieben. Beachtenswert stehen J. 16, 21 *gabaurans ist* (womit das activum *γεννήσῃ* ausgedrückt wird) und *gabaurans varþ* neben einander. Aber auch *vas* und *varþ* dienen für perf. des urtextes und *im* für aoriste. *hauhiþs im* ist zwar *δεδόξασμαι*, *hauhiþs vas ἐδοξάσθην*, allein letzteres wird auch *hauhiþs im* ausgedrückt. *gasveraiþs vas* und *varþ* geben ganz das nämliche griechische tempus wider. Es kann mithin kein sehr merkbarer unterschied zwischen der dreifachen got. form

bestanden haben, man müste denn annehmen, Ulf. habe für die feinheit der verschiedenen griech. tempora kein gefühl gehabt und willkürlich oder schwankend got. formen ergriffen. Warum liess er sich aber nicht an einer einzigen got. form genügen? Da er die griech. activtempora der vergangenheit durch sein einziges got. praet. ausdrückte, so wäre auch für die umschreibung des pass. keine grössere got. mannigfaltigkeit zu entwickeln gewesen. Festzuhalten ist, dass alle diese got. formen die vergangenheit umschreiben und *numans im* niemals *capior* bedeutet."

Das ist freilich ein ziemlich negatives resultat, bei dem wir uns schwerlich werden beruhigen können. Was zunächst die frage betrifft, warum sich Vulfila nicht an einer form zur widergabe der passivischen vergangenheit genügen liess, so ist die einfache antwort darauf die, dass die genanten drei umschreibungen in der gotischen sprache lebendig waren, während für das act. praeteritum nur eine form existierte. Und dass Vulf. diese dreifache umschreibung nicht zur genauen unterscheidung der griech. tempora, die er im original vorfand, gebrauchte, wird wol auch seinen guten grund haben. Wo decken sich denn zwei sprachen so genau, dass überall, wo die eine ein bestimtes tempus verwendet, die andere ein genau entsprechendes dafür einsetzt? Hat nicht vielmehr jede eine verschiedene auffassungsweise und zeigt sich nicht die selbständigkeit des gotischen übersetzers auch darin, dass er ohne sclavische rücksichtnahme auf den ihm vorliegenden text mit den formen seiner muttersprache frei und nach eigenem ermessen schaltete? Versuchen wir einmal, ob es nicht möglich sein wird, einen unterschied in dem gebrauche von *im, vas* und *varþ* aufzufinden.

Was die widergabe der griechischen passivischen tempora anbetrifft, so habe ich nach genauer zummenstellung der einschlägigen stellen folgendes resultat erhalten: Das part. praet mit *im* übersetzt den griech. aor. pass., das perf. pass. und das praes. pass. Das letztere wird bekantlich von Grimm geleugnet, ich werde also die beweisstellen angeben müssen: *gaþrafstidai sijum*, παρακαλούμεθα, 2 Co. 1, 4; *ufarfulliþs im*, ὑπερπερισσεύομαι, 2 Co. 7, 4; *afslausiþs im*, ἀποροῦμαι, Gal. 4, 20; *gatimridai sijuþ*, οἰκοδομεῖσθε, Eph. 2, 22; *dishabaiþs im* (dies *im* ist ein zusatz von Uppstr., aber ein notwendiger) συνέχομαι, Phil. 1, 23. Das sind freilich nur fünf stellen und zwei davon haben keine beweiskraft, denn *ufarfulliþs im* und *afslausiþs im* sind nicht wörtliche übersetzungen von ὑπερπερισσεύομαι und ἀποροῦμαι, gegen die übrigen drei lässt sich aber kein einwand erheben. — Das part. praet. mit *vas* gibt das imperf. pass., den aor. pass., das perf. pass. und das plusquamperf. pass. wider. — Das part. praet. mit *varþ* vertritt den aor., das imperf. und perf. pass. Man sieht also, dass sich

die drei formen in der widergabe griechischer tempora keineswegs genau decken: die umschreibung mit *im* hat vor den andern beiden die fähigkeit voraus, auch das praes. pass. auszudrücken, ist aber nicht fähig, imperf. und plusquamperf. pass. widerzugeben; die umschreibung mit *vas* hat ein tempus mehr zu vertreten als die mit *varþ*, nämlich das plusquamperf. Allen dreien umschreibungen gemeinsam ist perf. und aor. pass., hieraus schon sieht man, dass aus der widergabe der griech. tempora kein genügender schluss auf den unterschied der got. umschreibungen gemacht werden kann. Versuchen wir es daher, diesen unterschied aus der ursprünglichen bedeutung der beiden hilfsverba abzuleiten.

Die formen des got. verbum substantivum leiten sich von zwei stämmen ab, von denen der stamm *as-* schon im skr. allein die bedeutung des seins[1] widerzugeben scheint, während der stamm *vas-* noch die concretere bedeutung wohnen aufweist. Bekantlich haben auch im gotischen dis praesensformen von *visan* noch die bedeutung *manere*, sodass für die bedeutung *sein* das praesens von der wurzel *as-* gebildet werden muste. — *vairþan* dagegen, zu demselben stamme wie das lat. *vertere* gehörig, geht zurück auf die skr. wurzel *vart-*, die ursprünglich die bedeutung „sich drehen“ gehabt zu haben scheint, woraus sich dann der begriff „werden, entstehen“ leicht entwickeln mochte. So liegt in den wurzeln *as-* und *vas-* der begriff der ruhe, der vollendung, in *vart-* der der bewegung, entstehung. Als ruhe erscheint uns aber ein dauernder zustand, als bewegung eine handlung.

Hiervon ausgehend können wir folgendes als ergebnis dieser betrachtung aufstellen: Die formen *ist* und *vas* bezeichnen die dauer, jene die dauer in der gegenwart, diese die dauer in der vergangenheit. Tritt an diese formen das part. praet. heran, so muss die umschreibung mit *ist* bezeichnen, dass das subject, von dem die rede ist, als ein vollendetes, fertiges existiert, die umschreibung mit *vas*, dass es als ein vollendetes, fertiges existiert hat.

Die umschreibung mit *varþ* drückt dagegen das eintreten einer veränderung aus, sie schildert nicht einen zustand, sondern eine handlung, die in der vergangenheit vor sich gegangen ist. Dass eine handlung in der gegenwart geschieht, bezeichnet das part. praet. mit *vairþa*, eine verbindung, die selten vorkomt und von Grimm nicht behandelt ist. Dieselbe umschreibung muss, da im got. das praes. zugleich die functionen des futurs vertritt, auch ausdrücken, dass eine handlung in der zukunft vor sich gehen wird. Übrigens wird der begriff der vollen-

1) Diese bedeutung hat sich nach Curtius (gr. etym. no. 564) aus der des atmens entwickelt.

dung, welcher in dem part. praet. liegt, durch die verbindung mit *vairþan* abgeschwächt, sodass dasselbe beinahe präsentiale geltung erhält.

Es bleibt nun noch übrig, die oben gemachten aufstellungen durch beispiele zu belegen.

1. Part. praet. mit *im*. *qiþan ist*, ἐρρήθη (es existiert der ausspruch), Mt. 5, 21. 27. 31. 33. 38. 43. — *ni vaiht ist gahuliþ*, οὐδέν ἐστιν κεκαλυμμένον, Mt. 10, 26. — *tagla haubidis alla garaþana sind*, αἱ τρίχες τῆς κεφαλῆς πᾶσαι ἠριθμημέναι εἰσιν, Mt. 10, 30. — *þaiei hnasqjaim gavasidai sind*, οἱ τὰ μαλακὰ φοροῦντες, Mt. 11, 8. — *gameliþ ist*, γέγραπται (es steht geschrieben), Mt. 11, 10. Mc. 1, 2 u. ö. — *usgaisiþs ist*, ἐξέστη (er ist von sinnen gebracht und dauernd wahnsinnig), Mc. 3, 21. — *izvis atgiban ist kunnan runa þiudangardjos guþs*, ὑμῖν δέδοται γνῶναι. τὸ μυστήριον (ihr besitzt die gabe), Mc. 4, 11. — *galaisiþs is*, κατηχήθης, L. 1, 4. — *andhausida ist bida þeina*, εἰσηκούσθη ἡ δέησίς σου, L. 1, 13. — *insandiþs im*, ἀπεστάλην, L. 1, 19. — *gabaurans ist*, ἐτέχθη (ist geboren und lebt, *g. varþ* würde nur einfach den moment der geburt erzählen), L. 2, 11. — *atgiban ist*, παραδέδοται, L. 4, 6. — *namna izvara gamelida sind in himinam*, τὰ ὀνόματα ὑμῶν ἐγγέγραπται ἐν τοῖς οὐρανοῖς, L. 10, 20. — *all mis atgiban ist fram attin meinamma*, πάντα μοι παρεδόθη ὑπὸ τοῦ πατρός μου, L. 10, 22. — *ni ainshun mag qiman at mis, niba ist atgiban imma fram attin meinamma*, ἐὰν μὴ ᾖ δεδομένον αὐτῷ, J. 6, 65. — *meinata mel ni nauh usfulliþ ist*, ὁ ἐμὸς καιρὸς οὔπω πεπλήρωται (die zeit befindet sich noch im zustande der unvollendetheit, vgl. J. 7, 6; *mel izvar sinteino ist manvu*), J. 7, 8. — Vgl. J. 7, 47. 8, 41. 17, 10. 18, 37. R. 7, 2. 13, 1. 1 Co. 1, 13. 4, 4. 5, 7. 7, 14. 15. 23. 27. 12, 13. 15, 27. 2 Co. 4, 3. 7, 4. 13. 9, 2. 12, 7. Gal. 2, 17. 3, 27. 5, 11. 13. 6, 14 Eph. 2, 5. 8. 3, 5. 4, 1. 4. 7. 21. 30. Phil. 1, 16. 29. 3, 8. 4, 12. Col. 4, 3. 1 Th. 3, 3. 7. 4, 9. 2 Th. 1, 10. 1 Tim. 1, 9. 11. 2, 7. 6, 12. 2 Tim. 1, 11. 2, 9. 3, 14. 4, 8. Tit. 1, 3. 15. — Der unterschied zwischen den umschreibungen mit *ist* und *varþ* wird deutlich, wenn beide unmittelbar auf einander folgen: *nu gasveraids varþ sunus mans jah guþ hauhiþs ist in imma*, νῦν ἐδοξάσθη ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου καὶ ὁ θεὸς ἐδοξάσθη ἐν αὐτῷ, J. 13, 31. Hier ist dieselbe griech. form einmal durch die umschreibung mit *ist* und einmal durch die mit *varþ* ausgedrückt. Werden wir deshalb mit Grimm annehmen müssen, dass der Gote willkürlich mit den formen wechselte? Keineswegs, sondern der Gote hat die beiden ἐδοξάσθη in verschiedenem sinne aufgefasst, insofern die verherlichung des sohnes nur während der kurzen zeit seiner leiblichen erscheinung und nur in

gewissen momenten erfolgt, während der opfertod Jesu gott zur dauernden verherlichung dient. — Ähnlich der unterschied J. 16, 21: *qino þan bairiþ, saurga habaiþ .. iþ biþe gabauran ist barn, ni þanaseiþs ni gaman þizos aglons, unte gabaurans varþ manna in fairhvau, ὅταν δὲ γεννήσῃ τὸ παιδίον οὐκέτι μνημονεύει τῆς θλίψεως ὅτι ἐγεννήθη ἄνθρωπος εἰς τὸν κόσμον,* (sobald die geburt vollendet ist, denkt sie nicht mehr der trübsal, denn ein mensch wurde geboren).

2. Part. praet. mit *vas*. *razn gasuliþ vas ana staina, ἡ οἰκία τεθεμελίωτο ἐπὶ τὴν πέτραν,* Mt. 7, 25. — *vesun afdauidai jah fravaurpanai, ἦσαν ἐσκυλμένοι καὶ ἐρριμένοι,* Mt. 9, 36. — *afþaursiþs vas, ἐδίψησα,* Mt. 25, 42. — *miþþanei vrohiþs vas, ἐν τῷ κατηγορεῖσθαι αὐτόν,* Mt. 27, 12. — Mc. 1, 6. 5, 4. 10, 40. 15, 26. 28. 46. L. 2, 17. 20. 21. 26. 33. 3, 23. 4, 16. 26. 29. 38. 6, 48. 8, 2. 27. 29. 37. 9, 32. 45. 16, 20. 17, 27. J. 3, 24. 6, 18. 7, 39. 9, 32. 11, 38. 12, 16. 18, 10. R. 7, 6. 8, 36. 1 Co. 7, 20. 24. 11, 23. 15, 4. 2 Co. 1, 8. 7, 7. 9. 11, 25. 33. 13, 4. Gal. 2, 3. 7. 11. 3, 1. 4, 23.

3. Part. praet. mit *varþ*. *usvaurhta gadomida varþ so handugei, ἐδικαιώθη ἡ σοφία,* Mt. 11, 19. — *du stauai gatauhans varþ, ad iudicium ductus est* (so liest der Brixianus, die griech. handschriften haben κατεκρίθη, vgl. Bernhardt, I, 9) Mt. 27, 3. — *haitans varþ, ἐκλήθη,* Mt. 27, 8. — *sabbato in muns varþ gaskapans, τὸ σάββατον διὰ τὸν ἄνθρωπον ἐγένετο,* Mc. 2, 27. — *sva varþ galeikaiþ in andvairþja þeinamma, sit placuit ante te* (so der Brixianus, die griech. handschriften lesen εὐδοκία ἐγένετο ἔμφροσθέν σου) L. 10, 21. — Mc. 3, 26. 6, 3. 8, 25. 9, 4. 16, 11. L. 6, 18. 7, 35. 8, 5. 20. 9, 17. 36. 16, 1. 22. 17, 14. 17. 18. J. 9, 34. 12, 38. 13, 31. 16, 11. 21. R. 7, 4. 6. 10. 10, 20. 11, 17. 24. 30. 15, 4. 1 Co. 1, 13. 7, 18. 15, 54. 2 Co. 4, 1. 7, 13. 14. 12, 4. 12. Gal. 2, 13. 20. Eph. 1, 13. 3, 8. Phil. 3, 12. 4, 10. Col. 1, 16. 1 Tim. 2, 13. 14. 3, 16. 4, 14. 6, 10. Neh. 6, 15. 16. 7, 1. Skeir. IIIb.

Besonders klar tritt der unterschied der umschreibungen mit *vas* und *varþ* in folgenden beispielen hervor, wo beide neben einander stehen: *sunus meins dauþs vas jah gaqiunoda jah fralusans vas jah bigitans varþ,* L. 15, 24. 32. — 1 Tim. 1, 13 heisst *gaarmaiþs vas:* ich hatte gnade gefunden, war begnadigt, v. 16 *duþe gaarmaiþs varþ:* deshalb erlangte ich diese gnade. Der griechische text bietet beide male ἠλεήθην, die feine unterscheidung, die dem sinne durchaus angemessen ist, ist also des übersetzers eigentum: wir sehen wider, dass derselbe nicht mechanisch zu werke ging, sondern so tief in das verständnis der

schrift einzudringen suchte, dass er es wagen konte, selbst genauer als das original den sinn einer stelle zu präcisieren. — *runa sei gafulgina vas fram aivam jah fram aldam, iþ nu gasvikunþida varþ þaim veiham is, τὸ μυστήριον τὸ ἀποκεκρυμμένον .. νυνὶ δὲ ἐφανερώθη*, Col. 1, 26.

4. Part. praet. mit *vairþa* komt nur einmal an stelle des griechischen futuri pass. vor: *ni in vaihtai gaaiviskoþs vairþa, ἐν οὐδενὶ αἰσχυνθήσομαι*, Phil. 1, 20, während an zwei anderen stellen bereits im original umschreibung mit *γίγνεσθαι* vorliegt: *ni haitais frijonds þeinans .. ibai aufto jah eis aftra haitaina þuk jah vairþiþ þus usguldan, μὴ φώνει τοὺς φίλους σου .. μήποτε καὶ αὐτοὶ ἀντικαλέσωσίν σε καὶ γένηται ἀνταπόδομά σοι*, L. 14, 12. — *vairþiþ ungavagidai, γίνεσθε ἀμετακίνητοι* (= *μὴ μετακινεῖσθε*) 1 Co. 15, 58. — Statt dieser umschreibung mit *vairþan* hätte, wo nicht etwa der imperativ auszudrücken war, auch das vorhandene praes. pass. gewählt werden können, wie ja auch wirklich *ἀρτυθήσεται* durch *gasupuda* übersetzt worden ist, Mc. 9, 50. Der grund, weshalb die schwerfällige construction mit *vairþan* zuweilen vorgezogen wurde, war offenbar der, misverständnisse zu verhüten. In der stelle Phil. 1, 20 wurde *gaaiviskoþs vairþa* statt *gaaiviskoda* gewählt, weil man die letztere form für das praet. act. hätte ansehen können.

Dass die oben aufgestellten regeln über den gebrauch der gotischen umschreibungen richtig sind, wird durch die weithin überwiegende mehrzahl der stellen, in welchen dieselben vorkommen, bestätigt. Jedoch ist nicht zu leugnen, dass mehrfache ausnahmen stattfinden. Es wird nämlich auch das part. praet. mit *ist* zuweilen angewant, um eine in der vergangenheit geschehene handlung zu erzählen, und zwar wird diese damit als ein für alle zeiten feststehendes, unbezweifelbares factum dargestellt; man will nicht bezeichnen, dass die handlung selbst in der gegenwart fortdauere, wol aber dass dieselbe noch gegenwärtig für historisch wahr gehalten werde. Bei Vulf. komt dieser fall, soviel ich weiss, nur an einer stelle vor: 1 Co. 15, 5. 6 wird griech. *ὤφθη* einmal durch *ataugiþs ist* und einmal durch *gasaihvans ist* gegeben, wo der regel nach die umschreibung mit *varþ* hätte erwartet werden müssen. — Wir kennen diesen gebrauch noch im nhd., setzen freilich der umschreibung mit *ist* gewöhnlich das part. *worden* hinzu: er ist gesehen worden und er wurde gesehen. — Einmal komt es auch vor, dass part. praet. mit *ist* steht, wo wir *vas* erwartet hätten: *gaumidedun þammei afvalviþs ist sa stains, θεωροῦσιν ὅτι ἀνακεκύλισται ὁ λίθος*, Mc. 16, 4. Hier ist offenbar das streben, der erzählung eine grössere lebendigkeit zu geben, grund zu der abweichung gewesen; der der vergangenheit angehörige umstand wird in die gegenwart gerückt, ein mittel, dessen wir uns auch

heute noch in gesteigertem affecte bedienen. Seltsam ist nur in dem vorliegenden beispiel die verletzung der consecutio temporum, welche der Gote leicht hätte vermeiden können, wenn er das im original vorliegende praes. historicum in der übersetzung beibehalten hätte.

Schwieriger ist die tatsache zu erklären, dass statt *varþ* zuweilen *vas* zur erzählung einer in die vergangenheit fallenden handlung verwendet wird. Die fälle sind nicht häufig und müssen einzeln besprochen werden. L. 4, 17 heisst es im griech. text: ἐπεδόθη αὐτῷ βιβλίον τοῦ προφήτου Ἡσαίου καὶ ἀναπτύξας τὸ βιβλίον εὗρεν τὸν τόπον. Vulfila übersetzt: *jah atgibanos vesun imma bokos .. jah uslukands bigat.* Hier scheint das *vesun* durch den gedanken veranlasst zu sein, dass die übergabe des buches vollendet sein muste, ehe Christus dasselbe aufschlagen konte. — L. 7, 12 *utbaurans vas naus*, ἐξεκομίζετο τεθνηκώς, wird die handlung als eine dauernde aufgefasst: die leiche befand sich in den händen der träger, als Jesus sich dem tore näherte. — J. 12, 5 lautet die got. übersetzung: *duhve þata balsan ni frabauht vas .. jah fradailiþ vesi þarbam?* griech. ἐπράθη, ἐδόθη. Vulf. scheint sich den gedankengang des Judas folgendermassen vorzustellen: warum hat man den balsam nicht verkauft? dann hätte man das geld den armen geben und es hätte dieser misbrauch nicht geschehen können. — L. 4, 27: *ni ainshun gahrainids vas alja Naiman sa Saur*, οὐδεὶς ἐκαθαρίσθη εἰ μὴ Ναιμὰν ὁ Σύρος (es war noch niemand gereinigt worden, als die reinigung Naimans statt fand?) — Einige stellen bereiten jedoch erklärungsversuchen fast unbesiegbare schwierigkeit: *usiddjedun du imma all Iudaialand jah Iairusaulymeis jah daupidai vesun allai in Iaurdane ahvai fram imma*, ἐξεπορεύετο .. καὶ ἐβαπτίζοντο, Mc. 1, 5. — *qam Iesus fram Nazaraiþ Galeilaias jah daupiþs vas fram Iohanne in Iaurdane*, ἦλθεν .. καὶ ἐβαπτίσθη, Mc. 1, 9.[1] — *Iesus in þizaiei naht galeviþs vas nam hlaif*, ὁ Ἰησοῦς ἐν τῇ νυκτὶ ᾗ παρεδίδετο, ἔλαβεν ἄρτον, 1 Co. 11, 23.[2]

varþ statt *vas* findet sich nur nach den conjunctionen *þanuh þan*, *afar þatei* und *biþe*: *þanuh þan usdribana varþ so managei*, ὅτε δὲ ἐξεβλήθη ὁ ὄχλος, Mt. 9, 25. — *biþe usdribana varþ unhulþo*, ἐκβληθέντος τοῦ δαιμονίου, Mt. 9, 33. — *afar þatei atgibans varþ Iohannes*, μετὰ τὸ παραδοθῆναι τὸν Ἰωάννην, Mc. 1, 14. — Hier ist wol anzunehmen, dass sich der übersetzer die austreibung, die überlieferung als

1) Neben *daupiþs* steht niemals *varþ*. Soll vielleicht durch die verbindung mit *vas* angedeutet werden, dass die taufe einen dauernden heilszustand begründete?

2) Vielleicht hat man sich den gedankengang des übersetzers folgendermassen vorzustellen: Jesus war ein verratener, d. h. dass Jesus in dieser nacht verraten werden sollte, war eine von gott beschlossene, unabwendbare schickung.

kurze momente der handlung vorstellte, denen unmittelbar neue ereignisse folgten und dass er aus diesem grunde nicht das eine handlung als abgeschlossen hinstellende *vas* wählte.

Zuweilen treten zur übersetzung griechischer pass. tempora statt des part. praet. adjectiva neben die hilfsverben: *gafulgin ist*, ἐκρύβη, L. 19, 42. — *ju sadai sijuþ*, ἤδη κεκορεσμένοι ἐστέ, 1 Co. 4, 8. — *svikunþai sijum*, πεφανερώμεθα, 2 Co. 5, 11. — *lausai sijuþ*, κατηργήθητε, Gal. 5, 4.

vas gafulgin, ἦν κεκρυμμένον, L. 18, 34. — *ni vas vulþag*, οὐ δεδόξασται, 2 Co. 3, 10.

hrains varþ, ἐκαθερίσθη, Mc. 1, 42. L. 17, 15. — *sadai vaurþun*, ἐχορτάσθησαν, Mc. 8, 8. L. 9, 17. — *fullai vaurþun*, ἐπλήσθησαν, L. 6, 11. — *usfilmans vaurþun*, ἐξεπλήσσοντο, L. 9, 43. — *modags varþ*, ὠργίσθη, L. 15, 28. — *sadai vaurþun*, ἐνεπλήσθησαν, J. 6, 12. (Skeir. VII d.) — *sadai vaurþuþ*, ἐχορτάσθητε, J. 6, 26. — *fulls varþ*, ἐπληρώθη, J. 12, 3. — *naqadai vaurþun*, ἐναυάγησαν, 1 Tim. 1, 19. — *unbrukjai vaurþun*, ἠχρειώθησαν, Skeir. I a (ps. 53, 4).

ni vairþiþ garaihts manna us vaurstvam vitodis, οὐ δικαιοῦται ἄνθρωπος ἐξ ἔργων νόμου, Gal. 2, 16. — *ni vairþiþ garaihts us vaurstvam vitodis ainhun leike*, ἐξ ἔργων νόμου οὐ δικαιωθήσεται πᾶσα σάρξ, ib. — *þan Xūs svikunþs vairþiþ, þanuh jah jus bairhtai vairþiþ miþ imma*, ὅταν ὁ Χ. φανερωθῇ, τότε καὶ ὑμεῖς σὺν αὐτῷ φανερωθήσεσθε, Col. 3, 4. — *jabai salt baud vairþiþ*, ἐὰν τὸ ἅλας μωρανθῇ, L. 14, 34.

In den bisher besprochenen fällen haben wir neben dem part. praet. stets den indicativ der hilfsverba angetroffen, und auch nur für diesen stimmen die oben aufgestellten regeln. Anders verhält es sich mit dem optativ. Hier scheint eine verwischung des unterschiedes eingetreten zu sein, die eine auseinanderhaltung unmöglich macht. Zuweilen allerdings ist die bedeutung des ind. auch noch im opt. sichtbar, z. b. in sätzen, wo auch der ind. hätte angewendet werden können, und der opt. nur bezeichnet, dass die subjective meinung eines anderen, nicht die eigene ansicht des sprechenden ausgedrückt werde. Meist jedoch, namentlich in abhängigen sätzen, nimt der opt. futurische bedeutung an und dieser umstand bewirkt es, dass namentlich die bedeutungen von *vesjau* und *vaurþjau* ganz zusammenlaufen. Weisen jedoch die abhängigen sätze auf die vergangenheit, so muss *vesjau* angewendet werden. — Wann *vesjau* und *vaurþjau* einerseits, *sijau* und *vairþau* andererseits gesetzt werden müssen, darüber entscheiden natürlich die regeln der consecutio

temporum.[1] Der unterschied zwischen *sijau* und *vairþau* lässt sich wol dahin präcisieren, dass *sijau* auf die nächste, *vairþau* auf eine weiter entfernte zukunft hinweist. Zwischen *vesjau* und *vaurþjau* lässt sich kein solcher unterschied nachweisen.

Zu den stellen, an welchen der opt. nur bezeichnet, dass etwas nicht oder nur unter gewissen voraussetzungen wahr sei, oder an welchen er die subjective meinung eines dritten bezeichnet, rechne ich folgende: *sau ist sa sunus izvar þanei jus qiþiþ þatei blinds gabaurans vaurþi?* οὗτός ἐστιν ὁ υἱὸς ὑμῶν ὃν ὑμεῖς λέγετε ὅτι τυφλὸς ἐγεννήθη; dies ist euer sohn, von dem ihr sagt dass er blind geboren sei? (d. h. ihr behauptet das, wir glauben es aber nicht.) J. 9, 19. — *ibai Pavlus ushramiþs varþ in izvara aiþþau in namin Pavlus daupidai veseiþ?* μὴ Παῦλος ἐσταυρώθη ὑπὲρ ὑμῶν ἢ εἰς τὸ ὄνομα Παύλου ἐβαπτίσθητε; 1 Co. 1, 13. — *hva auk þize vanai veseiþ,* τί γάρ ἐστιν ὃ ἡττήθητε; was ist es denn, worin ihr (nach eurer meinung) den andern nachstandet? 2 Co. 12, 13. — *ni þatei ju andnemjau aiþþau garaihts gadomiþs sijau,* οὐχ ὅτι ἤδη ἔλαβον ἢ ἤδη τετελείωμαι, Phil. 3, 12. — *ni hvashun izvis usluto hvamma haidau unte niba qimiþ afstass faurþis jah andhuliþs vairþai manna fralustais,* μή τις ὑμᾶς ἐξαπατήσῃ κατὰ μηδένα τρόπον, ὅτι ἐὰν μὴ ἔλθῃ ἡ ἀποστασία πρῶτον καὶ ἀποκαλυφθῇ ὁ ἄνθρωπος τῆς ἁμαρτίας, 2 Th. 2, 3 (die erscheinung des herrn tritt nur unter der bedingung ein, dass der mensch der sünde [der antichrist] zuvor offenbart wird, vgl. Winer, p. 557). — Hierher ist auch der indirecte fragesatz Mc. 15, 47 zu rechnen: *sehvun hvar galagiþs vesi,* ἐθεώρουν ποῦ τέθειται. In allen diesen beispielen kann man den opt. mit dem entsprechenden ind. vertauschen, die sätze bleiben richtig und verständlich, nur eine feinheit des ausdrucks gienge ihnen verloren.

In den exhortativen sätzen ist diese umwandlung nicht möglich. Der opt. — hier natürlich immer *sijau* — behält jedoch auch hier die auf die gegenwart gerichtete bedeutung seines indicativs: *vaurd izvar salta gasupoþ sijai,* ὁ λόγος ὑμῶν ἅλατι ἠρτυμένος (εἴη), Col. 4, 6. — *habandans usfodein jah gaskadvein þaimuh ganohidai sijaima,* ἔχοντες διατροφὰς καὶ σκεπάσματα τούτοις ἀρκεσθησόμεθα (dem got. text liegt wol die lesart einiger lat. handschriften: *contenti simus* zu grunde), 1 Tim. 6, 8.

In den übrigen sätzen, die den opt. verlangen, stehn *sijau, vairþau, vesjau* und *vaurþjau*, wenn von der zukunft, *vesjau*, wenn von der

1) Hierauf des näheren einzugehen, würde hier zu weit führen. Nur soviel sei gesagt, dass im allgemeinen die regeln des got. denen der class. sprachen entsprechen, dass also im abhängigen satze auf praet. das part. mit *vesjau* und *vaurþjau*, auf praes. part. mit *sijau* und *vairþau* folgt.

vergangenheit die rede ist. Das letztere ist ein seltener fall: *haitan vas namo is Iesus, þata qiþano fram aggilau faurþizei ganumans vesi in vambai*, ἐκλήθη τὸ ὄνομα αὐτοῦ Ἰησοῦς, τὸ κληθὲν .. πρὸ τοῦ συλληφθῆναι αὐτὸν ἐν τῇ κοιλίᾳ, L. 2, 21. — *ni aihtedeis valdufnje ainhun nih vesi þus atgiban iupaþro*, οὐκ εἶχες ἐξουσίαν, εἰ μὴ ἦν σοι δεδομένον ἄνωθεν, J. 19, 11.

Zahlreicher sind die fälle, dass die abhängigen sätze auf die zukunft weisen, besonders häufig sind die mit *ei* eingeleiteten finalsätze. *sijai* geht, wie oben erwähnt, auf die nächste, unmittelbar bevorstehende zukunft: *bidjaiþ jah nimiþ ei faheds izvara sijai usfullida*, αἰτεῖτε καὶ λήμψεσθε, ἵνα ἡ χαρὰ ὑμῶν εἴη πεπληρωμένη, J. 16, 24. — *veiha mik silban, ei sijaina jah eis veihai*, ἁγιάζω ἐμαυτὸν, ἵνα ὦσιν καὶ αὐτοὶ ἡγιασμένοι, J. 17, 19. — *ik in im jah þu in mis, ei sijaina ustauhanai*, ἐγὼ ἐν αὐτοῖς καὶ σὺ ἐν ἐμοὶ, ἵνα ὦσιν τετελειωμένοι, J. 17, 23. — *ganimaiþ ni ufar þatei gameliþ ist fraþjan, ei ains faur ainana ana anþarana ufblesans ni sijai*, μάθητε τὸ μὴ ὑπὲρ ἃ γέγραπται φρονεῖν, ἵνα μὴ εἷς ὑπὲρ τοῦ ἑνὸς φυσιοῦσθε κατὰ τοῦ ἑτέρου,[1] 1 Co. 4, 6. — *sinteino bairandans, ei jah libains uskunþa sijai*, πάντοτε περιφέροντες, ἵνα καὶ ἡ ζωὴ φανερωθῇ, 2 Co. 4, 10. — *fauragasandida broþruns, ei hvoftuli unsara ni vaurþi lausa in þizai halbai ei svasve qaþ, gamanvidai sijaiþ*, ἔπεμψα τοὺς ἀδελφοὺς, ἵνα μὴ τὸ καύχημα ἡμῶν κενωθῇ ἐν τῷ μέρει τούτῳ, ἵνα καθὼς ἔλεγον, παρεσκευασμένοι ἦτε, 2 Co. 9, 3.

Part. praet. (oder dasselbe vertretendes adjectiv) mit *vairþa* wird verwant, wenn im hauptsatz praes. steht und der nebensatz auf eine entferntere zukunft hinweist: *Helias sveþauh qimands faurþis aftra gaboteiþ alla, jah hvaiva gameliþ ist bi sunu mans, ei manag vinnai jah frakunþs vairþai*, Ἡλίας ἐλθὼν πρῶτον ἀποκαθιστάνει πάντα καὶ πῶς γέγραπται ἐπὶ τὸν υἱὸν τοῦ ἀνθρώπου, ἵνα πολλὰ πάθῃ καὶ ἐξουδενωθῇ, Mc. 9, 12. (Vor *ei*, ἵνα ist *qimiþ*, ἐλεύσεται zu supplieren, vgl. Winer, p. 430). — *leik mein vlizja jah anaþiva, ibai anþaram merjands silba uskusans vairþau*, ὑποπιάζω μου τὸ σῶμα καὶ δουλαγωγῶ, μήπως ἄλλοις κηρύξας αὐτὸς ἀδόκιμος γένωμαι, 1 Co. 9, 27. — *sinteino veis atgibanda, ei jah libains svikunþa vairþai*, ἀεὶ ἡμεῖς παραδιδόμεθα, ἵνα καὶ ἡ ζωὴ φανερωθῇ, 2 Co. 4, 11. — *og ibai aufto riurja vairþaina fraþja izvara*, φοβοῦμαι μήπως φθαρῇ τὰ νοήματα ὑμῶν, 2 Co. 11, 3. — Einmal folgt *vairþau* auch dem praet., dem wir daher wol in diesem

1) Hier haben wol lat. hss. auf den got. text eingewirkt. Man vgl. z. b. die lesart des cod. Augiensis: *ut non unus adversus alterum infletur pro alio.*

falle perfectbedeutung beilegen müssen:[1] *jah veis galaubidedum, ei garaihtai vairþaima, ἐπιστεύσαμεν ἵνα δικαιωθῶμεν*, Gal. 2, 16.

Auf praet. im hauptsatze folgen im abhängigen satze *vesjau* und *vaurþjau*, um die zukunft auszudrücken. Ein unterschied in der bedeutung beider umschreibungen ist wie gesagt nicht zu erkennen. Nachfolgende zusammenstellung der einschlägigen stellen wird das beweisen.

qaþ ei skip habaiþ vesi, εἶπεν ἵνα πλοιάριον προσκαρτερῇ, Mc. 3, 9. — *Peilatus Iesu atgaf, ei ushramiþs vesi, παρέδωκεν τὸν Ἰησοῦν ἵνα σταυρωθῇ*, Mc. 15, 15. — *iddjedun allai ei melidai veseina, ἐπορεύοντο πάντες ἀπογράφεσθαι*, L. 2, 3. — *andbahtos meinai usdaudidedeina, ei ni galeviþs vesjau Iudaium, οἱ ὑπηρέται ἂν οἱ ἐμοὶ ἠγωνίζοντο, ἵνα μὴ παραδοθῷ τοῖς Ἰουδαίοις*, J. 18, 36. — *mis atgibana varþ anst so ... ei kanniþ vesi handugei guþs, ἐμοὶ ἐδόθη ἡ χάρις, ἵνα γνωρισθῇ ἡ σοφία*, Eph. 3, 8—10. — *galeikaida unsis, ei biliþanai veseima, εὐδοκήσαμεν καταλειφθῆναι*, 1 Th. 3, 1. — *kunnands* (scil. *vas*), *ei ustaiknida vesi*, Skeir. Ib.

faura Fareisaium ni andhaihaitun, ei us synagogein ni usvaurpanai vaurþeina, διὰ τοὺς Φαρισαίους οὐχ ὡμολόγουν, ἵνα μὴ ἀποσυνάγωγοι γένωνται, J. 12, 42. — *ik vait hvarjans gavalida; ak ei usfulliþ vaurþi þata gamelido, ἐγὼ οἶδα οὓς ἐλεξάμην· ἀλλ' ἵνα ἡ γραφὴ πληρωθῇ*, J. 13, 18. (Das verbum, von welchem der nachsatz abhängt, muss ergänzt werden, etwa: ich habe diese wahl getroffen, damit usw., vgl. Winer, p. 297). — *ainshun us im ni fraqistnoda niba sa sunus fralustais, ei þata gamelido usfulliþ vaurþi, οὐδεὶς ἐξ αὐτῶν ἀπώλετο εἰ μὴ ὁ υἱὸς τῆς ἀπωλείας, ἵνα ἡ γραφὴ πληρωθῇ*, J. 17, 12. — *nih sa fravaurhta nih fadrein is ak ei bairhta vaurþeina vaurstva guþs, οὔτε οὗτος ἥμαρτεν οὔτε οἱ γονεῖς αὐτοῦ, ἀλλ' ἵνα φανερωθῇ τὰ ἔργα τοῦ θεοῦ* (vor *ei* ist zu ergänzen *blinds gabaurans varþ*, vgl. Köhler, in Bartsch's germanist. studien I, 84), J. 9, 3. — *þata nu þiuþeigo varþ mis dauþus? Nis sijai! ak fravaurhts* (*varþ mis dauþus*) *ei uskunþa vaurþi fravaurhts, ἡ ἁμαρτία* (*θάνατος ἐγένετό μοι*), *ἵνα φανῇ ἁμαρτία*, R. 7, 13. — *fauragasandida broþruns, ei hvoftuli ni vaurþi lausa, ἔπεμψα τοὺς ἀδελφούς, ἵνα μὴ τὸ καύχημα κενωθῇ*, 2 Co. 9, 3.

Eine merkwürdige stelle findet sich Mc. 9, 42: *goþ ist imma mais, ei galagjaidau asiluqairnus ana balsaggan is jah fravaurpans vesi in marein, καλόν ἐστιν αὐτῷ μᾶλλον εἰ περίκειται λίθος μυλικὸς περὶ τὸν τράχηλον αὐτοῦ καὶ βέβληται εἰς τὴν θάλασσαν*. Warum schrieb Vulf. nicht *fravairpaidau*, wie ja auch das original beide verba in gleichem

1) Oder ist statt *vairþaima vaurþeima* zu lesen? Bei der ähnlichkeit beider formen wäre ein versehen des abschreibers leicht möglich gewesen.

tempus und modus neben einander stellt? Auch die Itala übersetzt *circumdaretur, mitteretur.* Man wird wol nichts anderes annehmen können, als dass Vulf. sich die handlung schon als vollendet dachte: es ist besser, wenn ein mühlstein an seinen hals gehängt wird und er im meere liegt. Köhler, der diese stelle bei besprechung des opt. potentialis (a. a. o. p. 104) anführt, scheint nichts auffälliges in ihr gefunden zu haben.

Die infinitive *visan* und *vairþan* mit dem part. praet. oder einem dasselbe vertretenden adjectiv müssen die im got. bereits verlorenen passiven infinitive ersetzen, und zwar bezeichnet *vairþan* auch hier wider das werden, geschehen, *visan* einen vollendeten, abgeschlossenen zustand. *sads vairþan*, *χορτάζεσθαι*, Phil. 4, 12. — *vegs mikils varþ in marein svasve þata skip gahuliþ vairþan, ὥστε τὸ πλοῖον καλύπτεσθαι,* Mt. 8, 24. — *skal sunus mans uskusans vairþan, δεῖ τὸν υἱὸν τοῦ ἀνθρώπου ἀποδοκιμασθῆναι,* L. 9, 22. — *ustauhana habaida vairþan, perfici debebat,* Skeir. I a. b. — Hierher gehört wol noch eine zweite stelle der Skeireins, die freilich in der gestalt, wie sie uns überliefert ist, keinen sinn gewährt. Der text lautet dort (VII c) folgendermassen: *Nih þan ana þaim hlaibam ainaim seinaizos mahtais filusna ustaiknida, ak jah in þaim fiskam; sva filu auk sve gamanvida ins vairþan, svaei ainhvarjammeh sva filu sve vilda andniman ist, tavida; jah ni in vaihtai vaninassu þizai filusnai vairþan gatavida.* Der satz *sva filu — tavida* ist so wie er da steht, ganz unverständlich. Massmann schreibt statt *gamanvida ins ganauþida ize* und übersetzt: *quantum enim necesse erat fieri, ita ut unusquisque quantum vellet acciperet, ille fecit.* Aber abgesehen davon, dass das verbum *ganauþjan* nirgends in den uns erhaltenen got. denkmälern vorkomt, wie sollte es wol die bedeutung *necesse esse* haben können? *nauþjan* ist nur transitiv = *βιάζειν*, *ἀναγκάζειν*, ebenso *ananauþjan*, *ἀγγαρεύειν τινά*, es ist also nicht einzusehen, wie *ganauþjan* (wenn ein solches verbum existierte) zu der intransitiven bedeutung nötig sein kommen sollte. Löbe liest: *sva filu auk sve garahnida ins vairþan svaei ainhvarjanoh sva filu sve vilda andniman is gatavida,* was mir ganz unverständlich ist. — Die beobachtung, dass in dem satze sich dicht hintereinander dieselben wörter widerholen (*sva filu sve, sva filu sve; vairþan, vairþan; tavida, gatavida*) hat mich auf die vermutung geführt, der abschreiber sei in denselben verirrt (was bei den dicken unübersichtlichen gotischen schriftzügen leicht geschehen konte) und habe durch unrichtige anordnung der wörter die confusion hervorgerufen. Durch umstellung und die leichte änderung von *sve* in *ize* (die ja bereits Massmann gewagt hat), sowie durch herauswerfung des

ist, glaube ich einen verständlichen sinn in die worte gebracht zu haben, ich lese also: *sva filu auk ize tavida, svaei ainhvarjammeh sva filu sve vilda andniman, gamanvida vairþan, tantam enim eorum* (*i. e. piscium*) *copiam fecit, ut unicuique quantum accipere vellet, pararetur. gamanvida* wäre also acc. plur. neutr. und umschriebe mit *vairþan* den inf. pass., welcher von *svaei* abhängig ist. — Wäre diese vermutung richtig, so würde man wol mit gewissheit auf ein griechisches original, aus dem die Skeireins übersetzt wäre, schliessen können, denn die construction von *svaei* cum inf. (2 Co. 2, 7) ist wol nur der griechischen mit ὥστε nachgebildet worden und schwerlich der got. sprache sehr genehm gewesen.

Visan erscheint neben dem part. praet. nur einmal, um einen passivischen inf. zu unterschreiben, und zwar in der unterschrift des ersten Corintherbriefes: *aipistaule þugkeiþ melida visan us Asiai, epistola videtur scripta esse ex Asia.* Ausserdem scheint *visan* an zwei stellen ergänzt werden zu müssen: *qiþa auk Xū andbaht vaurþanana*, λέγω Χριστὸν διάκονον γεγενῆσθαι, R. 15, 8. — *qiþandans usstass ju vaurþana*, λέγοντες τὴν ἀνάστασιν ἤδη γεγονέναι, 2 Tim. 2, 18. Freilich findet sich nach *qiþan* auch der doppelte acc., aber nur wenn es griech. καλεῖν überträgt: Mc. 10, 18. 12, 37. L. 18, 19. J. 10, 35. 15, 15. Gal. 5, 4. Skeir. IV c. Wenn *visan* sonst neben dem part. praet. erscheint, so ist es mit demselben nicht zu einem begriffe verschmolzen, das part. muss vielmehr rein adjectivisch aufgefasst werden: *skal aipiskaupus ungafairinoþs visan*, δεῖ τὸν ἐπίσκοπον ἀνεπίληµπτον εἶναι, 1 Tim. 3, 2, und ähnlich Tit. 1, 7: *skaluþ-þan aipiskaupus ungafairinoþs visan*, δεῖ γὰρ τὸν ἐπίσκοπον ἀνέγκλητον εἶναι.

Es bleibt nun noch übrig, die verwendung des part. praet. einiger verba der sogenanten zweiten anomalie zu besprechen. Diese participia haben stets passivische bedeutung und werden mit *visan* verbunden von Vulfila gewöhnlich zur widergabe griechischer verba impersonalia gebraucht.

skuld ist (es ist erlaubt, es ist nötig) übersetzt gewöhnlich das griechische ἔξεστι und hat stets den inf. nach sich, den wir nhd. durch inf. act. mit zu übersetzen müssen; wird die person, der etwas erlaubt ist, ausgedrückt, so muss dieselbe im dat. stehen: *ni skuld ist lagjan þans in kaurbanaun*, οὐκ ἔξεστιν βαλεῖν αὐτὰ εἰς τὸν κορβανᾶν, Mt. 27, 6. — *hva taujand siponjos þeinai þatei ni skuld ist* (scil. *taujan*)? τί ποιοῦσιν οἱ μαθηταί σου ὃ οὐκ ἔξεστιν; Mc. 2, 24 und ähnlich L. 6, 2. — *hlaibans matida þanzei ni skuld ist matjan, niba ainaim gudjam*, τοὺς ἄρτους ἔφαγεν, οὓς οὐκ ἔξεστιν φαγεῖν εἰ μὴ τοῖς

ἱερεῦσιν, Mc. 2, 26. L. 6, 4. — *skuldu ist in sabbatim þiuþ taujan aiþþau unþiuþ taujan*, ἔξεστιν τοῖς σάββασιν ἀγαθοποιῆσαι ἢ κακοποιῆσαι, Mc. 3, 4 und ähnlich L. 6, 9. — *ni skuld ist þus haban qen broþrs þeinis*, οὐκ ἔξεστίν σοι ἔχειν τὴν γυναῖκα τοῦ ἀδελφοῦ σου, Mc. 6, 18. — *skuldu ist kaisaragild giban kaisara?* ἔξεστιν κῆνσον καίσαρα δοῦναι, Mc. 12, 14 und ähnlich L. 20, 22. — *hva taujid þatei ni skuld ist taujan?* τί ποιεῖτε ὃ οὐκ ἔξεστιν ποιεῖν; L. 6, 2. — *unsis ni skuld ist usqiman manne ainummehun*, ἡμῖν οὐκ ἔξεστιν ἀποκτεῖναι οὐδένα, J. 18, 31. — *at þaim gahvairbam frakunnan ni skuld ist, morigeris contemnere non licet*, Skeir. VI d. (vgl. E. Schulze, got. glossar, s. v. *at.*)

Wenn *skuld ist* das griechische δεῖ übersetzt, so folgt entweder dieselbe construction oder der acc. cum inf. *vaila visan jah faginon skuld vas*, εὐφρανθῆναι δὲ καὶ χαρῆναι ἔδει, L. 15, 32. — *skuld auk ist þata riurjo gahamon unriurein*, δεῖ γὰρ τὸ φθαρτὸν τοῦτο ἐνδύσασθαι ἀφθαρσίαν, 1 Co. 15, 53. — *jabai hvopan skuld sijai, þaim siukeins meinaizos hvopau*, εἰ καυχᾶσθαι δεῖ, τὰ τῆς ἀσθενείας μου καυχήσομαι, 2 Co. 11, 30. — *silbans kunnuþ, hvaiva skuld ist galeikon unsis*, αὐτοὶ οἴδατε πῶς δεῖ μιμεῖσθαι ἡμᾶς, 2 Th. 3, 7. — *skuld ist in garda guþs usmitan*, δεῖ ἐν οἴκῳ θεοῦ ἀναστρέφεσθαι, 1 Tim. 3, 15. — *gardins allans usvaltjand, laisjandans, þatei ni skuld ist* (scil. *laisjan*), ὅλους οἴκους ἀνατρέπουσιν διδάσκοντες ἃ μὴ δεῖ, Tit. 1, 11.

Häufig wird jedoch das part. praet. mit *ist* auch persönlich construiert und mit dem subject des satzes in genus und numerus übereingestimt, und zwar geschieht dies dann, wenn ein passivischer infinitiv auszudrücken war. Somit entsteht also ein unterschied zwischen *skal uskiusan* und *skulds im uskiusan*, jenes heisst δεῖ ἐμὲ ἀποδοκιμάζειν, dieses δεῖ ἐμὲ ἀποδοκιμασθῆναι. Die passivische bedeutung liegt natürlich in dem particip, nicht in dem infinitiv.[1] Offenbar hat die gotische

1) Dies ist schon von Grimm und Bopp richtig nachgewiesen; ihnen schliesst sich auch v. d. Gabelentz (in seiner abhandlung über das passivum) an. Neuerdings ist es zwar von W. Begemann (das schwache präteritum der german. sprachen, Berlin 1873, p. 106) versucht worden, den participiis *skulds* und *mahts* activische bedeutung zu vindicieren; aber diese ansicht muss entschieden zurückgewiesen werden. Denn bedeuteten *mahts* und *skulds* nichts anderes als fähig, schuldig, so wäre *mahts im* und *skulds im* in der bedeutung von *mag* und *skal* durchaus nicht verschieden und *mahts im leikinon* müste auch übersetzt werden können: ich bin fähig zu heilen, ein solcher gebrauch ist jedoch nicht nachzuweisen. Ganz evident erweist sich *skulds* als passivisches particip in der unpersönlichen construction; wie wäre es wol möglich, in sätzen wie: *ni skuld ist þus haban qen broþrs þeinis* für *skuld* eine activische bedeutung herauszufinden? Nach der Begemannschen theorie müste dieser satz vielmehr lauten: *ni skulds is haban* = *ni skalt haban.*

sprache diese construction entwickelt, weil die bildung der passivischen infinitive mit dem part. praet. und *vairþan* zu schwerfällig erschien, nur einmal (L. 9, 22) erscheint die verbindung *skal uskusans vairþan* (s. o. p. 419). — Die stellen, an welchen die angegebene construction vorkomt, sind folgende: *sunus mans skulds ist atgiban in handuns manne*, ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου μέλλει παραδίδοσθαι εἰς χεῖρας ἀνθρώπων, L. 9, 44. — *þuhta im, ei suns skulda vesi þiudangardi guþs gasvikunþjan*, ὅτι παραχρῆμα μέλλει ἡ βασιλεία τοῦ θεοῦ ἀποφαίνεσθαι, L. 19, 11. — *skal sunus mans filu vinnan jah uskiusan skulds ist*, δεῖ τὸν υἱὸν τοῦ ἀνθρώπου πολλὰ παθεῖν καὶ ἀποδοκιμασθῆναι, Mc. 8, 31. — *skulds ist ushauhjan sa sunus mans*, δεῖ ὑψωθῆναι τὸν υἱὸν τοῦ ἀνθρώπου, J. 12, 34. — *allai veis ataugjan skuldai sijum*, τοὺς γὰρ πάντας ἡμᾶς φανερωθῆναι δεῖ, 2 Co. 5, 10. — *hausida unqeþja vaurda, þoei ni skulda sind mann rodjan*, ἤκουσεν ἄρρητα ῥήματα, ἃ οὐκ ἐξὸν ἀνθρώπῳ λαλῆσαι, 2 Co, 12, 4.[1] — *skulds vas fram izvis gakannjan*, ὤφειλον ὑφ' ὑμῶν συνίστασθαι, 2 Co. 12, 11. — *laisjand sik þairhgaggan gardins, . . rodjandeins, þoei ni skulda sind*, μανθάνουσιν περιερχόμεναι τὰς οἰκίας, λαλοῦσαι τὰ μὴ δέοντα, 1 Tim. 5, 13.

Analog ist die verwendung von *mahts ist*, welches nie unpersönlich gebraucht wird: *maht vesi auk þata balsan frabugjan jah giban unledaim*, ἠδύνατο γὰρ τοῦτο τὸ μύρον πραθῆναι καὶ δοθῆναι τοῖς πτωχοῖς, Mc. 14, 5. — *ni mahta vas galeikinon*, οὐκ ἴσχυσεν θεραπευθῆναι, L. 8, 43. — *hvaiva mahts ist manna gabairan alþeis visands*, πῶς δύναται ἄνθρωπος γεννηθῆναι γέρων ὤν; J. 3, 4 (Skeir. II b. c.) — *ni maht ist gatairan þata gamelido*, οὐ δύναται λυθῆναι ἡ γραφή, J. 10, 35. — *þo aljaleikos sik habandona filhan ni mahta sind*, τὰ ἄλλως ἔχοντα κρυβῆναι οὐ δύνανται, 1 Tim. 5, 25. — *hvarjatoh vaurde at mannam innuman maht ist anþarleikein inmaidjan*, Skeir. VI b.[2]

1) Grimm (gr. IV, 59**)) stellt dieses beispiel mit den oben aufgeführten, wo *skuld ist* impersonal gebraucht ist, zusammen. Wäre aber dieser satz ebenso gebildet wie jene sätze, so müste er lauten: *vaurda þoei* (accus.) *ni skuld ist mann rodjan.*

2) Auch diese stelle ist bisher eine *crux interpretum* gewesen. Nach Massmanns lesung steht in der handschrift *in sunau*, welches von Löbe durch conjectur in *in sunjai* geändert wurde. Diese conjectur nahm Massmann in seine ausgabe auf und übersetzte: *omne verbum apud homines invita eius veritate potest diversitate mutari;* das verstehe ich nicht, vor allem begreife ich nicht, wie *in sunjai invita veritate* soll bedeuten können. Castiglione wollte im cod. die worte *in mundai* ziemlich deutlich erkennen, welche dann auch von GL. (gr. p. 199) adoptiert worden sind, aber ebenfalls keinen genügenden sinn gewähren. Die lesart *innuman* findet sich erst in der von Wilh. Uppström besorgten ausgabe der codd. Ambros. (Upsala 1864—68) p. II, doch ist aus der bemerkung dazu leider nicht genau zu erkennen, ob

Von den übrigen verbis der zweiten anomalie komt nur das part. praet. von *binauhan* in der verbindung mit *visan* vor: *binauht ist,* ἔξεστι, 1 Co. 10, 23.

Wir kommen jetzt zu der periphrastischen umschreibung activischer tempora, welche der gotische übersetzer, meist nach dem vorgange des griechischen, in reichlichem masse angewant hat. Zu dieser umschreibung dient das part. praes. in verbindung mit den verbis *visan* und *vairþan.* Selten scheint dieselbe einfach das act. tempus zu vertreten; in den meisten fällen wird sie vielmehr gewählt, „um das dauernde, mehr einen zustand als eine handlung, auszudrücken." (Winer, p. 326 fg.) Zuweilen sind auch *visan* und *vairþan* nicht mehr als blosse auxiliaria aufzufassen, sondern die ursprünglichen concreteren bedeutungen des wohnens, sich aufhaltens und des werdens, entstehens treten wider hervor, sodass die participia nur zu näherer bestimmung appositiv hinzuzutreten scheinen. Gleichwol habe ich es nicht gewagt, diese fälle auszusondern, und bei der besprechung des appositiven particips mitzubehandeln, vielmehr der übersichtlichkeit wegen es vorgezogen, die fälle, wo die auxiliaria neben dem part. erscheinen, an einem orte zusammenzustellen. — Mitunter hat auch das part. rein adjectivische geltung, und daher ist es ganz natürlich, dass es häufig die stelle eines griechischen adjectivs vertritt, wie auch umgekehrt griech. participia durch got. adjectiva widergegeben werden.

Part. praes. mit *ist.* *ni vaiht*[1] *ist utaþro mans inn gaggando in ina,* οὐδέν ἐστιν ἔξωθεν τοῦ ἀνθρώπου εἰσπορευόμενον εἰς αὐτόν, Mc. 7, 15. — *usbeidands ist,* μακροθυμεῖ, L. 18, 7. — *vaurd auk ustiuhands* (scil. *ist*) *jah gamaurgjands,* λόγον γὰρ συντελῶν καὶ συντέμνων, R. 9, 28. — *gamunandans sijuþ,* μέμνησθε, 1 Co. 11. 2. — *venjandans sijum,* ἠλπικότες ἐσμέν, 1 Co. 15, 19. — *daga hvammeh*

dies wort wirklich handschriftliche überlieferung oder nur eine conjectur von Andr. Uppström ist. Wahrscheinlich ist jedoch das erstere der fall. Wie ist aber *innuman* zu erklären? Acc. sg. von dem superl. *innuma* kann es nicht sein, man wüste nicht, worauf man denselben beziehen sollte. Ich fasse *innuman* als part. praet. eines sonst nicht belegten verbums *inniman* und übersetze: jedes wort, das von den menschen aufgenommen wird, kann auf verschiedene weise (durch verschiedene auffassung?) verändert werden, die werke aber sind unwidersprechlich. Die worte *at mannam* verlangen unabweislich ein regierendes verbum in nächster nähe, und dass die praep. *at* bei verbis des nehmens dem griech. παρά c. gen. entspricht, ist bekant. — Zur begründung meiner behauptung diene schliesslich noch eine ganz ähnliche stelle: *ni vaiht du usvaurpai miþ aviliudom andnuman,* οὐδὲν ἀπόβλητον μετὰ εὐχαριστίας λαμβανόμενον, 1 Tim. 4, 4.

1) So muss ohne zweifel statt *vaihts* gelesen werden.

gasviltandans (*sijum*), καθ' ἡμέραν ἀποθνήσκω, 1 Co. 15, 31. — ***haban-dans*** (*sijum*) *þata huzd in airþeinaim kasam*, ἔχομεν τὸν θησαυρὸν ἐν ὀστρακίνοις σκεύεσιν, 2 Co. 4, 7. — *gavaurstvans jah þan bidjandans* (*sijum*), *ni svare anst guþs andniman izvis*, συνεργοῦντες δὲ καὶ παρακαλοῦντες,[1] μὴ εἰς κενὸν τὴν χάριν τοῦ θεοῦ δέξασθαι ὑμᾶς, 2 Co. 6, 1.— *aljanonds* (*im*) *izvis guþs aljana*, ζηλῶ γὰρ ὑμᾶς θεοῦ ζήλῳ, 2 Co. 11, 2.— Auch zu *andnimands*, *taujands* (Skeir. V c) muss *ist* ergänzt werden (Löbe: *accipit*, *exercet*.) — Vgl. ferner 1 Co. 10, 18. 2 Co. 2, 11. 17. 9, 12. Gal. 4, 3. Col. 2, 23. 3, 1. 1 Th. 2, 15. 1 Tim. 6, 2. Tit. 1, 10. — Ein part. praes. mit passivischer bedeutung begegnet uns Tit. 1, 6: *ist ungafairinonds*, ἐστὶν ἀνέγκλητος, und ausserdem noch 1 Tim. 3, 2 nach der lesung des cod. B, (in welchem auch die stelle aus Titus erhalten ist), während cod. A. *ungafairinoþs* bietet, eine form, die auch 1 Tim. 3, 10. 5, 7. 6, 14. Tit. 1, 7 belegt ist. (Vgl. oben p. 297.)

Der opt. *sijau* steht neben dem part. praes. in wunsch- oder befehlssätzen; diese umschreibung vertritt also gewissermassen den imperat. act.: *sijais vailahugjands andastauin þeinamma*, ἴσθι εὐνοῶν τῷ ἀντιδίκῳ σου, Mt. 5, 25. — *sijais þahands jah ni magands rodjan*, ἔσῃ σιωπῶν καὶ μὴ δυνάμενος λαλῆσαι, L. 1, 20. — *sijais valdufni habands*, ἴσθι ἐξουσίαν ἔχων, L. 19, 17. — *unufbrikandans sijaiþ*, ἀπρόσκοποι γίνεσθε, 1 Co. 10, 32. — *gavairþi taujandans sijaiþ*, εἰρηνεύετε, 2 Co. 13, 11. — Ob zu den zahlreichen participien R. 12, 9 fg. *sijaiþ* (ἐστέ) zu ergänzen ist, wie Winer (p. 545) will, oder ob sie appositiv stehen und zu *þiuþjaiþ* in v. 14 zu ziehen sind, ist schwer zu entscheiden, auch v. 16 fg. könte man zwischen beiden entscheidungen schwanken. V. 19 scheint aber entschieden für die auslassung von *sijaiþ* zu sprechen, da im entgegengesetzten falle die satzverbindung ausserordentlich schwerfällig und unbehilflich wäre. — *ustaiknjandans*, 2 Co. 8, 24. verlangt unwiderleglich die supplierung von *sijaiþ*, griech. ἐνδείξασθε.

Natürlich komt *sijai* mit dem part. praes. auch in abhängigen sätzen vor: *saihviþ ei unagands sijai at izvis*, βλέπετε ἵνα ἀφόβως γένηται πρὸς ὑμᾶς, 1 Co. 16, 10. — *silbans in uns silbam andahaft dauþaus habaidedum, ei ni sijaima gatrauandans du uns silbam*, αὐτοὶ ἐν ἑαυτοῖς τὸ ἀπόκριμα τοῦ θανάτου ἐσχήκαμεν, ἵνα μὴ πεποιθότες ὦμεν ἐφ' ἑαυτοῖς, 2 Co. 1, 9. — *duþþe gamelida ei ufkunnau kustu izvarana, sijaidu in allamma ufhausjandans*, εἰς τοῦτο γὰρ καὶ ἔγραψα, ἵνα γνῶ τὴν δοκιμὴν ὑμῶν, εἰ εἰς πάντα ὑπήκοοί ἐστε, 2 Co. 2, 9. —

1) So lesen die hss. der italischen klasse DFG, mit denen auch die Itala (d e g) übereinstimt. Die übrigen haben παρακαλοῦσιν.

is ist haubiþ leikis .. ei sijai in allaim is frumadein habands, αὐτός ἐστιν ἡ κεφαλὴ τοῦ σώματος, .. ἵνα γένηται ἐν πᾶσιν αὐτὸς πρωτεύων, Col. 1, 18. — *so bi guþ hrainei anabudana vas, ni þanaseiþs judaiviskom ufarranneinim brukjan usdaudjaina, ak Iohanne hausjandans (sijaina), purificatio in deo iubebatur, ne amplius judaicis conspersionibus et perpetuis baptismis uti studerent, sed Johannem audirent*, Skeir. III b.[1] — Ebenso muss man zu den participiis *vairþandans, ufartrusnjandans* (Skeir. III c) *sijaina* ergänzen (Löbe: *coniicerent, aspergerent*). — *svaei sijai daupeins Iohannes ana midumai tvaddje ligandei, ita ut sit baptismus Johannis in medio duorum positus*, Skeir. III d. — R. 7, 3 ist *horinondei* wol substantivisch aufzufassen.

Am häufigsten erscheint das praet. *vas* in verbindung mit dem part. praes.: *vas auk laisjands ins*, ἦν γὰρ διδάσκων αὐτούς, Mt. 7, 29. — *vas Iohannes daupjands in auþidai jah merjands daupein*, ἐγένετο Ἰωάννης βαπτίζων ἐν τῇ ἐρήμῳ καὶ κηρύσσων βάπτισμα, Mc. 1, 4 (hier weist schon das griech. ἐγένετο darauf hin, dass die participia besser appositiv als prädicativ aufgefasst werden.) — *vesun siponjos Iohannis jah Fareisaieis fastandans*, ἦσαν οἱ μαθηταὶ Ἰωάννου καὶ Φαρισαῖοι νηστεύοντες (d. h. sie pflegten zu fasten), Mc. 2, 18. — *Iosef saei vas silba beidands þiudangardjos guþs*, ὃς καὶ αὐτὸς ἦν προσδεχόμενος τὴν βασιλείαν τοῦ θεοῦ, Mc. 15, 43. — *alls hiuhma vas manageins beidandans uta*, πᾶν τὸ πλῆθος ἦν τοῦ λαοῦ προσδεχόμενον[2] ἔξω, L. 1, 10. — *vituþ, hvaiva[3] ainhvarjanoh izvara, sve atta barna seina, bidjandans izvis jah gaþlaihandas jah veitvodjandans*, οἴδατε ὡς ἕνα ἕκαστον ὑμῶν ὡς πατὴρ τέκνα ἑαυτοῦ παρακαλοῦντες ὑμᾶς καὶ παραμυθούμενοι καὶ μαρτυρούμενοι, 1 Th. 2, 11 (aus v. 10 ist *vesum*, ἐγενήθημεν zu ergänzen). — Vgl. ferner Mc. 1, 22. 39. 2, 6. 4, 38. 5, 40. 9, 4. 10, 22. 32. 14, 54. 15, 40. L. 1, 21. 22. 2, 33. 51. 4, 20. 31. 44. 5, 1. 16. 17. 29. 6, 12. 8, 40. 9, 18. 53. 15, 1. 16, 19. 19, 47. J. 10, 40. 13, 23. 18, 18. 25. Gal. 1, 23. 4, 3. Phil. 2, 26. — Besonders reichhaltig an beispielen ist die Skeireins, doch besitzt sie die eigentümlichkeit, dass das hilfsverbum gewöhnlich ausgelassen ist und ergänzt werden muss; *kunnands (vas), sciebat*, I b. — *gaskeirjands (vas), interpretatus est*, II c. — *vas anafilhands, commendavit*, III b. — *fragibands (vas), dedit*, III c. — *us airþai vas jah us vaur-*

1) Vgl. zu d. st. Löbe, beiträge zur textesberichtigung und erklärung der Skeireins, p. 28.

2) So, nicht προσευχόμενον, muss in der vorlage des übersetzers gestanden haben, vgl. Bernhardt, krit. untersuchungen über die got. bibelübersetzung, II, p. 4.

3) *hvaiva* fehlt im codex, ist aber von den neuesten herausgebern als unbedingt notwendig in den text aufgenommen worden.

dahai vistai rodjands, de terra erat et ex verbali natura loquens, IV c. — *ni þe haldis airþeins vas nih us airþai rodjands, ak himinakunda anafilhands fulhsnja, non eo amplius terrestris erat nec e terra loquens, sed coelestia aperiens mysteria*, IV d. — *anakumbjandans (vesun), accubuerunt*, VII b. — *ni fraþjandans (vesun), non considerabant*, VIII d. — *vas galaubjands, credebat*, ib.

Wenn *vairþan* mit dem part. praes. construiert wird, so übersetzt es entweder das griech. *γίγνεσθαι* — dann steht das part. adjectivisch oder substantivisch, wie denn auch in diesem falle got. part. zuweilen ein griech. adj. oder subst. übersetzt — oder *vairþan* dient nur dazu, in verbindung mit dem part. das futurum zu umschreiben. Gewöhnlich muss das got. präsens zugleich das futurum vertreten, daher findet sich die umschreibung auch nur an drei stellen, zweimal, wo bereits der Grieche das fut. durch *ἔσομαι* und part. praes. umschrieben hatte, und einmal, wo im griech. fut. pass. steht, an dessen stelle der Gote ein sinverwantes intransitiv verwendet: *stairnos himinis vairþand driusandeins, οἱ ἀστέρες ἔσονται πίπτοντες*, Mc. 13, 25. — *tvos vairþand malandeins, ἔσονται δύο ἀλήθουσαι*, L. 17, 35. — *jus saurgandans vairþiþ, ὑμεῖς λυπηθήσεσθε*, J. 16, 20. — Häufiger ist der fall, wo *vairþan* dem griechischen *γίγνεσθαι* entspricht: *vastjos is vaurþun glitmunjandeins, τὰ ἱμάτια ἐγένοντο στίλβοντα*, Mc. 9, 3. — *varþ galevjands ina, ἐγένετο προδότης*, L. 6, 16. — *varþ gavaseins is hveita skeinandei, ἐγένετο ὁ ἱματισμὸς αὐτοῦ λευκὸς ἐξαστράπτων*, L. 9, 29. — *vairþaiþ fragibandans izvis misso, γίνεσθε χαριζόμενοι ἑαυτοῖς*, Eph. 4, 32. — *vairþaiþ fraþjandans, γίνεσθε συνιέντες*, Eph. 5, 17. — *vairþaiþ bleiþjandans, γίνεσθε οἰκτίρμονες*, L. 6, 36. — *vairþaiþ nu galeikondans guþa, γίνεσθε οὖν μιμηταὶ τοῦ θεοῦ*, Eph. 5, 1. — *aviliudondans vairþaiþ, εὐχάριστοι γίνεσθε*, Col. 3, 15. — *galeikondans vaurþuþ, μιμηταὶ ἐγενήθητε*, 1 Th. 2, 14. — Einmal steht auch got. substantiv für griech. particip: *ni vairþaiþ gajukans, μὴ γίνεσθε ἑτεροζυγοῦντες*, 2 Co. 6, 14.

Selten komt es vor, dass neben die appositiv verwanten participia der hilfsverba andere participia als prädicate gesetzt werden: *gahaunida sik silban, vaurþans ufhausjands attin, ἐταπείνωσεν ἑαυτὸν γενόμενος ὑπήκοος (τῷ πατρί)*, Phil. 2, 8. — *andbahtjaina ungafairinodai visandans, διακονείτωσαν ἀνέγκλητοι ὄντες*, 1 Tim. 3, 10. — *vaurstvam invidand, andasetjai visandans jah ungalaubjandans, τοῖς ἔργοις ἀρνοῦνται, βδελυκτοὶ ὄντες καὶ ἀπειθεῖς*, Tit. 1, 16. — *unkunnands auk nauh visands .. in tveifl atdraus, imperitus enim adhuc .. in dubitationem cecidit*, Skeir. II b. — (*varþ*) *þaim vitodalausam sve vitodalaus, ni*

visands vitodis laus guþs, ak invitoþs Xāus, (ἐγενόμην) τοῖς ἀνόμοις ὡς ἄνομος, μὴ ὢν ἄνομος θεοῦ ἀλλ' ἔννομος Χριστοῦ, 1 Co. 9, 21.

Ausser den auxiliarien *visan* und *vairþan* nehmen noch eine reihe anderer verba ein prädicatives particip zu sich. In erster reihe sind hier zu nennen die verba der geistigen oder sinnlichen wahrnehmung. Werden dieselben in activischer construction gebraucht, so bezieht sich das prädicative particip auf das object des satzes und tritt zu diesem als zweiter accusativ hinzu; werden sie passivisch gebraucht, so bezieht sich das part. auf das subject und tritt zu diesem als nominativ. — Zuweilen stehen auch adjectiva mit einem particip der hilfsverba oder blosse adjectiva und substantiva an stelle eines particips. — Die hierher gehörigen verba sind *saihvan, gasaihvan, ufkunnan, hausjan, gahausjan, gakausjan, vitan, gamunan, þugkjan.* Das letztgenante hat wegen der ihm innewohnenden passivischen bedeutung das part. stets im nominativ bei sich.

saihvis þo managein þreihandein þuk, βλέπεις τὸν ὄχλον συνθλίβοντά σε, Mc. 5, 31. — *gasahv svaihron ligandein in heitom*, εἶδεν τὴν πενθερὰν βεβλημένην καὶ πυρέσσουσαν, Mt. 8, 14. (Die auflösung des coordinierten particips in einen adverbialen ausdruck scheint dem gotischen übersetzer eigentümlich anzugehören, da, soweit ich dies aus Tischendorf ersehen kann, keine griechische oder lateinische handschrift etwas ähnliches hat; der Brixianus liest ebenfalls *iacentem et febricitantem.* Der grund zu der änderung ist wahrscheinlich der, dass dem got. ein verbaler ausdruck für fiebern fehlte, vgl. Mc. 1, 30. — *fravardjand andvairþja seina, ei gasaihvaindau mannam fastandans*, ἀφανίζουσιν τὰ πρόσωπα αὐτῶν, ὅπως φανῶσιν τοῖς ἀνθρώποις νηστεύοντες, Mt. 6, 16, — *salbo haubiþ þein, ei ni gasaihvaizau mannam fastands*, ἄλειψαί σου τὴν κεφαλὴν ὅπως μὴ φανῇς τοῖς ἀνθρώποις νηστεύων, Mt. 6, 17. 18. — Mt. 9, 9. 23. 25, 39. 44. Mc. 1, 10. 16. 19. 2, 14. 16. 5, 15. 38. 7, 2. 8, 24. 9, 1. 14. 38. 11, 20. 13, 26. 14, 62. 16, 5. L. 5, 2. 27. 9, 49. 10, 18. 18, 24. J. 6, 19. 10, 12. 11, 33.

hvan filu hausidedum vaurþan in Kafarnaum, ὅσα ἠκούσαμεν γενόμενα εἰς τὴν Κ., L. 4, 23.[1] — *Iesus gahausjands þata vaurd rodiþ qaþ*, Ἰησοῦς ἀκούσας τὸν λόγον λαλούμενον λέγει, Mc. 5, 36. — Mc. 12, 28. 14, 58. L. 18, 36. J. 7, 32. 2 Th. 3, 11.

ufkunþa Jesus þo us sis maht usgaggandein, ἐπιγνοὺς τὴν ἐξ αὐτοῦ δύναμιν ἐξελθοῦσαν, Mc. 5, 30. — *ufkunþa maht usgaggandein*

1) Köhler (in Pfeiffers Germ. XII, 441) will hier *visan* ergänzen, was ich für unnötig halte.

us mis, ἔγνων δύναμιν ἐξεληλυθυῖαν, L. 8, 46. — *insandidedun miþ imma broþar unsarana, þana gakausidedum in managaim ufto usdaudana visandan*, συνεπέμψαμεν αὐτοῖς τὸν ἀδελφὸν ἡμῶν, ὃν ἐδοκιμάσαμεν ἐν πολλοῖς πολλάκις σπουδαῖον ὄντα, 2 Co. 8, 22. — *gamuneis Xū Iesu urrisanana us dauþaim*, μνημόνευε Ἰησοῦν Χριστὸν ἐγηγερμένον ἐκ νεκρῶν, 2 Tim. 2, 8. — *vait mannan fravulvanana*, οἶδα ἄνθρωπον ἁρπαγέντα, 2 Co. 12, 2. — *gakusanai þugkjaima, ungakusanai þugkjaima*, δόκιμοι φανῶμεν, ἀδόκιμοι ὦμεν, 2 Co. 13, 7. (ὦμεν haben alle griechischen handschriften, der übersetzer änderte wol, um beide satzglieder in genaue übereinstimmung zu bringen).

Heutzutage ist diese construction so gut wie ganz verschwunden: wir gebrauchen statt des particips den blossen infinitiv (ohne zu) oder einen nebensatz mit dass; statt *gasahv ija ligandein* sagen wir: ich sah sie liegen oder: ich sah, dass sie lag. Die construction mit dem inf. begegnet bereits im gotischen, wo derselbe zweimal griech. particip vertritt: *þan gasaihviþ þata vairþan*, ὅταν ταῦτα ἴδητε γενόμενα, Mc. 13, 29 und *gasaihviþ sunu mans ussteigan*, θεωρῆτε τὸν υἱὸν τοῦ ἀνθρώπου ἀναβαίνοντα, J. 6, 62. — Ebenso komt bereits die umschreibung mit *þatei* vor, jedoch nur an solchen stellen, wo bereits im griech. ὅτι vorlag: Mc. 9, 25. 12, 28. 34 u. ö. — Übrigens ist es mitunter schwer zu entscheiden, ob das part. prädicativ oder attributiv gebraucht ist. In letzterem falle vertritt es einen nhd. relativsatz. Steht das part. prädicativ, so ist die wahrnehmung hauptsächlich auf die tätigkeit gerichtet, die eine person ausübt, steht es attributiv, so ist es die person selbst, auf welche die wahrnehmung geht und das part. steht nur zur näheren bestimmung derselben dabei. Unsere nhd. umschreibungen lassen diesen unterschied deutlicher erkennen: „ich sah, dass ein mensch fiel“ und „ich sah einen menschen, welcher fiel“; im got. läuft beides zusammen und wir müssen aus dem zusammenhang den sinn zu entnehmen suchen. Manche der oben angeführten beispiele sind zweifelhaft: *gasahv mannan sitandan at motai*, Mt. 9, 9, kann ebenso gut übersetzt werden: „er sah einen mann, der am zoll sass“ oder „er sah, dass ein mann am zoll sass.“ Auch das beispiel 2 Co. 12, 2 *vait mannan fravulvanana* wäre man versucht zu übersetzen: „ich kenne einen mann, welcher entrückt ward,“ wenn nicht v. 3. 4 statt dieser construction die umschreibung mit *þatei* stände: *vait þatei fravulvans varþ*, οἶδα ὅτι ἡρπάγη, woraus man ersieht, dass das hauptinteresse des erzählers auf dem entrückt werden ruht und nicht auf der person des entrückten selbst. — Nicht hierher gehören folgende stellen, die daher an anderen orten besprochen sind: Mc. 3, 34. 5, 32 (p. 319). 11, 13 (p. 309). L. 9, 32 (p. 311). 15, 20 (appositives part. p. 407). Phil. 3, 17 (p. 319).

Wie die verba der wahrnehmung wird auch das ihnen begrifflich verwante verbum *bigitan* (εὑρίσκειν, ἀνευρίσκειν) mit prädicativem particip construiert: *bigat unhulþon usgaggana jah þo dauhtar ligandein ana ligra*, εὗρεν τὸ δαιμόνιον ἐξεληλυθὸς καὶ τὴν θυγατέρα βεβλημένην ἐπὶ τῆς κλίνης, Mc. 7, 30. — *bigitanai vaurþun gavandjandans*, εὑρέθησαν ὑποστρέψαντες, L. 17, 18. — Mc. 11, 2. 4. L. 2, 12. 16. 46. 8, 35. 19, 30. J. 11, 17. 2 Co. 5, 3. Phil. 3, 9. Skeir. VIII c. — Adjectiv statt griech. particips steht L. 7, 10: *bigetun þana siukan skalk hailana*, εὗρον τὸν ἀσθενοῦντα δοῦλον ὑγιαίνοντα, und L. 15, 27: *hailana ina andnam*, ὑγιαίνοντα αὐτὸν ἀπέλαβεν, eine stelle, die sich wol hier am besten einordnen lässt, da das *andniman* der bedeutung widerfinden ganz nahe steht.

Von den verbis, die gewisse momente der handlung ausdrücken, wie *anfangen, endigen,* erscheinen im gotischen nur die letzteren (*usfulljan, gaandjan, hveilan*) mit dem prädicativen particip, während die ersteren (*duginnan, dustodjan*) stets mit dem inf. verbunden werden. — Das part. dagegen erscheint wider bei den verbis, die einen zustand ausdrücken, wie *bleiben, verharren* usw.

usfullida Iesus anabiudands þaim tvalif siponjam, ἐτέλεσεν ὁ Ἰησοῦς διατάσσων τοῖς δώδεκα μαθηταῖς, Mt. 11, 1. — *gaandida*[1] *rodjands*, ἐπαύσατο λαλῶν, L. 5, 4. — *ni afiddja blotande*, οὐκ ἀφίστατο λατρεύουσα, L. 2, 37. — *ni hveilaidedum faur izvis bidjandans jah aihtrondans*, οὐ παυόμεθα ὑπὲρ ὑμῶν προσευχόμενοι καὶ αἰτούμενοι, Col. 1, 9. — *þairhvisiþ in galaubeinai gaþvastidai jah gatulgidai jah ni afvagidai*, ἐπιμένετε τῇ πίστει τεθεμελιωμένοι καὶ ἑδραῖοι καὶ μὴ μετακινούμενοι, Col. 1, 23. — *ni vairþaiþ usgrudjans vailataujandans*, μὴ ἐνκακήσητε καλοποιοῦντες, 2 Th. 3, 13. — *und hina dag þata samo hulistr .. visiþ unandhuliþ*, ἄχρι τῆς σήμερον ἡμέρας τὸ αὐτὸ κάλυμμα .. μένει μὴ ἀνακαλυπτόμενον, 2 Co. 3, 14.

An einer stelle setzt Vulf. den inf. statt des griech. particips: *ni svaif bikukjan fotuns meinans*, οὐ διέλιπεν καταφιλοῦσά μου τοὺς πόδας, L. 7, 45; und einmal ändert er die construction, indem er das griech. verbum finitum zum part. und das griech. part. zum verbum finitum macht: *unsveibands aviliudo*, οὐ παύομαι εὐχαριστῶν, Eph. 1, 16. (Vgl. 1 Th. 2, 13. 5, 17 und oben p. 306. 398).

Ein prädicatives particip findet sich ferner nach den verbis des nennens, heissens, bezeichnens, zu etwas machens, für etwas haltens, als etwas darstellens, zeigens, sowie nach denen, die ein festhalten, besitzen ausdrücken.

1) So ist wol mit Massmann für *gananþida* zu lesen.

ni þatei ufaro visandan kannidedi (ina), non quo supra (omnes) existentem (eum) nuntiavisset, Skeir. IV b. — *himinakundana jah iupaþro qumanana (ina) qiþands, jah sik airþakundana jah us airþai rodjandan, coelestem et desuper profectum (eum) dixit, se autem terrestrem et e terra loquentem*, Skeir. IV c. — *þatei raihtis þana frijondan anþaranuh þan þana frijodan, anþarana taiknjandan, anþaranuh þan galeikondan jainis vaurstvam (qiþiþ), þatuh insok, quod alterum quidem diligentem, alterum vero dilectum, alterum monstrantem, alterum verum imitantem eius opera (dicit), id indicavit*, Skeir. V a. — *missataujandan mik silban ustaiknja*, παραβάτην ἐμαυτὸν συνιστάνω, Gal. 2, 18.

vaurd gamaurgiþ taujiþ, λόγον συντετμημένον ποιήσει, R. 9, 28. — *usdaudei þuk silban gakusanana usgiban guþa*, σπούδασον σεαυτὸν δόκιμον παραστῆσαι τῷ θεῷ, 2 Tim. 2, 15.

habai mik faurqiþanana, ἔχε με παρῃτημένον, L. 14, 18. 19. — *vaurd is ni habaiþ visando in izvis*, τὸν λόγον αὐτοῦ οὐκ ἔχετε μένοντα ἐν ὑμῖν, J. 5, 38 (Skeir. VI d.). — *þata rodja in mannasedai, ei habaina fahed meina usfullida in sis*, ταῦτα λαλῶ ἐν τῷ κόσμῳ, ἵνα ἔχωσιν τὴν χαρὰν τὴν ἐμὴν πεπληρωμένην ἐν αὐτοῖς, J. 17, 13. — *afstandand .. in liutein liugnavaurde jah gatandida habandane svesa miþvissein*, ἀποστήσονται .. ἐν ὑποκρίσει ψευδολόγων καὶ κεκαυτηριασμένων τὴν ἰδίαν συνείδησιν, 1 Tim. 4, 2. — *anabiuda fastan þuk þo anabusn unvamma, ungafairinoda*, παραγγέλλω τηρῆσαί σε ἐντολὴν ἄσπιλον, ἀνεπίληπτον, 1 Tim. 6, 14. — *unsveibando haba bi þuk gaminþi*, ἀδιάλειπτον ἔχω τὴν περί σου μνείαν, 2 Tim. 1, 3. — *usskavjaindau us unhulþins vruggon, fram þammei gafahanai habanda* (cod. B *tiuhanda*) *afar is viljin*, ἀνανήψωσιν ἐκ τῆς τοῦ διαβόλου παγίδος, ἐζωγρημένοι ὑπ' αὐτοῦ εἰς τὸ ἐκείνου θέλημα (der got. übersetzer folgte der lesart der Vulgata: *a quo capti tenentur*, vgl. Bernhardt I, 17), 2 Tim. 2, 26. — *frahunþana tiuhand qineina*, αἰχμαλωτίζοντες γυναικάρια, 2 Tim. 3, 6.

Prädicativ steht endlich das particip zuweilen nach den verbis des sendens und gehens: *insandidedun ina ganaitidana*, ἀπέστειλαν ἠτιμωμένον, Mc. 12, 4. — *insandida ina Annas gabundanana*, ἀπέστειλεν αὐτὸν δεδεμένον, J. 18, 24. — *atiddja sa garaihtoza gataihans du garda seinamma þau raihtis jains*, κατέβη οὗτος δεδικαιωμένος εἰς τὸν οἶκον αὐτοῦ ἢ γὰρ ἐκεῖνος, L. 18, 14. (Die übersetzung hat den vorzug vor dem original, dass sie das comparativische verhältnis besser widergibt).

Schliesslich ist noch zu bemerken, dass das part. praet., wenn es prädicativ verwant wird, stark flectiert (Grimm, gr. IV, 577). Jedoch ist hier noch eine reihe von stellen zu verzeichnen, die eine ausnahme

zu machen scheinen. Es findet sich nämlich in den evangelien eine anzahl von segenswünschen, in welchen die copula nach dem vorgange des griechischen ausgelassen ist und das particip in schwacher declination steht: *osanna, þiuþida sa qimanda in namin fraujins,* ὡσαννά· εὐλογημένος ὁ ἐρχόμενος ἐν ὀνόματι κυρίου, Mc. 11, 9. — *þiuþido so qimandei þiudangardi,* εὐλογημένη ἡ ἐρχομένη βασιλεία, Mc. 11, 10. — *þiuþida sa qimanda þiudans in namin fraujins,* εὐλογημένος ὁ ἐρχόμενος βασιλεὺς ἐν ὀνόματι κυρίου, L. 19, 38. — *osanna, þiuþida sa qimanda in namin fraujins,* ὡσαννά· εὐλογημένος ὁ ἐρχόμενος ἐν ὀνόματι κυρίου, J. 12, 13. In zwei stellen der episteln findet sich dagegen die regelmässige starke form *þiuþiþs guþ atta fraujins unsaris,* εὐλογητὸς ὁ θεὸς καὶ πατὴρ τοῦ κυρίου, 2 Co. 1, 3 und ganz ähnlich Eph. 1, 3. Ich hoffe von der wahrheit nicht allzuweit abzuirren, wenn ich annehme, dass in den aus den evangelien beigebrachten stellen dem Goten die ellipse der copula nicht fühlbar war, dass er die worte vielmehr als einen jubelnden zuruf betrachtete und nach der regel, dass im vocativ die schwache form stehen muss, diese anwante. Noch deutlicher manifestieren sich zwei andere stellen als anrede durch hinzufügung des pronomens *þu: þiuþido þu in qinom,* εὐλογημένη σὺ ἐν γυναιξίν, L. 1, 28. *þiuþido þu in qinom jah þiuþido akran qiþaus þeinis,* εὐλογημένη σὺ ἐν γυναιξὶ καὶ εὐλογημένος ὁ καρπὸς τῆς κοιλίας σου, L. 1, 42.

Zum schluss sei es mir nur noch gestattet, die punkte, welche sich als ergebnisse der vorliegenden arbeit herauszustellen scheinen, kurz zusammenzufassen.

Zunächst ist hinsichtlich der bedeutung der got. participia festzustellen, dass das part. praet. nur in passivischem sinne steht, mit ausnahme der participia der verba intransitiva (p. 301). Dagegen scheint das part. praes. zuweilen passivisch verwant zu sein (p. 297 fg.).

Was die anwendung der participia betrifft, so hat sich Vulfila im allgemeinen seiner vorlage mit gröster treue angeschlossen, sodass häufig, wie in einer interlinearversion, wort für wort dem griechischen texte genau entspricht. Es ist jedoch in diesem umstande kein beweis für sklavische abhängigkeit des übersetzers von seinem original zu erblicken, vielmehr ist der einfache grund davon der, dass die griechische und gotische sprache, wie sie zeitlich neben einander bestanden, so auch in ihrem ganzen charakter eine grosse ähnlichkeit hatten. Diese übereinstimmung beider sprachen zeigt sich z. b. in der leichtigkeit, mit welcher sie appositive participia anwenden, wo wir im nhd. weitläuftige nebensätze bilden müssen, in der häufigkeit der casus absoluti, in dem

gebrauche des prädicativen particips nach verbis, die wir heute mit dem inf. construieren, usw. Dem gegenüber lässt sich jedoch die selbständigkeit des Goten durch zahlreiche belege beweisen:

1. Sehr oft verwendet er statt griech. participia substantiva oder adjectiva, statt griech. adjectiva und substantiva participia. Auch treten, namentlich an stelle des appositiven particips, häufig adverbiale ausdrücke ein. Hiervon ist in der einleitung ausführlich gehandelt.

2. Die weise, das attribut mit dem nomen so zu verbinden, dass dieses ohne artikel vorangeht, und jenes mit dem artikel folgt, ist echt gotisch, aber ungriechisch, indem die letztere sprache den artikel auch vor das nomen setzt (vgl. oben p. 311). Echt gotisch ist es ferner, dass in der directen anrede an eine person die dieser beigelegten attribute nicht, wie im griechischen, durch den artikel, sondern durch das persönliche ungeschlechtige pronomen angefügt werden (p. 313. 316).

3. Die gotische sprache hat es geliebt, statt attributiver participia relativsätze zu verwenden (p. 313. 317. 318. 319. 321. 322). Nur einmal ist der fall belegt, dass statt griech. relativsatzes im got. participia stehen p. 320).

4. Die selbständigkeit des gotischen übersetzers zeigt sich ferner darin, dass er appositive participia zuweilen durch verba finita auflöst (p. 399 fg.). Seltener findet sich der umgekehrte fall (p. 401).

5. Ebenso werden die griechischen genetivi abs. mitunter durch nebensätze mit *biþe, miþþanei, sve* aufgelöst, wahrscheinlich um das zeitverhältnis deutlicher hervorzuheben (p. 407).

6. Bei den umschreibungen der passivischen tempora waren für Vulfila die im original vorliegenden griechischen formen nicht massgebend. Vielmehr ist durch die überwiegende mehrzahl der beispiele als bewiesen anzunehmen, dass die umschreibungen mit *visan* einen zustand, die mit *vairþan* eine handlung bezeichnen sollten. Die wenigen ausnahmen wird man dadurch erklären müssen, dass die auffassung des Goten von der heutigen verschieden war (p. 413 fg.).

7. Die verba des anfangens werden im gotischen gegen den gebrauch des griechischen nur mit dem inf., nicht mit dem part. construiert, während bei den verbis des endigens, fortdauerns in beiden sprachen das particip erscheint (p. 429).

Dass Vulfila den sinn des originals meist richtig widergegeben und mit geschmack übersetzt hat, ist von allen kennern des gotischen anerkannt. Die wenigen unrichtigkeiten, die ihm nachgewiesen werden können (s. oben p. 318. 322. 395. 396) kommen dagegen gar nicht in betracht: man darf nicht vergessen, dass er als der erste, so viel wir wissen, germanische prosa schrieb. Mitunter hat Vulfila sogar den sinn

der schrift in seiner übersetzung zu vertiefen gesucht (vgl. oben p. 313. 317. 397. 412. 430).

Nachtrag zu p. 301. Zu den part. praet. mit activischer bedeutung sind noch folgende drei hinzuzufügen: *usvahsans* (nur J. 9, 21. 23. *usvahsans ist, ἡλικίαν ἔχει*); *urrisans* (nur 2 Tim. 2, 8 *Xū Iesu urrisanana us dauþaim*, I. X. ἐγηγερμένον ἐκ νεκρῶν) und *usalþans* (nur 1 Tim. 4, 7, vgl. p. 318).

HALLE. H. GERING.

ZU LESSINGS NATHAN.

NAME UND QUELLE.

Alle bisherigen erklärer des „Nathan" verweisen in betreff dieses namens, den Lessing bekantlich dem namen Melchisedek, den er in seiner quelle (Bocaccio, Decamerone I, 3) vorfand, substituierte, auf den propheten Nathan im alten Testamente (2 Sam. 12), welcher David wegen des Ehebruchs mit dem weibe des Urias straft und ihm die parabel von dem geraubten schafe des armen erzählt. Auch wird diese parabel in Baumgartens Allgemeiner Welt-Historie, th. IV, s. 370 erwähnt, einem buche, welches Lessing, wie sich nachweisen lässt, zu seinem meisterwerke benutzte und unter den materialien „zur geschichte der Aesopischen fabel" (ed. Maltzahn XI, 1, s. 237) hatte er auch aufgezeichnet: „Nathan. Seine fabel vom geraubten schafe." Demnach ist wol die einwirkung der biblischen erzählung auf die benennung seines helden nicht in abrede zu stellen. Aber ein schöner und echt orientalischer zug in dem charakter Nathans ist die freigebigkeit. Ich brauche blos an die worte des derwisches zu erinnern (II, 2):

Er ist aufs geben euch so eifersüchtig,
So neidisch! Jedes lohn von gott, das in
Der welt gesagt wird, zög' er lieber ganz
Allein. Nur darum eben leiht er keinem,
Damit er stets zu geben habe. Weil
Die mild' ihm im gesetz geboten; die
Gefälligkeit ihm aber nicht geboten: macht
Die mild' ihn zu dem ungefälligsten
Gesellen auf der welt.

Und diesen zug hat Lessings Nathan von einem namensvetter in demselben werke Bocaccios, aus welchem er die idee seines ganzen dramas schöpfte. Ich kenne diese erzählung (X, 3) aus der übersetzung von

Sophie Mereau in Schillers Horen (1796, IX, s. 85): „Nathan. Aus dem Decamerone des Boccaz.“ Die erzählung, die im morgenlande spielt, hat auch einen unverkenbar morgenländischen ursprung. Doch habe ich bei Dunlop (Geschichte der prosadichtungen, übersetzt von Liebrecht), keinen aufschluss über deren abstammung gefunden. Das ideal der freigebigkeit ist für die morgenländer der dichter Hatim Taï. Es ist daher von interesse, dass ein zug seiner freigebigkeit auch auf den Nathan des Boccaccio übergegangen ist. Hammer erzählt ihn in seinem „Rosenöl“ (I, s. 261) nach dem persischen dichter Dschami so: „Sein bruder war ebenso geizig von natur als Hatemtai freigebig. Nichts desto weniger wollte er nach dessen tode auch den ruhm der freigebigkeit erwerben. — Du bemühst dich umsonst, sagte ihm seine mutter, was die natur versagt, kann keine kunst erheucheln. — Um ihn auf die probe zu stellen, verkleidete sie sich als bettlerin und zeigte sich in dieser gestalt vor dem ersten fenster des hauses, wo Hatemtais bruder almosen auswarf. Desgleichen tat sie beim zweiten fenster; als sie aber ans dritte kam und der spender gewahr ward, dass er derselben bettlerin schon zweimal gegeben, wies er sie ab mit harten worten. Sagte ich es nicht, sprach sie, indem sie sich zu erkennen gab, dass du dich nicht verstehst aufs freigebigsein? Ich hatte einmal deinen bruder so wie dich auf die probe stellen wollen. Ich machte die runde von allen vierzig fenstern, und bei jedem fenster erhielt ich almosen mit derselben güte und leutseligkeit.“ Dieser zug wird von Boccaccio so erzählt: „Schon hatte er (Nathan) ein spätes alter erreicht, ohne seiner gastfreundschaft müde geworden zu sein, als sein ruhm auch zu den ohren eines jünglings gelangte, der den namen Mitridanes führte und nicht fern von ihm lebte. Dieser fand sich durch seinen ruhm und seine vorzüge gedrückt, und das bewustsein, gleiche mittel wie jener in den händen zu haben, gab ihm den stolzen gedanken ein, Nathans freigebigkeit durch eine noch höhere wo nicht ganz zu verlöschen, doch sicher zu verdunkeln. Er liess einen ähnlichen palast erbauen und begann jeden dort ankommenden oder scheidenden mit den ausgesuchtesten höflichkeiten zu überhäufen. Einst traf es sich, dass er ganz allein in dem hofe seines palastes geblieben war, als ein altes unansehnliches mütterchen durch eine der türen hereinkam und almosen verlangte Sie erhielt es und gieng, kam aber durch die zweite tür zurück, wo sie von neuem bat, es erhielt und so nach und nach durch zwölf türen des palastes zurück kehrte. Als sie zum dreizehnten mal wider kam, sagte Mitridanes: Wirklich, gute frau, du bist zudringlich genug mit deinen bitten, doch sollst du dein almosen erhalten. Die alte hörte es und rief: O freigebigkeit des grossen Nathans! wie unerreichbar bist du! durch zwei und dreissig türen,

die in seinem palast, so wie in diesem, sind, bin ich hereingekommen und habe almosen verlangt und es immer erhalten, ohne dass er tat, als kente er mich wider, und hier komme ich erst durch die dreizehnte und bin bereits erkant und verhöhnt worden! Hier gieng sie schweigend hinweg und kehrte nicht wider zurück."

ERFURT. DR. BOXBERGER.

Schon vor nahezu zehn jahren hat Gosche den namen der hauptgestalt in Lessings letztem drama aus Boccaccios Decameron abgeleitet. In seinem Jahrbuch für Litteraturgeschichte. Berlin 1865, sagt er 1, 199: „Warum Lessing sein letztes drama „Nathan" genant habe, ist noch durch keinen der bisherigen erklärungsversuche festgestellt. In demselben Decamerone Boccaccios, welchem I, 3 Lessing die geschichte von den drei ringen entlehnte, steht X, 3 die novelle von dem edlen Nathan. Es wird nicht schwer sein einzelne gemeinschaftliche züge widerzufinden; im Mitridanes steckt etwas vom Tempelherrn."

Über die quelle dieser 93. novelle Boccaccios schweigen seine italienischen erklärer, oder geben nur verfehltes. Aber unser alter vielbewährter Fr. Wilh. Val. Schmidt, auf den mein verehrter college, herr geh. r. prof. Witte mich hinweist, hat auch sie bereits vor mehr als einem halben jahrhunderte aufgezeigt. In seinen Beiträgen zur Geschichte der romantischen Poesie. Berlin 1818, gibt Schmidt von s. 1—116 eine sehr reichhaltige abhandlung: „Über den Dekameron des Boccaccio. Untersuchungen über das geschichtliche darin, über quellen und nachahmungen" usw. Zu tag 10, novelle 3 bemerkt Schmidt s. 103 fg.: Die gesinnung in dieser göttlichen erzählung reicht so weit über alles mass der kühnsten phantasie unserer alten und neuen zeit hinaus, dass der gedanke sich aufdrängt, diese dichtung habe ihren ursprung erhalten in den heitern gefilden des morgenlandes, erzeugt in einem klaren und stillen gemüt. Die vermutung wird zur gewissheit durch eine handschriftliche nachricht eines verstorbenen orientalisten: „Sie ist aus der arabischen erzählung vom freigebigen Hatem, seinem zwillingsbruder und ihrer mutter entlehnt." Unter den abendländern ist keine ähnliche erzählung, keine nachahmung, noch bearbeitung bis jetzt gefunden; auch dies zeugt für die entstehung in der fremde. Aber den charakter des Schebib in „der gewalt des schicksals" (ächte fortsetzung der 1001 nacht t. 1 erz. 2) kann als annäherung zu unserem Nathan betrachtet werden. — Francesco Sansovino (ein erdichteter name für Franc. Tatti) hat in seine novellensamlung Cento novelle scelte (Venezia 1598 apresso Vecchi) 31 novellen [und darunter auch diese] aus dem Dekameron mit auf-

genommen, obgleich er in der vorrede versichert, es befinde sich keine einzige aus Boccaccio darunter.“ Hammers Rosenöl (Stuttg. 1815) wird hier von Schmidt nicht erwähnt; er mag es also wol auch nicht zu rate gezogen haben.

Auch Wilhelm Wackernagel hat schon vor nahezu zwanzig jahren auf Boccaccios 93te novelle hingedeutet, in einer gedankenreichen akademischen festrede „Lessings Nathan der Weise,“ welche damals in Gelzers protestantischen Monatsblättern (1855. bd. 6. s. 232—256) erschien, jetzt aber in W. Wackernagels kleineren Schriften (Leipzig 1873. 2. 452—480) leichter und allgemeiner zugänglich geworden ist. Wackernagel geht aus von der bemerkung, dass aus dem deistischen grundcharakter des werkes sich auch ein gewisser hauptzug zweier seiner hauptcharaktere erkläre. „Der deismus,“ sagt er, „für den die christliche lehre von der gnade und der erlösung nicht vorhanden ist, muss die vervollkomnung des inneren menschen einzig im verdienste der eigenen tugend und, damit das kein blosses wissen und wollen des rechten sei, in einer werktätigen bewährung derselben, vorzüglich also im woltun suchen; er trifft darin mit der gesunkenen kirche des mittelalters überein, die ja auch auf die guten werke einen höheren ton als auf den glauben gelegt und gern die heiligung vertauscht hat gegen die werkheiligkeit.“ Daher habe dem mittelalter freigebigkeit, oder, wie man es damals nante, milde, als höchste tugend, zumal der fürsten, gegolten, und hauptsächlich um ihretwillen sei Saladin selbst bei christen so hochgeehrt worden, und seine milde oder freigebigkeit auch in Deutschland durch lange zeit sprichwörtlich berühmt geblieben. „So kehrt denn auch Lessing,“ fährt Wackernagel fort, „diesen charakterzug des sultans in besonders hellem lichte hervor, durch handlung wie durch rede; die kurztreffende selbstbezeichnung: „Hier fällt es mir doch nur durch die finger,“ widerholt und deutet auf einen spruch zurück, den unser Walther uns von Saladin überliefert, die hände eines königs sollten durchlöchert sein. Und ebenso verschwenderisch im woltun und im schenken ist Nathan; um so weniger nun steht er als jude, um so mehr als ein mensch auf dem gipfel menschlicher tugend da. Selbst den namen hat Lessing in bezug hierauf gewählt. Bei Boccaccio heisst der von Saladin angesprochene jude Melchisedech, anderswo aber bei demselben novellisten komt ein Nathan vor, der das ideal der freigebigkeit, der so freigebig ist, dass er zuletzt einem nebenbuhler selbst sein leben schenken will. Und Nathan bedeutet ja so viel als geber, oder eigentlich: er gibt.“

Boccaccios dritte novelle von den drei ringen bildet so sehr den mittelpunkt von Lessings Nathan, dass Lessing selbst sie, in einem briefe

an seinen bruder vom 11. august 1778, den „eigentlichen inhalt“ desselben nent. Er schreibt (G. E. Lessing, von Danzel und Guhrauer. Leipzig 1854. 2, 2, 198): „Ich möchte zwar nicht gern, dass der eigentliche inhalt meines stückes allzufrüh bekant würde; aber doch, wenn ihr, du oder Moses, ihn wissen wollt, so schlagt das Decamerone des Boccaccio auf: Giornata I, Nov. III, Melchisedech Giudeo. Ich glaube eine sehr interessante episode **dazu** erfunden zu haben, dass sich alles sehr gut soll lesen lassen.“ — Wenn nun Lessing den von seiner unmittelbaren quelle dargebotenen namen Melchisedek mit Nathan vertauscht hat, so wird man, wenn man überhaupt fragen will, dem denker Lessing gegenüber, mehr als eine frage zu stellen haben: Warum hat er den namen Melchisedek verworfen? Woher hat er den namen Nathan geschöpft? Warum hat er grade diesen gewählt?

Warum hat Lessing den namen Melchisedek verworfen? — Die nächste antwort wird wol gemeinhin lauten: des verses wegen. Und allerdings fügt sich ja auch der zweisilbige name Nathan viel leichter und bequemer in den kurzen und raschen vers des dramatischen dialoges als der viersilbige Melchisedek. Demnach mag man gern zugeben, dass dieser grund mitgewirkt haben könne. Aber für einen Lessing wird dies doch schwerlich der haupt-, geschweige der einzige grund gewesen sein; für einen Lessing wird man doch wol einen tieferen grund voraussetzen müssen. Und dieser tiefere grund wird in der bedeutung des namens zu suchen sein. — Melchisedek (מַלְכִּי־צֶדֶק, *malki-zĕdĕk*) bedeutet „könig der gerechtigkeit,“ ist also ein an sich für die hauptperson des dramas nicht derart unpassender name, dass Lessing ihn schon wegen der in ihm liegenden blossen wortbedeutung hätte aufgeben müssen; vorausgesetzt dass er diese wortbedeutung überhaupt gekant hat. Gleichwol konte er ihn für den zweck seines dramas durchaus nicht brauchen und beibehalten. Denn Lessings zeitgenossen, und mit ihnen er selbst, waren bibelfeste leute. Nicht nur die theologen, sondern auch weitaus die meisten laien würden damals durch diesen namen unvermeidlich erinnert worden sein an jenen Melchisedek, der nach 1. Mos. 14, 18 als könig von Salem und jehovapriester dem Abraham mit brod und wein entgegen gieng, und welchem Abraham sich zehntpflichtig machte; an jenen Melchisedek, welcher dem alten wie dem neuen testament als typus alles jüdischen und christlichen priestertumes, und als vorbild des hohenpriestertumes Christi selbst galt, wie solches z. b. im 7. kapitel des Hebräerbriefes ausdrücklich gesagt und ausführlich erörtert wird, und wie er in der katholischen kirche noch heute fortlebt, in den worten des Canon Missae: *„et quod tibi obtulit summus sacerdos tuus Mel-*

chisedech, sanctum sacrificium, immaculatam hostiam.“ Grade dies aber steht ja im entschiedensten gegensatze zu dem charakter des Lessingschen Nathan, der als vertreter des reinen deismus über alle positive glaubenssatzung, und noch mehr über alles priestertum, und gar opferpriestertum hinausgehoben ist.

Woher hat denn nun Lessing den namen Nathan geschöpft? — War ihm Boccaccios dritte novelle geläufig, von dem juden Melchisedech und seiner parabel von den drei ringen, so wird ihm auch die 93te von dem reichen und freigebigen Nathan nicht unbekant geblieben sein. Boccaccio nent diesen freilich nicht einen juden, sondern sagt: *Certissima cosa e, che nellè parti del Cattaio fu gia un huomo de legnaggio nobile e ricco senza comparatione per nome chiamato Nathan.* Dass diese novelle von dem reichen und freigebigen orientalen Nathan zu Lessings namenwahl für die ebenfalls orientalische reiche und freigebige hauptperson seines dramas mitgewirkt haben könne, mag man gern zugeben; dass aber grade sie die entscheidende, oder gar die alleinige ursache davon gewesen sei, wird sich doch nicht beweisen lassen, und darf auch billig in zweifel gezogen werden. Denn die Freigebigkeit von Lessings Nathan ist doch eine wesentlich andere als die von Boccaccios Nathan. An dem letzteren ist die überschwengliche, gut und leben preisgebende freigebigkeit die haupttugend, um derentwillen er gepriesen werden will und um derentwillen auch die ganze novelle von ihm erzählt wird. An Lessings Nathan dagegen ist die freigebigkeit nur eine, und nicht die höchste tugend seines gesamtcharakters. Diesen fasst Lessing vielmehr zusammen in dem ständigen beiworte „der weise,“ und dies beiwort ist so massgebend, dass Lessing darnach von vorn herein das ganze drama betitelt hatte. Schon im august 1778, noch ehe es gedruckt, ja noch ehe es in versen ausgeführt wurde, hatte es Lessing in der für die veröffentlichung geschriebenen „Ankündigung“ ausdrücklich mit diesem namen bezeichnet: „Dieser versuch ist von einer etwas ungewöhnlichen art, und heisst: Nathan, der weise, in fünf aufzügen“ (Lessings Schriften, herausg. von W. v. Maltzahn. 10, 236 fg.) Nathans weisheit gipfelt aber in der höhe und dem adel seiner freien religiosität und sittlichkeit, und all sein reden und handeln, und folglich auch seine freigebigkeit, sind nur ein ausfluss dieser höchsten tugend, sind von ihr bedingt und ihr untergeordnet. — Notwendig aber musten widerum Lessings bibelfeste leser, und muste er selbst bei dem namen Nathan an den biblischen Nathan denken, von welchem sie mehr wusten, als unsere heutigen leser zu wissen pflegen. Dieser Nathan wird in der bibel widerholt ein prophet genant, aber es wird nichts von ihm berich-

tet, worin priesterliche oder dogmatische beschränktheit sich geltend machte, ja er widerrät sogar den von David beabsichtigten tempelbau (2. Sam. 7.). Er wagt, den könig David wegen seines ehebruches mit Bathseba und seines todbringenden verrates an Uria streng zur rede zu stellen, aber er tut es ohne zelotismus, mit der schönen parabel von dem heerdenreichen manne, der dem armen sein einziges schaf raubte, und knüpft daran die ernste verkündigung göttlicher strafe für solchen frevel. Und David beugt sich nicht nur dieser mahnung des propheten Nathan, sondern vertraut auch grade ihm nachher die erziehung seines sohnes Salomo (2. Sam. 12). Wenn nun in Salomo gleichsam das höchste und die summe aller hebräischen weisheit sich verkörperte, muste sein lehrer, der solche früchte zu wecken gewust und vermocht hatte, nicht auch ein weiser mann, ein weiser Nathan gewesen sein?

Hiernach wird man zugeben dürfen: kann Lessings freigebiger Nathan an Boccaccios freigebigen Nathan erinnern, so kann auch Lessings weiser Nathan an den weisen propheten Nathan des Alten Testamentes gemahnen.

Warum aber hat Lessing grade diesen namen gewählt? — Ob Lessing, und ob gar Boccaccio, sei es nun eine richtige oder eine irrige meinung von der wortbedeutung des namens Nathan gehabt, und grade wegen dieser wortbedeutung den namen gewählt habe, das dünkt mich denn doch sehr fraglich. Etwas von orientalischer färbung wollte Lessing seinem stücke allerdings geben, und er sagt selbst ausdrücklich, dass er es zum teil eben deshalb nicht in prosa, sondern in versen abgefasst habe. „Denn ich habe wirklich die verse nicht des wolklanges wegen gewählt,“ äussert er sich in einem briefe an seinen bruder, „sondern weil ich glaubte, dass der orientalische ton, den ich doch hier und da habe angeben müssen, in der prosa zu sehr auffallen dürfte“ (Lessing, von Danzel und Guhrauer 2, 2, 200). Deshalb musten auch die namen der handelnden personen entweder wirklich orientalische sein, oder doch eine orientalische färbung tragen. Der erzieherin und gesellschafterin im hause Nathans hatte Lessing in seinem entwurfe den namen Dinah gegeben. Dabei kann er aber doch ebensowenig die wortbedeutung des namens דִּינָה „gegenstand des streites,“ als die geschichte, welche 1. Mos. 34 von seiner biblischen trägerin, einer tochter Jacobs und der Lea, erzählt wird, im sinne gehabt haben. Bei der ausarbeitung änderte er jedoch den namen Dinah in Daja, bewogen durch eine bemerkung von Schultens, dass Daja so viel als nutrix bedeute. (Lessing, von Danzel und Guhrauer 2, 2. Beilagen s. 15; und Lessings schriften, herausgegeben von W. v. Maltzahn 2, 616). Aber so klar und zweifellos nun auch

in der wahl des namens Daja die absichtliche berücksichtigung seiner wortbedeutung vorligt, und sogar entscheidend gewesen ist, so voreilig wäre es doch, daraus einen bindenden schluss auch auf die übrigen namen der personen im judenhause ziehen zu wollen. Denn auch den im ersten entwurfe gewählten biblischen namen Rahel (רָחֵל = weibliches schaf, weibliches lamm) hat Lessing bei der ausarbeitung verworfen und durch Recha ersetzt. Mendelssohn war damit unzufrieden, weil Recha kein hebräischer name, und obenein übel gewählt sei, denn Rack (רַק) heisse „leer, auch nichtswürdig.“ Doch sprach er seinen tadel gegen Lessing nicht aus, weil Recha einmal im gedruckten texte feststand (Lessing, von Danzel und Guhrauer 2, 2, 201). Warum Lessing diese namensveränderung vorgenommen habe, und was der name Recha bedeuten solle, vermag ich nicht zu sagen. — Die hebräische verbalform נָתַן (*nāthăn*, mit kurzem *a* der zweiten silbe) bedeutet: „er hat gegeben;“ und möglich mag ja sein, dass Lessing dies gewust, ja selbst, dass er geglaubt haben könne, der name Nathan bedeute: Geber, freigebiger mann. Allein sprachlich verhält sich die sache doch etwas anders. Wird nämlich die verbalform נָתַן (*nāthăn*) einzeln stehend als eigenname gebraucht, dann verlängert sich der vocal ihrer zweiten silbe: נָתָן (*nāthān*), aber die bedeutung bleibt dieselbe: „er hat gegeben.“ Das subject jedoch, welches gegeben hat, bleibt sprachlich unbezeichnet. Nach analogie der zusammengesetzten namen יוֹנָתָן (*Jōnāthān*) — „Jehovah hat ihn gegeben,“ oder נְתַנְאֵל (*Nthănēl*, in griechischer schreibung *Ναθαναήλ*) = „den gott gegeben hat,“ pflegt man nun auch den einfachen namen נָתָן (*Nāthān*) zu erklären: „den Jehova (oder den gott) gegeben hat“ (vgl. Gesenius, hebr. und chald. handwörterb. s. v. נָתָן), so dass also der hebräische name *Nāthān* dasselbe besagen würde, wie der griechische *Θεόδωρος*, oder der lateinische *Deodatus*, und schwerlich auch wird sich gegen diese erklärung ein gegründeter einwand erheben lassen. Jedenfalls ligt der begriff des freigebigen nicht unmittelbar und nicht notwendig in dem namen *Nāthān*. Für diesen begriff bietet vielmehr das Alte Testament widerholt die namensform נָדָב (*Nādāb*) „freigebig, edel,“ entsprechend dem verbum נָדַב (*nādăb*): 1. „antreiben;“ 2. „sich antreiben, bereitwillig sein.“ (Vergl. Gesenius handwörterb. s. v. נָדַב). Folglich steht der name Nathan nach seiner wirklichen bedeutung: „den gott gegeben hat,“ zu dem träger desselben in Lessings drama nicht in so charakteristischer beziehung, dass sie einen grundzug seines wesens bezeichnete, und dass man mit gegründeter zuversicht behaupten könte, sie sei deshalb absichtlich von Lessing gewählt worden.

Aus all diesem folgt: Boccaccios freigebigen Nathan mochte Lessing freilich wol kennen, aber weder den zug der freigebigkeit noch den namen braucht er aus dieser quelle geschöpft zu haben. Denn die freigebigkeit des Lessingschen Nathan ist eine ganz anders motivierte und ganz anders geartete; und wenn die charaktere der beiden Nathan so wesentlich verschieden sind, dann kann auch ihrer namensgleichheit eine so tiefgreifende bedeutung nicht zugestanden werden, dass sich darauf ein sicherer schluss auf namensentlehnung grade aus Boccaccios novelle gründen liesse. Vielmehr kann Lessing den namen Nathan, ebensowol wie den namen Rahel oder Recha, nach eigenem freien belieben gewählt, oder er kann ihn möglicherweise auch aus einer persönlichen begegnung oder anregung entnommen haben, denn Nathan ist ja doch ein allgemein bekanter, und unter den juden noch heut gangbarer name. Dass Lessing überhaupt für die personen seiner letzten grossen dramatischen meisterschöpfung der vorbilder nicht bedurfte, ist selbstverständlich. Hat er aber an vorbilder gedacht, denen er züge entnahm und sie poetisch idealisierte, so mag ihm bei seinem weisen, über confessionelle beschränktheit hinausgehobenen juden doch zunächst sein jüdischer freund Moses Mendelssohn vorgeschwebt haben, und bei dem namen Nathan mag er sich vielleicht erinnert haben an jenen Nathanael, welchen Christus im ersten kapitel des Johannesevangeliums mit den worten begrüsst: „Siehe, ein rechter Israeliter, in welchem kein falsch ist.“

HALLE, 22. APRIL 1874. J. ZACHER.

ZU DER ANGEBLICHEN CORRUPTEL IN SCHILLERS BRAUT VON MESSINA.

Dass Schiller in der Braut von Messina die Donna Isabella wirklich habe sagen lassen:

> Des unterirdschen Feuers schreckliche
> Geburt ist alles, eine Lavarinde
> Liegt aufgeschichtet über dem gesunden,

wird nach den in dieser zeitschrift V, s. 83 veröffentlichten textkritischen bemerkungen von dr. Reinhold Köhler wol kaum noch einem zweifel unterligen. Ausserdem dürfte, wie ich glaube, einige achtsamkeit auf diesen punkt ergeben, dass der figürliche gebrauch des wortes gesund im gegensatz zu vulkanischer zerstörung auch sonst keineswegs so ungewöhnlich sei. Und zunächst bringt mich hierauf eine stelle aus Gellerts autobiographischen aufzeichnungen, die Joh. Andreas Cramer in dessen lebensbeschreibung anführt. Dieselbe steht in der originalaus-

gabe der lebensbeschreibung s. 15, in der 1839 zu Leipzig erschienenen gesamtausgabe von Gellerts schriften X, s. 186, und lautet also: „Auf der Fürstenschule (zu Meissen) hat das lesen der Güntherischen Gedichte aus meinem Geiste einen feuerspeyenden Aetna gemacht, der alle um sich herumliegenden gesunden Gegenden verheerte und die in meiner Seele aufkeimenden Pflanzen von Vernunft in Asche verwandelte."

GUMBINNEN. J. ARNOLDT.

NACHTRAG ZU „JOHANN RIST UND SEINE ZEIT," HALLE 1872.

Schon seit jahren vom grösseren geistigen und litterarischen verkehr abgeschnitten, ward ich erst, als das obige buch gedruckt vorlag, durch W. Buchners „August Buchner" auf G. Krause: „Der fruchtbringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein etc. Nach den Originalien der Herzogl. Bibl. zu Cöthen, Leipzig 1855" aufmerksam. Der geneigte leser wolle gestatten, dass deshalb hier ein kurzer nachtrag folgt.

Zwei abschnitte des Krauseschen werkes sind es, die uns hier angehen. S. 405—410 sind sechs briefe abgedruckt, drei vom „Rüstigen" an den „Nährenden," drei vom letzteren an den ersteren, aus den jahren 1647—1649, in anknüpfung an die „einnahme" Johann Rists in die Fruchtbringende gesellschaft, welche 1647 erfolgte. Auszüge aus diesen briefen hier vorzulegen, in welchen sich fürst Ludwig von Anhalt und sein gesellschafter nach art der damaligen zeit weidlich becomplimentieren, würde wenig nützen, sie ganz abzudrucken der raum versagen. Der andere abschnitt s. 381—391 ist interessanter, in welchem Justus Georg Schottel unterm 10. januar [1643] „ex aulâ Brunsvigae" eine summarische grundlage der deutschen metrik entwirft. Er hat den entwurf offenbar an Rist gesant, der dann seine bemerkungen d. d. 16. februar 1643 in Wedel angelegt, worauf denn, wie es scheint, mit diesen bemerkungen unterm 7. märz 1643 dem fürsten Ludwig der entwurf von Schottel übersant worden ist, der darauf sein „anderweit gutachten" d. d. Cöthen, 27. märz 1643 mitteilt. Schottel und Rist schreiben lateinisch, Ludwig deutsch. Schottel schreibt unter der überschrift: „Doctrina quantitatum omnium vocabulorum Germanicorum, summatim tantum ex linguae fundamentis delineata." Voran stehen „de quantitate brevi regulae generales;" dann folgen „regulae generales de quantitate longa," endlich „regulae generales de quantitate ancipiti." Der ersten art sind 7, der zweiten 5, der dritten 8 regeln. Heben wir hier nur weniges hervor.

Die 5. regel über die kürzen lautet: „Omnia composita dyssyllaba ultimam syllabam corripiunt, ut nōhtwĕhr, hūlflŏs, lāndstăt, jāhrmărck, wōlstănd, lūsthăus etc. et non: nŏhtwēhr, hŭlflōs, lăndstāt etc.“ Und die 7.: „Derivata si sunt dyssyllaba, ad exemplum dictae regulae quintae, fiunt Trochaei, hoc est corripiunt ipsam terminationem derivandi, ut ēssbăr, rīchtĕr, būchĕr etc.“ Zu diesen beiden regeln sagt Rist: „Sunt generalissimae, nec ullâ indigent limitatione, nihil igitur praeter aurium accuratum judicium, quod deinde optimorum Poetarum authoritas subsequitur, requiritet“ [Schottelius?]. Und der „Nährende“ bemerkt in seinem gutachten: „Bey der 5. regel werden alle angezogene wörter in ihrem grunde für Spondaei, Zweylangsilbige, gehalten als Nōhtwēhr, hūlflōs, Jhārmārkt, lāndstādt: Und ist noch dieses bei dergleichen Zu betrachten: Ob auch eine Silbe, so im grunde nach art der Selb oder doppellautenden buchstaben einmal lang ist, hernach könne kurtz gesetzet oder gebrauchet werden.“

Die 1. regel über die längen lautet: „Omnia composita et derivata dyssyllaba primam syllabam producunt, Schaămroht, baūholtz, Abfal, nōhtstal, mīstritt, fēhlschuss, Zūgang, Vōrwort, kūndbar etc.“ Zu dieser regel, wie zu allen über die längen, sagt Rist: „Regulae istae Generales, quas clarissimus Dnus Schottelius de quantitate longa proposuit, tam sunt firmae et ipsius Linguae proprietate tam fortiter roboratae, quod nemo, nisi qui sensu auditus forte sit privatus, ejsdem poterit contradicere; stultissimum igitur judicabo illum, qui de his litem aliquam movere conabitur.“ Und der „Nährende“ bemerkt in seinem gutachten: „Bey der Ersten Regel werden die angezogenen wörter alle auch für Spondaei und nicht Trochaei gehalten.“

Die 6. regel über die zweigültigen silben (um mit dem „Nährenden“ zu reden) oder (mit Schottel) „de quantitate ancipiti“ lautet: „Quia omnia composita dyssyllaba sunt Trochaei, de quibus supra dictum, ut Nohtwehr, gottlos, bauholtz etc., quaeritur imprimis, si eiusmodi nomina composita substantiva adsciscant terminationem adjectivi atque ita trisyllaba fiant, an tunc media syllaba fiat longa aut brevi aut anceps; ut:

Frechmuht	fiat adjectivum atque sic trisyllabum	Frechmuhtig	quid hic de media
Sanftmuht		Sanftmuhtig	syllaba statuendum?
Wegfahrt		Wegfartig	posset forsan dici,
Mannsucht		Mannsuchtig	primam corripiendam,
Arglist		Arglistig	mediam producendam
Feldflucht		Feldfluchtig	Frechmuhtig etc.“
etc.		etc.	

Und die 7. regel lautet: „Quaeritur etiam, quid de trisyllabis compositis, quae ex tribus radicibus componuntur, statuendum, anne versum commode ingredi possint, et an prima vel media syllaba sit corripienda, ut

Landhaubtmann kommet an	vel	Der Landhaubtmann kommt an
Steinwildpret oft eriagt		Viel Steinwildpret eriagt
Steinstahlhart ist Sein hertz		Sein hertz ist Steinstahlhart

Zu diesen beiden regeln sagt Rist: „Quando composita dissyllaba adsciscunt terminationem Adjectivi atque fiunt trisyllaba, tunc (si potius auribus quam oculis credere velimus) prior syllaba semper producitur, reliquae corripiuntur ut frechmühtig, mansüchtig, arglistig. Verum cum lingua nostra vocabulis abundet, non opus est voculis non satis commodis versus reddere insonoros. Idem statuo de trisyllabis compositis alß Landhauptman, Steinwildpret, in his equidem [mea quidem sententia] media syllaba semper producitur, mallem tamen vocabulo uti commodiori." Und der „Nährende" bemerkt in seinem gutachten: „Diese [die 6.] regel ist oben nach dem gehör, und der anmerkung widersprochen [?]; seind also die Zweysilbige Spondaei, an den dreysilbigen die letzte Zweygültig. Folgende reime können [dies zur 7. regel] also nach dem gehöre und thone ausgesprochen werden:

Landhaubtman kommet an Steinwildpret oft er jagt
Stein Stahlhart ist sein hertz.

Das andere:

Der landhauptman kommet an Viel Steinwildpret oft erjagt
Sein hertz ist gantz Stein Stahlhart."

Da für meine monographie über Rist das Krausesche werk zu meinem lebhaften bedauern mir zu spät bekant wurde, so habe ich mir vorstehende mitteilung aus demselben als einen nachtrag erlaubt. Interessant ist dieses bruchstück doch wol, sofern man den kampf mitdurchlebt zwischen dem ureigenen geist deutscher sprache und dem aus den alten sprachen überkommenen richtmass. Es ist bemerkenswert, dass weder Schottel noch Rist in vorliegendem actenstücke des spondeus mit einer silbe erwähnt, nur der „Nährende" ihn vertritt. Wenn gleich seit Opitz das messen der silben wider aufkam, so mochten doch sowol er wie seine genossen Schottel, Buchner, Rist etc. „accurato aurium judicio" erkennen oder ahnen, dass die muttersprache von einem messen der silben nichts wissen will, sondern nur vom wägen, dass es „lange" und „kurze" silben nicht gibt, sondern nur schwere und leichte. Sehr stark wurde durch obige reliquien aus dem 17. jahrhundert mir die erinnerung geweckt an das 1862 bei J. Fr. Hartknoch in Leipzig erschienene (ob später neu wider aufgelegte?) auf jahrelangen theoretischen und praktischen studien ruhende buch von dr. Rod. Benedix: „Das Wesen des deutschen Rhythmus." Sollte je besseres über die grundlagen unseres versbaues anderswo gesagt sein?

LUNDEN IN DITHMARSCHEN, 5. APRIL 1872. TH. HANSEN.

MORIZ HAUPT.

Moritz Haupt wurde geboren den 27. juli 1808 zu Zittau, wo seine familie seit zwei generationen ansässig war. Sein grossvater, der sohn eines armen in Leipzig verstorbenen lehrers, hatte sich in Zittau durch rastlose, tatkräftige anstrengung bei strengster rechtlichkeit zu einem wolhabenden und angesehenen kaufmanne emporgearbeitet. Sein vater Ernst Friedrich Haupt (geb. 31. märz 1774) hat seine eigene im elternhause verlebte jugend schmucklos aber anziehend beschrieben (gedruckt in Gust. Freytags Neuen Bildern aus dem Leben des deutschen Volkes. Leipzig 1862. S. 433—453). Noch sehr jung, aber tüchtig vorgebildet, hatte er in Leipzig die rechte studiert, mit dem wunsche, sich der akademischen laufbahn zu widmen, denn die aussicht, einst als professor öffentlich reden zu können, übte einen mächtigen reiz auf den jüngling. Es ward ihm aber ein stillerer wirkungskreis zu teil, in seiner vaterstadt, erst als syndicus, dann als bürgermeister. In diesen ämtern wirkte er ernst und pflichttreu, bis die politische aufregung des jahres 1830 sein verhältnis zur bürgerschaft für immer durchriss. Durch demokratische aufhetzung liess sich die bürgerschaft zu liebloser und undankbarer auflehnung gegen ihren durch dreissig jahre bewährten bürgermeister verleiten. Solche kränkung vermochte der edle mann nie wider zu verwinden. Taub gegen alle reue und bitten der wider zur besinnung zurückgekehrten bürger, legte er, bis ins innerste herz verwundet, 1832 das bürgermeisteramt nieder, entsagte jeder öffentlichen tätigkeit und zog sich ganz ins privatleben zurück. Still und verdüstert vertiefte er sich jetzt ganz in wissenschaftliche studien, die er, als ein mann von umfangreichem gelehrten wissen und feinem wissenschaftlichen sinne, stets geliebt und gepflegt hatte. Er besorgte jetzt die herausgabe der „Jahrbücher des Zittauischen stadtschreibers Johannes von Guben“ für die samlung der Scriptores rerum Lusaticarum (Görl. 1837) und veröffentlichte vortreffliche lateinische übersetzungen von Götheschen gedichten (Carmina X Goethii. Lpz. 1841) und deutschen kirchenliedern (Hymni sacri. Lpz. 1842). Er starb den 1. mai 1843.

Über die jugendzeit und jugendbildung von Moritz Haupt liegen aufzeichnungen und nachrichten nicht vor. Doch bekundet er selbst, dass am frühesten das deutsche altertum ihn gefesselt und begeistert habe. In der 1854 bei seinem eintritt in die Berliner akademie gehaltenen rede (Bericht über die Verhandlungen der Akademie zu Berlin. 1854. S. 348) sagt er: „In früher jugend ward ich von dem deutschen altertume, der sprache und der dichtung unserer altvordern angezogen, und zu der gewalt, die das heimische auf mich übte, kam der kaum mindere reiz der neuen, werdenden wissenschaft. Es war dies vor mehr als dreissig jah-

ren, wo die deutsche philologie vor allen durch Jacob Grimm hervorgerufen ward, wo die reiser, die seine glückbegabte hand in die erde senkte, bald aufsprossten und auf öder und verwüsteter stätte ein junger wald emporwuchs. Wer damals dies gebiet der philologie betrat, der konte nicht bloss sich belehren lassen; wie ungeübt auch seine kraft sein mochte, er muste mitforschen und er hatte, selbst in einsamer stille, ein gefühl tätiger teilnahme, während die klassische philologie ihre sätze den lehrlingen als überkommene und fertige darbot. So bin ich anfangs von dem deutschen altertume fast allein gefesselt worden, bis dann das griechische und römische und die höhere schönheit der antiken poesie mir heller aufgiengen und mich festhielten, ohne mich den studien des mittelalters und besonders des deutschen zu entfremden. Ich habe dann von Gottfried Hermann die richtung auf kritische philologie empfangen, der ich treu geblieben bin, weil sie meiner neigung und dem masse meiner kraft entspricht."

Aus diesen eigenen worten Haupts geht hervor, dass ihn die deutsche philologie bereits erheblich früher beschäftigt hat, bevor er als achtzehnjähriger jüngling die universität Leipzig bezog, wo er in den jahren 1826—1830 durch Gottfried Hermann in die tiefen der altklassischen philologie eingeweiht und zur kritischen behandlung der klassischen schriftdenkmäler angeleitet wurde. Von der universität kehrte er ins vaterhaus zurück, und verweilte in demselben noch durch eine reihe von jahren, um als liebender sohn seinen vater in seiner verdüsterung nicht vereinsamt zu lassen. Während dieser zeit setzte er aber seine studien eifrig fort, und zwar, wie es scheint, noch mit bevorzugung der deutschen philologie und der übrigen mittelalterlichen und neueren litteraturen. In der deutschen philologie bildete er sich autodidaktisch weiter, wie er autodidaktisch begonnen hatte, im grammatischen sich schulend nach Jacob Grimm, im lexicalischen nach Benecke, im metrischen nach Lachmann. Daneben las er die lateinischen kirchenväter, im hinblick auf eine geschichte der lateinischen sprache und philologie im mittelalter. Von seinen damaligen deutschen studien zeugen u. a. zahlreiche beiträge zu des freiherrn von Aufsess seit 1832 erscheinendem Anzeiger für kunde des deutschen Mittelalters. Ferner liegt aus dieser zeit mir vor eine nicht unbeträchtliche anzahl von recensionen im jahrgange 1831 der Blätter für litterarische Unterhaltung, unterzeichnet mit der chiffre „133." Aus einer dieser recensionen (in no. 223 fg.), über Graffs ausgabe Otfrieds, mögen einige äusserungen hier platz finden, weil sie nicht bloss die ansichten, sondern auch den charakter des jungen jetzt dreiundzwanzigjährigen mannes scharf hervortreten lassen:

„Der ausbau der von Jakob Grimm begründeten deutschen philologie ist, sehr ungleich dem babylonischen turmbau in andern wissenschaftlichen gebieten, wo es um die meister von gesellen und handlangern in oft mishelligem und hinderlichem gedränge wimmelt, den händen weniger aber würdiger anvertraut, die, nicht sowol von der zeitgenossen teilnahme gefördert, als hoffend auf die anerkennung der nachlebenden, dem herrlichen werke unermüdende kräfte widmen, und unter denen der herausgeber des Otfried mit hohen ehren zu nennen ist. Aus dem mittelalter ragen hohe münster in unsere zeit herüber, denkmäler frommer begeisterung, die leben und kunst einigend durchdrang, aber meist unvollendet und daher zugleich zeugen zwiespältiger tage, wo in der teilnahmlosigkeit der menge die kunst abstarb; umgekehrt, hoffen wir, wird die deutsche philologie nach und nach sich die allgemeinere würdigung erringen, und wie das werk der bauenden fortschreitet, wird es, als ein bedeutendes und grosses, mannichfaltige kräfte und bestrebungen an sich ziehen ...."

„Nun pflegt es zu geschehen, dass der, welcher dem studium eines würdigen und reichen werkes ernsten fleiss, aufopfernde liebe geweiht hat, die trefflichkeit desselben gern allenthalben anerkant wissen möchte; ja, träte das werk förderlich und heilsam in das leben ein, so würde er sich für alle anstrengung und aufopferung belohnt fühlen. So setzt denn auch der herausgeber die hohe wichtigkeit des Otfridschen gedichtes in der vorrede eindringlich auseinander, um dadurch demselben auf universitäten und schulen eingang zu verschaffen. Und auf den bessern universitäten, wo auch der deutschen philologie ihre stelle eingeräumt ist, werden die lehrer sich sicherlich dieses werkes als des allertauglichsten zu vorträgen über unsere älteste sprache bedienen; inwiefern wir eine einführung desselben in die gelehrtenschulen erwarten dürfen, ist eine frage, die mit dem ganzen gange unserer bildung, mit der umgestaltung der erziehung und des unterrichts, die früher oder später unabweislich eintritt, in engem zusammenhange steht. Dass jener erbärmliche und über die massen jämmerliche unterricht in der deutschen sprache, der auf fast allen gelehrtenschulen herscht, endlich einmal mit der verachtung, die er schon längst verdient hat, weggeworfen werden muss, ist unleugbar. Jene seichte und aberwitzige betrachtung der sprache als eines dinges von heute und gestern; jenes einschulen nach lächerlichen lehrbüchern, das den gesunden sinn, der die muttersprache nach natürlichem gefühle zu handhaben weiss, immer verletzt und belästigt, abstumpft und verkehrt; jene trotzige unwissenheit, die ihre zahllosen irrtümer immer wider von neuem auftischt und dabei noch viel zu tun und den sprachsinn recht zu bilden meint, und es sich nicht einreden lässt, dass man über die muttersprache durch fremde sprachen zum bewustsein komt, aber nicht umgekehrt: dies alles wird endlich abgetan werden, ein wissenschaftlicher unterricht wird allmählich beginnen, und die historische begründung der deutschen grammatik, die herlichkeit unserer alten dichter wird für die gelehrtenschulen nicht verschlossen bleiben. Aber gewiss ist es, dass hierbei mit der umsicht zu werke gegangen werden muss, die das allgemeinbildende immer im auge behält, achtsam auf die forderungen der zeit, aber frei von übereilung und einseitiger vorliebe. Von solcher einseitigkeit ist der herausgeber am weitesten entfernt, denn echtes studium, weil es in die tiefe geht, wo die wurzeln sich berühren, bewahrt am sichersten davor. Auch ist seine schilderung der bedeutsamkeit des Otfridschen werkes durchaus frei von übertreibung und gewiss höchst zweckmässig zu nennen. In andern räumen der wissenschaft verschaffen sich bedeutende erscheinungen selbst ihr recht, hier ist eine darstellung des wertes und der wichtigkeit leider sehr nötig . . . . ."

„Den unfug, der mit den wörtern in ihrer jetzigen gestalt von törichten etymologisierern, die ohne kentnis geschichtlicher grammatik frisch darauf losdeuteln und schwindeln, getrieben wird, rügt der herausgeber mit recht. Leichtfertiger und unsinniger wird nichts getrieben als dieses etymologisieren, und es scheint diesen wurzelsuchern zu gehen wie denen, die unvorsichtig nach alraunen graben; sie werden toll. Selbst sehr ausgezeichnete männer können sich von dieser unhistorischen und grundlosen ansicht der deutschen sprache nicht losmachen. Herr Graff führt Buttmanns beispiel an, gewiss eines mannes, der unter den sprachforschern mit höchstem ruhme zu nennen ist. Sobald er in seinem „Lexilogus" deutsche wörter zur vergleichung zieht, entstellt er fast immer seine einsichtigsten forschungen durch ganz unhaltbare einfälle. Aber die classischen philologen sind meist widerspiele des Antaeus: sobald sie den boden der muttersprache berühren, sind sie kraftlos. Erst nach und nach lassen sie ab, Grimms entdeckungen, die ihnen längst muster und beispiel hätten sein sollen, zu ignorieren, und seine lehren (z. b. die von

der lautverschiebung, deren beachtung ihnen so nahe liegt) gewinnen erst allmählich auf ihre untersuchungen einfluss."

Eine so entschiedene verurteilung der in den gelehrtenschulen herschenden handhabung des deutschen unterrichtes und der gangbaren und geschätzten deutschen grammatiken mag wol manchen befremdet haben. Es folgte ihr denn auch nach wenigen wochen, unter der überschrift „Über den Unterricht in der deutschen Sprache in Gelehrtenschulen," eine lange, durch zwei nummern (292 fg.) sich hinziehende entgegnung, deren verfasser, Reinbeck, nachdem er die betreffenden zeilen Haupts widerholt hat, entrüstet ausruft: „Das heisst doch noch ein bass! der muss durchdringen, die stärksten nerven müssen erbeben und die feinern in solche schwingungen versetzt worden, dass die besinnung darüber verloren geht und man sich dann wol einreden lässt, was so bassig in die welt hinaus erschalle, müsse wol wahr sein."

Auch in der Leipziger Literatur-Zeitung des jahres 1833 finden sich mehrere recensionen Haupts (unterzeichnet M. H.) über Simrocks und Wackernagels übersetzung und erklärung Walthers von der Vogelweide, über Heinr. Hoffmanns geschichte des deutschen kirchenliedes bis auf Luthers zeit, und über den Renner. Aus der zweiten dieser recensionen, und aus einer anderen in den Blättern für litterarische Unterhaltung, über Wenzigs übersetzung slavischer volkslieder, lässt sich deutlich erkennen, dass Haupt sich damals auch mit dem studium der böhmischen sprache und der slavischen volkstümlichen litteratur beschäftigte.

Das jahr 1834 ward für Haupt besonders fruchtbar. Im sommer dieses jahres besuchte ihn der um zehn jahre ältere Hoffmann von Fallersleben, damals ausserordentlicher professor der deutschen philologie und custos der universitätsbibliothek zu Breslau. Hoffmann hatte sich bereits das grosse verdienst erworben, die altniederländische litteratur wider zu erwecken und für die deutsche philologie zu erobern, hatte auch schon eine beträchtliche anzahl wichtiger altdeutscher denkmäler entdeckt oder wider aufgefunden und herausgegeben, hatte viele bibliotheken durchstöbert, und besass eine sehr ausgedehnte bücher- und litteraturkentnis auf den gebieten der mittelalterlichen und der neueren litteraturen, und dazu, neben einer vorliebe für das volkstümliche, auch die natürliche begabung, sich in volkstümlicher weise anmutig poetisch auszusprechen. Es konte nicht fehlen, dass der persönliche verkehr mit einem solchen vielbewanderten manne auf den jungen, in voller entwickelung begriffenen Haupt anziehend und anregend wirkte.

In Wien, wohin beide reisten, trafen sie Stephan Endlicher beschäftigt mit der mühsamen entzifferung jüngst entdeckter sehr übel zugerichteter althochdeutscher bruchstücke einer arg zerstückelten und zerzettelten, aus dem kloster Monsee stammenden handschrift. Haupt und Hoffmann beteiligten sich eifrig an dieser arbeit, welche alsbald im drucke erschien unter dem titel: Fragmenta theotisca versionis antiquissimae evangelii S. Matthaei et aliquot homiliarum ... ediderunt Stephanus Endlicher et Hoffmann Fallerslebensis. Viennae 1834. Haupts hilfe rühmen die herausgeber am schlusse der vorrede mit den worten cujus consilio et ope in plurimis locis egregie nos profecisse grati fatemur; und dass sie damit nicht zu viel gesagt haben, kann jeder aus der recension dieser ausgabe herauslesen, welche Haupt kurz vor der abreise aus Wien im august 1834 verfasst hat (Wiener Jahrbücher der Literatur. Bd. 67. Auch einzeln erschienen unter dem titel: Zu Endlichers und Hoffmanns Ausgabe der Wiener althochdeutschen Fragmente. Von Moriz Haupt. Wien. Gedr. bei C. Gerold 1834. 24 s. 8°.). Auch mit Ferdinand Wolf, dem tiefen kenner der mittelalterlichen und der spanischen litteratur war Haupt

während seines Wiener aufenthaltes in freundschaftliche beziehungen getreten. Ihm und Endlicher widmete er ebenfalls noch vor der abreise ein heftchen mittellateinischer inedita, unter dem titel: Exempla poesis latinae medii aevi edita a Mauricio Haupt Lusato. Vindobonae typis Caroli Geroldi. 1834. (32 s. 8°.), enthaltend, nach einer vorausgesandten vorrede, zwei von Hoffmann aus St. Florian mitgebrachte blätter des Ruotliep, den Milo des Matthaeus Vindocinensis und ein paar kleine lateinische gedichte.

Die begegnung und der verkehr mit Hoffmann führten auch zur begründung einer zeitschrift, deren zweck die herausgeber in der vorrede dahin bestimten, dass sie vorzugsweise dazu dienen sollte, „kleineres material dem studium des deutschen altertums, das noch lange der samlung und bekantmachung des zerstreuten und verborgenen stoffes nicht entraten kann, durch sichernde herausgabe zur benutzung darzubieten.“ Es erschienen davon unter dem titel: „Altdeutsche blätter von Moriz Haupt und Heinrich Hoffmann“ zwei bände (Leipzig, F. A. Brockhaus. 1836—1840), welche ein reiches und zum teil auch recht wertvolles material an texten und kleineren mitteilungen enthalten.

So willkommen und anregend aber auch der verkehr mit Hoffmann damals für Haupt gewesen sein mag, auf die dauer konten sie doch nicht zu gemeinsamem wissenschaftlichem zwecke verbunden bleiben, und noch weniger konte sie eine engere vertraulichere freundschaft auf lebenszeit verknüpfen, denn dafür waren die charaktere beider doch zu grundverschieden.

Noch fruchtbarer ward für Haupt der herbst desselben jahres 1834; denn im october dieses jahres kam er nach Berlin, und traf dort im hause des herrn von Meusebach mit Lachmann zusammen. — Wer es erlebt und erfahren hat, mit welcher bewunderung, mit welcher ehrfurcht, mit welcher begeisterung damals die jünger der deutschen philologie zu den grossen meistern und schöpfern dieser wissenschaft aufblickten, wie beseligt sie waren, wenn ein glückliches geschick ihnen vergönte diese meister von angesicht zu angesicht kennen zu lernen, ihrer mündlichen belehrung, ihres umganges teilhaftig zu werden: der vermag diesen Berliner besuch nach seiner vollen bedeutung zu würdigen. Damit war Haupt eingetreten in den bereich jenes seidenfadens, der die schöpfer der deutschen philologie und ihre nächsten freunde als eine traute gemeinde umschloss. Jeder dieser männer war bedeutend in seiner art und erstrebte bedeutendes, alle waren sie unbekümmert um den beifall der menge, jeder gieng seinen eigenen weg auf selbstgebrochener bahn, aber alle suchten sie einander gegenseitig zu fördern, und alle waren sie lauteren sinnes, dem edlen und hohen zugewant, und von reiner humanität beseelt; und wer in ihre gesellschaft trat, spürte das wehen dieses geistes und fühlte sich von ihm gestärkt und gehoben. Beim eintritt in diese wundersame gemeinde muss auch Haupten das gefühl des anch' io sono pittore mächtig überkommen sein, muss er recht deutlich erkant haben, dass auch er berufen sei im bereiche seiner begabung das höchste zu erstreben, muss ihm aber zugleich auch das erhebende vertrauen aufgegangen sein, dass er dies höchste auch wirklich erreichen könne.

Karl Hartwig Gregor Freiherr von Meusebach (geb. 1781, gest. 1847), über welchen ich kurze aber zuverlässige, aus den mitteilungen seiner familie geschöpfte nachricht gegeben habe im Brockhausischen Conversationslexicon bd. 10 s. 435 der 10. auflage (Leipz. 1853), hatte die reichste und wertvollste jemals vorhandene bibliothek an werken der deutschen nationallitteratur seit erfindung der buchdruckerkunst gesammelt. Er war ein trefflicher, feinsinniger mann und stand mit den häuptern

der deutschen philologie in engem und freundlichem verkehre. Seine bücher hatte er nicht bloss gekauft, sondern auch studiert, und war dadurch aus einem liebhaber zu einem vollendeten kenner der neueren deutschen litteratur, besonders des 16. und 17. jahrhunderts, des volks- und des geistlichen liedes geworden. Bei ihm erschloss sich für Haupt die neuere deutsche litteratur in einem umfange und einem reichtume, von dem man nirgend anderwärts auch nur eine ahnung haben konte. Und zwischen Meusebach selbst und Haupt knüpfte sich ein solches festes band der freundschaft und des vertrauens, dass Haupt auch noch nach Meusebachs tode freund und berater seiner familie blieb. Als zeichen dankbarer erinnerung an jenen ersten besuch vom october 1834 übersante Haupt an Meusebachs nächstem geburtstage, am 6. juni 1835, ein zierliches heftchen, welches die erste und leider auch einzig gebliebene probe einer von ihm begonnenen samlung älterer französischer volksmässiger lieder, hauptsächlich des sechszehnten jahrhunderts, enthält, unter dem titel: „Six anciennes chansons françaises recueillies par M. H. — A M. le baron de Meusebach. 6 Juin 1835.“ Ich besitze ein exemplar dieses nur in 24 exemplaren gedruckten und deshalb höchst selten anzutreffenden heftchens, dessen inhalt recht lebhaft bedauern lässt, dass die beabsichtigte ausgabe der ganzen samlung nicht zur ausführung gekommen ist. Nur ein teil des gesammelten ist, wie berichtet wird, in Haupts handschriftlichem nachlasse bereits ins reine geschrieben und für den druck hergerichtet vorgefunden worden. Namentlich sollen die liedertexte so gut wie vollständig druckfertig, die eingehenden anmerkungen jedoch nur teilweise vorliegen.

Die begegnung mit Lachmann (geb. 4. märz 1793, gest. 13. märz 1851) wurde für Haupt von grosser, ja von entscheidender bedeutung, denn es fanden sich hier zwei nach ihrer beanlagung nah verwante geister zusammen. Lachmann, der ältere, schon seit jahren allgemein anerkante und von Haupt längst verehrte und bewunderte meister, nahm alsbald an den studien und bestrebungen des jüngeren einen persönlichen, wolwollenden anteil, und half ihm durch rat und vorbild zur vollen klarheit und zur zweifellosen sicherheit nicht nur über seinen beruf und seine ziele, sondern auch über die richtigen mittel und wege. Daher war es nur natürlich, dass zwischen beiden sich die innigste freundschaft entwickelte, und dass der jüngere freund dem älteren durch die gemeinsamkeit des strebens immer ähnlicher wurde, viel ähnlicher, als irgend ein unmittelbarer schüler Lachmanns dem meister geworden ist.

Mit Jacob Grimm war Haupt von seiner vaterstadt aus in beziehung getreten, durch anonyme zusendungen, welche zu Grimms freudiger verwunderung aus Zittau von unbekanter hand einliefen. Auch zwischen Grimm und Haupt knüpfte sich nun ein verhältnis dauernder auf gegenseitige hochachtung gegründeter freundschaft, dem nur einmal in späten jahren eine störung drohte, als Grimm (in Pfeiffers Germania 1857. 2, 477) bei besprechung der kritik, welche Haupt an den unter könig Heinrichs namen gehenden liedern geübt hatte, über den rein wissenschaftlichen tadel hinaus, sich zu einer unüberlegten, die wahrhaftigkeit und damit den sittlichen charakter Haupts antastenden äusserung hinreissen liess.

Von Berlin heimgekehrt verweilte Haupt noch einige jahre im vaterhause unter ernsten und weitgreifenden studien, bis er sich endlich im jahre 1837 bewegen liess, sich in Leipzig zu habilitieren. Bei dieser gelegenheit erschienen seine Quaestiones Catullianae (Lips. 1837). Schon im folgenden jahre 1838 ward ihm eine ausserordentliche professur, und fünf jahre später (1843) eine neugegründete ordentliche professur für deutsche sprache und litteratur übertragen. In dieser zeit grün-

dete er sich auch ein freundliches und glückliches familienleben, indem er in einer tochter Gottfried Hermanns eine treffliche gattin gewann. Von jetzt ab pflegte auch sein freund Lachmann alljährlich die pfingstwoche bei ihm in Leipzig zu verleben, bisweilen auch im herbst noch auf einige tage widerzukehren, und zwischenhinein gieng Haupt widerholt zu Lachmann nach Berlin. Auch auf den philologenversammlungen waren sie beständige genossen, und im herbste 1845 giengen sie gemeinschaftlich nach Darmstadt und reisten durch sechs wochen zusammen. Dieser häufige persönliche verkehr mit Lachmann war für Haupt sehr woltätig; denn Lachmann besass die glückliche tugend eines fröhlichen, heiteren sinnes, der sich oft in einem hellen, lauten lachen kundgab, einem so herzlichen lachen, dass es allen seinen freunden eine liebe erinnerung geblieben ist; ein fröhliches herz aber und ein heiterer sinn ist eine segensgabe gottes, deren erquickende und heilkräftige wirksamkeit sich überallhin fruchtbar erweist.

In Leipzig entfaltete Haupt lehrend und schriftstellernd eine gehaltvolle und fruchtbare tätigkeit, nicht nur auf dem gebiete der deutschen philologie, auf welches seine amtliche stellung ihn zunächst hinwies, sondern auch auf dem der altklassischen. Dem letzteren gehören aus dieser zeit an eine ausgabe der Halieutica des Ovid nebst den Cynegetica des Gratius Faliscus und des Nemesianus (Lips. 1838), und Observationes criticae (1841). Um die deutsche philologie erwarb er sich zunächst das grosse verdienst, dass er, bewogen durch die im jahre 1837 erfolgte amtsentsetzung der brüder Grimm, im jahre 1838 bei der Weidmannschen buchhandlung den plan eines durch die brüder Grimm auszuarbeitenden neuhochdeutschen wörterbuches in anregung brachte: eine anregung, der wir das mächtige nationalwerk verdanken, welches jetzt in mehr als vier gewaltigen bänden fast halb zur vollendung gediehen ist. Ferner begann er im jahre 1841 die herausgabe der Zeitschrift für deutsches altertum, bestimt für „die litteratur, die sprache, die sitten, die rechtsaltertümer, den glauben der deutschen vorzeit," mit viel höher gestecktem ziele als die im jahre 1840 geschlossenen Altdeutschen blätter. Diese zeitschrift strengsten philologischen charakters hat an texten, an kritischen arbeiten, an abhandlungen und mitteilungen verschiedener art vieles und bedeutendes von dauerndem werte gebracht, hat die besten und tüchtigsten zu mitarbeitern gewonnen, und ist dadurch allen pflegern der deutschen philologie unentbehrlich geworden. Haupt selbst hat bis zu ihrem 15. bande vieles und treffliches beigesteuert; seinen namen hat sie getragen bis zum 16. im jahre 1873 erschienenen bande, auf dem titelblatte aber des 17. wird der name ihres gründers vermisst. Daneben erschienen jetzt in rascher folge eine reihe meisterhafter kritischer ausgaben mittelhochdeutscher gedichte: Hartmannes Erec (Leipzig 1839), Rudolfs von Ems Guter Gerhard (Leipzig 1840), Hartmannes Lieder, Büchlein und Armer Heinrich (Leipzig 1842), Konrads von Würzburg Engelhard (Leipzig 1844), der Winsbeke und die Winsbekin (Leipzig 1845), die letztgenanten beiden mit reichhaltigen anmerkungen.

Im jahre 1848 ward Haupt mitglied der jüngst erst gegründeten königlich sächsischen gesellschaft der wissenschaften, und hielt in ihr am 18. mai eine festrede, über den „gewinn, den die deutsche philologie, die wissenschaft der deutschen sprache und des deutschen altertums, der klassischen philologie gewährt." Er behandelt in dieser gehaltvollen rede die rückwirkung der forschungen über deutsche grammatik, deutsches epos und deutsche mythologie auf die entsprechenden altklassischen disciplinen und vergisst auch nicht des einflusses der deutschen philologie auf die kräftigung und läuterung des nationalen sinnes. — Am letzten tage desselben jah-

res (31. december 1848) starb Haupts schwiegervater Gotfried Hermann. Das durch diesen tod erledigte secretariat der philologisch-historischen classe der gesellschaft der wissenschaften übernahm Haupt im jahre 1850; aus dem nachlasse seines schwiegervaters aber besorgte er die ausgaben des Bion und Moschus (Leipzig 1849) und des Aeschylus (Leipzig 1852). Daneben liess er eine ausgabe der lieder Gotfrieds von Neifen erscheinen (Leipzig 1851), ein programm über das sogenante Epicedion Drusi, d. h. eine dem Ovidius oder Albinovanus zugeschriebene Consolatio ad Liviam, die er als ein erzeugnis der renaissancezeit erwies (1850), eine ausgabe des Horaz (Leipzig 1851), eine ausgabe des Catull, Tibull und Properz (Leipzig 1853), und den beginn einer commentierten ausgabe von Ovids Metamorphosen (Leipzig 1853), welche leider sein einziger beitrag zu der von ihm und Sauppe gegründeten Weidmannschen commentierten classikersamlung geblieben ist.

Wie die politische bewegung des jahres 1830 für seinen vater verhängnisvoll geworden war, so störte die des jahres 1848 auch seinen lebensweg, wenngleich sie, schon wegen seiner freieren stellung, ihm nicht so verderblich werden konte. Nicht dass er unklaren und törichten forderungen und überstürzungen zugestimt hätte, denn dazu war er viel zu einsichtig; wol aber war er lebhaft erfüllt von der sehnsucht nach einem in vernünftiger freiheit geeinigten und dadurch mächtigen deutschen gesamtvaterlande. In diesem sinne schloss er sich dem deutschen vereine an, dessen bestrebungen etwa denen der heutigen nationalliberalen entsprachen, und wirkte in ihm mit ehrlichem, kräftigem worte durch rede und schrift. Dadurch aber erregte er das misfallen der damaligen in engherziger politik befangenen sächsischen regierung in solchem grade, dass er 1849 in eine gerichtliche untersuchung verwickelt wurde, welche zwar 1850 mit seiner freisprechung endigte, aber doch nicht verhinderte, dass er, wie auch Otto Jahn und Theodor Mommsen, seiner professur entsetzt wurde, freilich zu schwerem und lange nachwirkendem schaden der Leipziger universität.

Nicht lange darnach, am 13. märz 1851, starb Lachmann. Haupt war zu dem erkrankten freunde geeilt, hatte ihn gepflegt und ihm die augen zugedrückt. Dass nur er der würdige amtsnachfolger des verstorbenen sein könne, lag für die Berliner facultät zweifellos zu tage. Aber der damalige preussische unterrichtsminister hegte schweres bedenken. Es ist das verdienst von Johannes Schulze, dass er dies bedenken besiegte; dem minister aber gereicht es zur ehre, dass er sein politisches vorurteil besiegen liess. So ward denn Haupt im jahre 1853 nach Berlin berufen, als Lachmanns nachfolger in der professur für lateinische sprache und litteratur. Anfangs hielt er, wie auch schon Lachmann getan hatte, und aus demselben grunde, neben den vorlesungen über altklassische auch solche über deutsche philologie. Als aber die 1856 durch Fr. Heinr. von der Hagens tod erledigte ordentliche professur der deutschen philologie 1858 widerum besetzt worden war durch Karl Müllenhoff, verzichtete er gänzlich auf die fortführung seiner seit so vielen jahren mit liebe gepflegten deutschen vorlesungen. Bald nach seiner übersiedelung (1854) war er auch mitglied der Berliner akademie geworden, deren philosophisch-historische klasse ihn 1861 zu ihrem secretär erwählte.

Der verlust seiner gattin und krankheitsanfälle bereiteten ihm zwar in Berlin manche schwere stunde, dennoch schuf und wirkte er ungebeugt kräftig und fruchtbar hier noch über zwanzig jahre Es zeugt davon eine reihe meisterhafter ausgaben: die Germania des Tacitus (Berlin 1855), Virgil (Leipzig 1858), die von Lach-

mann begonnene, von ihm vollendete samlung der minnesinger des zwölften jahrhunderts unter dem titel Des Minnesanges Frühling (Leipzig 1857), Neidhart von Reuenthal (Leipzig 1858), beide von reichen anmerkungen begleitet, Moriz von Craon (Berlin 1871), Von dem übelen weibe (Leipzig 1871), und eine zweite im texte vielfach verbesserte und mit trefflichen anmerkungen ausgestattete ausgabe des Erec (Leipzig 1871). Ferner eine gewaltige schaar kleinerer abhandlungen und mitteilungen in den lectionscatalogen der Berliner universität, in den berichten der Berliner akademie und in der philologischen zeitschrift Hermes, welche sich über die verschiedensten schriftsteller und denkmäler der griechischen und römischen, und der mittelalterlichen lateinischen wie deutschen litteratur erstrecken. Endlich die besorgung neuer auflagen Lachmannscher werke und ausgaben: der Betrachtungen über Homers Ilias (mit zusätzen von Moriz Haupt, Berlin 1847, dritte auflage 1874), des Walther, der Nibelungen, des Wolfram und des Iwein.

In den preussischen staatsdienst war Haupt gern getreten, denn er vertraute fest auf Preussens beruf, dem gesamten deutschen vaterlande die einheit, die besonnene freiheit, und damit auch die ihm gebührende machtstellung zu erringen, und mit begeisterter, opferwilliger teilnahme folgte er den ereignissen seit dem jahre 1866, in welchen dieser beruf sich erfüllte.

Auf seine äussere erscheinung hatten die jahre allmählich begonnen ihre rechte geltend zu machen, der kraft seines wesens und wirkens hatten sie noch kaum abbruch getan, da befiel ihn am 5. februar 1874 ein unwolsein, und am nächsten morgen fand man ihn tot in seinem bette. Sonntag den 8. februar bei einbrechendem abend sprach prediger dr. Sydow würdige gedächtnisworte, dem eigenen wunsche Haupts gemäss ohne rühmen seiner leistungen, und ein langer zug von freunden, verehrern, genossen und studierenden geleitete die entseelte hülle unter sturm und schneeschauern nach ihrer ruhestätte auf dem friedhofe der dreifaltigkeitsgemeinde in der Bergmanstrasse.

Ein schönes loos war Haupt zu teil geworden, und er hat sich dessen vollauf würdig erwiesen. Des grossvaters und des vaters eigenart war auf ihn vererbt: ein klarer, scharfer verstand, ein umfassendes, festes gedächtnis, ein starker, beharrlicher wille, eine ungestüme heftigkeit, aber auch ein feines gefühl für alles gute, hohe, edle und schöne, ein weiches herz und ein tiefes gemüt. Dazu kam das glück eines kräftig gebauten körpers und die bequemlichkeit eines vom grossvater gegründeten familienwolstandes, welcher ihm erlaubte seiner neigung unbehindert zu folgen, seine anlagen frei und voll zu entfalten, und sich die nötigen oder wünschenswerten hilfsmittel zu beschaffen. Freilich aber war von dem vater auch eine krankhafte reizbarkeit auf ihn vererbt, welche mit den jahren wuchs, und ihm manche ernste unbequemlichkeit bereitete, wenngleich er seinen kräftigen geist wie körper niemals wirklich von ihr unterjochen liess.

Der lange aufenthalt im elterlichen hause, so bedauerlich auch seine ursache war, gab ihm zeit nach allen seiten hin sich auszudehnen und einen seltenen reichtum gediegener gelehrsamkeit aufzuhäufen, die über das klassische altertum und die patristik, über die gesamte geistliche und weltliche litteratur des mittelalters, und bis tief hinein in die neueren litteraturen und die lebenden abendländischen sprachen sich erstreckte. Rasche fassungskraft und ein treues gedächtnis erwarben schnell und sicher und hielten dauernd fest, und ein klarer verstand ordnete die überströmende fülle, so dass ihm für sein ganzes leben eine erstaunliche gelehrsamkeit in steter augenblicklicher bereitschaft zu gebote stand. Seine neigung zog ihn

zur philologie, und zwar überwiegend zur kritischen seite derselben, und hier ward ihm widerum das glück zu teil, dass die beiden grösten meister auf diesem gebiete, Gotfried Hermann und Lachmann, seine lehrer und seine freunde wurden. Hermanns ihrem grundcharakter nach künstlerische kritik ist kurz und treffend charakterisiert von Otto Jahn in seiner Gedächtnisrede auf Gotfried Hermann (Leipzig 1849 s. 20), Lachmanns ihrer grundlage nach diplomatische, ihrem verfahren nach methodische kritik ist geschildert von Martin Hertz in seiner biographie „Karl Lachmann" (Berlin 1851. s. 188 fgg.). Beide verfahrungsweisen schliessen einander nicht aus, vielmehr lässt die divinatorisch künstlerische weise Hermanns sich sehr wol mit der streng historischen wissenschaftlichen Lachmanns vereinigen, richtig und fruchtbar jedoch nur so, dass sie auf der durch Lachmanns verfahren gewonnenen festen und gereinigten handschriftlichen grundlage unter der sicheren leitung der Lachmannschen methode sich aufbaut. Hermann war in dingen der kritik Haupts erster lehrer gewesen, und seinem verfahren blieb Haupts neigung von anfang an für immer zugewendet, aber aus der unsicherheit des künstlerischen subjectiven urteiles erlöste ihn erst Lachmanns strenge methode, die nun auch seinem verstande die volle befriedigung bot. Dadurch erst ward es ihm möglich, die volle bewuste meisterschaft der kritik zu erreichen, welche er erstrebte; und daher seine unbedingte verehrung Lachmanns, und der grosse nachdruck, den er in seinen vorlesungen auf die methode legte, und die oft widerholte erklärung, dass er versuchen wolle seine zuhörer methode zu lehren. Der einfluss beider meister, die vorwiegende neigung zu künstlerischer kritik, und andrerseits deren feste und sichere leitung durch die strengste methode, lässt sich in Haupts arbeiten deutlich erkennen. Darum wählte er sich zu kritischer behandlung mit vorliebe werke der kunstdichtung, in welchen, innerhalb des gesamtcharakters der betreffenden litteraturepoche und litteraturgattung, des dichters eigenart so zur geltung komt, dass sie durch eindringendes studium bis in die feinsten einzelheiten hinein erfasst werden kann. Ein kritisches meisterwerk dieser art ist die ausgabe des Engelhard Konrads von Würzburg, deren anmerkungen zeigen, mit welcher gründlichkeit und welchem scharfsinn Haupt die eigenart Konrads erforscht und erfasst hat, und wie nur dadurch es möglich geworden ist, dies gedicht aus der verunstaltung eines alten druckes so vollkommen und zugleich so sicher wider herzustellen. Ein anderes und wol noch glänzenderes ist die ausgabe des Erec, schon die erste, und noch mehr die zweite, welche beide über der höchst verderbten überlieferung einer einzigen späten handschrift sich aufbauten. Ein drittes, vielleicht noch höher zu schätzendes, ist die aus vielfach verderbter und verworrener überlieferung gewonnene ausgabe des Neidhart. Alle diese ausgaben, deren texte jetzt so sauber und gefällig vorliegen, als wenn sich das alles von selbst verstünde, haben vieljährige, tief- und weitgreifende gewissenhafteste forschungen, genaueste kentnis des sprachgebrauches in allen seinen nuancierungen, von dem allgemein giltigen bis zum individuelsten, sorgsamste ergründung alles für das verständnis erforderlichen sachlichen, vollkommenste beherschung alles technischen, und ein sehr gesundes, klares, scharfes und feines urteil zu ihrer voraussetzung. Denn nicht eine silbe steht in allen diesen texten nach blossem subjectivem meinen und belieben, sondern jeder buchstabe hat seinen triftigen objectiven, bewusten und nachweisbaren grund. Viele hunderttausende mittelhochdeutscher verse hat Haupt zum zwecke seiner Erecausgabe achtsam gelesen, die specielsten bairischen und österreichischen topographischen werke hat er durchstudiert zur feststellung der örtlichkeiten in Neidharts gedichten, lange reihen von urkundensamlungen hat er durchmustert, um für die in den minnesingerhandschriften genanten dichter urkundliche gewähr aufzustö-

bern und ihre chronologie zu sichern: und so reihte sich forschung an forschung, planmässig ausgeführt zu bestimten kritischen zwecken.

Fast nur auf dieses kritische gebiet und damit zusammenhängende einzelforschungen hat Haupt sich beschränkt; mit weiser mässigung. Denn auf diesem gebiete war er ein vollendeter, nach Lachmanns tode der erste meister. Zwar auch auf anderen gebieten, so auf dem der litteraturgeschichte, hätte er bedeutendes leisten, hätte er manchen nicht unberühmten übertreffen können: aber er zog es vor, die hohe vollendung in der sphäre seines eigentlichen berufes nicht zu beeinträchtigen durch minder vollendetes in anderen. Dazu kam, dass der schriftliche ausdruck ihm nicht immer leicht und bequem aus der feder quoll, nicht wie von selbst mit schwungvoller und gefügiger fülle und schmiegsamkeit den hohen anforderungen folgte, welche er selbst an seine eigenen leistungen stellte, wenngleich er abhandlungen, die er so durchdacht hatte, dass er sie fast fertig im kopfe trug, rasch mit zierlicher handschrift niederschrieb. Daher erklärt es sich, dass er, trotz seines überaus reichen wissens und seiner hohen begabung, doch auf die abfassung umfänglicherer werke in zusammenhängender darstellung verzichtet hat. — Die übrigen philologischen disciplinen pflegte er, soweit er ihrer bedurfte, und nutzte und ehrte sie in ihren gesicherten ergebnissen; gegen diejenigen jedoch, welche manchen verlocken, auf unzulänglichen oder unsicheren grundlagen kühne behauptungen oder vorschnelle folgerungen aufzubauen, wie archäologie und mythologie, und auch gegen die der philologie so nah verwante und so unentbehrliche linguistik, hegte er eine natürliche und mit den jahren wachsende abneigung.

Als universitätslehrer übte Haupt eine nicht minder bedeutende und tiefgreifende wirksamkeit. Auch hier traten kritik und erklärung der schriftsteller in den vordergrund, und wurden namentlich seit 1858 neben Homer die griechischen und lateinischen kunstdichter bevorzugt, während er früher seine vorlesungen auch über die Germania des Tacitus, das Nibelungenlied, den Parzival, über deutsche grammatik, deutsche litteraturgeschichte und noch mehreres andere ausgedehnt hatte. Aus den angaben seiner zuhörer lässt sich deutlich erkennen, dass der kern seines bestrebens darauf gerichtet war, zu lehren, wie die gereinigte überlieferung zu finden und zu beurteilen, und wie im engsten anschlusse an dieselbe, mit voller beherschung des technischen, und mit gründlichster kentnis und genauester beachtung des sprachgebrauches und der lebens- und anschauungsweise des betreffenden volkes im betreffenden zeitraume, so wie der eigenart des schriftstellers, das klare, scharfe und sichere verständnis sowol im allgemeinen wie für jede einzelne stelle zu gewinnen sei. Er liebte es aber, scharfe schlaglichter und schlagschatten aufzusetzen, und durch analogien, die ihm bei seiner ausgebreiteten und stets gegenwärtigen gelehrsamkeit überallher reichlich zuströmten, das verständnis deutlicher und eindringlicher zu machen. Dadurch gewann sein vortrag eine grosse lebendigkeit, etwas packendes und selbst überwältigendes, und übte eine starke anziehungskraft, welche stets einen zahlreichen zuhörerkreis um ihn versammelte, während Lachmann, der auch in diesem bestreben sein vorbild war, sich beschränkt gesehen hatte auf das kleine häuflein solcher zuhörer, welche die anstrengung nicht scheuten, mit gespantester aufmerksamkeit einem sehr klaren und scharf bestimten, aber ganz ruhigen und schmucklosen vortrage zu folgen, der sich aus einer fast erdrückenden reihe gehaltvoller tatsächlicher bemerkungen und genauer beobachtungen zusammensetzte, zwischen denen

die scharfsinnigen und feinen gedanken und die sparsamen ästhetischen winke nicht wie grelle blitze, sondern wie zarte silberblicke aufleuchteten.

Der tiefe grund, aus welchem Haupts wesen und wirken emporwuchs und seine lebenskraft schöpfte, war sein charakter. Er war eine vornehme natur, im edlen sinne des wortes. Alles niedere und gemeine war ihm fremd. Seine heftigkeit und seine leidenschaftliche entschiedenheit konte ihn zwar in zu- wie in abneigung, im lobe und noch mehr im tadel, zum überschreiten der grenzlinie verleiten, welche ruhig abwägende gerechtigkeit inne gehalten hätte, seine krankhafte reizbarkeit konte sogar nahestehende und altbewährte freunde verletzen; absichtlich aber jemanden zu kränken oder gar zu schädigen, selbstsüchtige zwecke zu verfolgen oder gar unedle mittel anzuwenden, das lief ganz und gar wider seine natur. Bei allem natürlichen bewustsein von seiner geistigen überlegenheit und seiner kritischen meisterschaft, und bei aller schroffheit seiner äusserungen, war er doch nicht hochmütig, sondern im innersten grunde bescheiden. Strengste gewissenhaftigkeit, wahrhaftigkeit, lauterkeit, hochherzigkeit, adel der gesinnung, festigkeit des willens, bei grosser weichheit des gemütes, bildeten die grundlagen seines wesens. Ich habe in mehr als einem falle, bei gelegenheiten, die sich der öffentlichkeit entziehen, seinen charakter in einer weise kennen gelernt, welche ihm meine gröste hochachtung für immer gewonnen haben würde, wenn er sie nicht zuvor schon besessen hätte.

Mit ihm ist der letzte grosse meister dahingegangen aus jenem hehren freundeskreise, der die gründer der deutschen philologie und ihre nächsten vertrauten verband. Im sinne und geiste dieser männer zu wirken und zu schaffen, das hatte Haupt sich zur lebensaufgabe gestellt, und diese grosse und edle aufgabe hat er auch redlich und mit dem höchsten lobe erfüllt.

Nur ein älterer freund, der durch lange jahre mit Haupt in enger und vertrauter beziehung gestanden hat, könte ihm völlig gerecht werden. Ich selbst habe nur selten und vorübergehend persönlich mit ihm verkehren können, bei gelegentlichen besuchen in Leipzig, Halle und Berlin. Deshalb habe ich auf diese skizzierte und anspruchslose darstellung mich beschränken müssen, für welche ich zumeist nur schöpfen konte aus Haupts eigenen im drucke vorliegenden werken, und aus gedruckten und ungedruckten angaben anderer, namentlich aus den nekrologen von W. Scherer (Deutsche Zeitung. Wien 1874. no. 765. 768), E. Steinmeyer (Illustrierte Zeitung. Leipzig 1874. no. 1602), G. Freytag (Im Neuen Reich. Leipzig 1874. no. 9) und K. von Prantl (Sitzungsberichte der bairischen akademie. München. 28. märz 1874).

HALLE. J. ZACHER.

OSKAR JÄNICKE.

Oskar Paul Alexander Jänicke, sohn des gutspächters Alexander Jänicke, wurde am 21. juni 1839 zu Pitschkau bei Sorau in der Lausitz geboren, und erhielt, nachdem der vater seit dem jahre 1844 das gut Skerbersdorf bei Muskau gepachtet hatte, hier durch den ortsschullehrer den ersten, durch einen hauslehrer weiteren unterricht, besuchte vom jahre 1850 an die stadtschule zu Muskau und seit ostern 1852 das gymnasium zu Guben. In die quarta aufgenommen durcheilte er schnell die klassen, so dass er schon ostern 1855 nach prima versetzt ward.

Eine schwere lebensgefährliche erkrankung, eine lungenentzündung, machte von michaelis 1855 bis in den anfang des folgenden jahres den schulbesuch unmöglich, und der junge primaner hatte bei langsamer genesung auf dem einsamen gute unfreiwillige musse genug sich mit der deutschen litteratur bekanter zu machen als es während des gleichen zeitraums auf dem gymnasium ihm möglich gewesen wäre. Ein rückfall der krankheit im frühjahr 1856 unterbrach widerum auf wochen den schulbesuch, hinderte jedoch nicht dass der eben so strebsame wie wolbegabte Jänicke, nachdem er tatsächlich nicht viel länger als anderthalb jahr dem unterricht in der prima beigewohnt hatte, zu ostern 1857 mit einem guten zeugnis der reife zur universität entlassen wurde.

Hinweis auf die ältere deutsche litteratur erhielt er in Guben besonders durch den prorector Sausse, dessen er sich auf der universität, und auch später, als er ihn längst überflügelt hatte, stets mit dankbarkeit erinnerte. — Der bei der meldung zur prüfung eingereichte lebenslauf des abiturienten gibt als erwähltes studium das der theologie und philologie an. Wie weit aber Jänicke sich im sommer 1857 auf der universität Halle mit der theologie befasst habe, lässt sich nicht sagen: gewiss ist, dass er schon damals die historisch-philologischen disciplinen zu seinem studium ersah, und seit michaelis 1857 war er mit bewustsein philologe und hat jeden gedanken an das studium der theologie aufgegeben.

Bald fand er den weg zu professor Zacher, dessen vorlesungen über deutsche grammatik ihm nach seiner eigenen äusserung erst licht und klarheit über vieles verschafften, das ihm sein braver Gubener lehrer, prorector Sausse, oft ohne begründung und zusammenhang mitgeteilt hatte. Durch Zacher wurde er auch zur bearbeitung der im sommer 1857 von der philosophischen facultät gestellten preisaufgabe (über die erste zeit des Merseburger bistums) angeregt, und hatte im juli 1858 die freude und die ehre, seine arbeit als die beste anerkant und mit dem akademischen preise von 50 talern belohnt zu sehen.

Im winter 1858 auf 1859 gab besonders das ausführlich und mit liebe vorgetragene und von einem kleinen kreise mit entsprechendem eifer gehörte colleg Zachers über Wolframs Parzival den studien Jänickes für die nächste zeit eine bestimtere richtung. Nicht ohne einwirkung blieb, dass professor Zacher in jenem winter die mitglieder seines privatissimum veranlasste ein genaues register der in Wolframs Parzival vorkommenden eigennamen anzulegen.

Das studium des griechischen und römischen altertums ward darüber keineswegs versäumt; prägte es doch Zacher gelegentlich seinen schülern deutlich genug ein, dass die beschäftigung mit der altdeutschen litteratur und sprache nicht unwissenheit im griechischen und lateinischen zur kehrseite haben dürfe. Demgemäss las und studierte Jänicke damals unter Bernhardy und Bergk mehr griechisch und lateinisch als viele studiosen der philologie, die angeblich aus furcht vor zersplitterung kein altdeutsch lernten.

In die allgemeine sprachwissenschaft leitete aufs trefflichste Pott ein, dessen mit oft hinreissender lebhaftigkeit vorgetragenes colleg über vergleichung der lateinischen und griechischen sprache neue bis dahin ungeahnte perspectiven eröffnete und zum studium von Bopps vergleichender grammatik und seines vergleichenden accentuationssystems anreizte.

Mehr und mehr aber concentrierten sich Jänickes studien schon in Halle auf das altdeutsche, um so mehr, als Zacher, damals auch custos an der Hallischen universitätsbibliothek, sich aufs freundlichste Jänickes annahm und ihn durch winke und ratschläge wirksam in seiner ausbildung förderte Überdies pflegte Zacher in dem schon erwähnten privatissimum eine auswahl von nützlichen, wichtigen und seltneren werken vorzulegen und zu characterisieren, mit der pädagogischen mahnung, den aufenthalt in der universitätsstadt ja auch weislich auszunutzen zur erwerbung einer ausgedehnten litteratur- und bücherkentnis, wozu später in den meisten gymnasialstädten gelegenheit und möglichkeit leider nur alzusehr gebrechen werde.

Während Jänicke so den studien eifrig oblag, verzichtete er keineswegs auf die specifisch-akademische jugendlust mit ihrem übermut und ihrer ausgelassenheit. Ein freund der einsamkeit oder gar ein duckmäuser ist er nie gewesen, und frohe geistig angeregte gesellschaft war, wie später, auch schon in Halle für ihn ein lebensbedürfnis. So tritt er daselbst bald in eine der damals florierenden verbindungen, und geniesst in vollen zügen das was man unter dem namen der akademischen freiheit zusammenfasst. Wie er gesammelt und mit ganzer energie am arbeitstische sass, so kam er andrerseits mit ungeteiltem herzen, stets munter und zu scherz und witz aufgelegt an die kneiptafel, galt auch als ein feiner meister des kartenspieles, und pflegte nicht minder eifrig die gymnastischen künste des schwimmens, turnens und fechtens, welche wesentlich dazu beitrugen, die nachwirkungen der bösen lungenentzündung almählich zu beseitigen und seinen nicht besonders stark gebauten körper zu kräftigen.

Zu ostern 1859 gieng Zacher als ordentlicher professor nach Königsberg und Jänicke wandte sich zur fortsetzung seiner studien nach Berlin. Hier werden nun statt Bernhardy Boeckh, statt Pott Steinthal und Weber, statt Erdmann Trendelenburg, ferner wird auch Köpke gehört, und bei Massmann handschriftenkunde getrieben: die meiste wissenschaftliche anregung aber bekam Jänicke von Haupt und Müllenhoff. Haupts art, dessen letztes altdeutsches colleg (über Minnesangs frühling) Jänicke gerade noch hören konte, sagte ihm auch für die behandlung der beiden altklassischen sprachen ausserordentlich zu. Die sicherheit des wissens, die klarheit und bestimtheit der mitteilung, kurz der eindruck von Haupts ungewöhnlicher wissenschaftlicher und sittlicher gedrungenheit, übte auf Jänicke bald einen hohen, sich im laufe der zeit nur steigernden reiz aus. Bei Müllenhoff fand er ausser der reichsten belehrung auch persönliche zugänglichkeit und das freundlichste teilnehmendste eingehen auf seine deutschen privatstudien.

Berlin selbst als aufenthalt wollte dem an die Hallischen verhältnisse gewöhnten zunächst nicht gefallen: es fehlten die Hallischen freunde. Denn was er an früheren commilitonen traf, das kam ihm ganz verwandelt vor. Es waren solche, welche in dem drückenden bewustsein vergeudeter zeit verabsäumtes durch ein oft geistloses büffeln einzubringen suchten. Jänicke dagegen hatte stets einen rastlosen fleiss, und übte schon als junger student meisterlich die kunst, die zwischen zwei tätigkeiten fallenden viertelstunden und minuten durch arbeit auszufüllen. So kam es, dass er, der morgens früh mit hellem kopfe an die arbeit gieng und immer im zusammenhange mit derselben blieb, ohne längere vorbereitung gesammelt zu dem

unterbrochenen werke zurückkehren konte, und bei erfolgreichster wissenschaftlicher arbeit auch in Berlin, oder vielmehr gerade in Berlin, noch für vieles andere zeit behielt, was den bloss für das examen sich casteienden büssern als verwerflicher zeitvertreib erschien.

Zunächst hatte er schon auf der schule bei eigentlich mangelhafter unterweisung lebhafte neigung und grosses verständnis für die musik gezeigt, und es bei seiner energie auch zu tüchtiger fertigkeit im clavierspiel gebracht. Diese übungen wurden in Halle und Berlin eifrig fortgesetzt, und Berlin gab ausserdem reiche gelegenheit, durch den besuch gediegener concerte die musikalische bildung zu erweitern und den musikalischen geschmack zu verfeinern. Auch der fechtboden wurde nicht aufgegeben und ausserdem trat Jänicke bald in die Berliner turngemeinde ein, und blieb bis zu seinem abgange von der universität ein eifriges mitglied derselben.

Schon im juni 1859 trug er sich mit dem gedanken einer promotionsschrift über Wolfram, vermochte aber jetzt noch nicht ihn klar und fest zu gestalten. Die daheim verlebten herbstferien wurden teils der körperlichen erholung und kräftigung, teils den studien gewidmet.

Bereits ende september nach Berlin zurückgekehrt, verbrachte er das wintersemester in angestrengtester tätigkeit. Schon Müllenhoffs colleg über die geschichte der deutschen poesie verlangte viel arbeit, da das vorgetragene durch umfängliche lectüre der sprachdenkmäler auf der königlichen bibliothek erst zu wirklichem besitztum gemacht wurde. Jänickes fleiss und tüchtigkeit blieben Müllenhoff nicht verborgen, der den strebsamen studenten zu seinen sonnabendabenden einlud, wo dieser bei zwangloser unterhaltung eine fülle fördernder anregung erhielt. Daneben ward besonders Haupts colleg über die satiren des Horaz, Ag. Benarys über lateinische grammatik und Trendelenburgs geschichte der philosophie gehört. Im Sommer 1860 eröffnete Müllenhoffs colleg über Beóvulf einen weiteren einblick in die deutsche sprache und in das wesen der deutschen heldensage; andere collegia ausser diesem und dem Hauptischen über Properz wurden nur noch sehr wenige gehört; dafür verstärkte sich die häusliche arbeit, geteilt in die lectüre der griechischen tragiker und des Tacitus, und in ein selbständiges und zusammenhängendes studium Wolframs von Eschenbach. Über die metrik und den wortgebrauch dieses dichters legte sich Jänicke, angeregt auch und gefördert durch die zusammenstellungen und andeutungen, welche Müllenhoff in seiner schrift zur geschichte der Nibelunge Not gegeben hatte, weitläufige und genaue register an, und sammelte durch weitere beobachtung des wortgebrauchs der gleichzeitigen höfischen und nicht höfischen dichter ein so reiches material, dass er aus demselben, nachdem er im august 1860 seine akademischen studien beendet hatte, auf dem heimatlichen gute leicht und schnell seine dissertation *de dicendi usu Wolframi de Eschenbach* zusammenstellen konte. Am 20. october 1860 ward er in Halle rite zum doctor der philosophie promoviert und sah sich nun nach einer stelle an einer höheren lehranstalt um. Sein eigentliches ziel freilich, wenngleich in diesem und den nächstfolgenden jahren nur schüchtern und im engsten vertrauen ausgesprochen, war die akademische professur; aber er war zu feinfühlend seinen eltern und seinen sieben geschwistern gegenüber, um, zumal auf kosten der letzteren, eine aussergewöhnliche bevorzugung zu beanspruchen, wie sie erforderlich gewesen wäre, um durch eine ungewisse zahl von jahren die kosten des unbesoldeten privatdocententumes zu bestreiten. Deshalb wante er sich, um sich auf das examen pro facultate docendi vorzubereiten, zunächst von dem intensiven studium des Altdeutschen ab; „obgleich ich," schreibt er um diese zeit mit leise durchklingendem schmerz, „jetzt so tief im Deutschen sitze, dass, wenn ich

eine zeitlang fortführe fleissig zu arbeiten, ich wol etwas tüchtiges herausbringen könte." In Halle ward ihm angeboten als hilfslehrer an die realschule in Meseritz zu gehen, und er nahm dies an, weil sich ihm augenblicklich nichts anderes bot, zumal nicht in Halle, wo er damals am liebsten geblieben wäre.

In Meseritz fühlte er sich zuerst wenig behaglich; denn, abgesehen von dem schroffen übergange aus selbständiger forschung zum unterrichte in den unteren klassen, und zum teil in gegenständen wie naturlehre und botanik, die dem interesse des philologen ziemlich fern lagen, fand er im collegium zwiespalt und uneinigkeit, für ihn, der auf der universität stets ein guter kamerad und nie verstimter freund gewesen war, der also auch einen hohen grad collegialischen sinnes in das lehramt mitbrachte, eine doppelt widerwärtige erscheinung. Doch einen älteren herrn fand er im collegium, den er in einem damals geschriebenen briefe achtungsvoll mit Gurnemanz in Wolframs Parzival verglich; „auch eine Lîâȥe hat er, eine wolgetâne meit," heisst es in demselben schreiben mit dem ausdrucke keimender neigung. Gemeint war damit der als naturforscher auf dem gebiete der entomologie angesehene professor Zeller und dessen einzige tochter Henriette, seit dem april 1862 Jänickes braut, seit dem april 1864 seine gattin.

Bald fand er in Meseritz frühere commilitonen von Halle her, und ward auch veranlasst in den dortigen handwerkerverein zu treten. In diesem hielt er, seinem lebhaften lehrtriebe folgend, einige vorträge, zog sich aber aus dieser tätigkeit wider zurück, da sein aller mittelmässigkeit abgewanter sinn sich von der selbstzufriedenen behaglichkeit politischer zinngiesserei unangenehm berührt fühlte. Mehr und dauernde freude bereitete ihm hingegen die schon auf der universität geübte musik: durch vierhändiges clavierspiel knüpfte sich ein zartes band zwischen ihm und seiner späteren braut und gattin, zumal nachdem beide in solcher weise vereint in einem öffentlichen concerte zu woltätigen zwecken gewirkt hatten; und nach einiger zeit übernahm er sogar das amt eines dirigenten der Meseritzer liedertafel.

In die schulgeschäfte lebte sich Jänicke mit praktischem sinne leicht ein, trotz der ihm zum teil fern liegenden unterrichtsgegenstände, und bestimtheit und klarheit, die er liebte, und die in seinem mündlichen und schriftlichen ausdrucke stets bemerkenswert hervortraten, haben seinem unterricht ohne zweifel auch in Meseritz einen eigentümlichen wert verliehen. Aber schon im frühjahr 1861 äusserte er, dass alles längere verweilen in Meseritz für ihn sine ulla mente ac ratione sei, zumal bei der im lehrercollegium herschenden disharmonie, und strebte nach einer anderen stellung.

Als endlich die langerwartete ladung zum staatsexamen eingetroffen war, bestand er dasselbe im november 1861, und es ward ihm auch sogleich durch schulrat Mützell eine stelle als adjunct an der ritterakademie zu Brandenburg angeboten.

Noch von Meseritz aus datieren seine ersten schriftstellerischen versuche, die im Prutzischen museum von 1862 s. 502—512 und 529—540 erschienenen aufsätze über Tristan und Isolde, und in derselben zeitschrift jahrgang 1863 s. 795—809 der aus Büschings bekantem buch über Hans von Schweinichen herausgearbeitete aufsatz „ein deutsches ritter- und fürstenleben im 16. jahrhundert."

In Brandenburg hat Jänicke zwei jahre gewirkt, und seine tüchtigen leistungen fanden bald durch den director Köpke die verdiente anerkennung, wie seine germanistischen studien bereitwilligste förderung. Als daher in folge des ministerialrescripts vom 13. decbr. 1862 und der verfügung des Berliner provinzial-schulcollegiums vom 9. januar 1863 die lehrer der ritterakademie fachconferenzen über die deutsche orthographie abhielten, ward Jänicke vom director Köpke aufgefordert,

einen orthographisch-grammatischen leitfaden, zunächst zum gebrauch für die unteren und mittleren klassen der ritterakademie, abzufassen. Jänicke gieng mit dem ihm eigenen eifer ans werk, und am anfang september 1863 war die „rechtschreibung und formenlehre“ gedruckt, im verlage von J. Wiesike in Brandenburg. Dieses büchlein enthält wirklich das notwendige zum unterricht in der deutschen formenlehre, und verdiente eine weitere verbreitung, als es dem anscheine nach erlangt hat; eine angemessene würdigung hat es gefunden in einer recension Kolbes Z. f. G. W. 1867 s. 319—322.

Jänicke stand in einem guten und würdigen verhältnisse zu seinem director, wiewol damals, 1862—1864, zur zeit des politischen conflicts, meinungsverschiedenheit auf diesem gebiete nur zu leicht auch zu anderweitigen zwistigkeiten führte und sonst feste bande lockerte oder gar zerriss; Köpke aber war einer der führer der Havelländischen conservativen, und der junge Jänicke ein sehr eifriger anhänger der fortschrittspartei und mitglied des nationalvereins. Beide aber fanden in ihrem lebhaften interesse für schule und wissenschaft einen gemeinsamen boden, und beide waren einsichtig und anständig genug, um verschiedenheiten der politischen anschauung auf ihr übriges verhältnis zu einander nicht einwirken zu lassen. Von den anderen Brandenburger lehrern wurden und blieben Jänickes freunde der treffliche mathematiker Scoppewer († 1864), der ordentliche lehrer dr. Seidel (jetzt director des gymnasiums zu Bochum) und der adjunct dr. Biermann.

Brandenburg war auch in anderer hinsicht für Jänicke ein erwünschter ort: es gab dort frühere zum teil ihm näher verbundene universitätsfreunde, in der stadt eröffneten sich ihm angenehme kreise, und überdies erleichterte die nähe Berlins die benutzung der wissenschaftlichen schätze der hauptstadt. Gegen ende des jahres 1863 schien sich eine aussicht darzubieten, in eine an der ritterakademie neu zu gründende ordentliche lehrerstelle aufzurücken, aber diese gründung unterblieb, und deshalb nahm er eine stellung in Wriezen an, wohin er zu ostern 1864 übersiedelte.

Hatte seiner zeit der Meseritzer realschuldirector nicht ein wörtchen der öffentlichen anerkennung für Jänickes tätigkeit gefunden, so machte der director Köpke im 1865er programm der ritterakademie diese versäumnis redlich wett, indem er von Jänicke schrieb: „die frische und anregende teilnahme an allem, was dem gesamtgebiet des unterrichts und der erziehung angehörte, machte ihn zu einem werten mitgliede des collegiums. Förderlich war uns vor allem seine umfassende kentnis der deutschen philologie: wir durften mit seiner hilfe, was aus der geschichte der deutschen sprache für die schule verwertet werden konte, so wie die lesung mittelhochdeutscher werke in den lehrplan für secunda aufnehmen; und sein büchlein von der deutschen formenlehre und rechtschreibung, welches durch die bedürfnisse unserer anstalt hervorgerufen ist, wirkt und wird auch noch ferner segensreich in den händen der schüler wirken. Ungern sahen wir ihn scheiden; der wärmste dank für seine hilfe und die besten wünsche für sein wol begleiten ihn.“

An der zunächst ohne das recht zur abhaltung von entlassungsprüfungen eröffneten höheren bürgerschule zu Wriezen hat Jänicke von ostern 1864 bis michaelis 1869 gearbeitet. Im april 1864 verheiratete er sich, und lebte das erste jahr ziemlich zurückgezogen, da sich zunächst nicht viel sympathische gesellschaft fand. Ein im februar 1865 ihm geborener sohn starb schon im september desselben jahres, ein zweiter sohn wurde ihm im august 1866 und eine tochter im mai 1868 geboren.

Seiner collegialischen natur gemäss hielt er nicht nur gute freundschaft mit den lehrern der Wriezener schule, sondern trat auch bald in verbindung mit denen des Freienwalder gymnasiums und mit einzelnen von dem Victoriainstitut des

dr. Immanuel Schmidt zu Falkenberg, wie von der realschule zu Neustadt-Eberswalde. Das naheliegende Freienwalde wurde schon wegen seiner lage häufig besucht, und hier wie in Neustadt trafen die lehrer der genanten anstalten mehrfach in collegialischer weise zusammen.

Die Wriezener schule liess nun allerdings den bisherigen wirkungskreis an der Brandenburger ritterakademie in mehr als einer hinsicht vermissen, und es war kein wunder dass Jänicke immer daran dachte, von hier aus eine stelle an einem gymnasium zu gewinnen. Dieses bestreben aber hinderte ihn keineswegs, seine kraft in vollstem masse der anstalt, an der er einmal angestellt war, zu widmen; ja er tat mehr als dies, indem er strebsame schüler nebenbei im Griechischen unterrichtete, und ihnen so den übergang in die höheren klassen eines gymnasiums und zur universität vermittelte. Er war ein durch rat und tat wirksam eingreifender pädagoge und hatte diese kraft schon auf der universität Halle mehrfach bewiesen; denn wo er studenten seiner bekantschaft in gefahr sah, durch ein unordentliches oder untätiges leben sich der wissenschaft und selbst dem notdürftigen studium zu entfremden, da pflegte er wol unumwunden die also abirrenden zu tadeln und zu ermuntern und ihnen ohne scheu vor dem damit verbundenen opfer an zeit ausführlich und deutlich den rückweg zu einem erspriesslichen studium vorzuzeichnen; ja als er ostern 1859 nach Berlin übergesiedelt war, mahnte er den schreiber dieser zeilen in rührender weise, sich doch ja eines gemeinsamen freundes immer wider anzunehmen, damit derselbe nicht „vor die hunde gehe.“ In dieser weise hat er ohne zweifel auch seine Wriezener schüler angefasst: der umstand, dass auch nach seinem fortgange von Wriezen sich mehrfach die angehörigen früherer schüler um rat an ihn nach Berlin wanten, wo es sich um die weitere ausbildung ihrer söhne oder pflegebefohlenen handelte, ist ein sicherer beweis von dem nachhaltigen eindruck, den seine art zu lehren und zu erziehen bei seinen schülern und den angehörigen derselben hervorbrachte.

Inzwischen hatte sich auch mehr passender umgang für ihn und seine ihm auch durch gleichartigkeit der lebensanschauung innigst verbundene gattin gefunden und seine familienverhältnisse waren die glücklichsten, so dass er in dieser beziehung sich ganz wol und zufrieden fühlte. Doch strebte er nach wie vor nach einer stellung an einem gymnasium. Leider nur fand keine behörde und kein schulpatronat sich bewogen den geschickten und tüchtigen mann für ein gymnasium zu gewinnen.

Die hauptquelle der frische blieb für ihn, ausser dem glücklichen familienleben, der innige verkehr mit der wissenschaft. Schon bevor er in Brandenburg sein kleines büchlein zusammenstellte, hatte ihn Müllenhoff zur teilnahme an der herausgabe eines deutschen heldenbuches aufgefordert, das, unter Müllenhoffs leitung und mitwirkung bearbeitet, nach und nach sämtliche an die Nibelungen und die Gudrun sich anschliessenden gedichte umfassen sollte (vgl. die orientierenden worte Müllenhoffs in der Z. f. G. W. 1867 s. 467 fg.). Jänicke hatte zunächst den Biterolf und Dietleib zur bearbeitung zugewiesen erhalten und setzte die in Brandenburg begonnene arbeit mit unermüdlicher ausdauer in Wriezen fort, bis er endlich im juni 1866 melden konte, dass er die ersten druckbogen erhalten habe. Es war dies eine arbeit, die ihm zunächst keinen materiellen lohn eintrug; „aber ich habe,“ schrieb er, „einen ganzen scheffel dabei gelernt, und das ist mir lieb.“ Auf einen zur vollendung des buches ihm ausgesprochenen glückwunsch und die daran geknüpfte erwartung, dass er nun bald an ein gymnasium oder wenigstens an einen grossen litterarisch regsamen ort versetzt werden würde, erwiderte er mit resignation: „dass

nach solcher edition einem sogleich erwünschte stellen im schulfach zu gebote stünden, das glaube nur nicht; ja wenn es ein schulautor bei Weidmann oder Teubner wäre, dann nähme man etwa notiz davon!"

Über seine leistung für den Biterolf spricht Jänicke in der einleitung s. VII sehr bescheiden. „Was diese neue ausgabe betrifft, deren aufgabe es war, das gedicht in reiner, würdiger gestalt darzustellen, so fühle ich mich verpflichtet gleich an diesem orte meinen grösten dank herrn professor Müllenhoff auszusprechen, der mir nicht nur die verbesserungen Haupts, die unter dem text angegeben sind, mitgeteilt, sondern auch selbst mit so ununterbrochener teilnahme die arbeit begleitet und mich dabei mit rat und tat unterstützt hat, dass das beste daran auf ihn zurückgeht." In der einleitung zum Biterolf nimt den weitesten raum ein die genaue und umfassende erwägung der frage, ob der Biterolf und die Klage, wie seit W. Grimm fast allgemein angenommen wurde, wirklich von demselben verfasser herrühren: als ergebnis stellt sich (p. XXVIII) heraus, dass keine nötigung für Grimms annahme vorhanden ist, dass vielmehr die übereinstimmungen beider gedichte aus der gleichen heimat und schule ihrer verfasser zu erklären sind.

Nach erledigung des Biterolf ward die herausgabe der Wolfdietriche zwischen Jänicke und dr. A. Amelung († zu Montreux am 6. april 1874) der art geteilt, dass auf Jänicke die stücke Wolfdietrich B, C, D, auf Amelung Ortnit und Wolfdietrich A fielen. Während der Biterolf nur in der grossen Ambraser handschrift erhalten ist, so dass die kritische arbeit an ihm eine verhältnismässig einfache war, boten die mehrfachen handschriften der Wolfdietriche die vollste gelegenheit zur bewährung kritischen scharfsinns. Der verworrene und weitläufige apparat klärte und vereinfachte sich jedoch wesentlich, sobald es gelungen war eine genaue classificierung der handschriften aufzustellen. Ab und zu ward auch in Berlin mit Müllenhoff über den fortgang des werkes mündlich rat gepflogen. Da auf den druck von Amelungs anteil gewartet werden muste, blieb für Jänickes arbeitskraft noch raum zu anderweiter betätigung. Deshalb finden wir ihn seit 1867 rüstig beteiligt an der zeitschrift für das gymnasialwesen, an Haupts zeitschrift für deutsches altertum, an der zeitschrift für deutsche philologie und an den neuen jahrbüchern für philologie und pädagogik.

So gewann er nun auch selbst in weiteren kreisen, denen seine arbeit am Biterolf wol kaum vom hörensagen bekant war, den ruf eines tüchtigen deutschen philologen, und durfte erwarten, dass auch die schulbehörden seinen wunsch einer versetzung an eine höhere schule einer grösseren stadt beachten würden. Denn wenn mit der anerkennung der Wriezener schule als einer zu abgangsprüfungen berechtigten auch für ihn die beförderung zum oberlehrer im sommer 1867 erfolgt war, so änderte dies, da er schon bisher der erste lehrer an der schule gewesen war, doch nichts an seiner stellung, und seine besoldung blieb ebenfalls dieselbe.

Der aufenthalt im oderbruch, die beobachtungen über den kampf des hochdeutschen und plattdeutschen im munde seiner schüler, dazu die aufmerksame lectüre der schriften Reuters, führten ihn zu eingehender betrachtung des niederdeutschen. Als frucht dieser studien veröffentlichte er ostern 1869 als programm seine abhandlung „über die niederdeutschen elemente in unserer schriftsprache" eine treffliche arbeit, gediegen und recht aus dem vollen geschrieben.

Der folgende sommer brachte ihm die gewährung des lange gehegten wunsches, indem er durch vermittlung des Berliner stadtschulrates Hoffmann zu Michaelis 1869 eine stelle an der seit 1868 eröffneten höheren bürgerschule in der Steinstrasse erhielt. Zwar hatte auch diese schule damals, wie 1864 die Wriezener, noch

nicht das recht zu giltigen entlassungsprüfungen, sie erhielt es aber im jahre 1870 und ward 1871 als realschule erster ordnung anerkant. Für die also gewonnene möglichkeit einer übersiedlung nach Berlin ist Jänicke dem stadtschulrat Hofmann stets mit dankbarer anerkennung verbunden geblieben. Mit der neuen stellung verknüpfte sich in den nächsten jahren auch eine beträchtliche, teils durch die hebung der schule, teils durch die allgemeine gehaltverbesserung bedingte erhöhung der besoldung, von 900 talern im jahre 1869 auf 1900 taler (einschliesslich der wohnungsentschädigung) im jahre 1873.

In Berlin war Jänicke schon der auf dem gebiete der deutschen philologie anerkante gelehrte, aber sein äusseres leben ward von da an, wie dies die verhältnisse der grossen stadt bei einem wissenschaftlich wirklich arbeitenden manne zur natürlichen folge hatten, ein stilleres, zumal nachdem er sich in der Fehrbellinerstrasse (auf dem ehemaligen windmühlenberge) eine schöne und geräumige, aber entlegene wohnung erwählt hatte. Doch erhielt er mit älteren freunden einen lebhaften verkehr; einen derselben, oberlehrer Brecher, fand er als collegen an der nämlichen schule vor; und bald auch schloss er freundschaft mit den in Berlin weilenden jüngeren fachgenossen, zumal mit W. Wilmanns und E. Steinmeyer, denen sich später Suphan und einige andere zugesellten. Die erstgenanten beiden traten mit ihm zu einem germanistischen (donnerstag)abend zusammen, der längere zeit, wie Jänicke gelegentlich äusserte, ein dreimännerverein blieb, dann sich etwas verstärkte und ein auch äusseres band zwischen den in Berlin ansässigen jüngeren germanisten herstellte.

Schon von Wriezen aus hatte Jänicke zugesagt, für Zachers germanistische handbibliothek eine ausgabe des Tristan zu liefern, und bei einem besuche in Halle im juli 1869 war dieses vorhaben des näheren besprochen und die verabredung getroffen worden, dass die ausarbeitung beginnen solle, sobald die noch laufende verpflichtung gegen das Heldenbuch vollständig erfüllt und erledigt sein werde, während die vorarbeiten inzwischen schon nach zeit und gelegenheit aufgenommen und gefördert werden könten. In folge dessen reiste Jänicke anfangs juli 1870 mit unterstützung des unterrichtsministeriums nach Florenz, um die daselbst befindliche Tristanhandschrift zu vergleichen. Die reise, in grosser hitze unternommen und in eile gemacht, war keine vergnügungsfahrt. Nur in München und Insbruck konnte sich Jänicke einen ganz kurzen und flüchtigen aufenthalt vergönnen, und in Florenz reichte die knapp zugemessene zeit eben hin, um in angestrengter arbeit die Tristanhandschrift, und für seinen freund Steinmeyer eine glossenhandschrift zu vergleichen (vgl. Haupts zeitschr. 15, 363). Sehr erfreut aber war er, in dem eidgenössischen gesandschaftsprediger unvermutet einen Hallischen universitätsfreund zu treffen, mit welchem er nach vollendetem tagewerk die abende in traulicher unterhaltung verbrachte. Mitten in dem inzwischen entstandenen kriegslärm kehrte er nach Berlin zurück.

Im jahre 1871 erschien der dritte band des heldenbuches und damit Jänickes in jahrelanger arbeit gereifte herstellung des Wolfdietrich B, und im engsten zusammenhange mit diesen studien ostern 1871 die programmabhandlung „beiträge zur kritik des grossen Wolfdietrich.“

Auch in der einleitung zum dritten bande des heldenbuches s. LVIII erkent Jänicke dankbar Müllenhoffs beihilfe an. „Ich habe meiner arbeit die von Müllenhoff begonnene textherstellung zu grunde legen dürfen. War diese für die beiden ersten lieder in der hauptsache vollendet, so gab sie mir auch für die folgenden die lehrreichsten fingerzeige zur bewältigung der schwierigen aufgabe, aus der bei-

spiellos verderbten überlieferung einen wenigstens einigermassen lesbaren text herzustellen."

Zu Müllenhoffs geburtstag 1871 überreichten die drei freunde Jänicke, Wilmanns und Steinmeyer dem verehrten lehrer die „altdeutschen studien," in denen Jänicke mit seiner kritischen ausgabe des ritters von Staufenberg den vortritt nimt und nachweist, dass dies sonst einer viel späteren zeit zugeschriebene, und selbst von Haupt (Zeitschr. XV, 252) in das ende des 14. jahrhunderts gesetzte gedicht um das jahr 1300 verfasst ist. Diese arbeit führte ihn zu einem genaueren studium der mittelhochdeutschen sprachperiode seit der mitte des 13. jahrhunderts, für die es noch sehr an tüchtigen vorarbeiten fehlt. Jänicke hatte mancherlei hierhingehöriges bei der herstellung des Biterolf und des Wolfdietrich gesammelt, und schreibt mit beziehung darauf im mai 1872: „Beiläufig habe ich mir ein buch überlegt, das nach dem Tristan zu schreiben wäre: spätmittelhochdeutsch. Dazu will ich die sprache etwa von 1250 bis 1330 im zusammenhange untersuchen und so etwas tun zur überbrückung der kluft vom mittelhochdeutschen zum neuhochdeutschen. Erst wollte ich einiges herausgreifen und einen aufsatz für eine zeitschrift machen; ich überlegte aber, dass es besser sei zu warten und dann die sache fester anzugreifen." Aus der in den kreis dieser studien gehörigen eingehenden betrachtung des Seifried Helbling ergaben sich die wichtigen beiträge zur kritik und erklärung dieses gedichts (Haupts zeitschr. 16, 402—419).

Zu pfingsten 1872 besuchte er die philologenversamlung in Leipzig, verlebte teils bei Zacher in Halle, teils im kreise der germanisten frohe stunden, und freute sich in Leipzig zu einem guten werke zu helfen, indem er den schon von andern angeregten antrag stellte, dass die an einem niederdeutschen wörterbuche arbeitenden schulmänner Lübben und Schiller durch verminderung ihrer wöchentlichen lehrstundenzahl in den stand gesetzt werden möchten, mehr zeit dem wörterbuche widmen zu können.

Im sommer 1873 kam der dem texte nach ganz von Jänicke bearbeitete 4. teil des heldenbuches, enthaltend Ortnit C und Wolfdietrich C und D. Hierzu lagen nicht mehr wie bei den früheren von Jänicke herausgegebenen teilen des heldenbuches umfassende vorarbeiten Müllenhoffs vor, wie Jänicke selbst bezeugt in einem briefe vom september 1873: „für Wolfdietrich C und D habe ich nur die handschriftenvergleichung von Müllenhoff und was in der geschichte der Nibelunge Not gesagt ist."

Wir sehen also in band 1, 3 und 4 des heldenbuches eine stufenmässige entwickelung Jänickes: den Biterolf arbeitet er ganz unter Müllenhoffs anleitung und von ihm beeinflusst, im dritten bande tritt er selbständiger auf, und wie uns bedünkt mehr noch als die bescheidenen worte seiner einleitung es ahnen lassen, indem er besonders an den schlim verderbten hinteren partien des Wolfdietrich B auf eigene hand seine kunst bewähren muste; und endlich stellt er den Wolfdietrich C und D ohne eigentlich kritische vorarbeiten Müllenhoffs selbständig her. Falsch aber wäre der gedanke, als hätte mit der grösseren selbständigkeit sich sein gutes verhältnis zu Müllenhoff gelockert; er wuste vielmehr nicht bloss was er Müllenhoff verdankte, sondern sprach dies auch häufig und mit dankbarstem sinne aus.

Bei diesen streng wissenschaftlichen studien blieb er ein eifriger und tüchtiger lehrer, und suchte die auf dem gebiete der deutschen sprachforschung gewonnenen erkentnisse mit takt und mässigung für die schule zu verwerten. Gelegenheit dazu war ihm ja schon in Brandenburg geworden, und in seinen zahlreichen aufsätzen und recensionen liess er nicht ab die behandlung dieser oder jener beim deutschen unter

richt sich erhebenden frage zu besprechen. Dabei bewahrte ihn sein praktisch klarer sinn vor überstürzung, und sein wissenschaftliches gewissen machte es ihm unmöglich, auch die lockendsten vermutungen, die nicht völlig sicher waren, in der schule vorzutragen: dem entsprechend wird auch bei beurteilung fremder leistungen sein ton etwas schärfer, wo er, sei es in der metrik oder auf einem anderen gebiete, ein unklares und aus vermischung des altdeutschen und neuhochdeutschen hervorgegangenes anscheinend wissenschaftliches gerede zu bekämpfen hat; und wo vollends unwissenheit und leichtfertigkeit es wagt, der von ihm heilig gehaltenen schule stümperhafte ausgaben altdeutscher sprachdenkmäler anzubieten, weist er solche anmassung, gleich empört über den dadurch den deutschen studien angetanen schimpf wie über die der schule daraus drohende beeinträchtigung, mit nachdrücklicher deutlichkeit zurück. Mit vollstem rechte wählte daher der verein der Berliner gymnasial- und realschullehrer auch ihn in die commission von fachmännern, welche auf grund der üblichen schreibweise ein kurzes, die orthographischen regeln nebst wörterverzeichnis enthaltendes schulbuch abfassen sollte. Gestützt auf die sichersten und umfassendsten kentnisse, überdies durch sein Brandenburger büchlein auch praktisch wol vorbereitet, entwickelte er in der commission eine sehr rege tätigkeit und half an seinem teile nach kräften zur herstellung einer mehr einheitlichen orthographie mitwirken.

Charakteristisch tritt in vielen seiner allerdings an einen gymnasiallehrer geschriebenen briefen das interesse nicht sowol für den deutschen unterricht an höheren schulen überhaupt (das er ja in ausgezeichnetem masse hegte und bewährte), sondern insbesondere für die bedürfnisse des gymnasiums hervor. Denn für das gymnasium hatte er von vornherein als philolog eine erklärliche vorliebe, und je länger er an einer höheren bürgerschule und an einer realschule wirkte, in desto hellerem lichte sah er das gymnasium. Der zwei an der Brandenburger ritterakademie in angenehmen verhältnissen zugebrachten jahre, wo ein wolwollender director seinen studien freundlich entgegenkam, erinnerte er sich gern und häufig. Dass auch die gymnasien nicht bloss aus allgemeinen in der entwickelung unserer zeit liegenden gründen, sondern auch in folge der bestimmungen über die berechtigung zum einjährigen militärdienst ihrer eigentlichen aufgabe schwerer als sonst entsprechen könten, wollte er nicht anerkennen, meinte vielmehr, dass die angedeuteten inconvenienzen nur durch eine tadelnswerte connivenz der lehrercollegien verschuldet seien. In solcher überzeugung rief er im mai 1871 aus: „ich wäre auch 47 mal lieber an einem gymnasium, aber da ich bald eine erhebliche gehaltaufbesserung zu erwarten habe, so wird später der übergang schwer tunlich sein: man wird jüdische kaufleute für den einjährigen dienst erziehend verenden.“ Ähnlich, und noch deutlicher, sprach er sich im april 1872 aus, als er mit seinem früheren collegen Seidel, jetzt director des gymnasiums zu Bochum, in Berlin zusammengetroffen war: „Seidel wunderte sich von mir zu hören, dass gleich mir die mehrzahl der realschullehrer die realschule hassten wie die sünde; nur die neusprachlichen machen eine ausnahme und cum grano salis die mathematiker.“

Konte er also einerseits an der realschule nicht die volle amtliche befriedigung finden, und schien andrerseits der übergang an ein gymnasium aus einer bereits woldotierten stelle wenig wahrscheinlich, so war es nur ganz natürlich, dass in ihm, mit der wachsenden anerkennung, die ihm seine arbeiten auf dem felde der deutschen philologie in den kreisen der fachgenossen weit und breit verschafft hatten, widerum, und nur um so lebendiger, der schon auf der universität leise gehegte wunsch nach akademischer tätigkeit erwachte. Deshalb erwog er nun ernst und

nachdenklich, ob und wie er es wol ermöglichen könne, dass er an der Berliner universität sich habilitiere und zu seinem vollen schulamte noch die akademische lehrtätigkeit hinzufüge. In einer beziehung ähnelte übrigens auch jetzt schon seine stellung und wirksamkeit der eines universitätsprofessors. Der wolverdiente ruf seiner tüchtigkeit und zugleich seiner freundlichen gefälligkeit führte nämlich nicht bloss in vorübergehender weise eine reihe von schulamtscandidaten zu ihm, die etwa vor dem doctor- oder staatsexamen seinen rat für die bearbeitung eines altdeutschen themas begehrten, sondern es pflegten auch die jüngeren germanisten, welche in Berlin oder Halle studiert hatten, bald auf Müllenhoffs oder Zachers veranlassung, bald ohne dieselbe, sich ihm vorzustellen, oder doch durch übersendung ihrer doctordissertationen ihm eine aufmerksamkeit zu erweisen. Er selber aber empfand eine hohe genugtuung, wenn er den preis des principibus placuisse viris gewonnen hatte. So war er hoch erfreut, als im frühjahr 1871 Moriz Haupt, der mit seiner zeit und mit seiner person so karge gelehrte, sich mit ihm nicht bloss bei gelegenheit der überreichung des Wolfdietrich aufs eingehendste von seinen bisherigen arbeiten und von seinen weiteren plänen unterhielt, sondern ihm auch später die zweite auflage des Erec in freundlicher weise übersante, ein geschenk, für das Jänicke durch die gründliche, von ernst wissenschaftlicher mitarbeit zeugende recension in der Zeitschrift für deutsche philologie 5, 109—116 seinen dank aussprach Ebenso erfreute ihn, dass ein im august 1873 im verein der Berliner gymnasial- und realschullehrer gehaltener vortrag den beifall des von ihm so hoch verehrten directors Bonitz erhalten hatte, mit dem er schon vorher durch seine zahlreichen beiträge für die von diesem herausgegebene zeitschrift in angenehme beziehungen getreten war.

Jänickes gesundheit, die sich von der universitätszeit ab so erfreulich gekräftigt hatte, begann in Berlin allmählich zu wanken. Auf der oberfläche eines fusses stellte eine zellgewebsentzündung sich ein, die zwar zeitweilig wich, aber dann in lästiger weise widerkehrte, und auch durch widerholten besuch des thüringischen soolbades Sulza in den hundstagsferien 1872 und 1873 nicht völlig beseitigt wurde. Doch liess er sich dadurch in der vollen wahrnehmung seines amtes nicht stören; vertrug der fuss keinen stiefel, so gieng er in einem schuh zur schule oder fuhr dahin. Dann gesellte sich noch appetitlosigkeit dazu, und die neben dem schulamte mit gesteigerter energie, ja fast mit leidenschaft gepflegte wissenschaftliche arbeit entzog dem körper die nötige erholung und minderte seine leistungsfähigkeit. Das alles aber beachtete Jänicke wenig, wenngleich er sich darüber betrübte. Sein aussehen ward leidend, doch wurde dies auch von seinen nahen freunden nur auf rechnung seines bekanten angestrengten fleisses geschrieben, und man glaubte genug zu tun, wenn man ihn wegen seines, wie es wol hiess, sündhaften fleisses freundlich schalt und ihm schonung und erholung dringend anriet. Auf solche ermahnungen pflegte er mit lächelndem schweigen zu antworten, wie einer der das gehörte zwar als richtig anerkennen muss, aber die innere unmöglichkeit fühlt von seiner weise zu lassen.

Mit grossem eifer hatte er nach erledigung seines anteiles am Heldenbuche seine haupttätigkeit der schon seit jahren vorbereiteten Tristanausgabe zugewendet, so dass er um weihnachten 1873 schreiben konte: „ich arbeite zwar noch immerfort an den handschriften des Tristan, zum frühjahr aber wird der text wol ganz fertig sein.“

In freudiger stimmung, und auch durch das fussleiden nicht gestört, verlebte er 1873 das erste wintervierteljahr, und gleichsam als vorbereitung auf die in aussicht stehende professur, wie er scherzte, hielt er im sogenanten Victorialyceum vorträge für damen über altdeutsche litteratur; auch noch das weihnachtsfest ver-

brachte er heiter und unbesorgt. Aber zu neujahr 1874 fühlte er sich nicht wol; doch befürchtete er nichts schlimmes, sondern hoffte vielmehr, dass er bald wider gesund und kräftig genug sein werde, um auch noch einen teil der vertretung eines behinderten collegen übernehmen, und in folge dessen, vielleicht bis ostern hin, die erhöhte zahl von 24 wöchentlichen lehrstunden geben zu können. Allein er sollte im neuen jahre überhaupt keine 24 stunden unterricht mehr geben. Denn rasch entwickelte sich die krankheit zu einer nierenentzünduug, die ihn nötigte das bett zu hüten. Als sein zustand sich verschlimmerte, gab sich von allen seiten, auch aus der ferne her, die regste teilnahme kund, und es tat ihm wirklich wol auf seinem krankenlager, im grossen Berlin doch nicht vergessen oder unbeachtet zu leiden. Gegen ende januars trat eine leichte besserung ein, leider nur eine täuschende, denn die krankheit drohte jetzt in wassersucht überzugehen und in längeres siechtum sich auszudehnen. Seine hoffnung auf genesung stimte sich denn auch allmählich herab, und er machte sich selbst darauf gefasst, sein amt aufgeben zu müssen; an einen nahen tod dachte jedoch weder er selbst noch die seinigen. Da plötzlich trat blutvergiftung hinzu und raffte ihn am morgen des 6. februar nach hartem todeskampfe hinweg.

So ward durch tückische krankheit in der blüte des lebens seiner familie ein liebevoller gatte und zärtlicher vater, dem zahlreichen kreise seiner bekanten ein unermüdlicher, opferwilliger und treuer freund, der schule ein trefflicher lehrer, der wissenschaft endlich ein gediegener und schon trefflich bewährter gelehrter entrissen. Mit rastloser anstrengung hatte er sich durchgekämpft, bis er einen geachteten namen unter den germanisten erworben hatte. Das ziel seines strebens, die universitätsprofessur war ihm nun sicher. Ein ehrenvoller antrag eines einträglichen schulamtes war gegen ende des jahres 1873 aus Hamburg an ihn gelangt: er hatte ihn abgelehnt, um dem innern berufe nicht untreu zu werden, welcher die triebfeder all seines strebens und schaffens war. Und sein sehnen und ringen hatte ihn auch nicht betrogen. Es war ihm gelungen die blicke und die beachtung der universitäten auf sich zu ziehen. Am 7. februar traf die nachricht ein, dass die universität zu Freiburg im Breisgau ihn für ihre erledigte professur der deutschen philologie in aussicht genommen habe: — sie fand ihn nicht mehr unter den lebendigen. — Bedenkt man, wie bedeutendes er unter erschwerenden umständen in einem zeitraubenden und anstrengenden lehramte durch selbständige forscherarbeit zu erreichen und zu leisten vermocht hatte, so mag man ermessen, wie viel die wissenschaft durch seinen frühen tod verloren, wie sehr sie ihn zu beklagen hat.

Seiner leistungen als lehrer gedenkt im 1874er osterprogramm der bisherige director der Sophienrealschule, jetzt stadtschulrat, dr. Bertram in anerkennendster weise; zum schluss aber unserer kurzen darstellung mögen die worte platz finden, in denen Jänickes lehrtätigkeit von seinem freunde und collegen Brecher gewürdigt wird: „Es lässt sich nur sagen, dass er ein ausgezeichneter lehrer war, dem es bei dem reichtum und der gründlichkeit seiner kentnisse möglich war, immer aus dem vollen zu schöpfen, und der durch die schlichtheit und geradheit seines charakters, so wie durch die strenge wahrhaftigkeit, die sich in allem, was er tat und sagte, deutlich zeigte, seine schüler sittlich und geistig ebenso bildete wie erhob und seinen collegen durchgehends als ein muster eines treuen und festen mannes galt, dem man in jeder lage vertrauen durfte."

KÖNIGSBERG I. D. NEUMARK. DR. GOMBERT.

Der Wiener Dialekt. Lexicon der Wiener Volkssprache (Idioticon Viennense.) von Dr. **F. S. Hügel.** Wien, Pest, Leipzig, Hartlebens Verlag 1873, 220 s. $1^1/_6$ thlr.

Der Wiener dialekt! Ein grosses wort gelassen gesprochen!

Ich will von vorneherein recht gerne zugeben, dass es dem herrn verfasser vorliegenden buches an gutem willen gewiss nicht gefehlt, dass ihm seine arbeit viel mühe gekostet hat. Leider muss ich aber entschieden behaupten, dass das buch nicht das ist, was es zu sein verspricht. Ich halte es vor der hand überhaupt für eine unmöglichkeit, die dialekte einer so grossen stadt, wie Wien ist, auch nur annähernd vollständig darstellen zu können. Gewundert hat es mich, dass der herr verfasser nur von einem dialekte in Wien spricht. Oder hat er blos die innere stadt im auge gehabt? Oder sprechen etwa die Schottenfelder nicht anders als die Lerchenfelder, die Hernalser anders als die Rossauer? Oder ist etwa das halbdeutsch, welches der Hansjörgl von Gumpoldskirchen schreibt, der eigentliche kern des Wiener dialektes?

Wen etwa in zukunft die lust anwandeln sollte, alle Wiener dialekte darzustellen, der möge sich, bevor er an die arbeit geht, folgendes zu gemüte führen.

Wir haben in Wien, wie wol regelmässig in jeder grösseren stadt, drei hauptdialekte. Den ersten sprechen die sogenanten gebildeten Wiener, einen zweiten die halbgebildeten, einen dritten die niederste klasse. Der Hansjörgl schreibt gar keinen dialekt, sondern einen jargon. Es gibt keine volksschichte in Wien, die das deutsch des Hansjörgl spricht. Es besteht aber dies aus zumeist neuhochdeutschen wörtern mit nahezu Lerchenfelder-aussprache. — Dazu komt noch ein reiches kapitel, das judendeutsch. Ja viele ausdrücke aus der gauner- und diebssprache wären für Wien auch nicht auszuschliessen. Sodann bedenke man, dass alle vorstädte und vororte, die denn doch mit einbezogen werden müsten, einen erheblich anderen dialekt präsentieren. Wo ist da die grenze? Freilich sagt der herr verfasser s. 7: „Der Dialekt darf nicht mit dem Jargon verwechselt werden, denn unter Jargon versteht man theils eine verderbt gesprochene, theils eine für besondere Zwecke gebildete Sprache, z. B. die Bauernsprache, das Jüdisch-Deutsch und die Diebssprache.“ Das ist grossenteils unrichtig. Sollte denn die bauernsprache jargon und kein dialekt sein? Das wäre nicht übel. Diesen begriff von dialekt habe ich leider nicht. Die bauernsprache ist keine für einen besonderen zweck gebildete sprache, im gegenteile, bei den bauern finden wir den echten kern eines dialektes. Es wäre traurig, wenn die bauern Tirols, Kärnthens und Steiermarks nur einen jargon sprächen! Ich empfehle dem herrn verfasser die sehr interessante und gehaltvolle schrift von Klaus Groth: „Über Mundarten und mundartige Dichtung“ (Berlin 1873), vielleicht bringt ihn diese zu einer anderen ansicht.

Ich hatte schon oft gelegenheit Wiener aus der niedersten volksklasse sprechen zu hören, und es blieben mir sehr viele wörter ganz unverständlich. Ich erkundigte mich auch manchmal nach der bedeutung des einen oder anderen ausdruckes und notierte mir dieselbe. Doch ich habe im vorliegenden buche die meisten dieser ausdrücke vergeblich gesucht. Es bleibt also einem künftigen bearbeiter des Wiener dialektes noch viel zu tun übrig.

Allerdings sind die vorarbeiten spärlich. Es wären etwa zu nennen: „Idioticon Austriacum, das ist: Mundart der Österreicher oder Kern ächt österreichischer Phrasen und Redensarten, 2. Aufl. mit besonderer Rücksicht auf Wien 1824 (131 seiten).“ Die erste auflage erschien 1811. Das buch ist höchst dürftig und entbehrt

jeder ordnung. Mehr wert haben die „Proben des noch ungedruckten Wörterbuches der in Oesterreich üblichen Mundart von Franz Ziska“ im 26. bande der Wiener jahrbücher der litteratur, anzeigeblatt s. 1—20. Ohne ausscheidung der hochdeutschen ausdrücke abgefasst ist das „neue Idioticon Viennense, das ist: die Volkssprache der Wiener usw. von Carl Loritza, 1847.“ Nicht besonders berücksichtigt hat den Wiener dialekt Castelli in seinem wörterbuche der mundart in Oesterreich unter der Enns 1847. Die broschüre von Sonnleithner habe ich nie zu gesicht bekommen. Das bekante Höfersche wörterbuch hat Wien ebenfalls nicht speciell berücksichtigt. Der berufenste bearbeiter des Wiener dialektes wäre wol Hugo Mareta, prof. am gymnasium zu den Schotten in Wien, wie seine zwei trefflichen programme vom jahre 1861 und 1865 zeigen.

Unter allen diesen büchern, die Wien speciell berücksichtigen, ist allerdings unser buch bei weitem das reichhaltigste. Leider ist auch hier eine menge ganz gewöhnlicher hochdeutscher ausdrücke aufgenommen, die hätten wegbleiben sollen. Auch sind viele sprichwörtliche redensarten verzeichnet, die überall vorkommen. Doch will ich dem verfasser deswegen keinen besonderen vorwurf machen, da er nur „eine praktische abhandlung, nicht eine gelehrte veröffeptlichen wollte.“ Freilich bin ich mit dem praktischen zwecke nicht recht einverstanden. Ich wenigstens kann mir niemanden denken, der aus praktischen rücksichten den Hügel um rat fragen würde. Ein Wiener oder einer, der sich auch nur einige zeit in Wien aufgehalten hat, wird einen solchen wegweiser nicht brauchen. Ein fremder, der nur kurze zeit in Wien verweilt, wird selten den Wiener dialekt erlernen wollen, er dürfte vielmehr mit Gretchen sagen: kann ungeleitet nach hause gehn. Es empfiehlt sich für solche samlungen nach meiner meinung nur der wissenschaftliche zweck. Hätte der herr verfasser sein buch wissenschaftlich bearbeitet, hätte er einen ausblick getan auf die übrigen dialekte in Österreich, hätte er nur den Schmeller einmal eingesehen oder selbst den Höfer etwas fleissiger benützt, so würde er unmöglich die ansicht ausgesprochen haben (s. 7): „Die Wurzeln einiger Dialektwörter sind nachweisbar, namentlich jene fremdländischen Ursprunges; aber von den meisten ist dies eine Unmöglichkeit.“

Gewünscht hätte ich auch, trotz der auseinandersetzungen des verfassers in der vorrede, dass die aussprache genauer bezeichnet wäre. Da denn doch einmal viele lettern für den druck des buches gegossen werden musten, wäre dies unschwer zu erreichen gewesen. Was aber der herr verfasser mit den worten sagen will (s. 5): „So sehen wir, dass das hochdeutsche *a* durchaus nicht genügt, um die zahlreichen Quetsch- und Nasenlaute, die gedehnten und die gegurgelten, die zwischen *a* und *o* schwebenden vocale, die eigenthümlichen Diphthonge, die gedoppelten Medien, die absonderlichen Zischlaute, und die gleichsam nur hingehauchten *r*, kenntlich zu machen,“ gestehe ich nicht zu wissen.

Das buch ist recht hübsch, ja fast splendid ausgestattet. Ich wünsche von herzen, dass der verfasser sein ziel erreicht, nämlich (s. 6) dass das buch „den lieben Wienern ganz besonders, so wie nicht minder den Sprachforschern, den Justizmännern, den Fremden und künftigen Bearbeitern dieses Zweiges usw. eine angenehme und verschiedentlich verwerthbare Gabe sei.“

WIEN, IM DECEMBER 1873. DR. VALENTIN HINTNER.

Das schwache präteritum der germanischen sprachen. Ein beitrag zur geschichte der deutschen sprache von **Wilhelm Begemann.** Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1873. XVI und 186 s. 8°.

In den letzten jahren hat sich mehrfach das bestreben gezeigt, nicht nur manche von Bopp und seinen nachfolgern aufgestellte erklärungen grammatischer formen, sondern geradezu das princip selbst umzustossen, auf welchem dieselben beruhen: „Zusammenrückung, hervorgegangen aus ursprünglicher aufeinanderfolge, dann zusammensetzung von wörtern.“ Dieses streben zeigt auch die oben genante schrift, wenn auch der herr verfasser seine angriffe zunächst nur gegen die von Grimm und Bopp aufgestellte und von allen anderen sprachforschern angenommene erklärung des präteritums der deutschen s. g. schwachen verba richtet. Dass er sich auch ausserdem im widerspruch gegen einige hauptlehrsätze der sprachvergleichung befinde, gegen die lehre von der lautverschiebung und die von der vocalsteigerung, sagt uns die vorrede; ich will mit herrn Begemann darüber hier nicht rechten, da er ausführliche besprechungen jener fragen in aussicht stellt und mir einstweilen seine ideen bedenkliche nebelbilder zu sein scheinen. Die von ihm erhobenen einwendungen haben nur geringen wissenschaftlichen wert und sind zum grossen teil sehr subjectiver natur. Herr B. glaubt allerdings, sich eine besondere objectivität zuschreiben zu dürfen, weil er — autodidact ist. Ich bedaure ihn deshalb sehr, da er nicht nur jenen vorteil nicht besitzt, sondern an ein paar nachteilen laboriert, vor denen ihn die schule eines unserer meister bewahrt hätte, vor allem an dem einer sehr schiefen methode. Um die unrichtigkeit der bisher, wenn ich nicht irre, allgemein angenommenen erklärung des prät. der schwachen verba, nach welcher dasselbe aus einer zusammensetzung des verbalthemas mit dem perfectum des verbs „tun“ entstanden sein sollte, nachzuweisen, hat herr B. mit grosser gelehrsamkeit und mühsamem fleiss eine menge von argumenten gesammelt. Es ist oft schwer, sie zu widerlegen, denn jene erklärung ist — wie ich bereitwilligst zugestehe — eine hypothese, die sich eben so wenig mit mathematischer sicherheit beweisen lässt, wie alle anderen sprachlichen hypothesen, und gegen die deshalb ein widerspruch immer sehr leicht ist, wenn man das nebensächliche zur hauptsache macht und alles gewicht auf die anomalien legt. Dennoch ist er immer nutz- und fruchtlos, wenn er die bestrittene hypothese nicht durch eine bessere ersetzt; und das ist herrn B. nicht gelungen. Er sucht nachzuweisen, dass die formelle übereinstimmung des prät. und des part. prät. der schwachen verba nicht zufällig sei, und dass jenes dieses enthalte. So trent er

Sg.	*nerit-a*	*nerit-ôs*	*nerit-a*
Pl.	*nerit-um*	*nerit-ut*	*nerit-un*

„Was machen wir aber mit dem got. *nasidedum?* Auch darin ist kein prät. *dedum* enthalten, sondern das erste *d* ist dasselbe, wie im sg. und wir haben folgendes schema anzusetzen:

Sg.	*nasid-a*	*nasid-es*	*nasid-a*
Pl.	*nasid-ed-um*	*nasid-ed-uþ*	*nasid-ed-un*

d. h. der plural hat ein doppeltes suffix und weicht in diesem punkt von den übrigen dialekten ab.“ (S. 22). „Der indicativ hat im got. beständig die endungen *-a*, *-es*, *-a*, *-ed-um*, *-ed-uþ*, *-ed-un* .... Die personalbezeichnungen des plurals stimmen genau zu denen der starken verba und werden auch wol von denselben entlehnt sein, nachdem man das stammerweiternde *ed* angefügt hatte. Dieses wird nicht verschieden sein von dem suffix *ed* (*eid*), welches sich in dem substantiv *faheds* (*faheþs*) findet“ (s. 172). Es wäre „wegen *visseis* — Luc. 19. 22 für *visses* — wol

denkbar, dass *es* überhaupt aus *eis* entstanden und aus dem conjunctiv in den indicativ eingedrungen sein könte" (s. 186). Die anderen dialecte, welche das gotische *ed* in z. b. *nasidedum* usw. nicht enthalten — z. b. an. *töldum* — müssen nach herrn Begemann natürlich auf einer ursprünglicheren stufe, als das gotische stehen. „Die altnordischen endungen *-ir, -i* in der II. und III. sg. ind. sind natürlich unorganisch aus dem conjunctiv eingedrungen, da sie des umlauts entbehren" (s. 176). Obgleich etwa die hälfte der schrift vom ursprung, bildung und endungen des schwachen präteritums handelt, hat der herr verfasser doch nirgends präcis seine ansichten darüber zusammengefasst. Das gewöhnliche *a* der althochdeutschen I. und III. sg. ind. wird auf früheres *o* und noch älteres *ô* zurückgeführt; was für ein laut dies aber sein soll, verstehe ich nicht, denn die schlussbemerkung des verfassers ist wol kaum wörtlich zu nehmen: „Weiter gehęnde vermutungen liessen sich leicht noch anknüpfen, z. b. ursprünglicher zusammenhang zwischen dem präteritum und männlichen schwachen substantiven auf *-o, -io*, so dass etwa ahd. *wurhto*, as. *wurhteo* mit dem prät. *vorahto* im stamm identisch wäre usw."

Man wird aus dem vorstehenden idee und methode herrn Begemanns genügend erkennen; die gerechtigkeit verlangt jedoch einzugestehen, dass nicht alle seine ansichten gleichmässig im diametralen gegensatz zu allem dem stehen, was wir bisher als richtig und feststehend betrachteten, und schon deshalb hoffe ich, dass die schrift beachtung finden möge. Das meiste halte ich von meinem standpunkte aus allerdings für verkehrt. Der verfasser bemerkt s. 20: „Besonders ist zu beachten, dass in keinem der altgermanischen dialekte, abgesehen vom gotischen, auch nur die geringste spur derartiger bildungen — nämlich z. b. *neritâtum* entsprechend got. *nasidedum* — vorhanden ist, eine tatsache, die um so mehr ins gewicht fällt, da in allen diesen dialecten (mit ausnahme des altnordischen) das in anspruch genommene hülfswort selbständig im gebrauch ist, während es gerade dem gotischen gänzlich fehlt. Bei dieser sachlage müsten wir doch vielmehr erwarten, dass grade die vertreter jener dialecte weit eher ein altes *neritâtum* bewahrt haben würden, weil sie ein selbständiges *tâtum* gewiss alle tage im munde führten. Ich glaube sogar, ein solches *neritâtum* hätte ihnen gar nicht verloren gehen können, denn es muste eben wegen jenes *tâtum* fortwährend verständlich bleiben und in folge dessen konte das bewustsein der zusammensetzung niemals schwinden. Die form war daher einer verstümmelung nicht nur nicht ausgesetzt, sondern sie fand sogar in ihrer dauernden verständlichkeit einen ebenso dauernden anlass zur bewahrung der bedeutungsvollen silbe *tâ*. Also kurz gefasst: wenn *neritâtum* die grundform war, so musten form und bedeutung beständig sich gegenseitig schützen, ein übergang zu *neritum* lag demnach kaum im bereich der möglichkeit." Warum nicht? Führte der lateiner nicht täglich *fui*, *fuisti* usw. im munde und bilde doch die perfecta auf *ui, vi: potui, amavi, audivi?* Conjugiert der Franzose nicht täglich *j'ai, tu as* usw. und sein futurum lautet dennoch z. b. *je parlerai, tu parleras, il parlera, nous parlerons* usw. und nicht *nous parleravons, vous parleravez?* Vielleicht bestreitet herr Begemann die richtigkeit auch dieser zusammensetzungen, einstweilen tut das jedoch nichts zur sache. Wird ein selbständiges verbum zum suffix, wie nach der von herrn Begemann bekämpften ansicht im prät. der schwachen verba der fall war, so konten solche verstümmelungen sehr leicht eintreten; denn das zum suffix gewordene verb verliert seinen accent, der hier auf die wurzelsilbe des schwachen verbalthemas rückte, und es ist bekant, wie leicht veränderungen des tones veränderungen der form herbeiführen. — In dem II. kap. seiner schrift sucht herr Begemann nachzuweisen, dass germanisches *ft, ht, st* überall mit sicherheit auf altes *t* schliessen

lassen, und dass die gewöhnliche annahme, in *vaúrhta*, *þaúrfta*, *mahta*, *mosta*, *vissa* usw. sei *t*, *þ* und *s* aus *d* entstanden, verkehrt sei. Ein stringenter gegenbeweis ist hier sehr schwierig, aus dem einfachen grunde, weil altes *dh* sehr selten, oder nie als wortbildendes element ausserdem erscheint. Wenn der verfasser weiter geltend macht, dass wörter wie *gahugds*, *mizdô* lautverbindungen aufweisen, welche *mahta* und *daúrsta* voraussetzen, und man so nicht begreife, warum nicht *magda*, *daúrsda* blieben, wenn nicht eben die theorie der zusammensetzung falsch und das *t* alt sei, so haben solche einwendungen wol etwas blendendes, aber nichts zwingendes. Die sprache bildet ihre formen in der verschiedensten weise; so ist z. b. altes *st* fast durchgängig im deutschen *st* geblieben und doch entspricht got. *gazd*(*a*)*s* dem lat. *hasta*, got. *razda* dem sskr. *rasita*, daneben *mizdo* dem gr. *μισθός* zend. *mîzhda*. Wollten wir hier herrn Begemanns methode befolgen, so müsten wir als grundformen jener wörter *rasdha* und *ghasdha* annehmen. Umgekehrt ist *kisdhra* (zend. *çizhdra* stachelig gr. *κισθαρός* cisttröschen) zu ahd. *heistar* geworden, dessen *st* wie alle anderen ahd. sicher altgermanisch ist, und mit dem gr. *λάσθη* lästerung, schmähung, spott ist germ. *lasta*, *lastra* fehler, tadel eng verwant (vgl. Fick s. v). Beruht z. b. *λάσθη* und *lasta* auf einem **lasdha*, so ist die annahme, dass in *daúrsta* *st* aus *sdh* entstanden sei, ganz unbedenklich. Mir ist sie das auch ausserdem aus einfachen lautphysiologischen gründen; dass sich in *gahugds* die lautverbindung *gd* findet, kann doch wahrlich nicht dagegen sprechen, dass z b. *baúhta* aus *bug-da* entstand. — Um den übergang von *vitta* in *vissa*, von (*ga-*)*motta* in *mosta* unwahrscheinlich zu machen, wäre doch eine widerlegung der etymologischen erklärungen von *hvassa-* und *tassa-* (in *hvassaba* und *ungatassaba*), an. *hlass* = ags. *hläst* unvermeidlich. Den für jenen übergang meist angeführten grund, dass von *váit* die II. sg. *váist* oder von *kvaþ kvast* lautet, sucht herr Begemann dadurch zu beseitigen, dass er — wie in *sáisost* — *st* als suffix der II. sg. praet. annimt, wobei er sich namentlich auf das altnordische stützt. Hier haben die auf dental auslautenden verbalstämme in der II. sg. praet. meist den ausgang *zt*, z. b. *bazt*, *kvazt* und nach herrn Begemann soll das *z* aus dem dental + *s* entstanden sein. Indessen wie viel mühe und scharfsinn von ihm auf diese erklärung auch verwant ist — sie ist unhaltbar der nüchternen tatsache gegenüber, dass die auf andre consonanten endigenden verbalstämme keine spur jenes *s* zeigen. Was herr Begemann über das altnordische *z* bemerkt, ist nur zum teil richtig. Es findet sich allerdings öfters für *ts*, *đs*, *ds* nnd *tts*, allein durchaus nicht ausschliesslich. Wenn der verfasser sagt (s. 57): „in späterer zeit wird man den dentalbestand des *z* in der aussprache allmählich vernachlässigt haben, so dass es wie *s* klang und dann auch an anderen stellen für ursprünglich einfaches *s* geschrieben wurde, z. b. in den superlativen *fróđazter*, *sterkastr*" — so verlangt auch diese bemerkung widerspruch. Die nordischen schriftsteller, welche das lateinische alphabet annahmen, wusten das *z* nicht recht zu verwenden; sie gebrauchten es wol für dental + *s*, daneben aber auch für *s* allein, ja als vertreter von lautverbindungen, welche ein *s* enthielten. Unsere normalisierten drucke zeigen davon noch spuren, deutlich aber können wir jenen gebrauch in den die orthographie der handschriften befolgenden ausgaben erkennen. Ich habe im augenblik nur die von Möbius in den Analectis norroenis mitgeteilten proben isländischer und norwegischer orthographie aus handschriften des XII.—XV. jahrhunderts zur hand, aus denen ich einige belege für die richtigkeit meiner behauptung zusammenstelle, zuerst norwegische: *kennimanz* statt *kennimanns* (286. 17), *sannz* für *sanns* (286. 21), *vælltazt* für *veltast* (291. 7), *klædazc* für *klædask* (292. 17), *buaz* (ib.) und *bvazc* (ib. 22) für *búask*, *villdazter* für *vildastir* (293. 4), *skylldazto* für *skyldustu* (ib.), *orđzendinga* (293. 14)

neben *ordsendingvm* (ib. 10), *logmanz* für *lögmanns* (294. 18), *sanz* für *sanns* (ib. 19) — in derselben urkunde *Erlenz* für *Erlends* und *hansalinv* für *handsalinu* —, ferner isländische: *islendzer* für *íslenzkr* (290. 2), *ilzco* für *illska* (290. 18), *skiotaz* für *skjótast* (296. 3), *danzki* neben *Danska* (296. 8), *yfaz* für *ýfast* (296. 15), *friđvzt* für *friđust* (297. 22), *prestz* für *prests* (297. 24), *gerđizst* für *gerđist* (298. 16), *talđizst* für *talđist* (ib. 22), *kvetzst* für *kvesk* (ib. 22. 23), *guđz* statt *guđs* (299. 20. 24), *blezat* (300. 11) und *blezađa* (244. 12) neben *blessada* (237. 9). — Man sieht, dass schon in alten handschriften *z* für *s* (vgl. Wimmer s. 7) und umgekehrt auch *s* für *z* gebraucht wird; grammatiker und orthographen, wie Thorrod, dem der kleine tractat *um stafrofit* zugeschrieben wird, mögen versucht haben, eine feste regel durchzuführen. Diess ist ihnen jedoch nicht gelungen, wie das auch in unsre ausgaben übergegangene schwanken in der bezeichnung des medialsuffixes beweist, das gewis nur zum teil in der aussprache begründet ist. Die bemerkung Thorrods über das *z*, auf welche sich herr Begemann stützt, kann, wie die obige übersicht zeigt, nicht correct sein; allein auch wenn sie das wäre, würde sie doch vielleicht mehr gegen, als für ihn sprechen. Doch um kurz zu sein: wir sehen, dass *z* ein graphischer vertreter des *s* ist und sind deshalb entschieden berechtigt, es in der II. sg. praet. ind. der auf dental auslautenden verba als solchen aufzufassen.

Im III. kapitel bespricht der verfasser „das defective präteritum *iddja*.“ Er sucht darin nachzuweisen, dass „wir in *iddja* nicht die beschwerung eines hypothetischen *ija* durch hinzutreten von *dd* annehmen dürfen, sondern die ursprünglichkeit dieses *dd* anerkennen und einen stamm *iddj-* oder *idd-j* ansetzen müssen, an welchen die endungen des schwachen präteritums ohne weiteres angehängt wurden.“ Verwant mit jenem stamm sollen an. *eggja*, ahd. *atar*, as. *adro*, ags. *ädre* u. a. sein. Die ansicht des herrn verfassers stützt sich zunächst auf das nichtssagende argument, dass in *frijon*, *frijaþva*, *fijan fijaþva*, *sijum*, *sijuþ*, *sijau*, *sijais*, *sijai* mit sicherheit die neigung hervortrete, die lautgruppe *ij* durch vernachlässigung des *j* zu erleichtern. Überraschend sind die erklärungen der übrigen *ddj* im gotischen. *Daddjan* und *vaddjus* werden kurzerhand beseitigt, für *tvaddje* aber komt herr B., indem er das *gg* des an. *tveggja* für organisch hält, zu dem resultat, dass es aus *tvagdje* entstanden sei; got. *þrije* = an. *þriggja* beruht natürlich auf einer form *þrigdje*. Möglicherweise — meint er — konte *tvaddje* auch aus *tvandje* und *tveggja* aus *tvengja* entstehen, die „beide mit grosser leichtigkeit aus altem *tvangdje* hervorgehen konten; ein got. *tvandje* für *tvangdje* ist dem lat. *quintus* für *quinctus* zu vergleichen, hat also ein absolut sicheres analogon“ (s. 88)!! An. *beggja* soll auf *begdja* zurückgehen; man wäre begierig zu erfahren, wie herr Begemann den an. namen *Frigg* erklärt. Um das ihm unangenehme mittellat. *madius*, welches neben lat. *majus* den vorschlag eines *d* vor *j* zeigt, zu beseitigen, sucht er mit einer menge von gründen nachzuweisen, dass vor dem *j* des indogermanischen comparativsuffixes — vgl. z. b. sskr. *svādiyan*, ἡδίων, lat. *suavior*, got. *sutiza* — ein *d* ausgefallen sei, sskr. *svādıyān* also auf einem *svādīdyān* beruhe. Man wird wol kaum verlangen, dass ich mich mit einer widerlegung dieser phantasien aufhalte. — Vollkommen im recht ist dagegen herr Begemann, wenn er die gewöhnliche lehre vom s. g. rückumlaut verwirft. Ich erlaube mir meine, von der seinigen etwas abweichende ansicht darüber kurz auszusprechen. Wir sehen aus der mangelnden übereinstimmung des slavischen mit dem litauischen hinsichtlich der bildung des part. perf. pass. — dieses verwendet ausschliesslich das suffix *ta*, jenes vorzugsweise *nŭ*, *enŭ* — dass in der periode der slavo-deutschen spracheinheit zwei suffixe zur bildung jener form neben einander verwant wurden: *na* und *ta*. Sie wurde ursprünglich aus der wurzel

gebildet, bei abgeleiteten verben natürlich aus dem verbalthema — mit bezug auf eine äusserung Begemanns bemerke ich nur nebenbei, dass das *i* in sskr. *damita-s*, lat. *domitu-s* gewiss nicht eingeschoben, sondern aus altem *ay* oder *aya* entstanden ist —, und enthielt im ersten falle durchaus den reinen wurzelvocal. Das suffix *ta* wurde nach den gesetzen der lautverschiebung zu *tha*, häufig aber zu *da*, und die mit ihm gebildeten formen wurden von der sprache ausschliesslich dem schwachen verbum zugeteilt mit rücksicht auf die ähnlichkeit der bildung derselben mit dem schwachen präteritum; im gegensatze dazu wurde *na* von den s. g. starken verben angenommen. Es finden sich nun sehr viele schwache verba neben starken von gleicher, oder fast gleicher bedeutung, viele mögen sich auch aus ursprünglich starken, deren präsensstamm mit dem suffix *ja* gebildet war, entwickelt haben; es kann demnach nicht auffallen, wenn part. praet. von starken verben beim schwachen verbum und oft neben den daraus gebildeten participien sich finden. In jenen fehlte jede bedingung zum eintreten des umlautes und ein vollerer vocal stand dem umgelauteten des schwachen verbs gegenüber. Dieser drang aus dem particip in das lautlich und begrifflich mit ihm zusammentreffende präteritum, indem die deutsche sprache, welche beim starken verbum in so schöner und mannichfaltiger weise den ablaut durchgeführt hatte, das ihr gebotene mittel, auch in der schwachen conjugation — *zellu* — *zalta*, *brennu* — *branta* — eine art von ablaut, soweit diess möglich war, durchzuführen, gern ergriff.

Ehe ich schliesse, erlaube ich mir noch zu bemerken, dass, wer die erklärung des schwachen präteritums angreift, vor allen dingen die dafür sprechenden analogien beseitigen müste, denn diese sind vorzugsweise bei der erklärung grammatischer formen massgebend. In unserem fall finden sie sich im lit. imperfectum auf *-davau* und im gr. aor. pass. auf *-θην*. Was die erklärung des ahd. *teta* usw. betrifft, so ist sie höchst einfach. Es ist eine alte imperfectform, wie die lautliche übereinstimmung mit den anderen sprachen beweist. Ich setze die betreffenden formen hierher.

		ahd.	as.	ags.	gr.	sskr.
Sg.	1.	*teta*	*deda*	*dide*	*ἐ-τίθην*	*a-dadhâm*
	2.		*dedôs*	*didest*	**ἐ-τίθης*	*a-dadhâs*
	3.	*teta*	*deda*	*dide*	*ἐ-τίθη*	*a-dadhât*
Pl.			*dedun*	*didon*	*τίθεν* (bei Homer und Pindar)	*a-dadhus* (für *-ant*)

Diese form erhielt sich in folge der ähnlichkeit mit den formen des schwachen präteriti, und demselben grunde verdankte der lange vocal in *dedôs* seine erhaltung. Die formen wurden, als sie unverständlich geworden waren, mit anderen derselben bedeutuug zusammengeworfen und so erklärt sich *deda*, *dedôs* neben *dâdi*. Ob got. *da*, *des*, *da* aus *daþ*, *dast* (vgl. Delbrück, diese Zs. I. 128), *daþ* entstanden, oder alte aoristformen sind, will ich nicht entscheiden: aoriste vermutet Joh. Schmidt in einer reihe von gotischen formen (Kuhns ztschr. XIX. 291).

MERSEBURG, DECEMBER 1873. ADALBERT BEZZENBERGER.

Biskop Peder Plades Visitatsbog, udgiven af **Svend Grundtvig.** Köbenhavn. Forlagt af Samfundet til den danske Litteraturs Fremme. (Mit dem nebentitel:[1] En Visitatz Bog | Indeholdende en Vdförlig Beskriffning paa den Visitation | som bleff holden vdi alle Sogne Kircker |

1) Er stammt von dem herausgeber her.

J Sielands Stict | Besynderlige paa Landsbyerne | Aff | Doct. Petro Palladio | Den Förste Evangeliske Superintendent | Ved det Aar M. D. X. L. | Prentet i Köbenhaffn | MDCCCLXXII). XXXIX und 231 seiten octav.

Erst spät (in folge verschiedener umstände), aber doch sicherlich nicht zu spät kann ich eine arbeit Grundtvigs zur anzeige bringen, die unter den mannigfachen ausgezeichneten leistungen des dänischen gelehrten eine ebenbürtige stelle einnimt. Die wichtigkeit derselben erkennen wir aus der erschöpfenden einleitung, aus welcher ich daher das zu dieser erkentnis notwendigste ausheben will. Man ersieht daraus zuvörderst, dass die „gesellschaft zur beförderung der dänischen litteratur“ zu Kopenhagen bereits schon früher eine ausgabe der vorliegenden schrift auf ihre kosten hat drucken lassen (Visitatsbog af Dr. Peder Palladius, Sjaellands förste evangeliske Biskop. Udgivet efter Haandskriftet paa det Store Kongelige Bibliothek of A. C. L. Heiberg. Kjöbenhaven 1867. 216 + XVI s. 8vo.), dass dieselbe aber den gehegten erwartungen durchaus nicht entsprach und daher eine neue veranstaltet werden muste. Die bei dieser ganzen etwas seltsamen angelegenheit vorwaltenden umstände hat Grundtvig ausführlich dargelegt; sie können jedoch hier übergangen werden. Demnächst weist er darauf hin, dass Peter Palladius' Visitationsbuch, welches eigentlich erst durch seine herausgabe in der zweiten hälfte des gegenwärtigen jahrhunderts in die dänische litteratur eingetreten ist, jetzt unter den der mitte des XVI. jahrhunderts angehörigen werken derselben eine hervorragende stelle einnimt, ja sogar mit einem gewissen recht als „eine der merkwürdigsten schriften, welche sie aufzuweisen hat,“ betrachtet werden kann, da sie ganz unmittelbar auf kunstlose weise von einer vergangenen zeit ein reiches und lebendiges bild gewährt, das sowol die äusseren lebensformen wie die herschende geistesrichtung mit ihren noch nicht vollständig besiegten gegensätzen umfasst und mit den hellen farben des lebens und dem eigentümlichen stil jener periode ausmalt, so zwar, dass wir in diesem zeitbild zugleich den treuesten ausdruck der ächtvolkstümlichen sowol wie zeitentsprechenden energischen persönlichkeit widerfinden, in deren subjectivität es sich abgespiegelt hat. Gleichwol ist es Palladius nie in den sinn gekommen, von sich oder seiner zeit ein solches bild geben zu wollen; seine schrift sollte durchaus kein litterarisches werk werden, sondern war ausschliesslich zu einem rein praktischen zweck bestimt, das heisst zum gebrauch für den verfasser bei seiner amtsverrichtung. Es geht nämlich mit sicherheit aus dem Visitationsbuch hervor, dass wir in demselben eine darstellung des verfahrens besitzen, welches Palladius in einem jeden der von ihm inspicierten bezirke beobachten, des ganzen vortrages, den er dabei halten wollte, obgleich er zu verschiedenen zeiten und an verschiedenen stellen darin änderungen angebracht und es daher wahrscheinlich ist, dass es erst nach und nach die gegenwärtige gestalt und ausdehnung erhalten hat. Auf eine erschöpfende darlegung der bedeutung des Visitationsbuches geht Grundtvig schon deswegen nicht ein, weil er, als nicht fachkundig, eine hauptseite derselben, die theologisch-kirchliche, unberührt lassen muss, wogegen er den allgemein litterarischen, kulturhistorischen und sprachlichen charakter der schrift näher ins auge fasst. Er bemerkt hierbei, dass sie ein in der dänischen litteratur in seiner art alleinstehendes, sehr eigentümliches werk ist und als das hauptwerk des berühmten verfassers betrachtet werden kann. Erfüllt wie Palladius von seiner aufgabe war, die lutherische reformation nicht nur in seinem stift, sondern in dem ganzen gebiete des königreichs, für dessen erzbischof er, wenn auch nicht dem namen, aber doch der sache nach gelten konte, durchzuführen, gehen freilich alle seine schriften, alle seine reden auf die erreichung dieses bestimten praktischen zweckes hinaus und er zeigt sich in ihnen weder als dichter,

noch als philosoph, noch als staatsmann, noch als geschichtschreiber, sondern lediglich als geistlicher, und als solcher und nur als solcher tritt er auch in dem visitationsbuche auf; allein es hat doch seine bedeutung, dass er hier weder vom katheder noch von der kanzel spricht, sondern sich mitten unter das volk stellt und sich da mehr denn irgendwo als ein glied des volkes fühlt; allerdings als ein solches, das unter den brüdern die ihm von gott und dem könige verliehene autorität besitzt, zugleich aber auch nicht minder vollständig sowol als schwacher mensch unter den andern menschen, als einfacher christ wie als ehrlicher Däne. Seine sprache zeichnet sich zwar stets durch treuherzige kraft und volkstümliche wolredenheit aus; aber hier, wo er sich unter seeländischen bauern befindet, denen er ins herz sprechen, welche er erwärmen und belehren will, nicht blos über die ewigen dinge, sondern auch und zwar vorzugsweise über deren einfluss auf ihre alltäglichen geschäfte und verrichtungen, hier bekommt seine rede durch den einfluss der umgebung und der umstände all die volkstümliche fülle und kühne natürlichkeit, die er aus seinem eigenen wesen hineinzulegen vermochte. Auch in seinen andern schriften gebraucht er zwar hin und wider sprüchwörter, redensarten und bildliche ausdrücke, die von ihm dem volksmund entnommen sind oder vielmehr aus seinen eigenen heimatlichen erinnerungen auftauchen; nirgends aber strömen sie mit so grosser fülle hervor, wie in dem visitationsbuch. Aus der von Grundtvig bei dieser gelegenheit gegebenen reichen blumenlese will ich einige beispiele ausheben: *Man kan ikke leve ved fuglesang* (Man kann nicht vom vogelgesang leben). *Man kan end både le og have en fager mund* (Man kann auch lachen und einen schönen mund haben). *Dagen er aldrig så lang, at aftenen jo kommer på* (Kein tag ist so lang, dass nicht der abend hinterherkommt). *Den er så god, der holder, som den, der flår* (Wer da hält, ist so gut wie wer die haut abzieht). *Det var godt at vaere foged, skulde man ikke göre regnskab* (Es wäre gut vogt zu sein, wenn man keine rechenschaft abzulegen hätte). *Hvo der aeder sik ikke fuld, han slikker sig ikke fuld* (Wer sich nicht satt isst, der leckt sich nicht satt). *Nöd laerer nögen kvinde at spinde* (Not lehrt die nackte frau spinnen). *Lad din hustru få en god aften, når du har haft en god dag* (Lass deine frau einen guten abend haben, wenn du einen guten tag gehabt hast). *Både oste ere gode, sagde munken, stik dem kun i saekken; der blev kun budet ham én af dem* (Beide käse sind gut, sprach der mönch, stecke sie nur in den sack; da wurde ihm nur einer angeboten). *Det bliver ikke borte, som du giver den fattige* (Was du den armen gibst, bleibt unverloren). *Man skal holde af den klaedebon, man haver naest sig* (Man soll das kleidungsstück wert halten, das man zunächst am leibe trägt [Das hemde ist mir näher als der rock]). *Hvor Gud får bygt en kirke, vil den lede også have sit kapèl hos* (Wo gott eine kirche gebaut bekomt, will der böse auch seine kapelle haben). *Vi gå langt heller laengre vej til djaevelens kapèl end stakket vej til Guds tempel* (Wir gehen weit lieber einen längern weg zu des teufels kapelle als einen kürzern zu gottes tempel). *Se dig vel for, hvem du tager ved hånd når du går i dansen* (Sieh dich wol vor, wen du bei der hand fasst, wenn du zum tanz antrittst). *Lader I eders börn ikke laere det gode, so laere de det onde* (Lasset ihr eure kinder nicht das gute lernen, so lernen sie das schlechte). *Det er bedre, at du lade dit barn graede, mens det er lidet; ellers skal du graede, når det bliver stort* (Es ist besser, dass du dein kind weinen lässt, so lang es klein ist; sonst wirst du weinen, wenn es gross wird). *At saette en ond klud på en andens kåbe* (Einen schlechten flick auf eines andern mantel setzen) usw. usw. Ich habe nur einige der am leichtesten verständlichen beispiele gewählt und diese wörtlich übersetzt, ohne auf vergleichungen mit den sprichwörtern und

redensarten anderer sprachen, die sich bei mehreren derselben leicht darbieten, einzugehen; die charakteristischesten habe ich übergehen müssen, da sie eine längere erklärung erfordert hätten. Grundtvig hat eine solche in der am schluss befindlichen Ordsamling gegeben und zugleich bemerkt, dass viele der kräftigsten redensarten wol von dem eifrigen bischof selbst in übereinstimmung mit all den alten und volkstümlichen ausdrücken, die er ins feld führt, gebildet sind.

Wendet man sich nun von der sprachlichen zu der culturhistorischen betrachtung des buches, so entrollt sich allerdings, wie Grundtvig hervorhebt, kein sehr erfreuliches bild von des volkes, besonders des seeländischen bauernstandes leben und zuständen. Wir sehen da nur zins- und hofbauern, die auf jede weise der willkür des gutsherrn und seiner vögte preisgegeben und in finstere unwissenheit und aberglauben so wie in trunksucht und andere laster versunken sind; allein daneben begegnen wir doch auch wider vielen zügen lichterer art, vielen erinnerungen an altnordische sitten und gewohnheiten, welche ein anziehendes bild des bauernlebens geben. In dem baun (feuerzeichen) draussen auf dem hügel finden wir einen überrest der alten landesverteidigung; wir sehen die spiele der jugend auf dem felde um den maibaum, wo kleine versehen dadurch bestraft werden, dass man den sünder des sonntags an den maibaum stösst. Auch die männer vereinen sich um denselben, wann der dorfälteste zur gassenversamlung in das horn tutet, während die kirchspielversamlung, wo streitigkeiten beigelegt werden, des sonntags auf dem kirchhofe oder in der kirchenhalle stattfindet. Doch kann es bei dem maibaum auch wild und blutig zugehen, so wie die nachtwache beim maibaum in der walpurgis- und andern nächten ebenfalls ihre schlimme seite haben konte, was entschieden von dem fenstern gilt. Aber mit freude sehen wir das mädchen beim sommerfest ihren kranz mit ehren auf dem kopfe tragen, wann die jungen burschen in den wald geritten sind und mit maienlaub auf dem hute unter pfeifenschall und trommelschlag den sommer ins dorf bringen, während die wackern frauen kräuter und gras in der schürze mit zur kirche nehmen, um sie in den stühlen auf den boden zu streuen. Auch bei den bauernhochzeiten geht es lustig zu, und wie es in den alten liedern von den hochzeithäusern heisst: „Es wurde da bei den spielen kein gold gespart," so hören wir hier, dass der pfennig, den der pfeifer haben soll, in des bauern tasche nicht fest sitzt; dass er ihm leicht in die hand hinaufsteigt, während das süsse bier in ihm niedersteigt; und wir möchten nicht so hart sein, wie Palladius, dem pfeifer mit der peitsche des büttels zu drohen, wenn er etwa heiligenlieder mit sich auf den hof brächte. Auch gegen die alten weihnachtsspiele wären wir nicht so streng gewesen, gegen wiegepferd, weissbär oder weihnachtsbock oder gegen die alten hochzeitsgewohnheiten mit hautonne und narrentonne. Doch ist es gestattet einen fröhlichen sinn zu zeigen, indem man dasitzt und jubelt oder ein schönes lied singt, oder eine tanzweise angibt, oder einem andern mit einem verslein zutrinkt. Gegen die unmittelbare lebensfreude, wenn sie nur nicht nach papismus schmeckt, ist der brave bischof sehr nachsichtig. Die kanne über den zaun hinüber und wider zurück, sagt er, das ist die längste freundschaft; der teufel schickt uns so viele böse stunden, dass wir uns wol eine frohe stunde abstehlen und mit einander ein glas bier sogar über den durst trinken dürfen. Ist aber irgend ein papismus im spiel, so gibt die pfeife einen andern ton und der bischof versteht dann keinen spass; die lichter, welche nach alter sitte den toten zu ehren in dem gelaghause branten, sie riechen nach dem glauben ans fegefeuer, und wo sie sich vorfinden, da ist ein teufelsgelag, das zerstört werden muss; und so fallen denn auch harte worte

über die lieder und trinksprüche bei den festen; er nent sie buhllieder und gottlose saufsprüche unter anrufung der heiligen. Vielleicht komt sogar das lied von Hagbard und Signe unter erstere benennung; dass die lieder von St. Stephan, St. Jakob, St. Georg und der heiligen Katharina zu der verbotenen waare zählte, „die dem teufel angehörte," daran dürfen wir nicht zweifeln. Die saufsprüche (*gildeminderne*, wie er sie nennt und womit er die beim minnetrinken zu ehren der heiligen gebrauchten sprüche meint) sind jedoch wol nicht alle so toll gewesen wie auf jener ausseninsel, deren bewohner bei ihren gelagen gesungen haben sollen: „Uns helfe jetzt das heilige kreuz — Und das fahle ross — Und das aalnetz, — Die das gelag reich machten! — Kyrie eleison!" (*Hjaelp os nu, det hellige kors — og det blakkede hors — og den åleglib — som gilden gjorde rig! — Kyrielejs*). Wol aber müssen wir dem bischof darin recht geben, dass es eine üble gewohnheit der papstzeit war, wenn die hochzeitsgäste am zweiten oder dritten hochzeitstage, montag oder dienstag, auf den kirchhof ritten und ranten, mit pfeifen und trommeln in die kirche hineinzogen und in derselben zechten und umhertobten. Gewiss war es zeit, dass das alte heidentum abgetan wurde; aber gut ist es doch, dass wir erfahren, wie lange es sich erhalten hatte. An sich selbst weniger anstössig, aber für Palladius ein eben so grosses ärgerniss war „das gottlose kreuztragen," d. h. um acker und wiese mit kreuz und fahne herumzulaufen. Mit den faulen bettelmönchen und wallfahrern haben wir zwar kein besonderes mitleid, aber die vernichtung so vieler sicht- und hörbaren erinnerungen der vorzeit, die mit dem älteren cultus in zusammenhang standen, muss uns doch ins herz schneiden. Die reformatoren liessen es nicht genug sein, dass sie die wächsernen kinder und krücken verbranten, die vor den wundertätigen heiligenbildern aufgehängt waren; diese selbst hatten das nämliche schicksal. Jedoch éine alte gewohnheit, mit der zur papstzeit allerdings grosser misbrauch war getrieben worden, vermochte man nicht abzuschaffen, nämlich das seelgerät. Auch noch andere volkstümliche und kirchliche altertümer finden sich in dem visitationsbuche erwähnt, doch übergeht Grundtvig sie bei dieser übersicht. Dagegen macht er auf einige fernere beiträge zur kentnis jener zeit aufmerksam; wie z. b. das kapitel über die hexen zwar nichts sehr erfreuliches, aber doch ein vorzügliches stück zeitgeschichte darbietet. In der schilderung des auftretens der „klugen frau" zeigt sich des bischofs kühne laune ebenso wie in den lebendigen federzeichnungen der lustigen brüder, des freiers, des begräbnisses, des schreienden kindes, der bettelmönche und kuttenträger aller art, so wie endlich des liederlichen frauenzimmers hinter der scheune, — eine reihe dreister züge mitten in einer an vielen stellen höhern und andachtvollen vortragsweise. Auch die lateinschüler, welche auf dem lande umherziehen und betteln, nebst den hierhergehörigen persönlichen erinnerungen des bischofs so wie das Roskilder gericht oder die landgemeinde zur aburteilung von unzuchts- und ehesachen verdienen nähere beachtung. Unter den fremden wallfahrtsorten war St. Jakob von Compostella auch für Dänemark einer der berühmtesten und ebenso Wilsnack (im regierungsbezirk Potsdam) im XV. jahrhundert von Dänen stark besucht.

Demnächst bespricht Grundtvig ausführlich die einzige vorhandene handschrift des Visitationsbuches, welche etwa hundert jahre nach abfassung desselben, die um das jahr 1540 fällt, geschrieben ist, aber so viele kleine fehler und löcher enthält, dass sie durchweg eine sorgfältige kritische behandlung erforderte, wobei Palladius' andere schriften an vielen stellen von wesentlicher bedeutung waren. Grundtvig legt dann ausführlich dar, welche grundsätze er bei seiner textkritik befolgt hat. Was die bereits erwähnte, am schluss der arbeit befindliche Ordsamling (erklärung der

in der vorliegenden schrift vorkommenden schwierigen wörter) anlangt, so bemerkt er, dass dieselbe allerdings ausführlicher sei, als man vielleicht erwarten möge; inzwischen habe er die gelegenheit benutzt, um zu zeigen, wie viel, wenn man genau zusieht, aus einer so kleinen schrift jener für die geschichte der dänischen sprache so bedeutungsvollen zeit anzumerken und zu lernen, und wie ungenügend noch die sprache dieser periode durch die bisher vorliegenden hilfsmittel erläutert sei.

In dem Visitationsbuch selbst finde ich zwei histörchen angeführt, von denen das eine (p. 73) erzählt, wie ein dieb, der eben gehängt werden soll, seinen vater im letzten augenblick heranruft und ihm ein ohr abbeisst, weil er ihn nicht besser erzogen hätte. Dies mährlein stamt aus Aes. Cor. 48 *Παῖς καὶ Μήτηρ*, wo also statt des vaters die mutter eintritt; s. hierüber H. Kurz zu Burkhard Waldis 3, 39; Oesterley zu Paulis Schimpf und Ernst kap. 19 und zu Kirchhofs Wendunmuth 7, 183. — Das andere geschichtchen berichtet (p. 95), dass selbst der teufel vor den hexen furcht hat und einer solchen einst ein paar neue schuhe, die er ihr geben sollte, auf einer langen stange dargereicht habe, weil er der alten vettel nicht nahe zu kommen wagte. S. hierzu Dunlop-Liebrecht s. 503 zu Conde Lucanor no. 48; Oesterley zu Kirchhof 1, 366. In allen daselbst angeführten versionen handelt es sich jedoch stets von einem alten weibe im allgemeinen, wie es auch im deutschen sprichwort heisst: „Wo der teufel nicht hin mag kommen, da schickt er seinen boten (ein alt weib) hin.“ Simrock no. 10223; vgl. no. 10222ª: „Der teufel hat ihr ein paar rote schuhe über den bach geboten,“ nämlich an einer stange, weil er ihr nicht nahe zu kommen wagte.

Hinter dem Visitationsbuche (p. 1—134) folgt dann noch (p. 135—142) *„En Tractat om de Stycker mestendelen: som Guds Salige Ord skal holdis ved mact met, aff Guds Naade oc Miskund. Peder Palladius M. D. L. III. Til Prosterne in Synodo Roschildensi,“* eine kurzgedrängte übersicht der vorhergehenden schrift enthaltend. Demnächst folgen (p. 143—163) die kritischen anmerkungen zum text der letzteren und endlich die reiche *Ordsamling*, die fast alle sprachlichen schwierigkeiten des Visitationsbuches entfernt und eine reihe der trefflichsten sprachlichen bemerkungen bietet, zu denen ich wenigstens durchaus nichts hinzuzufügen weiss, denn das hier folgende will nicht viel bedeuten; so zu *„At aabne = blotte: mendene aabne deres hoffuider. (Jfr. obenhoffued og barfod. Danm. gl. folkev. nr. 13, A 18....“* Im lateinischen ganz ebenso: *caput aperire*, *aperto capite*. — *„At (bindeo.) = at, i betydn. af så at: 37*[23]*....; i betydn. af som: 78*[83]*.“* Letztere bedeutung wäre also eine reminiscenz des altn. *at* als pron. rel. — *„At brede sine hender onder nogens födder 133*[12] *må betyde at yde al hjaelp og omsorg; det ligner et bibelsk udtryk; men er det dog nok ikke.“* Auch im deutschen sagt man „einem die hände unter die füsse legen,“ = „auf den händen tragen,“ s. Grimm WB. 4, 352ᵇ oder als zeichen vollständiger unterwerfung, wie Sanders erklärt WB. 1, 680ᵇ. — *„Hylde oc fylde (hdskr. „hylle och fylle“) 22*[17] *står som udtryk for fuld forsörgelse och forsyning med, hvad legemet behöver, det sidste ord betegner jo maettelse med föde; det förste er da sagtens ikke = huld (i Jylland udtalt hyld, se M. D. under „hyldig“) ɔ: fedme, köd på kroppen (oldn. hold), men kommer af at hylle (oldn hylja) = indhylle, altså klaedning (jfr. oldn. hulda i betydn. af en daekke); hylde oc fylde da = klaede og föde.“* Die hier besprochene redensart hat Palladius, ein schüler Luthers und Melanchthons, höchst wahrscheinlich dem deutschen entnommen, wie sich ja auch sonst noch viele germanismen in dem Visitationsbuche vorfinden, die Grundtvig zuweilen (aber nicht immer) angemerkt hat, und daher ist wol auch das handschriftliche *„hylle och fylle“* (hülle

und fülle) die ursprüngliche lesart. Was den ausdruck selbst betrifft, so verweise ich auf meine von der obigen abweichende erklärung in Pfeiffers German. 10, 108. Zu dem dort angeführten (so wie zu Grimms RA. 670 fg.) füge noch Waltharius v. 403—7 (Grimm und Schmeller s. 16): *Dixerat „o si quis mihi Waltharium fugientem — Afferat evinctum, ceu nequam forte liciscam! — Hunc ego mox auro vestirem saepe recocto, — Et tellure quidem stantem hinc inde onerarem, — atque viam penitus clausissem vivo talentis.“* Der von Grimm RA. 672 aus Fredegar angeführten stelle entspricht eine andere in Meibom. Scr. rer. Germ. 2, 332 über Markgraf Otto mit dem Pfeil und Bischof Günther von Magdeburg; vgl. ferner einen spanischen rechtsgebrauch, angeführt von Ferd. Wolf, Ein Beitrag zur Rechtssymbolik aus spanischen quellen (Sitzungsberichte der Wiener Akad. 51, 109): *Quicumque gatum furatus fuerit, et dominus gati eum invenerit cum latrone, secundum forum dominus gati debet habere funem unius palmi, que collo gati ligata ab una parte, ab alia ligetur in quodam ligno acuto, quod debet figi ibi ubi ligatus fuerit in aliqua planicie, que LX. pedes contineat circumquaque: et latro debet cooperire milio gatum sic ligatum;* endlich auch ein russisches märchen bei Ralston, Russian Folk-Tales Lond. 1873 p. 45, wo es heisst: *„I'll make the beastie stand on his hind legs while I hold him up by his forelegs, and you shall pile gold pieces around him — I shall be content with that.“* — *„En nonnefög (hdskr. „nunfög, nundefög“) må betyde en ven (tilhaenger, tilbeder) af nonner, måske et plumpt udtryk for en nonneboler (af jysk å fogg' = engl. to fug).“* Statt des letzteren wortes lies *„fuck,“* ein ausdruck, der ja auch fast gleichlautend im Deutschen vorhanden ist. — *„At pladdere = sladre, pludre, remse ....' Pallad. andensteds: bladdere; oldn. bladra, middelalders latin blaterare.“* Letzterer ausdruck findet sich bereits in der klassischen latinität, ebenso wie *deblaterare.*

Dies ist alles was ich zu bemerken hatte und bleibt mir nur noch hinzuzufügen, dass der gelehrte herausgeber seine so vielfachen und bedeutenden verdienste um die ältere dänische sprache und litteratur durch die vorliegende arbeit, wie man leicht erkennen wird, um ein neues nicht minder grosses vermehrt hat.

LÜTTICH. FELIX LIEBRECHT.

BEKANNTMACHUNG.

Die 29. versamlung **deutscher philologen, schulmänner** und **orientalisten** wird in den tagen vom 28. september bis 1. october d. j. zu **Innsbruck** stattfinden, wozu die unterzeichneten hiemit ganz ergebenst einladen.

Indem sie die geehrten fachgenossen ersuchen, beabsichtigte vorträge sowol für die allgemeinen als auch für die verhandlungen der sectionen baldmöglichst (längstens bis 20. august) anmelden zu wollen, erklären sie sich zugleich bereit, anfragen und wünsche, welche sich auf die teilnahme an der versamlung beziehen, entgegenzunehmen und nach möglichkeit zu erledigen.

Innsbruck, im juni 1874.

Das Präsidium:

B. Jülg. W. Biehl.

I. SACHREGISTER.

II. VERZEICHNIS DER BESPROCHENEN STELLEN.

Althochdeutsche.

Mittelhochdeutsche.

Niederdeutsche.

III. WORTREGISTER.

1. Lateinisch.

2. Griechisch.

3. Gotisch.

4. Althochdeutsch.

5. Mittelhochdeutsch.

6. Neuhochdeutsch und dialekte.

7. Altfriesisch.

8. Niederdeutsch.

9. Angelsächsisch.

10. Altnordisch.

11. Norwegisch.

12. Dänisch.

Halle, Buchdruckerei des Waisenhauses.



